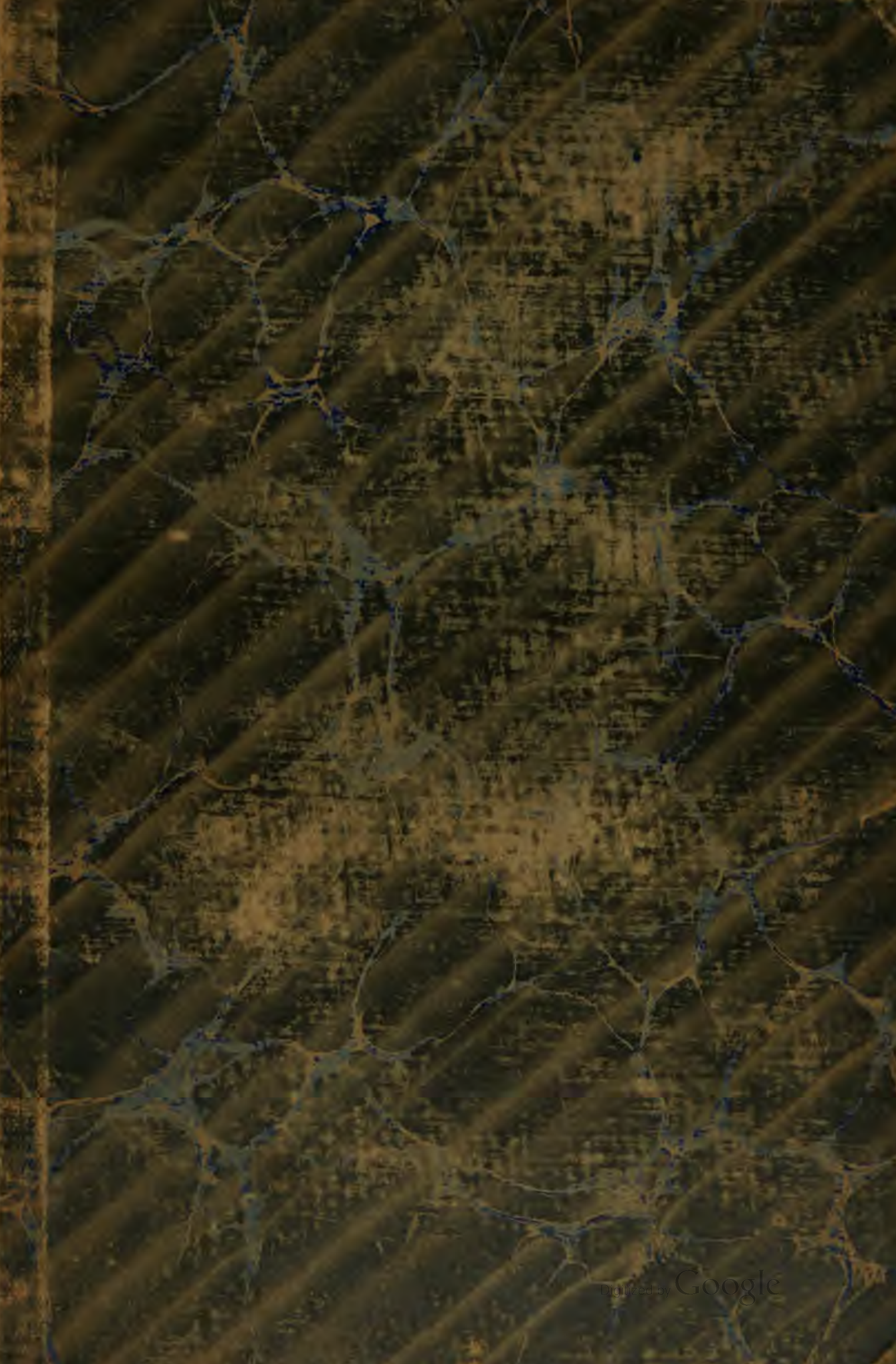
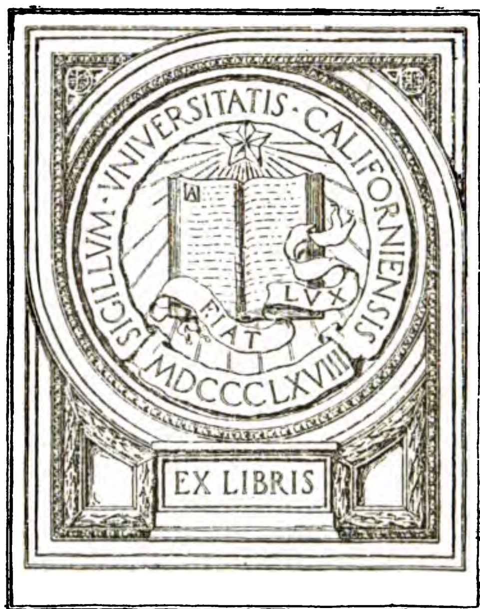
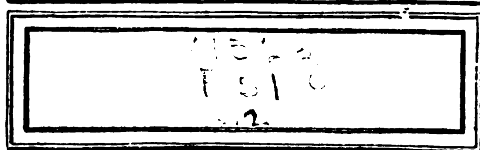



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Homer

Von

Georg Finsler

Zweiter Teil

Inhalt und Aufbau der Gedichte

Zweite durchgesehene, auf die ganzen
Gedichte ausgedehnte Auflage



Verlag und Druck von B. G. Teubner · Leipzig · Berlin 1918



Vorwort.

Einer Anregung der Verlagshandlung folgend gebe ich die Erklärung des ganzen homerischen Textes, statt mich, wie in der ersten Auflage, auf ausgewählte Stücke zu beschränken.

Eine wirkliche Interpretation Homers darf nicht nur ästhetisch, sie muß auch kritisch sein. Hauptsache bleibt die poetische Erklärung, aber der Frage nach dem Werden der Gedichte darf der Erklärer nicht aus dem Wege gehen.

„Die Ilias ist das planmäßig angelegte Werk eines großen Dichters, der die wesentlichsten Werkstücke zu seinem Bau in bereits vorhandenen epischen Gedichten fand.“ So habe ich meine Anschauung in der ersten Auflage meines Buches gefaßt und bin von ihr im ganzen nicht zurückgekommen. Die Bestrebungen der modernsten Unitarier, dem Dichter so viel als möglich von der Erfindung des Stoffes zuzuschreiben und die Annahme von Vorlagen nach Kräften abzulehnen, halte ich für verfehlt. Es erwächst dem Dichter dadurch gar keine Mehrung seines Ruhmes, sondern es erheben sich nur Schwierigkeiten, die zu überwinden auch die weitestgehende Verehrung der unbedingten Vollkommenheit Homers nicht ausreicht.

Wenn ich so das Recht der Kritik durchaus festhalte, so habe ich seit der ersten Auflage doch tüchtig umgelernt, nicht nur in Einzelresultaten. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Tätigkeit des Dichters der Ilias weit umfassender ist, als ich früher annehmen zu dürfen glaubte. Vor allem halte ich die Ilias nicht mehr für die bloße Verbindung von bereits vorhandenen, wenn auch von dem Dichter bearbeiteten Stücken. Er hat vielmehr aus fast allen seinen Vorlagen Neuschöpfungen gestaltet. Seine Tätigkeit richtig zu erfassen ist die Erkenntnis der Spuren jener Vorlagen äußerst wichtig. Sie verhilft uns auch zur richtigen Einsicht über den Aufbau des ganzen Epos. Die Ilias ist zwar qualitativ insofern nichts anderes als sonst ein Gedicht, als sie ihre Form einheitlichem poetischem Willen verdankt. Aber eine besondere Stellung nimmt sie dadurch ein, daß ihre Gestaltung durch die Vorlagen in weitgehendem Maße bestimmt wurde.

Meine gegenwärtige Auffassung vom Werden der Odyssee habe ich schon im 1. Buche dieser Auflage S. 431 mitgeteilt.

Polemik habe ich so viel als möglich vermieden; denn nach meiner persönlichen Erfahrung langweilt sie den Leser, der doch in erster Linie die Ansicht des Verfassers hören will, und dem sie das Verständnis erschwert.

Was ich im ersten Bande systematisch dargestellt habe, ist hier höchstens andeutungsweise wiederholt. Was für die Erklärung der einzelnen Stücke notwendig erscheint, aber schon dort behandelt ist, habe ich in einem kurzen Register zusammengestellt.

Mein Buch lag druckfertig vor, als Bethes „Ilias" erschien. Es war mir nicht mehr möglich, mich damit auseinanderzusetzen, und so ließ ich meine Arbeit so, wie ich sie gestaltet hatte.

Für gütige Beihilfe bei der Korrektur spreche ich meinen Kollegen, den Herren Dr. R. Ischer, E. Schneeberger und Dr. E. Tièche sowie Fräulein Dr. M. Marti, den herzlichsten Dank aus.

Bern, im August 1915.

Georg Finsler.

Georg Finsler, seit Jahren von einem heimtückischen Leiden heimgesucht, aber trotzdem in der Schule und der Wissenschaft unermüdlich tätig, ist nach kurzer Krankheit am 19. Februar 1916 unmittelbar vor vollendetem 64. Altersjahr gestorben. Der 2. Teil seines „Homer", in welchem die Inhaltsanalyse auf sämtliche Gesänge der Ilias und der Odyssee ausgedehnt ist, lag seit Anfang 1916 fertig gedruckt vor. Es fehlte nur das Register, das Herr cand. phil. Franz Löffler mit größter Sorgfalt hergestellt hat.

Obgleich dieser 2. Teil erst jetzt in den Handel kommt, verbot sich eine Bezugnahme auf die seit seiner Abfassung erschienene Literatur von selbst. So wird man vor allem das von keinem mehr als von Finsler ersehnte Buch von U. von Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer (1916) nicht erwähnt finden, aber auch mehrere verdienstliche Einzelabhandlungen nicht.

So tief das unerwartet rasche Hinscheiden Georg Finslers alle, die ihn kannten, schmerzte, so sehr dürfen wir uns freuen, daß er uns als reiffste Frucht seiner langjährigen Homerstudien dieses herrliche Buch als Vermächtnis hinterlassen hat. Möge Finslers „Homer" auch in dieser neuen, erweiterten Gestalt die Liebe zum Dichter Homer und das Verständnis von Ilias und Odyssee in so hohem Maße fördern, wie es die erste Auflage getan hat.

Bern, im August 1917.

O. Sch.

Inhaltsübersicht.

Die Ilias.

Mauerschau, Einführung der Helene, Quelle ein peloponnesisches Gedicht. Charakteristik des Priamos. Die genannten Helden mit Menelaos enger verbunden S. 33. Vertrag und Eidopfer. Zweikampf S. 35. Abschluß: Aphrodite und Helene S. 36. Über die Bucheinteilung S. 37. Buch 3 und 4 Neuschöpfung im Anschluß an ein Gedicht über den Zweikampf, dem die Mauerschau und die Szene zwischen Aphrodite und Helene fremd waren, ebenso die olympische Szene des 3. Buches S. 38.

Ilias IV. Olympische Szene. Vertrag zwischen Zeus und Here. Sendung der Athene. Warum der Dichter der Ilias die Szene einlegte S. 38. Schuß des Pandaros. Der Panzer des Menelaos S. 40. Rede Agamemnons. Machaon. Ausrücken der Troer, nicht motiviert S. 41. Epipolesis, abgerundetes Einzelstück, vom Dichter der Ilias zur Verknüpfung des Vertrages und Eidbruches mit dem Kampf des Diomedes gedichtet S. 41 ff. Der Szene mit Nestor liegt ein episches Stück kyklischer Poesie zugrunde S. 42. Gewisser Abschluß der Erzählung von Buch 3 und 4. Beginn der Schlacht. Drei in sich abgerundete Kampfszenen, zur Vorbereitung auf das Eingreifen des Diomedes S. 44.

Ilias V. Eigenartiger Charakter des Buches. Altes Gedicht vom Kampfe eines Märchenhelden gegen Götter, von Homer in die Ilias eingeführt. Erweiterung des Vorwurfs zu einer allgemeinen Schlacht, die erfolglos bleibt. Diomedes in Achilleus' Abwesenheit Hauptheld der Achäer S. 45. Glänzendes Auftreten des Diomedes, nach 22, 26. Dares. Entfernung des Ares vom Schlachtfelde. Erfolge des Diomedes S. 47. Schuß des Pandaros. Änderung der Vorlage: der Kampf gegen die Götter unter Leitung der Athene S. 48. Neuer Kampf des Diomedes. Aineias und Pandaros S. 49. Absichtlich keine Beziehungen auf den Eidbruch. Die Erbeutung der Rosse des Tros aus einem ursprünglich selbständigen Stück S. 50. Verwundung der Aphrodite. Märchen und Neubearbeitung in der olympischen Szene. Die im Märchen erzählte Bestrafung des Diomedes wird zur Drohung der Dione S. 52. Diomedes und Apollon. Das Scheinbild des Aineias. Der Zusammenhang gestört. Bedeutung der Einführung Sarpedons S. 53. Ares. Neuer Kampf. Diomedes erkennt Ares und warnt die Achäer S. 54. Tlepolemos und Sarpedon S. 55. Der Kampf des Diomedes und Ares, vom Dichter der Ilias durch das Eingreifen der Göttinnen vorbereitet S. 56. Behandlung des Märchenstoffes durch Homer S. 58. Olympische Szene S. 58. Die Uranossöhne S. 59.

Ilias VI. Fortsetzung des Kampfes S. 59. Abschluß der Kämpfe. Weisung des Helenos. Der Zorn des Alexandros, ursprüngliche Begründung von Hektors Gang in die Stadt, der übrigen Ilias fremd. Homer hat den Zug beibehalten, aber Hektors Gang neu begründet, um den Abschied von Andromache einzuführen S. 61. Episode von Glaukos und Diomedes; sie füllt die Lücke aus. Von Homer im Anschluß an eine Genealogie der lykischen Fürsten gedichtet S. 61 f. Hektor und die troischen Frauen, Untergrund zur folgenden Szene S. 62. Der Bittgang zu Athene S. 63. Hektor bei Alexandros. Zeichnung der Helene S. 64. Hektors Abschied S. 65. Abschluß durch das Erscheinen des Alexandros S. 67.

Ilias VII. Der Kampf abgebrochen. Athene und Apollon. Poetische Vorlage des Zweikampfes Hektors mit Aias; durch Homer an den Gang der Erzählung angeschlossen S. 68. Helenos. Knappheit der Darstellung S. 69. Hektor verlangt Rückgabe des Leibes des Unterlegenen; Hinweis auf den Schluß der Ilias. Vorbereitungen S. 70. Der Zweikampf, teilweise ähnlich dem des 3. Buches S. 71. Die Geschenke. Versammlung der Troer. Antenors Rede knüpft an den Eidbruch an S. 72. Idaios bei den Achäern. Diomedes verlangt mit Beziehung auf den Eidbruch Verwerfung jedes Vertrags S. 73. Die Bestattung der Toten. Lessings Erklärung von Priamos' Verbot der Klage. Abschluß der Partie von Buch 2—7 durch die fröhliche Nacht S. 74. Der Mauerbau, nachträglich eingedichtet, mit Rücksicht auf 9, 348. Gespräch zwischen Zeus und Poseidon im Stil des Dichters der Ilias S. 75.

Ilias VIII. Buch 8—10 spät in die Ilias aufgenommen, 9 und 10 ursprünglich Einzelgedichte. Das Gedicht von der Gesandtschaft spielte nicht bei Nacht

S. 76. Buch 8 als Voraussetzung zu 9 zugedichtet. Götterversammlung S. 77. Die Kerenwage. Kampfstil des Buches: einzelne Bilder, mit ganz kurzer Berührung der allgemeinen Situation. Erstes Bild, Haupthelden Diomedes und Nestor S. 78. Siegesbewußtsein Hektors. Heres Forderung an Poseidon. Agamemnons Flehen von Zeus erhört S. 79. Zweites Kampfbild: Teukros S. 80. Hektors Vordringen. Wagenfahrt der Here und Athene; Abkürzung der Schilderung des 5. Buches S. 81. Botschaft der Iris. Olympische Szene. Zeus verweist auf die Schlacht der Patroklie S. 82. Plötzliches Ende der Schlacht. Die Troer vor dem Achäerlager S. 83. Wilamowitz über das 8. Buch; er setzt 8—10 wesentlich später an als die Hauptmasse der Ilias S. 84. Ich halte 8—10 für früher aufgenommen als 13—15 S. 85.

Ilias IX. Einleitung des Gedichts von der Gesandtschaft durch den Dichter der Ilias. Heergemeinde der Achäer. Agamemnons Verzweiflung S. 85. Diomedes. Nestor. Beziehungen auf die übrige Ilias S. 86. Vorbereitung auf das 10. Buch. Nestors Rede in Agamemnons Zelt S. 87. Die Gesandtschaft an Achilleus beschlossen. Aias und Odysseus zu Achilleus S. 88. Rede des Odysseus S. 89. Antwort des Achilleus S. 90. Rede des Aias S. 93. Achilleus' Antwort, Odysseus' Bericht bei Agamemnon. Erweiterung des Gedichtes von der Gesandtschaft. Person des Phoinix. Hauptzweck von dessen Rede die Erzählung vom Zorn des Meleagros S. 94. Jugendgeschichte des Phoinix. Die Allegorie von den Bitten S. 95. Das Gedicht von Meleagros. Abschluß durch den Dichter der Ilias. Diomede S. 96. Rede des Diomedes in Agamemnons Zelt S. 97.

Ilias X. Einleitung des Einzelgedichts durch den Dichter der Ilias S. 97. Das zugrundeliegende Gedicht enthielt einen Auftrag zu dem Streifzug nicht. Mißverhältnis in dem großen Aufwand an Mitteln und dem dürftigen Resultat. Der Dichter benutzt ein zweites episches Stück, das von einem großen nächtlichen Aufgebot erzählte. Wecken der Helden S. 99. Wahl der Helden zum Spähergang, variiert die Vorbereitungen zum Zweikampf des Hektor und Aias S. 100. Rüstung. Kappe des Odysseus. Dolon S. 101. Gefangennahme Dolons. Die vielen troischen Hilfsvölker. Dolons Tod S. 102. Überfall des Lagers der Thraker S. 103. Kurzer Abschluß, ohne Rücksicht auf Agamemnons Auftrag und die Verknüpfungen mit dem 8. Buche S. 104.

Ilias XI. Zugrunde liegt ein episches Gedicht, das älter war als der Zorn des Achilleus. Wahrscheinlicher Inhalt dieses Gedichts. Es enthält Aias, nicht aber Diomedes, Odysseus, Menelaos S. 104. Das Buch von Homer vor allen andern gedichtet S. 105.

Einleitung. Eris. Rüstung Agamemnons S. 105. Rüstung der Troer. Beginn der Schlacht. Die Einleitung durch Erwähnung der Eris abgeschlossen S. 106. Aristie Agamemnons bis zur Verwundung des Königs, in drei Teilen. Erster Teil: Erlegung von drei Feindespaaren, Erwähnung des Achilleus, Abschluß durch allgemeine Schlachtschilderung S. 107. Zweiter Teil: Flucht der Troer. Sendung der Iris zu Hektor. Dritter Teil: die Antenoriden, Iphidamas und Koon. In der Vorlage verwundete Hektor selbst den Agamemnon. Rückfahrt des Königs S. 108. Höhepunkt der Handlung. Vordringen Hektors. Hemmung der Flucht der Achäer durch Odysseus und Diomedes. Dieser wirft Hektor zurück S. 109. Krönung der Heldenlaufbahn des Diomedes. Schuß des Alexandros, dessen Nachbildung im Schuß des Pandaros Buch 5 vorliegt. Charakter des Alexandros S. 110. Kampf und Verwundung des Odysseus. Menelaos. Eintreten des Aias S. 111. Wechsel der Szene. Die Schlacht „auf der Linken". Rückzug des Aias. Die Erzählung abgebrochen. Der Vorlage gehört noch der Kampf bei den Schiffen, 16, 102, S. 112. Die Vorlage schloß mit dem fluchtartigen Abzug der Achäer. Schlachtenstil des Buches S. 113.

Botengang des Patroklos zu Nestor, nachträglich zur glattern Verbindung der Patroklie mit Buch 11 gedichtet, aber vor der Aufnahme von Buch 12—15. Zur Einleitung des Botengangs die Verwundung Machaons gedichtet. Verhältnis von Nestors Rede zur Patroklie S. 114. Die Szene mit Eurypylos nach der Aufnahme

von Buch 12—15 gedichtet, um die lange Abwesenheit des Patroklos zu motivieren. Das Auftreten des Eurypylos in der Schlacht 11, 575 zur Einleitung der Schlußszene gedichtet S. 115.

Ilias XII. Zugrunde liegt ein altes Gedicht vom Kampf um die Mauer, die dadurch in die Ilias eingeführt wurde. In die Ilias vor Buch 13—15, aber auch vor 8—10 eingedichtet. Mauer und Mauersturm Erfindung des Dichters der Vorlage; die Einleitung von Hesiod benutzt S. 116. Verbindung des Mauersturms mit Buch 11. Beschaffenheit des Grabens und der Rat des Polydamas S. 117. Erweiterung der Vorlage durch die Szenen von Asios und Sarpedon S. 118. Figur des Asios der Aristie des Idomeneus entlehnt. Sein Kampf unvollendet abgebrochen S. 119. Rückkehr der Erzählung zu den Troern. Das Adlerzeichen, der Vorlage entnommen, aber im Geiste Homers behandelt S. 120. Sturm der Troer. Neue Ausweitung der Erzählung durch die Gestalt des Sarpedon; der Dichter der Ilias zieht die Aianten und Menestheus heran S. 121. Sturm des Sarpedon S. 122. Die Erzählung bricht wieder unvollendet ab, um den größten Ruhm Hektor zu lassen. Verbindung der Sarpedonszene mit der Erzählung der Vorlage S. 123. Hektor schlägt das Tor ein. Überblick über die Gestalt der Vorlage und die Arbeit des Dichters der Ilias S. 124.

Ilias XIII. Dem 13.—15. Buche liegt ein Gedicht vom Eingreifen des Poseidon zugrunde. Dessen Inhalt und Charakter S. 124. Erweiterung zu eine großen Schlacht durch den Dichter der Ilias. Scheinbare Wirrnis. Das Buch durch Homer nach Kräften an den Mauerkampf angeschlossen. Das Nahen des Poseidon der Vorlage angehörig, die von da an durch das ganze 13. Buch nicht mehr hervortritt S. 126.

Gestaltung der Schlacht durch den Dichter der Ilias. Poseidon nimmt die Gestalt des Kalchas an. Seine Mahnrede an die Aianten S. 126, dann an die „Jungen". Feine Gliederung der Rede S. 127. Erfolgreicher Widerstand der Achäer. Hektors Ansturm vergeblich. Vom Eintreten des Poseidon als Kalchas bis hierher einheitliche Dichtung S. 128. Einzelkämpfe, dann abgerundetes Schlachtenbild. Auf seiten der Achäer treten Epeier und Athener auf S. 129.

Die folgende Partie auf die „Linke der Schlacht" verlegt, während im Mitteltreffen die Lage bleibt, wie wir sie V. 205 verlassen. Der langen Episode liegt ein altes Gedicht, die Aristie des Idomeneus, zugrunde. Ihre Einfügung sorgfältig vorbereitet S. 129. Poseidon in Menschengestalt, zum Anschluß an das Vorhergehende S. 130. Gespräch des Idomeneus mit Meriones über die Tapferkeit, aus dem Eingang des Einzelgedichtes, dessen Voraussetzungen im übrigen unbekannt sind S. 131. Eintritt des Idomeneus in den Kampf. Gegensatz zwischen den Kronossöhnen Zeus und Poseidon. In der „Schlacht auf der Linken" nur Einzelkämpfe, die aber zu Gesamtbildern gestaltet sind S. 132. Taten des Idomeneus, Tod des Asios, dann stark verknüpfte Reihe von Kämpfen. Auf troischer Seite Deiphobos im Mittelpunkt. Er und Idomeneus rufen Kampfgefährten auf, die im folgenden in die Schlacht eintreten. Nach rühmlichen Kämpfen verschwindet Idomeneus, dessen Aristie damit abbricht. Von seinem Verschwinden lenkt der Dichter unsern Blick durch die Erwähnung des Ares ab S. 134. Verwundung des Deiphobos. Weitere Einzelkämpfe. Aineias. Antilochos. Letzte Szene der Schlacht auf der Linken: Mittelpunkt die Rede des Menelaos. In dem Stück manches bereits vorliegender Epik entnommen S. 135. Die Schlacht auf der Linken mit dem Tode des Euchenor abgebrochen S. 137.

Rückkehr der Erzählung zu Hektor. Die Lage widerspricht den Ansätzen des 12. Buches. Grundlage ein episches Stück, dessen Helden Athener, Epeier, Phthier, Lokrer waren; sie kommen auch vor der Aristie des Idomeneus vor. Das Stück rahmt den Kampf auf der Linken ein. Pause. Rat des Polydamas S. 138. Hinweis auf das 8. Buch, das also vor dem 13. in die Ilias aufgenommen ist. Weitere Beziehungen dazu. Hektor holt die Kämpfer auf der Linken. Gespräch mit Alexandros. Schlußbild des ganzen Buches, breit angelegt S. 139. Reden des

Aias und Hektor. Beginn des Kampfes, Ruhepunkt in der Erzählung und vorläufiger Abschluß der Kampfschilderung S. 140.

Übersicht über die Komposition des 13. Buches S. 140.

Ilias XIV. Episode des Eingangs V. 1—152. Bruchstück eines besonderen epischen Gedichts, das in der Ausgestaltung selbständig war und nicht vom Dichter der Ilias in sein Epos aufgenommen worden ist S. 141.

Berückung des Zeus. Ursprünglich keine Verbindung mit dem Auftreten des Poseidon. Die Dichtung, im Anschluß an ein Heraklesepos verfaßt, ein Werk des Dichters der Ilias S. 144. Here und Aphrodite. Hypnos S. 145. Rolle des Hypnos. Das Beilager der Götter, ursprünglich eine heilige Hochzeit des Götterpaares S. 146. Hypnos zu Poseidon. Der Waffentausch ein Stück der im Anfang des 14. Buches eingeschobenen Partie. Eintreten des alten Gedichts vom Erscheinen des Poseidon. Anschluß an das Ende des 13. Buches. Hektor durch Aias verwundet S. 147. Abgerundete Gruppe von Einzelkämpfen; allgemeines Schlachtenbild vor dem gewaltsamen Umschlag S. 148.

Ilias XV. Erwachen des Zeus. Ende der Erzählung von dessen Berückung S. 149. Weissagung des Zeus. Here im Olymp S 150. Das Verbot des 8. Buches vorausgesetzt, also Buch 8—10 vor unserer Partie in die Ilias aufgenommen. Die Sendung der Iris und des Apollon nicht als Nebeneinander gedacht S. 151. Poseidons Entfernung, Apollon zu Hektor S. 152. Ausweitung des Kampfes. Thoas. Verwendung der Athener und Epeier aus einem im 13. Buch verwendeten epischen Stück S. 153. Der Dichter der Ilias zieht die Mauer heran. Vordringen Apollons, der dann verschwindet. Hier endet die Verwendung des Gedichtes von Poseidon S. 154.

Der Kampf um die Schiffe, breites Schlachtenbild. Die Troer werfen von den Wagen, die Achäer von den Schiffsborden. Die langen Schiffslanzen S. 154. Patroklos bei Eurypylos S. 155. Neue Lage der Schlacht. Sie steht gleich. Unebenheiten der Erzählung, durch Verwendung verschiedener Darstellungen zu erklären, so der zweimal erzählte Kampf des Aias und Hektors um ein Schiff. Schlacht zwischen diesen beiden Kämpfen. Das Hauptinteresse auf Teukros vereinigt S. 156. Unter sich verknüpfte Einzelkämpfe. Hinweis auf den Ratschluß des Zeus S. 157. Entscheidungskampf, durch eine Reihe von Gleichnissen dargestellt S. 158. Kampf um das Schiff des Protesilaos. Aias im Mittelpunkt der Verteidigung S. 159.

Ilias XVI. Rekapitulierendes über die alte Patroklie. Das 16. Buch eine Neuschöpfung S. 160. Der Eingang, Anlehnung an das 11. und 1. Buch. Der Waffentausch, durch das Gedicht vom Schilde des Achilleus veranlaßt S. 161. Antwort des Achilleus in sich vollkommen abgerundet S. 162. Kampf des Aias um das Schiff, vermutlich der Vorlage des 11. Buches entstammend S. 163. Die Entscheidung in atemloser Hast erzählt, dann ruhige Vorbereitung. Die fünf Führer der Myrmidonen, die Aufzählung nach Überlieferung S. 164. Das Gebet des Achilleus. Ausrücken der Myrmidonen. Die Paionen aus der Vorlage S. 165. Kurze Schilderung der Rettung des Schiffes. Alle Achäerhelden in den Kampf einbezogen. Die Schlacht durch prachtvolle Gleichnisse belebt S. 166. Der Graben S. 167.

Der Kampf mit Sarpedon und den Lykiern nach Aufnahme des 12. Buches in die Ilias eingefügt. Keine ganz freie Erfindung. Sonst unbekannte Lykier. Amitrochitones, Krieger mit gewaltiger Mitre. Steinsarkophag der lykischen Fürsten. Grundlage ein episches Gedicht von einem in Lykien geführten Kampf; in die Patroklie eingearbeitet. Die gerade Linie der Erzählung verlassen S. 167. Göttergespräch. Tod Sarpedons. Kampf um dessen Leiche S. 168. Glaukos. Der Kampf mit dem Ganzen verbunden und zugleich davon abgehoben. Der Kampf in zwei Teile gegliedert, ganz auf troischen Boden versetzt S. 169. Ergreifender Abschluß S. 170.

Ende der Patroklie. Der Sturm auf die Mauer. Eintreten Apollons in Asios' Gestalt. Kampf um die Leiche des Kebriones, der in den Mittelpunkt tritt S. 171.

neologie nach einem alten Gedicht. Zwiegespräch S. 209. Gespräch der Here mit Poseidon. Der Ausblick auf das Königtum des Aineias stammt aus dem genealogischen Gedicht S. 210. Ende des Zweikampfes. Allgemeine Schlacht S. 211. Einzelkämpfe. Zusammentreffen des Achilleus mit Hektor. Vergleichung mit 11, 362 S. 212. Versuch des Tros, an die spätere Szene mit Lykaon erinnernd. Großartiger Abschluß S. 213.

Ilias XXI. Der Fortgang durch den Kampf mit dem Strom unterbrochen. Quelle ein Kampf mit den Paionen am Axios. Deren Held Asteropaios schon früher eingeführt S. 213. Verlegung des Kampfes vom Axios an den Skamandros. Lykaonepisode, vom Dichter der Ilias geschaffen S. 214. Großartige Stimmung der Lykaonszene S. 216. Diese nach der Szene mit Asteropaios gebildet S. 217. Erwähnung des Acheloos, nach einem Heraklesepos. Der Kampf mit dem Fluß. Der Zusammenhang durch zwei Interpolationen gestört S. 218f. Eingreifen des Hephaistos, vom Dichter der Ilias nach einer uns unbekannten Vorlage gedichtet S. 220. Die Götterschlacht S. 221.

Reminiszenzen der Götterschlacht an die übrige Ilias S. 222.

Rückkehr zur Erzählung von der Schlacht. Apollon ermuntert Agenor zum Kampf mit Achilleus S. 222.

Ilias XXII. Der Dichter isoliert die beiden Hauptthelden, Hektor und Achilleus S. 223. Das Flehen der Eltern S. 224. Wirkung der Bitten auf Hektor. Erwägung und Flucht S. 225. Die Jagd um die Mauer. Olympisches Gespräch S. 226. Ursprüngliche Bedeutung der Kerenwage. Änderung durch den Dichter der Ilias. Die Rolle der Athene S. 227. Zweikampf. Stimmungswechsel bei Hektor. Hektors Tod S. 228. Mißhandlung und Schleifung Hektors. Subjektives Hervortreten des Dichters. Abschluß. Klagen der Eltern S. 230. Auftreten der Andromache, selbständig in sich abgeschlossene Handlung. Andromaches Klage. Aufbau des Buches S. 232. Das Buch eine Neuschöpfung des Dichters der Ilias S. 233.

Ilias XXIII. Totenfeier für Patroklos, in engerem Zusammenhang mit der Klage um Hektor. Erscheinen der Seele des Patroklos. Der Abschied S. 234. Die Bestattung; finsteres Bild der Verbrennung. Die Sendung der Iris zu den Winden und ihr poetischer Zweck S. 236.

Die Wettkämpfe. Die ganze Heldengesellschaft der Ilias versammelt. Anspielung auf viele Stellen des Gedichtes. Rolle der Götter S. 237. Wagenrennen. Vorführung der Rosse S. 238. Anrede Nestors an Antilochos; ihr poetischer Zweck, die Darstellung der Fahrt zu entlasten S. 239. Die Rückfahrt. Schwierige Stelle des Weges. Wechsel der Szene. Zank zwischen Idomeneus und Aias S. 240. Streit zwischen Antilochos und Menelaos; künstlerische Anordnung und Durchführung im einzelnen S. 241. Ein Rechtshandel angehoben, aber nicht durchgeführt. Überreichung des fünften Preises an Nestor S. 242.

Faustkampf S. 242. Ringkampf. Schnellauf; Zeichnung des Aias und Antilochos S. 243. Zweikampf in Waffen. Diskoswerfen. Bogenschießen. Speerwurf S. 244.

Ilias XXIV. Das Rachewerk des Achilleus; Mitleid der Götter. Rede Apollons; Forderung an die Götter, das Denken und Handeln der Menschen zu richten S. 245. Urteil über des Achilleus Handlungsweise. Uneinigkeit der Götter. Heres eitle Einwendung durch Zeus zurückgewiesen. Sendung der Iris zu Thetis S. 246. Thetis im Olymp. Der Friede im Himmel geschlossen. Sendung der Thetis zu Achilleus, Rücksicht auf den Eingang der Ilias. Verhältnis der Sendung der Thetis zur Lösung Hektors durch Priamos S. 247. Iris zu Priamos. Der göttliche Befehl wird in der Seele des Königs zum eigenen Entschluß S. 248. Vorbereitungen zur Fahrt S. 249. Das Adlerzeichen. Sendung des Hermes S. 250. Rückkehr des Gottes, weil Priamos allein handeln soll S. 251. Priamos in Achilleus' Zelt. Die Wandlung im Herzen des Achilleus S. 252. Priamos an Achilleus' Tische; Einkehr des vollen Friedens. Nachtlager des Priamos. Briseis S. 254. Rückfahrt des Priamos. Totenklage um Hektor: Andromache, Hekabe, Helene S. 255. Hektors Bestattung S. 256.

Die Odyssee.

Literaturnachweise.

S. 1. Aristoteles, Analyt. post. II 92 b 30. II 93 b 35. Metaph. VI 1030 a 7. b 7. VIII 1045 a 12.
S. 4. Heyne, Ilias 1804 VIII S. 780 ff., s. Bd. 1 S. 356. Finsler, Homer in der Neuzeit S. 458 ff. Welcker, Epischer Cyclus I 1835 S. 125, s. Bd. 1 S. 370. Karl Otfried Müller, Geschichte der griechischen Literatur ed. Heitz 1882 S. 75, s. Bd. 1 S. 370. Jacob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte III S. 71. 77, s. Bd. 1 S. 407. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur[3] 1912 S. 12, s. Bd. 1 S. 413. Richard Hurd, s. Homer in der Neuzeit S. 350 ff.
S. 5. E. Maaß, Die Person Homers. Neue Jahrb. 1911 S. 539. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Über das Θ der Ilias. Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1910 S. 372.
S. 6. D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen 1910 S. 164 ff. H. P. Mahaffy, Ursprung der homerischen Gedichte, übers. Hannover 1881. P. Girard, Comment a du se faire l'Iliade. Revue des études grecques XV 1902 S. 229. K. Lachmann, Betrachtungen über Homers Ilias S. 6.
S. 7. E. Meyer, Geschichte des Altertums II 1903 S. 207.
S. 8. O. Seeck, Die Quellen der Odyssee 1887 S. 410, s. Bd. 1, 387. C. Robert, Studien zur Ilias 1901 S. 255, s. 1, 434. v. Wilamowitz, Griech. Literatur S. 16 und private Mitteilung v. Finsler, Homer. 1. Aufl. S. 597. F. Lillge, Komposition und poetische Technik der *Διομήδους Ἀριστεία*. Bremen 1911. G. Finsler, Das 3. und 4. Buch der Ilias. Hermes 41. 1906 S. 426.
S. 9. G. Grote, History of Greece 1864 II S. 239 ff. 1, 379. W. Leaf, The Iliad 1900 I S. 46 f. 1, 392.
S. 20. W. Düntzer, Homerische Abhandlungen S. 46. 53.
S. 21. C. Rothe, Die Ilias als Dichtung 1910 S. 172. A. Dieterich, Kleine Schriften 1911 S. 410. F. B. Jevons, The rhapsodising of the Iliad. Journal of Hellenic Studies VII 1896 S. 291.
S. 27. H. Grimm, Homers Ilias II S. 34. H. Meltzer, Griechen und Germanen. Neue Jahrb. 29. 1912 S. 185.
S. 29. B. Niese, Der homerische Schiffskatalog 1873. M. P. Nilsson, *Κατάπλοι*. Rhein. Mus. 60. 1905 S. 161.
S. 35. E. Burke s. „Homer in der Neuzeit" S. 347.
S. 40. A. Lang, Homer and his age 1906 S. 143.
S. 47. H. Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias 1904. E. Drerup, Das fünfte Buch der Ilias 1913.
S. 52. F. Albracht, Kampf und Kampfschilderung bei Homer 1886 S. 13 ff.
S. 55. C. Robert, Bild und Lied 1881 S. 118.
S. 61. H. Grimm, Homer 1890 I S. 98.
S. 71. U. v. Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 1884 S. 244. J. Spence, Essay on Mr. Pope's Odyssey 1721, vgl. Homer in der Neuzeit S. 330 f.
S. 75. Aischylos, Agamemnon 418. 433.
S. 75 ff. U. v. Wilamowitz, Das Θ der Ilias 1910.
S. 84. Robert, Studien zur Ilias S. 168. Hesiod, Theogonie 720. Pindar, Pythien 6, 28 ff.

S. 86. G. Fraccaroli, L'irrazionale nelle litterature 1903 S. 282 ff.
S. 95. A. Roemer, Aristarchs Athetesen 1912 S. 448. B. W. Leist, Altarisches Jus gentium 1889 S. 318
S. 97. Robert, Studien zur Ilias S. 495. E. Bethe, Homer und die Heldensage. Neue Jahrb. VII 1901 S. 657.
S. 101. W. Helbig, Das hom. Epos aus den Denkmälern erläutert, 2. Aufl. S. 310.
S. 102. H Usener, Heilige Handlung. Archiv für Rl. Wissensch. VII 1904 S. 334. W. Ridgeway, The Homeric Land System, Journal of Hellenic Studies VI 1885 S 319.
S. 104. E. Bethe, Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. Neue Jahrb. XIII 1904 S. 1.
S. 105. v. Wilamowitz, Geschichte der griechischen Literatur, 2. Aufl. S. 17. O. Waser, Eris b. Pauly-Wissowa.
S. 108. Robert, Studien zur Ilias S. 155.
S. 123. v. Wilamowitz, Homer. Unters. S. 245.
S. 130. A. W. Verrall, The mutiny of Idomeneus, in: The Bacchants of Euripides and other essays 1910 S. 164.
S. 131. d'Aubignac, Conjectures académiques sur l'Iliade, s. Homer in der Neuzeit S. 208.
S. 158. Christ, Präf. zur Ilias 1894 S. 41. P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 2. Aufl. 1909 S. 438.
S. 169. 16, 507 zu lesen ἐπεὶ λίπον ἅρματ' ἄνακτες.
S. 194 ff. J. Boivin, Apologie d'Homère et le bouclier d'Achille 1718, s. Homer in der Neuzeit S. 227. W. Helbig, Das hom. Epos aus den Denkmälern erläutert. 2. Aufl. S. 395. M. A. Moret, Revue Archéol. 1901 I S. 198. M. Cesarotti, L'Iliade d'Omero Bd. 7 S. 435, s. Homer in der Neuzeit S. 111. Desmarets de Saint-Sorlin, s. Homer in der Neuzeit S. 164. C. Friederichs, Die philostratischen Bilder 1860 S. 120. C. Robert, Studien zur Ilias S. 14.
S. 198. H. Brunn, Die Kunst bei Homer 1868 S. 10. Ch. G. Heyne, Homeri Carmina Bd. 7 S. 581. De clipeo Achillis. O. Benndorf, bei Büdinger, Die römischen Spiele und das Patriziat 1891 S. 47.
S. 205. U. v. Wilamowitz, Das T der Ilias. Hermes 35. 1900 S. 561.
S. 240. A. Gruhn, Der Schauplatz der Ilias und Odyssee. Heft 6 S. 90.
S. 258. U. v. Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 1884. O. Seeck, Die Quellen der Odyssee 1887. Zum Ganzen V. Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée 1902.
S. 290. Ursprüngliche Lage der Insel der Kalypso. Finsler, Homer I S. 23.
S. 298. Welcker, Die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen, Kleine Schriften II S. 1.
S. 314. U. v. Wilamowitz, Satzungen einer milesischen Sängergilde. Sitzungsberichte der Berliner Akad. 1904 S. 619.
S. 318. O. Hackmann, Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Helsingfors 1904.
S. 319. R. Heinzel, Mißverständnisse bei Homer, Kleine Schriften, hg. von Jellinek und Kraus 1907.
S. 340. G. Weicker, Der Seelenvogel 1902.
S. 400. J. van Leeuwen, Commentationes Homericae 1911 S. 85.
S. 401. E. Thraemer, Pergamos 1888 S. 8.
S. 402. C. Blinkenberg, Archäologische Studien 1904 S. 11.
S. 404. P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik[2] 1909 S. 475.
S. 414. H. Diels, Parmenides' Lehrgedicht 1897 S. 117.
S. 434. J van Leeuwen, Commentationes Homericae S. 71.

Die wichtigsten in Band 1 behandelten Gegenstände.

Die Ilias.

Aristoteles setzt in den Analytiken und der Metaphysik der Einheit dessen, was wirklich Eins ist, die der Ilias entgegen. Diese ist ihm insofern eine Einheit, als ihre Teile durch eine gemeinsame Grenze verbunden und durch innige gegenseitige Berührung zu einem kontinuierlichen Ganzen geworden sind, nicht aber eine Einheit im Sinn eines Organismus. Noch in der Poetik unterscheidet er ein Wortgefüge, das ein Einheitliches bedeutet, wie z. B. die Bezeichnung „Mensch", von einem solchen, das eine aus mehrern Teilen verbundene Einheit bezeichnet, wie die der Ilias eine ist.

Als dann Aristoteles daran ging, wider Platons Verdammungsurteil die Poesie für den besten Staat zu retten, kam ihm vor allem darauf an zu beweisen, daß die vorhandene Poesie Platons Anforderungen an das Kunstwerk vollkommen entspreche, vor allem der der Abgeschlossenheit, Ganzheit und des harmonischen Verhältnisses der Teile zueinander und zum Ganzen, wodurch das Kunstwerk zum Organismus wird. Daß die Tragödie dieser Forderung gerecht werde, war nicht schwer zu beweisen, und die Tragödie bildet ja den wesentlichsten Teil der Poetik. Größern Schwierigkeiten begegnet er beim Epos. Die Odyssee freilich ist ihm ein Muster innerer Einheit eines Kunstwerkes, der innern Einheit der Handlung. Nicht alles, was Odysseus überhaupt widerfuhr, fand Aufnahme in das Gedicht, sondern Homer baute es um eine in unserem Sinne einheitliche Handlung auf. „Gleicherweise", fügt er bei, „auch die Ilias" ohne auf die Einheitlichkeit ihrer Handlung einzutreten. Es war ihm wohl hauptsächlich darum zu tun hervorzuheben, daß die Ilias von den Schicksalen ihrer Helden nur das erzähle, was nach Notwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit miteinander zusammenhänge. Ferner stellt er in der Odyssee einen genau umschriebenen Kern fest, neben dem alles andere Episoden seien. Für die Ilias hat er das nicht getan.

Bei der besondern Behandlung des Epos, Poetik c. 23, zeigt er, daß das Epos die nämlichen Forderungen zu erfüllen habe wie die Tragödie. Die Handlung müsse dramatisch aufgebaut sein und Anfang, Mitte und Ende haben. Es dürfe nicht, wie in der historischen Darstellung, ein einheitlicher Zeitabschnitt den Gegenstand der Handlung bilden, sondern es müßten alle Ereignisse zu einem gemeinsamen Ziele zusammenwirken. Hier überrage Homer die übrigen Epiker dadurch, daß er nicht den ganzen troischen Krieg darstellte, obwohl dieser Anfang, Mitte und Ende besitze. Denn das Gedicht wäre zu groß und unübersichtlich geworden oder, wenn es in mäßiger Größe gehalten worden wäre, durch seine Mannigfaltigkeit zu verwickelt ausgefallen. Nun habe er bloß einen Teil des Krieges

herausgehoben und von den andern viele zu Episoden verwendet, durch die er das Gedicht erweiternd schmückte. Die Kykliker dagegen hätten eine einzige Person, eine einzige Zeit und eine vielteilige Handlung zum Gegenstande gemacht, und deshalb ließen sich aus Ilias und Odyssee nur je eine oder zwei, aus den Kyprien und der Kleinen Ilias viele Tragödien machen.

Der Unterschied zwischen dieser und der in Metaphysik und Analytiken ausgesprochenen Beurteilung ist nicht eben groß. Dadurch, daß die Ilias nur einen Teil des Krieges darstellt, wird sie doch noch nicht zum Organismus, da ja auch der ganze Krieg einen solchen geboten hätte. Die Beschränkung hatte also nicht den Vorzug, daß sie die Einheit der Handlung bewirkte, sondern nur den größerer Übersichtlichkeit und einfacherer Gliederung gegenüber den mit zu viel Stoff beladenen kyklischen Epen. Die geforderte dramatische Einheit wird uns nicht vor Augen geführt; ja, wenn man aus der Ilias zwei Tragödien machen kann, ist sie in Wirklichkeit auch nicht im strengen Sinne vorhanden.

Selbst an Übersichtlichkeit scheint es Aristoteles den homerischen Epen zu fehlen, Poetik c. 24. Sie sind zu lang, und man kann Anfang und Ende nicht zugleich überblicken. Er rät deshalb dem epischen Dichter der Zukunft, den Umfang seines Gedichts ungefähr auf den einer tragischen Tetralogie zu beschränken. Der leise Tadel gegen Homer, wie er hier eingeflossen ist, wird aber gleich wieder gut gemacht. Das Epos, heißt es weiter, könne, weil es erzählender Natur sei, im Gegensatz zur Tragödie viele gleichzeitig vor sich gehende Teile der Handlung zur Darstellung bringen. Hingen sie mit der Haupthandlung zusammen, so werde dadurch der Körper des Gedichtes vermehrt, und das Epos erhalte den Vorzug der größern Prachtentfaltung. Es vermöge den Hörer in wechselnde Stimmungen zu versetzen und werde durch die Mannigfaltigkeit der Episoden belebt; dadurch werde die ermüdende Eintönigkeit vermieden, die den Mißerfolg mancher Tragödie verschuldet habe.

Ganz anders tönt es Poetik c. 26 in der Untersuchung darüber, ob das Epos der Tragödie vorzuziehen sei oder nicht. Aristoteles gibt unter anderm dieser darum den Vorzug, weil sie das Ziel der Darstellung bei geringerem Umfang erreiche. Denn das rasch Aufeinanderfolgende sei angenehmer als das auf lange Zeit Verteilte. Den Widerspruch zu der frühern Auffassung erklärt Vahlen so, daß es hier Aristoteles darauf ankomme, alles geltend zu machen, was den Vorzug der Tragödie begründen könne. Das ist ja wohl ganz zutreffend. Aber von den Aufstellungen des Aristoteles können doch nicht beide richtig sein. Wenn die Tragödie durch die straffere Führung der Handlung überlegen ist, so sind an der Minderwertigkeit des Epos die Episoden schuld, die vorher als Ursache der epischen Prachtentfaltung gepriesen waren. Die innerste Meinung des Aristoteles offenbart die spätere Stelle. Er hat zu eifrig betont, daß das Kunstwerk eine organische Einheit sein müsse, als daß er im Ernste der Ilias die Einheit der Tragödie hätte zuschreiben können. So erscheint die

frühere Ausführung über die Episoden wie ein Versuch, auch das Epos zu retten.

Aristoteles sagt Poetik c. 18, die Gesamthandlung der Ilias würde sich ihres zu großen Stoffreichtums wegen nicht zur Fabel einer Tragödie eignen. Die „Vielheit der Geschichten" steht wieder im Gegensatz zur Forderung der organischen Einheit. Das spricht der Schluß der Poetik unumwunden aus. Die Darstellung der Epiker sei weniger einheitlich, was daraus hervorgehe, daß jedes ihrer Werke den Stoff zu mehrern Tragödien liefere. So komme es, daß, wenn sie einen einheitlichen Stoff behandelten, dieser bei knapper Darstellung abgehackt, bei einer dem großen Versmaß entsprechenden Behandlung verwässert werde. Schon vorher war darauf aufmerksam gemacht worden, wie schlecht sich der Oidipus des Sophokles zum Epos eignen würde. Hier ist zugegeben, daß dem Epos die organische Einheit der Tragödie gar nicht zukommen könne. Als Beispiel bringt er Ilias und Odyssee; deren Darstellung sei aus mehrern Handlungen zusammengesetzt, von denen viele selbständige Größe besäßen. Und doch, so schließt er, seien diese Gedichte, soweit es angehe, sehr gut komponiert und soviel als möglich Darstellungen einer einzigen Handlung.

Es zeigt sich deutlich, wie sehr Aristoteles danach ringt, die Einheit der epischen Handlung zu retten. Er muß zwar zugeben, daß die Ilias mehrere selbständige Handlungen enthalte, will aber auf das in Metaphysik und Analytiken mehrfach ausgesprochene Urteil nicht zurückkommen. Wenn er dem Epos die Einheit im strengsten Sinne, die des Organismus, nicht zuschreiben kann, so erklärt er den Stoffreichtum geradezu als eine charakteristische, prachtentfaltende Eigenschaft des Epos.

Schon aus den Ausführungen dieses ältesten Homerkritikers erkennt man leicht, wie eine Homerfrage entstehen konnte, ja mußte, und warum sie zuerst an der Ilias erwuchs. So wie diese sieht ein Gedicht nicht aus, dessen Stoff ein Dichter aus primitiver Sagenüberlieferung oder auch aus einfachen Liedern genommen und nach einheitlichem Plane gestaltet hätte. Ein Dichter, der von vornherein seinen Plan entwirft, kann unmöglich als Thema seines Werkes den Zorn des Achilleus ankündigen, um nach dem zweiten Drittel des Werkes dieses Thema gänzlich fallen zu lassen, und zwar zugunsten einer neuen Erzählung, die mit der ersten innerlich gar nicht verbunden ist. Denn wenn Achilleus seinem Zorn entsagt hat, so fehlt der Aussendung des Patroklos jede Begründung. Vom 20. Buche an zeigt der gesamte Schluß eine vollständig neue Orientierung in bezug auf Helden und Ereignisse, ohne daß des Zorns noch mit einem Worte gedacht wäre. Selbst wenn dieser als vergangen gilt, müssen wir uns wundern, daß ihn auch der Dichter vergessen zu haben scheint. Im Nibelungenlied bleibt uns Siegfrieds Tod bis zum Schlusse gegenwärtig, weil er treibende Ursache ist; die letzten Bücher der Ilias erfordern des Zornes zum Verständnis nicht. Auch die Lehre des Aristoteles von den Episoden hilft nicht über alles weg, weil selbst im ersten größern Teile des

Gedichts manches vorkommt, was mit dem Zorn des Achilleus in gar keiner Beziehung steht.

Eine Einheit ist die Ilias trotzdem. Sie hat durch einen einzigen Dichter ihre gegenwärtige Form erhalten. Später eingefügte Zusätze gibt es nur wenige, die Chryse-Episode, den Schiffskatalog, den Beginn des 14. Buches, die Erweiterung beim Tode des Patroklos, die Götterschlacht. In allen übrigen Partien handelt es sich darum, zu erkennen, was darin das Werk des Dichters sei.

Den Dichter packt in allererster Linie der Stoff. Es ist doch nicht zufällig, daß von den großen Epikern alter und neuer Zeit kein einziger den Stoff seines Gedichtes ganz erfunden hat, und im großen Drama steht es nicht viel anders. Man kann wohl eine Grundidee aufsuchen, aber diese ist nie das gewesen, was den Dichter in erster Linie leitete. Nie hat ein rechter Dichter eine moralische oder philosophische Idee erfaßt, um seine Poesie darüber zu spannen. Der Stoff des Epos nun ist die Heldensage, die Aristoteles ignoriert hat. Sie ist unendlich reichhaltig und bietet infolge ihres Erwachsens bei verschiedenen Stämmen eine Mannigfaltigkeit von Helden und Geschichten. Aber Homer hat selten oder nie aus der Sage unmittelbar geschöpft, sondern es hat ihm, wie die Ilias zeigt, das Sagengut bereits dichterisch gestaltet vorgelegen. Viel davon, obschon durchaus nicht alles, bezog sich auf den troischen Krieg; nicht aber auf den Zorn des Achilleus.

Immer mehr hat sich die Auffassung Bahn gebrochen, die in dem unruhigen Meere der Homerkritik schon seit langer Zeit immer wieder als Lösung verkündet worden ist. Heyne, Welcker, Karl Otfried Müller lassen einen hervorragenden Dichter eine Menge vorhandenen Materials zu einer Einheit zusammenfassen. Jacob Burckhardt nimmt an, es hätte ihm die Zeichnung der Charaktere bereits zum Teil vorgelegen. Wilamowitz hält sogar für möglich, daß schon vor ihm Komplexe von Begebenheiten zusammengefaßt waren, an deren Fugen er dann nicht mehr stark gerüttelt hätte.

Wer meint, es geschehe dadurch dem Werte des Dichters Abbruch, der muß den neuesten Unitariern zustimmen, die den wahren Homer zu retten glauben, wenn sie ihm selbst eine möglichst große Menge des Stoffes zuschreiben. Aber das ist nichts als eine unzulässige Verschiebung der Frage nach der Einheit der Ilias. Nie ist auf der Welt die Erfindung, sondern stets die Behandlung des Stoffes Aufgabe und Ziel des wahren Dichters gewesen, ja der feinsinnige Richard Hurd hat in dieser Tätigkeit geradezu das Wesen der poetischen Erfindung erblickt und sich dafür auf Homer und Shakespeare berufen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Ilias auch manche, ja manche hervorragende Szene enthält, die auf Erfindung ihres Dichters zurückgeht. Wir werden im einzelnen darauf zu sprechen kommen.

Heyne hat die Tätigkeit des zusammenfassenden Dichters darin erkannt, daß er das ganze Epos dem Zorne des Achilleus unterordnete und

unter die Fügung der Götter stellte. Seine Auffassung halte ich im großen und ganzen für unanfechtbar. Die Interpretation der einzelnen Bücher hat mich jedoch mehr gelehrt und weitergeführt. Vor allem habe ich erkannt, daß die Homer vorliegenden Gedichte verhältnismäßig kurz gewesen sein müssen. Mit einer gleich zu erwähnenden Ausnahme ist kein einziges davon wörtlich in die Ilias aufgenommen, sondern sie sind von Homer ausgestaltet und dem Stile seiner Darstellung angepaßt worden. Die genannte Ausnahme bilden die Gesandtschaft im 9. und die Dolonie des 10. Buches. Aber diese sind gedichtet worden, als eine bedeutende Masse unseres Epos bereits vorlag und die Dichter sich an dessen Stil anlehnen konnten. Manches kleinere Stück verrät Herkunft aus einem selbständigen Gedicht, ohne daß wir seinen ursprünglichen Zusammenhang nachweisen könnten.

Bekannt ist, wie verschieden die Schlachtenstile scheinen. Es wird sich aber aus meiner Darlegung zeigen, daß ihre Verschiedenheit aus der Aufgabe zu erklären ist, die der Dichter zu lösen hatte. Nicht ein einziges Schlachtenbild gibt es, das nicht eine wohlüberlegte Komposition zeigte. Je nach der gestellten Aufgabe sind sie vielleicht mehr oder weniger hinreißend oder ansprechend, aber nicht mehr oder weniger „homerisch". Auffallend gleichartig sind sie doch schon darin, daß sie aus dem einfachen von der Vorlage gebotenen Kampf eine breite Schlacht entwickeln. Der Dichter hat den von ihm erfundenen Zorn des Achilleus verwendet, um während der Kampfenthaltung des Helden den allgemeinen Krieg in gewaltiger Ausdehnung vorzuführen.

Für das Verständnis der Komposition des Ganzen hilft uns eine Beobachtung weiter. Ernst Maaß hat darauf aufmerksam gemacht, daß Wieland erzählt, er habe im Laufe der Jahre am Oberon mannigfache Erweiterungen zugedichtet. In einem Punkt ist eine solche nachträgliche Erweiterung durch Wilamowitz nachgewiesen, der gezeigt hat, wie die selbständigen Gedichte des 9. und 10. Buches in einen bereits bestehenden Zusammenhang eingereiht wurden. Ich glaube, daß das durch den Dichter der Ilias geschehen sei.

Auf jeden Fall erwächst uns die Aufgabe zu fragen, was Homer zum eigentlichen Kern seines Gedichtes gemacht habe. Wir kommen damit nicht auf eine frühere Urilias hinaus, weil wir Homer für den Dichter der ganzen Ilias halten und die Spuren seiner Tätigkeit überall wiederfinden. Wohl aber dürfen wir das Fundament suchen, das er zu seinem Bau gelegt hat. Es muß mir gestattet sein, meine Auffassung schon hier in den Hauptzügen festzustellen. Auf das Einzelne werde ich im Kommentar einzutreten haben. Auszugehen ist von dem Punkte, an dem die Erzählung die große Lücke zeigt, von der durch den Dichter nicht begründeten Aussendung des Patroklos.

Patroklos sagt 16, 36 zu Achilleus, wenn er in seinem Herzen einen Götterspruch fürchte, so möge er ihn in den Kampf entsenden und ihm die Myrmidonen mitgeben. Die Vermutung des Patroklos, Achilleus

könnte sich vom Kampfe fernhalten, weil ihm vor der Erfüllung seines Geschickes graut, ist wunderbar schön, steht aber in unlösbarem Widerspruch zur Handlung der Ilias, da sie von dem Zorn des Achilleus nichts weiß. Ich bin überzeugt, daß wir hier die älteste Fassung der Patroklie vor uns haben. In welchen Zusammenhang diese gehörte, hat Mülder wohl richtig gesehen. Er schließt aus dem Umstand, daß Patroklos 16, 287 zuerst auf Paionen eindringt, auf einen Kampf der Thessaler an der thrakischen Küste. Das alte Motiv von Achilleus' Kampfenthaltung behielt der Dichter bei und flocht es in die Rede des Patroklos ein, ja er vermehrte es durch die Frage, ob Thetis ihrem Sohne noch einen weitern Göttersprnch mitgeteilt habe. Er läßt Achilleus diese Vermutung rund ablehnen und dem Patroklos klarmachen, daß er sich um der Beleidigung durch Agamemnon willen vom Kampf zurückgehalten habe. Das bedeutet den Anschluß der Patroklie an den Zorn des Achilleus, und die neue Verbindung wird eine Weile lang festgehalten und stark betont. Dann sagt Achilleus, er habe dem Zorn entsagt, schickt aber doch den Patroklos allein aus, ohne das im geringsten zu motivieren. Das ist entschieden ein Kunstfehler, darauf zurückzuführen, daß der Dichter die Notwendigkeit einer für die neue Lage zutreffenden Begründung übersehen hat. In der Vorlage war die Aussendung des Patroklos hinreichend begründet.

Als der Dichter die Patroklie an den Zorn des Achilleus anschloß, bestand also das 1. Buch schon, durch das er die Kampfenthaltung des Peliden neu motivieren wollte. Schon vor zwanzig Jahren habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Begründung, die das 1. Buch gibt, dem Epos vom Zorn des Meleagros nachgebildet ist. Erst nachträglich sehe ich, daß bereits Mahaffy im Epos von Meleagros die Vorlage der „Achilleis" erblickt hat. Nun macht es Paul Girard, dessen Folgerungen ich mich sonst nicht anschließen kann, wahrscheinlich, daß der Streit der Helden, ein der epischen Poesie sehr vertrautes Motiv, einer verhältnismäßig späten Entwicklungsstufe der Poesie angehören müsse; es föchten da nicht mehr bloße Individuen, sondern Prinzipien; wir hätten nicht mehr naive Erzählung, sondern Reflexion. Jedenfalls ist die Exposition der Ilias jünger als die alte Patroklie.

Seit Lachmann betrachtet die Kritik den zweiten Teil des 1. Buches als eine Fortsetzung des ersten. Ich bin von dieser Auffassung zurückgekommen. Wenn im Anfang Here, Apollon, Athene zugegen waren, es aber plötzlich heißt, sie seien gestern zu den Äthiopen gereist, so hat dergleichen noch keinen Dichter und keinen unbefangenen Hörer gestört. Daß die genannten Götter selbständig handeln und der Götterstaat des zweiten Teils scheinbar nicht vorausgesetzt wird, hat seine Parallele in zahlreichen Partien der Ilias. Bedeutender scheint, daß Achilleus 16, 236 sagt, Zeus habe sein Flehen gehört und ihm Ehre erwiesen. Aber hier erklärt der Scholiast schön, Achilleus betrachte die von Thetis vorgebrachte Bitte als seine eigene, denn er habe doch Thetis zu Zeus geschickt. Die Richtigkeit der Erklärung wird dadurch erhärtet, daß 18, 75, in einem unzweifelhaft dem Dichter der Ilias gehörenden Stücke, Thetis den Achilleus erinnert,

wie sein Gebet, das er mit erhobenen Händen an Zeus gerichtet, in Erfüllung gegangen sei. Ich sehe deshalb keinen Grund mehr, daran zu zweifeln, daß der Dichter der Ilias der Verfasser des ganzen 1. Buches ist.

Für die Sinnesänderung des Achilleus war nach dem ganzen Verlaufe des 1. Buches eine Niederlage der Achäer notwendig. Wo der Dichter diese fand, lehrt der Beginn des 16. Buches hinlänglich. Patroklos berichtet dem Achilleus nichts von den wichtigen Ereignissen des 12.—15. Buches, nichts von der zweimaligen Erstürmung des Lagerwalls durch die Troer, ihrem Eindringen in das Schiffslager, dem Kampf um das Schiff des Protesilaos. Alles, was er erzählt, geht auf die durch das 11. Buch geschaffene Lage. Eine einzige Stelle scheint die Kenntnis der Gesandtschaft im 9. Buche vorauszusetzen. Achilleus sagt, er hätte gemeint, er würde den Zorn erst fahren lassen, wenn Schlachtlärm und Kampf bis zu seinen Schiffen gelangte. Diese Absicht spricht er auch bei der Gesandtschaft Aias gegenüber aus, womit er dessen Tadel gegenüber einlenkt. Es wundert mich jetzt, daß noch niemand der Gedanke gekommen ist, es könnte die sehr ausgeweitete Fassung des Entschlusses im 9. Buche aus unserer Stelle stammen. Hier beruft sich Achilleus keineswegs auf einen Ausspruch, den er je getan. Wir haben eine gute Erfindung des Dichters vor uns: Achilleus gibt nach, obschon er es anders gemeint hatte. Das hat dann der Dichter der Gesandtschaft geschickt verwertet. Die ganze Patroklie zeigt sonst deutlich genug, daß ihr diese noch unbekannt ist.

Die Handlung des 11. Buches schließt mit V. 574 ab. Welches der Schluß der Vorlage war, erhellt aus dem Worte des Zeus V. 192, er werde Hektor Sieg verleihen, bis er zu den Schiffen gelange und die Nacht einbreche. Die Weissagung geht in unserer Ilias nirgends in Erfüllung. Erwägen wir sie ohne Rücksicht auf das ganze Gedicht, so kann sie nicht wohl etwas anderes bedeuten als die vollkommene Niederlage der Achäer, die verloren sind, wenn Hektor bis zu den Schiffen vordringt und erst die Nacht seinem Wüten ein Ende macht. Für die Vorlage des Dichters halte ich ein sehr altes Gedicht, das der von Eduard Meyer vermuteten historischen Unterlage des troischen Krieges am meisten entsprach. Agamemnon landet, dringt siegreich vor und wird verwundet. Darauf ist Hektor siegreich und treibt die Achäer zu den Schiffen. Wahrscheinlich zogen die Geschlagenen ab. Die Annahme ist fast nicht zu umgehen, daß von den Troern ein Schiff in Brand gesteckt wurde, das Aias bis zum letzten Augenblick verteidigte. Ein Stück davon hat der Dichter der Ilias 16, 102 in die Patroklie eingefügt.

Den unglücklichen Schluß konnte er natürlich nicht brauchen und brach deshalb in dem Momente ab, wo das Eingreifen des Patroklos noch Wert haben konnte. Er hat mehr getan. Das 11. Buch ist nicht seine unveränderte Vorlage, sondern ein Neubau auf dem alten Grunde. Inhaltlich bereichert hat er es vor allem durch die Gestalten des Diomedes und Odysseus.

So hätten wir den ersten Wurf vor uns: eine Urilias im Sinne des Urfaust, eine Verbindung des Auszugs des Patroklos mit dem Zorn des Achilleus und einem Schlachtenbilde, das von Achilleus nichts wußte. Für den Abschluß des Ganzen gab ein großartiges Gedicht die Richtung. Schon Seeck hat darauf aufmerksam gemacht, daß in der Ilias beständig auf den Tod des Achilleus hingedeutet wird, und nimmt an, dieser einzig wirkliche Abschluß der Geschichte habe in einer vollständigen Ilias nicht fehlen können. Robert läßt seine Urilias mit des Achilleus Tode schließen. Wilamowitz erkennt ein Gedicht, in dem Achilleus Hektor erlegte, zu den Schiffen schleifte, dort zerstückte und den Hunden vorwarf, dann aber beim Sturm auf Ilios den Tod fand. Ich halte das für sehr wahrscheinlich, nur ist mir nicht erwiesen, daß in diesem Gedichte die Mißhandlung Hektors die Rache für Patroklos war. Eine Beziehung zur Patroklie kann, wenn deren Vorlage am Axiosflusse spielte, erst durch den Anschluß an unsere Ilias eingeführt sein; darin hat Mülder ohne Zweifel Recht. Sobald aber Hektor der war, der Patroklos tötete, so erschien seine Mißhandlung von selbst als Rache des Achilleus, und das alte Gedicht von dessen Tod trat zur Patroklie in engste Beziehung. Der Dichter der Ilias muß es lange intakt gelassen haben, samt der Schändung des Leichnams. Denn im 17. und 18. Buche droht Hektor und fürchten die Achäer fortwährend, er werde dem toten Patroklos den Kopf abhauen und den Leib den troischen Hunden vorwerfen. Das bietet so, wie die Ilias jetzt ist, den unerträglichsten Widerspruch, und die stoischen Interpreten fanden nicht ohne Grund, es geschehe Hektor ganz recht. Der versöhnende Schluß ist erst später hinzugetreten.

Wir erkennen den durch die zu einem Ganzen verbundenen Gedichte gespannten Rahmen des Epos. In diesen komponierte der Dichter weitere Stoffe hinein. Die erste der Erweiterungen bilden das 2.—7. Buch, durch welche die Ilias erst recht zum Epos von Ilios geworden ist. Ihren Kern hat sie in der Aristie des Diomedes, die auf märchenhaftem Grunde ruht und zu einem mächtigen Schlachtenbilde gestaltet wurde. Wenn ich annehme, erst der Dichter der Ilias habe Diomedes in den troischen Kreis eingeführt, so widerspricht dem nicht, daß er das 5. Buch erst nach dem 11. gestaltet hat. Alle Wahrnehmungen weisen darauf hin, daß ihm die vorhandene epische Poesie vom Beginn seiner dichterischen Tätigkeit an vollkommen vertraut war, und so konnte er die Einführung des Diomedes längst ins Auge gefaßt haben, ohne indessen die Ausweitung der Märchendichtung zuerst in Angriff zu nehmen. Es läßt sich zeigen, daß die 11,369 erzählte Verwundung durch den Pfeil des Alexandros, mit der er des Tydiden Heldenlaufbahn abschließt, von ihm selbst durch den Bogenschuß des Pandaros 5, 95 variiert worden ist.

Der Diomedesschlacht geht eine große Vorbereitung voran, der vor allem ein Gedicht vom Vertrag und dessen Bruch zugrunde lag. Das Hauptgewicht lag darin auf dem unbedingten Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit und der Zuversicht, dem Eidbruch werde sicher die Vernichtung von Troja

folgen. In seiner Neuschöpfung führt uns der Dichter die wichtigsten Personen auf troischer und achäischer Seite vor, mit liebevoller Charakterisierung. Zu dem prachtvollen Bilde der Mauerschau war er durch ein peloponnesisches Gedicht angeregt, auf das er selbst hinweist. Vor allem aber führt er den Vertragsbruch auf die Ungerechtigkeit der Götter zurück. Der Rundgang Agamemnons gipfelt in der Einführung des Diomedes, des Helden des 5. Buches. Die Kämpfe des 6. Buches unterbricht Hektors Gang in die Stadt, der in einer Vorlage mit einem Zorn des Alexandros motiviert war, aber so, wie er jetzt vorliegt, fast ganz ein Werk unseres Dichters ist. Er hat auch aus einer lykischen Genealogie die schöne Einlage geschaffen, welche die im Kampf entstandene Lücke auszufüllen bestimmt ist, das Gespräch des Glaukos und Diomedes. Die Schlacht wird im 7. Buche durch den Zweikampf des Aias und Hektor abgeschlossen, der in einem sehr alten Gedicht erzählt war, aber eine gründliche Durchbildung erfahren hat. Im Schluß, dem Waffenstillstand mit der Bergung der Toten und der Tafelfreude der Achäer, ist nur der Bau der Lagermauer erst später zugedichtet.

Das 2. Buch ist in engem Anschluß an das erste gedichtet, bildet aber mit diesem keine engere Einheit. Es gehört vielmehr, wie Grote richtig erkannt hat, zu den folgenden Büchern 3 bis 7, zu denen es die Vorbereitung bildet. Leaf nimmt an, es habe in einer ursprünglichen Fassung das 11. Buch gleich an den Traum Agamemnons angeschlossen. Aber dann muß er den Anfang des 11. Buches wegschneiden und dadurch den straffen Aufbau der Aristie Agamemnons zerstören.

Sehr früh ist der Botengang des Patroklos zu Nestor gedichtet worden, der eine engere Verbindung der Patroklie mit dem 11. Buche herstellen soll. Ihn einzuführen ist die Verwundung Machaons und des Eurypylos erfunden. In dem Rate, den Nestor Patroklos gibt, ist es wichtig, daß dieser in den Waffen des Achilleus ausziehen soll. Der Waffentausch wurde erst notwendig, als der Dichter den Schluß des 18. Buches, den Schild des Achilleus, in sein Epos aufnahm. In der Vorlage der Patroklie fand er sich noch nicht, wohl aber in der uns vorliegenden. Patroklos bittet Achilleus 16, 40 um seine Waffen, Achilleus gewährt sie ihm, und die Troer glauben V. 281, Achilleus erscheine im Kampfe. Sonst hat die engere Patroklie das Motiv nicht verwendet. Wohl aber beherrscht es die folgenden Bücher in bedeutendem Maße. Es gipfelt in dem Gang der Thetis zu Hephaistos und tritt auch nachher mehrfach hervor. Ob das Einzelgedicht vom Schild des Achilleus ursprünglich für die Ilias gedichtet sei, läßt sich nicht sagen.

Nach dem Botengang des Patroklos nahm der Dichter den Bau der Mauer auf, die den frühern Stücken nicht bekannt war. Es liegt ein altes Gedicht vor, dessen Eingang unversehrt erhalten ist, das aber zu einem breiten Schlachtenbild ausgeweitet wurde. Im Mauersturm treten neben Hektor, den das alte Gedicht allein kannte, Asios und Sarpedon.

Den Mauerbau kannte der Dichter der Gesandtschaft an Achilleus

im 9. Buche. Der Dichter der Ilias, der Buch 9 und 10 zu einer Einheit verband und durch die Neudichtung des 8. Buches einleitete, fügte in das Ende des 7. Buches den Mauerbau ein, um das Wort des Achilleus 9, 349 über die Mauer vorzubereiten.

Aus einzelnen Andeutungen und dem ganzen Ton des 13. bis 15. Buches möchte ich schließen, daß diese erst nach Einfügung von Buch 8 bis 10 gedichtet worden sind. Sie gehen auf ein altes Gedicht zurück, das seinem Inhalt nach dem 11. Buche parallel war und einen ersten Kampf der gelandeten Achäer besang. Poseidon führt sie zum Streit, während Zeus abgewandt nach Norden blickt. Hektor wird von Aias verwundet. Wie Zeus die Augen wieder zur Troas kehrt, läßt er durch Iris Poseidon mahnen, ins Meer zurückzukehren, und sendet Apollon den Troern zu Hilfe. Der Dichter schließt die Vorlage an das 12. Buch an, entwirft im 13. das Bild einer gewaltigen, aus einem Gedicht über die Aristie des Idomeneus erweiterten Schlacht, führt im 14. Buche die Berückung des Zeus durch Here ein, teilweise in Anlehnung an ein Herakleseepos, und läßt im 15. Buche die Troer unter Apollons Führung siegreich sein. Im Schluß des Buches, dem Kampf um die Schiffe, sind die Spuren verschiedener Versionen dieses Ereignisses sichtbar, doch ohne den einheitlichen Eindruck aufzuheben. Dann tritt die Patroklie ein.

Das 17. Buch zeigt eine Erweiterung des Kampfes um des Patroklos Leiche zu einer großen, durch Episoden ausgeschmückten Aktion. Es ist, wie das folgende 18. Buch, fast ausschließlich das Werk des Dichters der Ilias. Er läßt Achilleus sich zum Kampfe erheben, Hephaistos ihm die Waffen schmieden und dichtet im 19. Buche die durch Odysseus' klugen Rat vollständig werdende Versöhnung der entzweiten Helden.

Jetzt kann der Entscheidungskampf kommen. Aber er wird durch zwei große Episoden verzögert. Die erste ist die auf einer Genealogie der Anchisiaden beruhende Begegnung des Achilleus mit Aineias im 20. Buche, die zweite der Kampf mit dem Flusse, dem ein Gedicht von der Schlacht der Myrmidonen mit den Paionen am Axios zugrunde lag. In diesen ist die herrliche Szene des Lykaon von unserem Dichter hineinkomponiert. Woher er auf den eigentlichen Kampf des Achilleus mit Skamandros unter Mitwirkung der Here und des Hephaistos geführt wurde, läßt sich nicht sagen.

Jetzt, am Ende seines Werkes, geht der Dichter daran, den Tod Hektors unter einen ganz neuen Gesichtspunkt zu stellen. Er kämpft gegen die Mißhandlung der Toten, an der er früher nichts Arges gefunden hatte. Zu diesem Zwecke schuf er das alte Gedicht vom Tode des Achilleus vollständig um. Das 22. Buch erwähnt den Tod der Priamiden Polydoros und Lykaon, von deren Untergang wir in Buch 20 und 21 hören. Es nimmt Bedacht auf den 18, 249 erteilten Rat des Polydamas, in die Stadt zurückzukehren, und erneuert in herzlichster Wärme das im 6. Buche gezeichnete Bild der Andromache. Es erscheint, bis auf die Wägung der Todeslose, als eine vollständige Neuschöpfung. Wenn es das Schwergewicht auf Hektors Be-

stattung verlegte, so mußte der Tod des Achilleus fortfallen, um so mehr, als der Pelide in dem herrlichen letzten Buche eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war. Bei der Bestattung des Patroklos im 23. Buche benutzt der Dichter einen frühern, ihm selbst nicht mehr ganz verständlichen Bericht über die Totengebräuche alter Zeit. In den Wettkämpfen versammelt er noch einmal die ganze Heldengesellschaft der Ilias, in die er seiner Rosse wegen auch den sonst nicht genannten Eumelos einreiht. Das letzte Buch endlich kündigt den Frieden im Himmel und auf Erden und klingt in dem dreifachen Preise Hektors aus.

Die letzten drei Bücher sind vielleicht ein Werk des alten, gereiften Dichters. Der Gedanke des Friedens, der durch Hektors Lösung in die tränenreiche Welt kommt, würde dafür sprechen.

Das Verlangen, daß sein Leib nach seinem Tode zurückgegeben werde, hat Hektor schon 7, 77 gestellt. Das gibt einen Einblick in die Arbeitsweise des Dichters. Er hat die Stelle erst nach dem Abschluß des Ganzen verfaßt, um schon an diesem Orte auf die endliche Krönung seines Werkes hinzuweisen. Auch sonst hat er Zusammenhänge nachträglich erweitert, wie im 16. Buche durch die Erwähnung der Teilnahme des Sarpedon und Glaukos am Mauerkampfe geschieht, oder durch die Einfügung des Mauerbaues in das Ende des 7. Buches. Mehrfach sehen wir aber auch, daß er ein einmal geschaffenes Stück so läßt, wie es ist. Die Patroklie behält ihren Anschluß an das 11. Buch, und die Stellen, welche die Gesandtschaft nicht kennen, werden nicht nachträglich ausgeglichen.

Außer den ihm vorliegenden Gedichten, auf die wir aufmerksam geworden sind, muß er auch andern Einzelheiten entnommen haben. Darauf führen die Boioter, Epeier, Lokrer und Athener im 13. Buch. Der „dem Ares liebe“ Menelaos heißt plötzlich einmal ein „weicher Kämpfer“. Er erzählt 17, 24 auch, Hyperenor habe ihn den schlechtesten Kämpfer der Danaer genannt, während da, wo er den Hyperenor erlegt, davon nichts verlautet 14, 516. Idomeneus und Meriones stehen nicht immer im nämlichen Verhältnis zueinander. Die Ursache des Grolles des Alexandros gegen die Troer 6, 326 ist gänzlich unbekannt, ebenso wodurch sich derselbe Alexandros den Vorwurf des Betrügers und Mädchenjägers verdient hat. Die Beispiele könnten leicht vermehrt werden. Auf eine reiche epische Poesie weisen auch die vielen Namen von Helden der Stämme, der Achäer sowohl als besonders der Troer und ihrer Bundesgenossen. Man versucht wohl neuerdings, sie soviel als möglich zu Erfindungen des Dichters zu stempeln. Aber ein etymologisch erklärbarer Name braucht noch nicht erfunden zu sein, sonst wäre selbst die historische Überlieferung aller Zeiten übel dran. Wie reich die epische Produktion der Zeit war, zeigt schon der Anfang des 14. Buches, wo ganz nachträglich durch irgendeinen Spätern eine neue Fassung des Mauerkampfs in die Ilias eingefügt worden ist.

Ilias I.

Das Buch eröffnet die Aufforderung des Dichters an die Muse, den Zorn des Achilleus zu singen. Ganz allgemein werden die Folgen des Zornes angedeutet, um deren Bezeichnung als eines „fluchwürdigen" zu rechtfertigen; der Dichter spricht nur von dem Unheil, das er über die Achäer brachte, und läßt die Troer ganz aus dem Spiel. In grimmiger Resignation schließt er, es habe sich ein Ratschluß des Zeus erfüllt. Fluchwürdig war der Zorn, aber Zeus wollte es so. Das Urteil geht auf die ganze Geschichte, nicht auf das Versprechen, das Zeus der Thetis gibt.

Als Ausgangspunkt der Erzählung nennt der Dichter die Entzweiung der Fürsten und hebt dann mit der Frage, welcher der Götter den Streit veranlaßt habe, neu an. Daß das Apollon gewesen sei, ist genau genommen unrichtig, denn des Gottes Eintreten für Chryses ist nur die mittelbare Ursache des Streites. Das Epos vom Zorn des Meleagros, die Vorlage Homers, stellte den Zorn der Artemis voran, und dem folgt unser Dichter in seiner Einleitung. V. 1—7.

Sogleich beginnt die Erzählung, der nicht ein einziges orientierendes Wort über den Schauplatz der Handlung und die auftretenden Personen vorangeht. Es werden nicht einmal alle mit Namen genannt. Daß Atreus' Sohn Agamemnon, der Leto und des Zeus Sohn Apollon ist, wissen die Hörer. Anders geht der Dichter im Verlaufe mit Nestor vor, den er sehr eingehend und liebevoll einführt. Auch was das Heer der Achäer da will, wird als bekannt vorausgesetzt; ganz gelegentlich erfahren wir aus Chryses' Worten, daß die Achäer die Stadt des Priamos zerstören wollen.

Der Priester tritt als Schutzflehender auf, aber Binde und Zepter zeigen ihn in Apollons Schutz. Auch verfehlt er nicht zur Ehrfurcht vor dem Gotte zu mahnen. Der Wunsch im Eingang, die Götter möchten den Achäern verleihen Troja zu nehmen, ist neben dem Lösegeld gewissermaßen ein Gegengeschenk. Aber obwohl ihm das Heer „Worte von frommer Bedeutung" zuruft und dem Priester willfahren möchte, weist ihn Agamemnon mit drohenden Worten ab und mißachtet so den Priester wie dessen Gott. Die Sätze kommen stoßweise daher, wie in der Rede der Zornigen zu geschehen pflegt. V. 8—32.

Schweigend wandelt der Abgewiesene am Meeresstrande dahin und betet zu seinem Gott um Rache. Sein Gebet bindet Apollon, weil dieser seinem Priester verpflichtet ist. Nicht nur auf das schuldige Haupt des Königs, sondern auf das ganze Heer ruft Chryses die Rache herab, und Apollon hört ihn. So wird auch für die Verstocktheit des Pharao ganz Ägypten mit Plagen heimgesucht, und in Sophokles' Oidipus leidet das ganze Land für den Frevel des Königs.

Furchtbar ist die Schilderung des herannahenden Gottes, zusammengefaßt in das kurze Wort: „Er kam der Nacht gleich." Wie das homerische Gleichnis nicht Personen und Sachen, sondern Handlungen in Parallele setzt, so wird nicht der Gott mit der Nacht verglichen, sondern sein Kom-

men mit dem der Nacht. Er wandelt einher, wie die Nacht kommt, unheimlich, unentrinnbar. Keinen Zug hat der Dichter verwendet, um den Gott selbst zu schildern, und dadurch ist das Schauerliche ins Unerhörte gesteigert. Seine Waffen sind belebt, die Pfeile klirren im Köcher, der Bogen klingt, die Geschosse fliegen durch das Heer. Maultiere und Hunde erliegen zuerst, wie nicht selten einer Seuche ein großes Sterben unter den Haustieren vorhergeht. In drei Versen erfolgt die Schilderung der Pest. Damit ist die Exposition abgeschlossen, die in ihrer Gedrängtheit mächtig wirkt. Der Dichter hat Eile, zur Sache zu kommen, aber seiner Umsicht ist nichts entgangen. V. 33—52.

Von Here, der Schutzgöttin der Argeier, angeregt, beruft am zehnten Tage Achilleus die Heergemeinde. Der Eingang seiner Rede zeigt, daß sich die Begebenheiten mitten im entfesselten Krieg ereignen. Auch Zeus sagt später V. 521, Here werfe ihm die Begünstigung der Troer in der Schlacht vor, und Thetis weist Achilleus an, sich des Kampfes zu enthalten, nach dem er doch dürstet. V. 422. 492. Der Ton der Rede ist ganz ruhig, das vorgeschlagene Mittel, einen Seher, Priester oder Traumdeuter zu fragen, für die Ilias ungewöhnlich, da sonst weder Priester noch Seher eine besondere Rolle spielen. V. 53—67.

Die Aufforderung des Achilleus bezieht Kalchas, Thestors Sohn, auf sich. Er ist die erste handelnde Person, die der Dichter durch einige Verse einführt. Mit der Bemerkung, Kalchas habe durch seine Seherkunst den Schiffen der Achäer den Weg nach Ilios gewiesen, deutet er, wie ich meine, auf die Opferung der Iphigenie. Des Sehers erste Worte sind ängstlich, und er wünscht sich des Schutzes des Achilleus zu versichern. Nicht augenblickliche Gewalttat, wohl aber den versteckt lauernden Groll eines sehr Mächtigen fürchtet er. Zwar spricht er Agamemnons Namen nicht aus; dafür tut das Achilleus in seiner Antwort mit unnötiger Herausforderung, die von vornherein eine Erbitterung des Königs gegen ihn wachrufen muß. Dessen erste Wut entlädt sich allerdings auf den Seher, der nunmehr die Ursache von Apollons Zorn enthüllt und den einzigen Weg zur Rettung weist. V. 68—100.

Die Schilderung des ergrimmten Königs läßt den Inhalt seiner Rede voraussehen. Aus seinen ersten Worten spricht ein alter Groll, dessen Ursache wir am besten aus der auffallend unritterlichen, für die homerischen Helden unerhörten Art erkennen, wie Agamemnon über Klytaimestra spricht. Alles ist erklärt, wenn wir annehmen, der Dichter kenne die Opferung der Iphigenie und die daraus erwachsene Entfremdung der Gatten.

Agamemnon gibt zuletzt notgedrungen nach. Widerwillig läßt er sich zu der Erklärung herbei, daß auch er die Rettung des Volkes wünsche. Aber sein Zorn muß sich irgendwo Luft machen, und darum stellt sich jetzt der König auf den Standpunkt der beleidigten Würde. Es gehöre sich nicht, sagt er, daß er allein kein Ehrengeschenk habe; deshalb sollten die Achäer ihn entschädigen. V. 101—120.

Wieder nimmt Achilleus das Wort. Das war nicht notwendig, besonders da Agamemnon die erste Provokation überhört hatte und nur gegen den Seher losgefahren war. Aber Agamemnons Forderung erregt seinen Unwillen, zumal er darin nur ganz gewöhnliche Habsucht erblickt. Hatte jener es als ungehörig bezeichnet, daß er allein kein Ehrengeschenk haben sollte, so wäre es eine neue Teilung der Beute nach des Achilleus Meinung ebensosehr. Seine Rede ist nur im Anfang etwas heftig, dann mäßigt er sich sogleich und stellt in ruhigen Worten die Sachlage klar. V. 121—129.

Aber er erreicht das Gegenteil von dem, was er gewollt hat. Seine Worte haben dem Unwillen des Königs eine bestimmte Richtung gegeben. Der Sinn von dessen Antwort ist: „Du spielst falsch, wenn du mir weismachen willst, eine neue Teilung der Beute sei der einzige Weg, mich zufriedenzustellen. Das sagst du nur, um selbst im Besitze deines Ehrengeschenks zu bleiben." Man sieht, wie der Gedanke Raum gewinnt, sich am Gut eines andern schadlos zu halten. Noch zögert er, Achilleus allein zu bedrohen. Neben ihm nennt er Aias und Odysseus, an die er sich halten könnte, und fährt dann mit verletzender Nachlässigkeit fort, sie wollten später darauf zurückkommen. Für den Augenblick will er die Rücksendung der Chryseis anordnen. Als Führer der Fahrt nennt er wieder Aias, Odysseus oder Achilleus selbst, denen er Idomeneus beifügt; gerade als ob die vorausgegangene Drohung auf ihren Gehorsam keinen Einfluß ausüben dürfte. V. 130—147.

Der nachlässig hochfahrende Ton erbittert Achilleus. Dem bereits erhobenen Vorwurf der Habsucht fügt er den der Rücksichtslosigkeit hinzu. Wie könne der König glauben, daß sich einer seinen Anordnungen noch willig fügen werde. Er hält ihm den schnöden Undank vor, den er ihm gegenüber begeht, ihm, dem doch die Troer nichts zuleide getan haben, und der nur ihm zuliebe ausgezogen ist. Daß der König noch andere genannt hat, denen er ihren Beuteanteil wegnehmen könnte, hat er mit Recht überhört. Denn er fühlt aus Agamemnons Worten das einzige Verlangen heraus, ihn zu beleidigen, weil er ihn zur Rückgabe der Chryseis veranlaßt hat, ihn, der von der ganzen Kampfarbeit nur die Mühe hat und bei der Beuteteilung stets zu kurz kommt, während der meiste Gewinn Agamemnon zufällt. Mit bitterem Sarkasmus wendet er einen sprichwörtlichen Ausdruck auf seine Lage an. „Was ich bieten kann," sagt wohl ein freundlicher Wirt wie Eumaios zu seinem Gast, „ist wenig, aber von Herzen." Achilleus deutet die Worte auf den Empfänger, der mit dem zufrieden sein muß, was er bekommt. Der Zorn wird übermächtig in ihm. Wenn er so behandelt wird, will er lieber nach Hause fahren, als für Agamemnon hier Schätze aufhäufen. V. 148—171.

Agamemnon ist ruhiger geblieben und versteht um so besser zu verletzen. Die angedrohte Abfahrt bezeichnet er als Flucht, die ärgste Beschimpfung, die er dem Helden antun kann. Kühl lehnt er es ab, ihn zu bitten, da er genug andere um sich habe, die ihn schon ehren, vor allem

den Zeus. Das geht auf die günstigen Zeichen des Gottes bei der Ausfahrt und entbehrt des ironischen Sinns, den man wegen des weitern Verlaufs der Geschichte darin hat finden wollen.

Dann bricht aus des Königs Worten der lang verhaltene Groll gegen den blühenden Helden hervor. Was sonst rühmend und dankbar hervorgehoben wird, daß edle Gaben des Leibes und der Seele von den Göttern stammen, das verkehrt sich im Munde des Hasses zur Erniedrigung des Gegners. Und jetzt droht Agamemnon von neuem damit, ihm Briseis, sein Ehrengeschenk, zu rauben. Er begründet das nicht mehr mit dem Verlangen nach Entschädigung, sondern er will ein Exempel statuieren, um seine Überlegenheit zu zeigen und in Zukunft jeden vor Überhebung ihm gegenüber abzuschrecken. V. 172—187.

Der Streit ist auf einen Punkt gediehen, wo er weder fortgehen noch aufhören kann. Achilleus' Gedanke an Heimkehr ist durch die höhnische Mißdeutung unmöglich gemacht, seine Heldenkraft verspottet, und nun soll er noch des Königs Überlegenheit zu fühlen bekommen. Da liegt der wilden Zeit der Gedanke an einen guten Schwertstreich nahe. Zwar besinnt sich Achilleus noch, ist aber eben im Begriff das Schwert zu ziehen, da tritt, von Here gesendet, Athene ein. Sie packt ihn am goldenen Haar, nur er allein sieht sie und erkennt sie an den funkelnden Augen. Ihrem Zureden fügt er sich. V. 188—222.

Ihre Verheißung reicher Entschädigung in der Zukunft genügt gerade, ihn von leidenschaftlicher Tat zurückzuhalten, nicht aber, den ganzen Zorn zu beschwichtigen. Hat er auch das Schwert in die Scheide zurückgestoßen, so folgt er dem Geheiß der Göttin, den Streit mit Schmähungen fortzusetzen, mit willigstem Eifer. Betrunkenheit wirft er dem König vor, ein arger Schimpf in diesem mäßigen Geschlecht, dazu Unverschämtheit und Feigheit. Der Zorn macht ihn ungerecht, denn Agamemnon zeigt sich wohl zuweilen verzagt, aber nie persönlich feige. Daß der König sich erlauben könne, sich an dem von der Heergemeinde geschenkten Gute zu vergreifen, komme übrigens nur von der Erbärmlichkeit der Regierten her. Wären die etwas wert, so würde der König schon aufhören, andere zu beleidigen.

In Achilleus reift ein rascher Entschluß. Den König umzustimmen kann er nicht hoffen, gegen dessen Willen sich nicht wehren. Da bleibt ihm nur die Enthaltung vom Kampf. So werden Agamemnon und die andern alle sehen, was sie an ihm hatten. Feierlich, mit Berufung auf das Zepter, das er in der Hand hält, bekräftigt er den Entschluß durch einen Eid. V. 223—246.

Da tritt der alte Nestor dazwischen, vom Dichter eingehend und liebevoll eingeführt, mit kunstvoll gegliederter Rede. Man spricht oft von der behaglichen Gesprächigkeit Nestors; aber wenigstens in dem, was er hier sagt, ist kein überflüssiges Wort. Freundschaftlicher Rat läßt sich nicht in kurze Worte fassen.

Er beginnt mit dem Unglück, das der Streit über die Achäer bringe. Den besten Beweis dafür erblickt er in der Freude, die Priamos und

die Troer empfinden würden, wenn sie davon vernähmen. Wie im Vorbeigehen spricht er den Streitenden, die er gewinnen will, seine hohe Anerkennung aus. Dann rechtfertigt er seinen Anspruch auf Gehör mit seinem höhern Alter, einem in der homerischen Gesellschaft schwerwiegenden Argument, und damit, daß er einst am Kampfe der Lapithen gegen die Kentauren teilgenommen, einem Kampfe, in dem Freund und Feind das Maß der Kämpfer der Gegenwart überragten.

Dann geht er auf den Streit ein. An Agamemnon richtet er die Forderung der Billigkeit, denn Briseis sei ein Geschenk des Heeres, und der König dürfe seinen Rang nicht mißbrauchen. Achilleus stellt er die Würde Agamemnons als Feldherrn vor Augen; der Kraft und göttlichen Abstammung des Peliden gegenüber verweist er auf Agamemnons größere Macht. Der Sinn ist: „Du bist im Streite mit dem Feldherrn nicht im Recht, und überlegen ist er dir auch.“ Wenn er sich zum Schluß wieder an den König wendet und ihm vorstellt, wieviel wert Achilleus dem Heere sei, so klingt eine leise Besorgnis durch, ohne daß der Greis auf die Drohung des Peliden ausdrücklich Bezug nähme. V. 247—284.

Höflich gibt Agamemnon das Berechtigte in Nestors Worten zu. Aber erst jetzt läßt er den Grund seines Zornes ganz erkennen. Mit maßloser Übertreibung, die gar nicht genug Worte findet, wirft er Achilleus vor, er maße sich ungebührliche Gewalt an, alles nur aus Verdruß darüber, daß dieser die Rücksendung der Chryseis durchgesetzt hat. Zum Schlusse seiner durch Achilleus unterbrochenen Rede läßt er deutlich sehen, wie schwer ihn die Schmähworte des Gegners verletzt haben. V. 285—291.

Trotzig fällt ihm Achilleus ins Wort und wiederholt die Aufkündigung des Gehorsams, weil seine Ehre es so erfordere. Aber in der Hauptsache gibt er nach. Wohl droht er mit blutiger Abwehr, wenn Agamemnon versuchen sollte, ihm noch mehr als Briseis zu rauben; aber diese Drohung ist leer, weil niemand daran denkt, ihm noch etwas anderes zu nehmen. Sie sichert zwar dem Unterlegenen den Rückzug, bleibt aber sonst wirkungslos. Denn so spricht nicht die Kraft, sondern die ingrimmige Ohnmacht. V. 292—303.

Alles kommt so, wie Agamemnon es in Aussicht gestellt hat. Erst erfolgt die Übergabe der Chryseis, dadurch ausgedrückt, daß der König selbst sie an Bord führt. Dann entsühnt sich das Heer und bringt die Opfer, deren Dampf mit dem Rauch in den Himmel steigt. Der Gott nimmt sie also an. Damit ist die Sache erledigt, und die spät in das Gedicht eingefügte, aus allerlei homerischen Versen, auch solchen der Odyssee, zusammengestückte Beschreibung der Fahrt des Odysseus nach Chryse V. 429—489 erweist sich als überflüssig und störend.

Auch den zweiten Teil seiner Ankündigung vollzieht der König. Zwar geht er nicht selbst in Achilleus' Zelt, sondern sendet seine Herolde, aber für die Sache selbst kommt darauf nichts an. Die Herolde sollen Briseis bei der Hand fassen und dadurch feierlich bekunden, daß sie für ihren Herrn von ihr Besitz ergreifen.

Der Held, der eben noch dem König Trotz geboten, läßt seinen Zorn nicht an den Herolden aus, die in schöner Verlegenheit vor ihm stehen. Was ihn bewegt, ist nicht nur freundliche Leutseligkeit; er erachtet es unter seiner Würde, sich Untergebenen gegenüber verletzt zu zeigen. Nur in dem Wort, mit dem er sie zum Zeugnis auffordert, bricht das Gefühl der Kränkung durch. Und doch ist die Beurteilung der Handlungsweise Agamemnons auffallend milde, wenn er ihn nur „in verderblichem Sinne rasen" läßt. Ungerechtes Tun gilt selbst in den Augen des Gekränkten nicht als absichtliche Bosheit, sondern als Verblendung. Trotzdem wird dem Missetäter die Schuld voll angerechnet, und er büßt in ganzem Umfang dafür. V. 304—344.

In förmlicher Weise tritt Achilleus Briseis den Herolden ab. Patroklos holt sie aus dem Zelt und übergibt sie ihnen. Dadurch erkennt Achilleus den Sieg des Königs über ihn an. Ungern geht sie mit den Herolden. Die im Kriege erbeuteten Frauen sind eine Ware. Nicht einmal Namen haben sie: „die Tochter des Chryses, des Briseus", oder „das Mädchen aus Chryse, aus Brise". Aber es ist doch wohl nicht zufällig, daß sich der große Streit nicht um beliebige Beutestücke, Rosse, Waffen, Gold, sondern um Frauen entsponnen hat. Durch die Vorzüge seiner Gefangenen war Agamemnon gefesselt, und ein kurzes Wort deutet der Briseis Gefühle an. Es ist nur wie ein Hauch, genügt aber, in uns den Gedanken zu wecken, daß sie dem Achilleus nicht bloß Beutestück ist. Freilich zeigt sich gerade darin glänzend die Meisterschaft des Dichters, daß er diesem Gedanken nicht weiter Raum gibt. Achilleus soll nur über die Kränkung grollen, die mit dem schlimmen Gefühl gepaart ist, daß er der Schwächere war.

Wie die Herolde fort sind, ist es mit seiner Fassung zu Ende. Er entfernt sich von den Gefährten, bricht in Tränen aus, blickt auf das öde Meer und betet zu seiner göttlichen Mutter. Sein Schmerz wird erst recht verständlich, wenn wir uns des über ihm schwebenden Verhängnisses erinnern. Er hatte zwischen kurzem Leben mit unvergänglichem Heldenruhm und langem ruhmlosem Leben zu wählen. Er hat für das erste entschieden, und nun ist ihm die erwartete Ehre nicht geworden. Zu kurzem Leben nur hat ihn die Mutter geboren, aber Zeus hat den zweiten Teil der Verheißung nicht wahr gemacht, wie seine Pflicht gewesen wäre. Der Held, der sich bisher so zuversichtlich gezeigt, klagt in gottverlassener Not. V. 345 bis 356.

Thetis steigt aus dem Meere auf und fragt ihn liebevoll nach der Ursache seines Schmerzes. Er erzählt ihr den Hergang des Streites, obwohl er vorausschickt, sie wisse ja schon alles. Auch denen, die es schon wüßten, pflege man es zu erzählen, um das Weh zu erleichtern, so bemerkt schön ein alter Erklärer. Die Erzählung ist ein kleines Meisterwerk. In Anlehnung an den Gang der Ereignisse bringt sie rasch und ungenau, aber höchst charakteristisch die Hauptsachen vor. Wie sich der Streit allmählich entwickelt, wie er selbst dazu beigetragen hat, die feindselige Aufmerksam-

keit des Königs auf sich zu lenken, das ist dem Erzürnten nicht mehr gegenwärtig. Er weiß nur noch, daß er dem Seher half und der König sich dafür an ihm rächte.

Im Anfang der Erzählung erfahren wir, Chryseis sei bei der Zerstörung Thebens, der Stadt des Eetion, gefangen und Agamemnon als Ehrengeschenk zugesprochen worden. Das ist für uns neu, steht aber mit dem Anfang des Buches nicht eigentlich im Widerspruch. Denn wenn Chryseis in Chryse erbeutet worden wäre, müßte diese Stadt doch wohl als zerstört gelten. Sie steht aber noch. Die Schwierigkeiten, die sich für die Erklärung erhoben haben, beruhen nur darauf, daß es aussieht, als wäre auch Briseis bei jener Gelegenheit gefangen worden. Das steht aber in der Erzählung nicht und ist auch nicht notwendig anzunehmen. Voraussetzung der Ilias ist doch, daß zahlreiche Raubzüge der Achäer stattfanden, auf denen viel Beute gemacht wurde. Nur der Umstand, daß Homer in Rekapitulationen sehr kurz zu sein pflegt, hat es verschuldet, daß wir nicht hier schon hören, Achilleus habe Briseis bei der Eroberung von Lyrnessos erbeutet, der Stadt, die 19, 60 als ihre Heimat genannt ist.

Wohl hat Achilleus dem König und den Herolden selbstbewußt zugerufen, die Achäer würden noch an ihn denken, wenn sie sich Hektors nicht mehr erwehren könnten. Aber für den Dichter, der die ganze Geschichte unter die Lenkung der Götter stellen wollte, bedurfte es hier eines Ratschlusses des Zeus. Daher fleht Achilleus die Mutter an, sich bei Zeus für ihn zu verwenden. Das soll aber nicht mit Berufung auf den über ihm schwebenden Schicksalsspruch, sondern auf eine alte Dankesschuld geschehen, die Zeus gegen Thetis hat. Woran er sie mahnt, ist die halbverklungene Sage von einer Auflehnung der Götter gegen Zeus und ihrer Hilfe. V. 357—412.

Thetis erwidert zuerst mit derselben Klage, die schon Achilleus ausgestoßen hatte. Kurzes Leben ist ihm wohl beschieden, aber Jammer dazu. Dann zeigt sie sich bereit, ihm zu willfahren, aber er muß sich gedulden und seinen Grimm recht in sich wüten lassen. Zu diesem Zwecke hat der Dichter die zwölftägige Reise zu den Äthiopen erfunden, unbekümmert darum, daß man an der Berechnung der Zeit Anstoß nehmen könnte. Wie schwer den Helden die Zögerung trifft, führt der Dichter in kurzen, packenden Bildern aus, welche die Stimmung für den folgenden Bittgang der Thetis vortrefflich bereiten. In den straffen Zusammenhang ist später die Fahrt des Odysseus nach Chryse eingesetzt worden. Die Interpolation beginnt mit V. 429, der im Widerspruch zu den Absichten des Dichters den Achilleus um des Verlustes der Briseis willen grollen läßt, und endet V. 489, der zu dem grollenden Helden zurückführen soll. V. 413 bis 492.

Nach den zwölf Tagen begibt sich Thetis in den Olymp, auf dessen Spitze sie Zeus allein findet. Ihre Rede ist nicht wortreich. Nur mit einem Worte streift sie ihre Verdienste um ihn und fordert dafür Gewährung ihrer Bitte. Das Geschick des Sohnes berührt sie nur obenhin

und stellt diesem die erlittene Unbill gegenüber; daß ihr dabei der Schicksalsspruch im Sinne liegt, ist selbstverständlich. Aber sie legt das Gewicht nicht darauf. Nur bei der Andeutung des Mittels, wie Zeus helfen könnte, verweilt sie länger. Wie Zeus schweigt, wird sie dringend und bitter. Zeus kann ja ungestraft ablehnen; sie weiß dann doch, daß ihr von allen Göttern am wenigsten Ehre erwiesen wird, d. h. daß ihre Verdienste ungelohnt bleiben. Damit kehrt sie zum Anfang zurück, und der Hinweis auf seine Verpflichtung bestimmt endlich den Göttervater. Von Gerechtigkeit oder Bestrafung des Frevelmuts Agamemnons ist mit keinem Worte die Rede. Nicht ein gerechter Richter soll Zeus sein, sondern Partei soll er nehmen, weil er ihr persönlich verpflichtet ist. V. 493—516.

Ungern willigt Zeus ein, denn er fürchtet Unheil, wenn Thetis ihn veranlaßt, sich mit Here zu verfeinden. Es ist natürlich, daß man dabei an die bekannten Geschichten von Heres Eifersucht und dem Ehezwist des himmlischen Paares denkt. Aber davon steht nichts da, und humoristisch will die Stelle nicht gefaßt sein. Zeus wünscht den Frieden im Himmel zu erhalten, der ohnehin bedroht ist, weil Here ihn der Parteinahme für die Troer bezichtigt. Erhaben ist es freilich nicht, wenn Zeus Vorsorge treffen will, daß Here Thetis nicht sehe. Aber es herrscht in den olympischen Szenen vielfach der Gedanke vor, daß Zeus zwar tun will, was ihm beliebt, aber dem Streit darüber aus dem Wege zu gehen wünscht.

Mit Absicht hat nach dieser Eröffnung der Dichter die erhabene Szene von dem Gewährung winkenden Zeus breit eingeleitet. Sie durfte nicht allzu unvermittelt kommen.

Das Winken des Gottes, wodurch das Firmament erbebt, ist von erhabenster Großartigkeit. Pheidias hat unter dem Eindruck der mächtigen Verse seinen Zeus in Olympia gebildet, Euphranor den Göttervater danach gemalt. Für alle Zeiten stehen sie jedem vor der Seele, wenn er Zeus' Namen hört. Sie reißen wie durch Zauber aus der weniger würdigen Umgebung empor, und jeder andere Eindruck wird durch Schauer der Ehrfurcht ausgelöscht. V. 517—530.

Thetis geht. Abschiedsszenen sind, wenn sie nur Formeln enthalten können, bei Homer nicht üblich.

Here hat alles bemerkt und durchschaut den Zusammenhang. Wie Zeus in den Palast tritt, stehen alle Götter ehrerbietig auf, ihn zu begrüßen. Keiner wagt, sein Herankommen abzuwarten, sondern alle stehen auf, ihm entgegen. Liebe ist in diesem Empfang nicht, sondern nur scheuer Respekt.

Geschickt eröffnet Here den Angriff mit der Klage, Zeus lasse sie an seinen Ratschlüssen keinen Anteil nehmen, und er antwortet ebenso geschickt und ganz würdig, was ihr zu wissen zieme, erfahre sie vor allen andern; aber alle seine Ratschläge zu vernehmen würde selbst ihr zu schwer sein. Sie muß die Berechtigung dieses Standpunktes durchaus zugeben, aber damit ist der wunde Punkt nicht geheilt. Offen erklärt sie, daß sie sich ja sonst in seine Pläne nicht mische, jetzt aber fürchte sie von Thetis' Besuch für ihr Volk. V. 531—559.

Zeus fühlt sich durchschaut, und damit ist seine vornehme Haltung dahin. Schroff, ja brutal kehrt er jetzt seine Überlegenheit hervor. Höhnend verweist er Here auf die Ohnmacht ihres listigen Mißtrauens. Mit bewußter Steigerung läßt ihn der Dichter zuerst mit Erkaltung seiner Liebe, dann mit Tätlichkeiten drohen. Sie erschrickt und schweigt, aber die andern Götter erfaßt Unmut. Es herrscht dem Mächtigen gegenüber ein verstimmtes Schweigen. V. 560—570.

Da tritt Hephaistos ein. Mit guter Wirkung läßt ihn der Dichter die von Zeus an Thetis gerichteten Worte, es werde da Unheil eintreten, wiederholen. Aber nicht im Streite selbst, sondern in dessen Ursache liegt für Hephaistos das Ärgerliche. „Der Sterblichen wegen! Es ist der Mühe wert, sich um ihretwillen die Freude am Mahle stören zu lassen! Was kümmern uns eigentlich die da unten!" Es ist ein herber Ton, mit dem die ergötzliche Szene eingeleitet wird.

Seine Worte, die Erinnerung an eine frühere Geschichte ähnlicher Art, bringen Here zum Lächeln, sein eifriges Tun die ganze Göttergesellschaft zu „homerischem" Gelächter. Der Zwist ist vergessen, festliches Gelage mit Gesang und Saitenspiel schließt den Göttertag. Den Unsterblichen winkt, fern von den Leiden der Menschen, die friedliche Ruhe. V. 571—611.

Die gewaltige Komposition ist als einzelnes Stück gleich großartig wie als Einleitung zu des Dichters Ilias. Sie beginnt mit dem Zorne eines Gottes und endet mit der Festfreude der Unsterblichen, die des Leides, das sich auf Erden angesponnen hat, ganz vergessen. Zwischen den unbarmherzigen Göttern und den heftigen, aber nicht unedlen Menschen steht die Göttin, die als Mutter einer Sterblichen das Erdenleid gekostet hat, Thetis, des Dichters wundervollste Schöpfung. Es ist die mit vollendeter Kunst geschaffene Exposition des großen Epos, wie es aus der Hand des ordnenden Genius hervorgegangen ist.

Ilias II.

Schwerlich ist je der Erklärung eine schwierigere Aufgabe gestellt worden, als mit dem 2. Buch. Sein Beginn knüpft unzweifelhaft eng an den Schluß des ersten an, und auch im Verlaufe fehlt es an Beziehungen und Hinweisen nicht. Dann scheint wieder in einigen Partien der Streit der Fürsten so stark zurückzutreten, daß es begreiflich ist, wenn viele Kritiker in dem Buche die Verarbeitung von Gedichten gesehen haben, die von dem Streit unabhängig gewesen wären. Ich habe mich früher Düntzers Ansicht zugeneigt, der ein altes Gedicht von Agamemnons Verzweiflung und dem Ausmarsch des Heeres zugrunde legt. Aber ich bin davon zurückgekommen, weil für ein besonderes Gedicht der Gegenstand doch zu unbedeutend wäre. Tatsache ist eben doch, daß man trotz den kritischen Anstößen das Buch als Ganzes genießen kann, weshalb man für jene eine andere Erklärung finden muß. Daß durch Annahme von Gedanken, die

der Dichter gehegt, aber nicht ausgesprochen hätte, nicht alles glatt erledigt wird, zeigen die Versuche Rothes hinlänglich. Auch für solche Annahmen gibt es ein Maß, so gern ich zugebe, daß die Lage der Dinge, wie sie der Dichter sich denkt, nicht ganz klar dargelegt ist, wenigstens nicht nach unserer Überlieferung.

Zeus erwägt in der Nacht, wie er Achilleus ehre und viele Achäer bei den Schiffen verderbe. Von dem angeblichen Widerspruch, daß er am Ende des 1. Buches schläft, im Anfang des 2. aber nicht schlafen kann, ist es besser, nicht mehr zu reden. Die Nachbildung im 16. Buche der Odyssee zeigt genau dasselbe. Zeus sendet Agamemnon den „lockigen" Traum, wie Dieterich das bisher als „verderblich" gefaßte Beiwort schön erklärt. Der Traum wird dadurch ein Wesen. Er tritt in Nestors Gestalt zu dem Schlafenden und teilt ihm mit, Zeus habe Here zu versöhnen gewußt und fordere ihn auf, eilig das Heer sich rüsten zu lassen, da er jetzt Troja einnehmen werde. V. 1—34.

Nunmehr folgt die größte Schwierigkeit. Der König glaubt an den nahe bevorstehenden gänzlichen Sieg, ohne zu wissen, was für schwere Kämpfe Zeus noch für ihn in Bereitschaft hält. Damit ist alles, was folgt, unvereinbar, und der Riß ist durch die beredtesten Auseinandersetzungen nicht zu verkleistern. Wenn Agamemnon an den Erfolg des heutigen Tages glaubt, kann er unmöglich vorher die Stimmung des Heeres prüfen wollen. Er kann das nur, wenn er selbst unsicher ist und dem Heere nicht traut, und dies ist wieder nur möglich, wenn er der Behandlung des Achilleus wegen ein schlechtes Gewissen hat. Das alles vorauszusetzen kann kein Dichter der Welt seinem Publikum zumuten, besonders wenn er selbst das gerade Gegenteil sagt.

Die ansprechendste Lösung der Schwierigkeit scheint mir F. B. Jevons gefunden zu haben. Er nimmt an, es hätten Rhapsoden zum Zwecke des Vortrages schon bestehende größere Ganze gekürzt, und ihrer einer habe den Traum gleich durch die Schlacht des 11. Buches fortsetzen wollen. Er habe daher die innern Zweifel, die Agamemnon im Original hatte, gestrichen und durch die jetzt vorhandenen Verse, die seine Zuversichtlichkeit bekunden, ersetzt. Jevons weist auf eine von Herodot 7, 7 erzählte Geschichte hin, die ohne Zweifel mit unserer Erzählung große Ähnlichkeit hat.

Vor dem Kriegszuge des Xerxes findet eine Versammlung der edelsten Perser statt, in der Artabanos den Feldzug energisch widerrät. Xerxes wird sehr zornig und sagt Artabanos beleidigende Worte, aber in der Nacht plagen ihn dessen Einwürfe, und er findet den Feldzug nicht mehr ersprießlich für sich. Da erscheint ihm im Traum ein edel gestalteter Mann und fordert ihn auf, bei dem ersten Entschluß zu verharren. Dann entschwebt er. Xerxes nimmt auf den Traum keine Rücksicht, sondern erklärt in einer neuen Versammlung, er habe seinen Entschluß geändert und trete der Meinung des Artabanos bei. In der Nacht jedoch erscheint der Traum wieder und bedroht ihn mit Schmach, worauf sich Xerxes mit Artabanos

berät. Dieser stimmt am Ende auch für den Feldzug, nachdem auch ihm der Traum erschienen ist.

Der Traum des Xerxes ist genau so trüglich wie der Agamemnons. Wenn Herodots Muster Homer war, so ist es nicht zu kühn anzunehmen, in der Fassung, die er vor sich hatte, habe Agamemnon dem Traume mißtraut, und zwar infolge seines Zwistes mit Achilleus. Dann liegt keine Schwierigkeit mehr vor. Der im Bewußtsein seiner Schuld unsicher gewordene König vertraut auch nicht auf den guten Willen des Heeres und will sich dessen vor dem Auszug jedenfalls versichern. Diese Stimmung lagert über dem ganzen Buch. Wenn sie nicht stärker betont wird, so liegt das daran, daß der Dichter mit kurzen Andeutungen genug getan zu haben glaubt. Müssen wir doch auch im 1. Buche mehr empfinden als hören, daß des Achilleus Zorn dem bittern Gefühl der Ohnmacht entspringt.

In seiner unsichern Stimmung rüstet sich Agamemnon nicht gleich zur Schlacht, sondern erst zur Heergemeinde und läßt die Herolde die Mannen zu dieser aufbieten. Bis sie beisammen sind, beruft er einen kleinen Rat von Adligen. Es ist nicht die feste Institution eines Kriegsrates, die es in der Ilias nicht gibt, sondern eine zu gegenseitiger Verständigung geladene Versammlung von Vornehmen. Die Teilnehmer werden nicht einmal genannt; nur daß nicht der ganze Adel dabei war, erhellt aus einem spätern Worte des Odysseus. V. 194.

Ihnen setzt Agamemnon seinen klugen Plan auseinander; er will sie für die Prüfung des Heeres gewinnen. Es dünkt uns nicht sehr geschickt, daß in seiner Rede der Traum zum drittenmal wörtlich wiederkehrt, aber für den homerischen Stil war das kaum zu umgehen. Gleich darauf erfolgt die Aufforderung: „Wohlan, ob wir vielleicht die Achäer in Waffen bringen." Das ist der Ausdruck der Unsicherheit über die Stimmung des Heeres, von der er annehmen muß, daß auch die Fürsten sie kennen; ein siegesgewisser Feldherr spricht anders. Er will das Heer auf die Probe stellen, „wie es natürlich ist". „Das pflegt man", hat Cauer gut erklärt, „auch heute noch da zu sagen, wo man einen Gedanken oder Entschluß äußert, der in den Augen anderer recht sehr der Begründung bedürfte." Er wird dem Heere den Vorschlag machen zu fliehen, aber dann sollen die Fürsten von allen Seiten dawider auftreten. Wenn man bedenkt, wie wenig in der Welt Homers auf die Stimmung der Gemeinen ankommt, so mußte der Versuch als gelungen gelten, sobald die Fürsten auf den Plan des Königs eingingen.

Nestor, des Dichters Liebling, antwortet im Namen aller. Seine nicht leicht zu fassende Rede wird verständlich, sobald wir annehmen, nach dem Rücktritte des Achilleus sei auch er über den Erfolg zweifelhaft geworden; ja er würde die Zuverlässigkeit des Traumes bezweifeln, wenn ihn nicht der König gehabt hätte. So glaubt er nicht widersprechen zu dürfen. Leaf erklärt wohl richtig, es herrsche in Nestors Worten der Glaube, daß der Oberfeldherr zum Frommen des Heeres in engerer Verbindung mit den

Göttern stehe. Trotzdem bringt auch er es nicht weiter als zu der unsichern Auffassung, sie wollten versuchen, ob sie die Achäer in Waffen brächten, stimmt also dem Plane des Königs zu, wenn auch ohne Zuversicht. Weitere Worte werden nicht gewechselt. Nestor geht zur Heergemeinde voran, die übrigen erheben sich und leisten Agamemnon Gehorsam. V. 35—86.

Eben strömen die Völker herbei. Eingeleitet wird die Heergemeinde durch das Gleichnis von den in dichten Schwärmen herumfliegenden Bienen. Der Vergleichungspunkt ist die Menge der in gedrängten Scharen heranstürmenden Massen. Eine dunkle Kunde lodert unter ihnen und drängt sie vorwärts; niemand kennt ihren Ursprung, deshalb wird sie auf Zeus zurückgeführt. Die Völker ahnen wohl, daß die Berufung zur Heergemeinde mit dem Streite von gestern zusammenhängt; darum ist die Stimmung erregt, kaum vermögen die Herolde die Menge zu ruhigem Niedersitzen zu bewegen. Endlich tritt Ruhe ein, und die Gemeinde wird durch Agamemnon eröffnet. Der Dichter hat die in der Ilias dastehende Erinnerung an das absolute mykenische Königtum, die Geschichte des Zepters, zur Erhöhung der Feierlichkeit herangezogen. V. 86 bis 109.

Agamemnon spricht nicht von seinem Traum, weil ihm das zu seinem Plane nicht paßt. Vielmehr klagt er über das Verhalten des Zeus, der ihm doch den Sieg versprochen, jetzt aber bösen Trug ersonnen habe und ihm befehle, mit Schmach bedeckt heimzukehren, nachdem er viel Volk verloren. Wann ihm Zeus solches befohlen habe, sagt er nicht, und seine Krieger können sich das auslegen, wie sie wollen. Der Eingang ist auf die Versuchung des Heeres berechnet. Der König gibt gleich zu Anfang kund, womit er schließen will. Darauf hebt er aber kräftig hervor, wie schimpflich jetzt die Heimkehr für die Achäer wäre, zumal sie, wie er sehr drastisch ausführt, den Troern mehr als zehnfach überlegen seien. Aber zu den an Zahl so sehr zurückstehenden Troern seien aus vielen Städten Hilfsvölker gestoßen, die seine Erfolge hinderten. Bereits seien neun Jahre dahingegangen, Holz und Taue der Schiffe verdorben, Frauen und Kinder warteten sehnlichst auf sie, die ihr Ziel doch nicht erreichen könnten. So wollten sie denn in die Heimat fliehen, Ilios würden sie ja nicht erobern. V. 110—141.

Man könnte finden, die Rede sei für den Zweck, das Heer zum Kampf zu begeistern, recht ungeschickt angelegt. Sie ist es aber nicht, wenn man sich erinnert, daß der König den einhelligen Widerspruch der Fürsten erwartet, den er ihnen anbefohlen hat. Könnten Odysseus und Nestor das jetzt sagen, was sie nachher vorbringen, so würde alles nach Programm verlaufen. Aber es wird ihnen gar keine Zeit dazu gelassen. Wie der Dichter V. 143 noch ausdrücklich hervorhebt, weiß die Menge von der Verabredung natürlich nichts, und es entsteht ein allgemeiner Aufruhr, den zwei Vergleichungen veranschaulichen. Von dem ersten einfachen Bilde, dem Wüten der Stürme auf dem Ikarischen Meere, läßt sich der Dichter

zum eigentlichen Gleichnis anregen, vermeidet aber eine Wiederholung des ersten Bildes dadurch, daß er die Wirkung des Sturmes auf das Getreidefeld schildert.

Prächtig belebt, wie vorher schon die Heergemeinde, sind die hastigen Vorbereitungen zur Abfahrt. Agamemnons Plan ist gänzlich mißglückt, und nur die Sendung der Athene durch Here, die den Troern den Triumph nicht gönnt, verhindert die Achäer, wider das Geschick die Heimkehr anzutreten. Athene tritt zu Odysseus, der sehr unmutig dem Treiben der Menge zusieht, und fordert ihn mit Heres Worten zum Eingreifen auf. Er versteht die Stimme der Göttin, die ihm offenbar nicht sichtbar geworden ist, entledigt sich des Mantels und nimmt Agamemnon das Zepter ab, um im Namen des Feldherrn zu handeln. V. 142—187.

Den fürstlichen Männern gönnt er aufklärende Worte. Wahnwitzig nennt er den, den er gerade anredet, daß er einem Gemeinen gleich Furcht zeige; er soll ruhig sitzen bleiben und auch die Völker dazu bewegen. Noch wisse der Angeredete ja nicht, was der König plane. Dieser stelle das Heer jetzt auf die Probe, werde es aber bald züchtigen. Hätten doch nicht alle gehört, was er im Rate gesagt habe. Diesen Satz, wie Leaf tut, fragend zu fassen: „haben wir denn nicht alle gehört?", scheint mir unmöglich, weil Odysseus die Erklärung, daß das Ganze eine Prüfung sei, doch nur geben kann, wenn nicht der ganze Adel eingeweiht ist. Wäre er es, so würde man auch nicht begreifen, warum selbst Adlige davonlaufen. Der Irrtum beruht darauf, daß man den Rat als feste Institution, als Versammlung aller Adligen, gefaßt hat, während er doch offenbar nur die Besprechung einiger Bevorzugter war, wie solche V. 404 von Agamemnon zu Opfer und Mahl geladen werden. Zum Schluß wiederholt Odysseus nachdrücklich die Drohung mit dem Groll des durch seine Stellung übermächtigen Feldherrn.

Die Gemeinen treibt er mit dem Zepter zurück und weist sie in ihre Schranken. Da sie weder im Kampf noch im Rat mitzählten, hätten sie auf die Tüchtigern zu hören. Dann aber läßt er sich zu etwas gemütlicherem Tone herab. „Wir können doch nicht alle hier General sein. Vielköpfiges Kommando ist vom Bösen. Einer soll Befehlshaber sein, der eine König, dem Zeus das Feldherrnamt verliehen hat." Wie jedes Amt, so gilt auch die durch die Wahl der Fürsten verliehene Würde des Oberfeldherrn als eine Gabe des Zeus.

Wenn die Worte des Odysseus es vermögen, das ganze Heer zu dem nicht weit entfernten Versammlungsplatz zurückzubringen, so haben wir einen Machtspruch des Dichters vor uns, der sich auf weiteres nicht einlassen will. Er schließt die Szene, wie er sie begonnen hat, mit dem Bilde des wild bewegten Meeres. V. 188—210.

Das Heer hat begriffen, daß der König es auf die Probe stellen wollte und zum Bleiben entschlossen ist. Die neue Lage wird stillschweigend anerkannt, und nur daraus erklärt sich, was folgt. So rücken im 4. Buche nach dem Schuß des Pandaros die Troer in Schlachtordnung vor, ohne

daß gesagt wäre, wie sie sich mit dem Vorhergehenden auseinandergesetzt hatten.

Die Völker grollen dem Atriden; er hatte ihren Unwillen erregt V. 222, gewiß nicht durch die Behandlung des Achilleus, sondern durch die Enttäuschung. Solche Stimmung findet Thersites geeignet, um gegen Agamemnon aufzutreten. Es ist gewiß zu weit gegangen, wenn Leaf ihn zum Sprecher des Heeres macht. Der Dichter sagt ja ganz deutlich, daß er den Anlaß benutzte, wo das Heer Agamemnon grollte, um über diesen herzufallen.

Thersites ist der einzige Mensch der homerischen Gedichte, den der Dichter gründlich haßt. Nicht nur seinem gewöhnlichen Treiben, die Fürsten vor dem Heere zu beleidigen, sondern auch seinem Äußern hat er eine eingehende abschreckende Darstellung gewidmet. Jetzt beginnt Thersites seine Schmährede gegen Agamemnon mit der höhnischen Frage, womit der König denn noch unzufrieden sei, da er doch von allen Unternehmungen den meisten Gewinn habe. Es mutet wie eine Karikatur des Achilleus an, wenn sich Thersites den Anschein gibt, als könnte er dem König einen Gefangenen bringen, den dann die Troer mit Gold auslösten. Um nicht zu lächerlich zu erscheinen, sagt er „oder ein anderer der Achäer". Mit dem Weibe, das der König als Beute behalten könnte, spielt er auf Chryseis an, mit der Bemerkung, wer Führer sei, dürfe das Heer nicht ins Unglück führen, auf die Pest, in engem Zusammenhang mit Chryseis. Wie Achilleus getan, schmäht er die Achäer dafür, daß sie sich alles gefallen lassen; wie jener mit seiner Heimfahrt gedroht hatte, fordert er das Heer auf, zurückzukehren und Agamemnon hier seine Ehrengaben verdauen zu lassen; es werde dann sehen, ob ihre Hilfe ihm etwas genützt habe oder nicht. Der Haupteffekt kommt zum Schluß. Der König hat den weit bessern Mann, Achilleus, beleidigt, aber der hat keine Galle in der Brust und ist schlaff, sonst wäre das die letzte Schmach, die der König ausgeübt hätte. V. 211—242.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß wir nicht erfahren, wie das Heer die Rede des Thersites aufnahm. Wäre er aber wirklich ihr Sprecher gewesen, der Beifall hätte kaum ausbleiben dürfen. Nun tritt gleich Odysseus auf, fährt heftig auf Thersites los und verbietet ihm, allein mit den Königen zu streiten. Das ist ebenso energisch als klug, denn er trennt ihn damit von dem übrigen Heere. Bei seiner Erbärmlichkeit könnte er es unterlassen, gegen die Könige zu schmähen und zu tun, als wachte er über die Heimkehr, von der noch niemand wisse, wie sie ausfallen werde. Dem wichtigsten Angriff begegnet er mit der grimmigen Frage, ob er den Atriden darum lästere, weil diesem die Danaer viele Geschenke gäben; er führt das ganze Gebaren des Thersites auf gemeinen Neid zurück. Sogleich endet er mit den heftigsten Drohungen für den Fall, daß jener seine Torheiten wiederholen sollte. Wenn er ihn dann nicht schimpflich aus der Heergemeinde prügelte, so wolle er den Kopf nicht auf den Schultern behalten und nicht mehr Vater des Telemachos heißen.

Die Stelle ist längst aufgefallen, weil die Telemachie für ein sehr junges Stück der Odyssee gegolten hat. Seit aber Gercke erkannt hat, daß die Fahrt des Telemachos eine Form der Geschichte von dem Sohn ist, der auszieht den Vater zu suchen, also ein alter poetischer Vorwurf, hat es nichts Befremdendes mehr, daß der literaturkundige Dichter Kenntnis davon hat; freilich nicht in der uns in der Odyssee vorliegenden, sondern einer ältern Form.

Bei der Drohung läßt es Odysseus nicht bewenden, sondern zieht mit dem Zepter Thersites kräftig eins über. Die jämmerliche Haltung des Geschlagenen bringt die Krieger zu vergnügtem Lachen, so ärgerlich sie sonst über die vereitelte Heimfahrt noch sind. Ausdrücklich geben sie Odysseus Recht und vermuten, Thersites werde sich nicht mehr schmähend an die Könige wagen. Er kann also unmöglich ihr Sprecher gewesen sein. Die Szene ist damit erledigt, und es beginnt eine neue, vom Dichter feierlich eingeleitete. V. 243—277.

Odysseus, der sich während der Reden der Krieger gesetzt haben muß, steht wieder auf, versehen mit dem Zepter als Symbol der Gemeindegewalt, und von Athene unterstützt, die in Gestalt eines Herolds allgemeine Stille schafft. Er berührt den Angriff des Thersites nicht mehr, sondern bezichtigt die Achäer des Bruchs der Versprechungen, die sie dem König gegeben, wodurch sie Schande auf ihn laden wollen. Wie Weiber und Kinder jammerten sie untereinander um die Heimkehr. Dann legt er ein gutes Wort für die Achäer ein. Er begreift, daß sie der Mühsal überdrüssig werden und die Rückkehr begehren. Ungeduldig mache es ja schon, einen Monat auf dem Meere fort zu sein, sie aber ständen schon am Ende des neunten Jahres. Darum nehme er den Achäern ihre Ungeduld nicht übel. Aber trotzdem wäre es eine Schmach, nach so langer Zeit mit leeren Händen heimzukehren. V. 278—298.

Um sie noch mehr zu ermutigen, erinnert er sie an das Wunderzeichen, das ihnen kurz nach ihrer Ankunft in Aulis erschienen war, und an die daran geknüpfte Weissagung von der Dauer des Krieges und dem endlichen Siege. Es ist ein episches Stück, das der Dichter einem fremden Zusammenhang entnommen hat, weil er es hier gut verwenden konnte. Das Wunderzeichen hat ihn auch veranlaßt, Agamemnon und Odysseus von neun Kriegsjahren sprechen zu lassen, wodurch er, wohl ohne es zu merken, in die Ilias einige Verwirrung gebracht hat. Denn das Gedicht setzt sonst keine so lange Kriegsdauer voraus. V. 298—332.

Bei seinem Auftreten ist Odysseus der Stadtzerstörer genannt worden, ein Beiwort, das ihm in der Ilias nur noch einmal zukommt, 10,363. In der Odyssee ist es für ihn gewöhnlich und bedeutet dort ganz ohne Zweifel den Zerstörer Trojas. In der Ilias heißen aus begreiflichen Gründen Ares und Enyo so, aus unbekannter Ursache der Lyder Otrynteus, dann öfter Achilleus, offenbar der vielen Städte wegen, die er eroberte. Von Odysseus sind derartige Taten nicht bekannt, und ich glaube deshalb, dem Dichter sei die Eroberung Trojas durch ihn bekannt gewesen.

Odysseus hat mit der Aufforderung zum Ausharren geschlossen und lebhaften Beifall geerntet. Da tritt Nestor auf. Die bisher gepflogene Verhandlung kommt ihm vor wie das Gerede von Kindern, denen nicht der Kampf am Herzen liegt. Den fordern doch alle die frühern Verträge und Opfer, die nun ins Feuer wandern können. Denn wir streiten da zwecklos mit Worten und vermögen kein Mittel zu finden, wir mögen so lange hier sitzen, als wir wollen. Nestor hat den ganzen Verlauf der Versammlung im Auge, und es verschlägt ihm nichts, daß er gegen Odysseus etwas ungerecht wird. Ihn leitet der Gedanke, es stehe gar nicht in Frage, daß sie bleiben müßten, denn so sei es im Anfang des Krieges feierlich abgemacht worden, und es gelte jetzt überhaupt nicht zu reden, sondern zu handeln. Agamemnon soll wie zuvor mit unerschütterlichem Entschluß das Heer führen und die paar Widerspenstigen, die vor dem Ende des Krieges nach Hause begehren, in ihr Verderben rennen lassen; ausrichten könnten die ja nichts. Daß ihrer nur einer oder zwei sind, kann er allerdings erst jetzt sagen, wo die Stimmung des Heeres umgeschlagen hat. Er weist auf die glückverheißenden Zeichen des Zeus beim Auszug, mit denen er die Verpflichtung begründet, auszuharren, bis jeder die Frau eines Troers erbeutet und sie den Aufbruch, d. h. die Entführung und die Seufzer der Helene gerächt hätten.

Die Worte „Aufbruch und Seufzer der Helene" sind eng zu verbinden. Es widerstreitet ja der übrigen Darstellung der Ilias, daß Helene unfreiwillig mit Alexandros gegangen sein sollte. Aber schon ein antiker Erklärer faßt die Worte ganz richtig so, wie später Herman Grimm, der die Wendung als die offizielle Auffassung des Menelaos und der Seinigen bezeichnet hat.

Von neuem bedroht Nestor die, welche heimfahren wollen, mit dem Tode und fordert dann Agamemnon auf, das Heer nach Stämmen und Verwandtschaften aufzustellen, wodurch die Tapferkeit der Führer und Völker besser zur Geltung komme. Es ist, wie Meltzer ausgeführt hat, die auch bei den germanischen Völkern übliche uralte Aufstellung des Heeres nach Verwandtschaftsbeziehungen. Die Stelle ist angezweifelt worden, weil doch diese Ordnung nicht erst dem zehnten Kriegsjahr angehören könne. Aber die zehn Kriegsjahre hat der Dichter gar nicht mehr im Auge. An unserer Stelle, wo das Heer zum erstenmal in der Ilias in den Kampf rückt, ist ein Wort über die Gliederung doch sehr am Platz, und daß Verwandte nebeneinander fechten, ist in den Kampfschilderungen des Gedichtes das Gewöhnliche. Ganz unglücklich scheint mir der in neuerer Zeit mehrfach geäußerte Gedanke, die Stelle habe den Schiffskatalog vorzubereiten, denn dieser ist doch ganz nach geographischen Gesichtspunkten gegliedert, und da er erst spät in die Ilias eingesetzt ist, müßte auch unsere Stelle als Interpolation gelten. Dafür liegen aber triftige Beweise nicht vor.

Wenn Agamemnon, so schließt Nestor, diese Anordnung durchführe, werde er erkennen, ob ein Mißerfolg auf Götterfügung oder Untüchtig-

keit des Heeres zurückzuführen sei. Damit deutet er auf die verzagten Worte hin, mit denen der König seine Rede vor dem Heere eingeleitet hatte. V. 333—368.

Agamemnon ist durch Nestors Rede etwas zuversichtlicher geworden. Er macht dem Neliden das später noch wiederholte Kompliment, zehn solcher Berater würden ihn Troja rasch niederwerfen lassen. Aber darauf enthüllt er die eigentliche Ursache seiner Mutlosigkeit, das Bewußtsein der Schuld, die er gegen Achilleus auf sich geladen. Könnten sie beide wieder einmal einig sein, so wäre Trojas Verderben bald besiegelt. Es ist kaum anders zu denken, als daß dieses nagende Gefühl in der jetzt durch die Interpolation verdrängten Stelle des Traumes angedeutet war, so daß es wie ein Rahmen die ganze Handlung des Buches umschloß. Dann bleibt keine tatsächliche Schwierigkeit mehr übrig. Einige Härten der Übergänge erklären sich unschwer aus dem Ringen des Dichters mit der Erfindung des Stoffes.

Jetzt wendet sich der König zu dem, was der Traum ihn geheißen hat. In eingehender Weisung heißt er die Krieger sich zum Gefechte bereit machen und bedroht Feige und Säumige mit schmählichem Tode. Der jauchzende Eifer, mit dem die Achäer an die Rüstung gehen, wird wieder durch das Bild des brandenden Meeres beleuchtet; wieder schließt das Gleichnis einen Abschnitt der Handlung ab. V. 369—401.

Der König ruft die hervorragendsten Adligen zum Mahl: Nestor, Idomeneus, die Aianten, Diomedes, Odysseus. Mit der Aufzählung können schon darum nicht die Mitglieder eines festen Rates bezeichnet sein, weil Menelaos nicht darunter ist. Der kommt aus brüderlicher Liebe von selbst, weil er weiß, wie sehr jener bedrängt ist. Der Dichter will nur die Haupthelden der Ilias in ihrer Gesamtheit vorführen, wozu er im 1. Buche, obwohl er dazu ansetzte, nicht recht gekommen war. Agamemnon opfert und fleht um vollkommenen Sieg, Verbrennung Trojas und Erlegung Hektors. Aber Zeus will ihm das noch nicht gewähren. Wohl nimmt er das Opfer an, hat aber noch schwere Not für die Achäer in Bereitschaft. Das Opfer wird ausführlich beschrieben, weil es das erste der Ilias ist. Dann setzen sie sich zum Mahl.

An dessen Ende ergreift Nestor wieder das Wort: „Laßt uns nun nicht mehr solche Worte sprechen und das Werk nicht lange aufschieben." Der Eingang ist seltsam, weil vorher gar niemand etwas gesagt hat. Versuche der Kritik, die Worte anderswo anzuknüpfen, müssen aufgegeben werden, weil damit nur neue Verwirrung geschaffen wird. Die einfachste Annahme ist doch wohl die, daß vor Nestors Rede etwas ausgefallen ist. Denn ihr Schluß gehört durchaus ans Ende der Szene: „Wir wollen das Werk nicht aufschieben, das der Gott uns verleiht." Nestor hat aus dem Rauche des Opfers günstige Geneigtheit des Zeus zu erkennen geglaubt und mahnt deshalb zu raschem Aufbruch. Herolde rufen die Truppen zusammen, die Fürsten scharen sich um Agamemnon, Athene stürmt, mit der Aigis bewaffnet, aufmunternd durch die Scharen. Die ganze gefähr-

liche Episode hat ein Ende, das vergißt der Dichter nicht zu sagen: den Kriegern wurde der Kampf sofort lieber als die Heimkehr. V. 402—454.

Die einzelnen Stadien des Auszugs begleiten fünf Gleichnisse. Das Erz der ausrückenden Massen blitzt zum Himmel, wie das Feuer des Waldbrandes weit in die Ferne leuchtet. Wie der Schrei von Wandervögeln, die sich geräuschvoll auf den Auen der Ströme niederlassen, so tönt der Ruf der Scharen, die sich in die Ebene des Skamandros ergießen, zahllos wie die Blätter und Blüten des Frühlings. Das letzte Bild führt den Dichter zu dem weitern Gleichnis von den unzähligen Fliegen, die im Frühling die Melkeimer umschwärmen. Ordnung stellen die Führer her wie Ziegenhirten unter ihrer in Unordnung geratenen Herde. Die Erwähnung der Führer lenkt den Blick auf den Feldherrn, mit dem die Erzählung des Buches abschließt, wie sie mit ihm begonnen hat. V. 455 bis 483.

Das 2. Buch ist eine wohl gegliederte Einheit. Nur die Geschichte von dem Wunderzeichen in Aulis weist auf Benutzung einer Vorlage. Die Komposition ist nicht ganz so fertig wie die des 1. Buches, weil die Darstellung größere Schwierigkeit bot, übrigens auch die Überlieferung nicht ungetrübt ist. Aber an Kraft und Schönheit, an reich belebter Handlung steht es nicht zurück und glänzt durch eine Fülle prachtvoller Gleichnisse.

Es folgen in unserer Überlieferung die Kataloge der achäischen und troischen Völker, über die nach dem Vorgang von Niese kürzlich Martin Nilsson gehandelt hat. Nilsson nimmt an, dem Katalog der Achäer liege eine höchst wahrscheinlich in Jonien gedichtete Periegese Griechenlands zugrunde. Daraus machte ein Rhodier in Anlehnung an die Ilias den Schiffskatalog, den er nicht für eine bestimmte Stelle dichtete, der aber irgendwann am Ende des 2. Buches eingefügt wurde, weil er sonst nirgends Platz hatte. Er ist unter dem Schutze von Homers Namen erhalten geblieben. Den Katalog der Troer denkt sich Nilsson ebenfalls von einem Rhodier verfaßt, der aus Feindschaft Mykale und Milet als von Karern bewohnt hinstellt.

Dem Achäerkatalog folgt ein Gleichnis, das sich in Übertreibungen gefällt. Die Achäer ziehen aus, wie wenn die ganze Erde vom Feuer verzehrt würde, und der Boden dröhnt, wie wenn Zeus die den Typhoeus deckende Erde peitscht. Der Ton des Gleichnisses ist von den übrigen bei Homer verschieden, und es paßt auch nach der das 2. Buch abschließenden Gleichnisreihe nicht mehr in den Zusammenhang. Es hat nur die Aufgabe, den Schiffskatalog der echten Erzählung anzugliedern. V. 780—785.

In einer letzten Szene eilt Iris in Gestalt des Priamossohnes Polites zu den im Rate sitzenden Troern, kündigt ihnen den Anmarsch der Achäer an und fordert Hektor vor allem auf, die Scharen der Bundesgenossen durch ihre heimischen Regenten ordnen und führen zu lassen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dadurch der Troerkatalog eingeleitet werden

soll, die ganze Partie demnach dem Dichter der Ilias fremd ist. Möglich, ja wahrscheinlich ist es schon, daß das Ende des 2. Buches vom Ausrücken der Troer etwas erzählt hat. Ein Rest davon könnte in der Schilderung der mit Getöse aus ihren Toren stürmenden Troer liegen. Aber es ist sonst durch die Einführung des Troerkatalogs verdrängt. Der eigenen Ortskenntnis von dessen Verfasser verdanken wir wohl die Erwähnung sonst nicht bekannter Örtlichkeiten, des Grabes des Aisyetes und des Hügels Batieia. V. 786—877.

Ilias III.

Die Heere sind gegeneinander ausgerückt, aber der Zusammenstoß läßt auf sich warten, und wenn er am Ende des 4. Buches wirklich erfolgt, so ist es nicht die Schlacht, die zu der erwarteten Genugtuung für Achilleus führt, sondern der zu einem breiten Schlachtgemälde ausgebaute Kampf des Diomedes mit den Göttern. Die geradlinige Erzählung ist aufgegeben. Der Zorn des Achilleus könnte vergessen erscheinen, wenn es sich der Dichter nicht angelegen sein ließe, da und dort daran zu erinnern. In den Vordergrund treten Ereignisse verschiedener Art, die unser ganzes Interesse gefangen nehmen und beinahe selbständige Stellung haben.

Welcher Leser möchte die Partie vom 3. bis zum 7. Buche missen? Von den unsterblichen Bildern wie Hektors Abschied und der Mauerschau zu schweigen, birgt sie eine solche Fülle von Schönheit, daß wir immer mit besonderer Freude dabei verweilen. Sie hebt für eine geraume Weile die Spannung, in die der Beginn des Epos uns versetzt hat, und führt uns liebevoll eingehend die bedeutendsten Menschen beider Parteien vor, besonders auch die Troer. Durch sie wird das Gedicht zur wahren Ilias, zum Gedichte von Ilios. Gegenüber der strengen, ja finstern Art, mit der später die Taten des wieder kämpfenden Achilleus erzählt sind, erfreuen hier freundlichere Blüten der Poesie, die sich über dem düstern Hintergrunde, dem Schicksal von Ilios, in glänzendsten Farben abheben. Seit den Tagen der Renaissance haben gerade diese Partien die größte Bewunderung und Liebe geweckt, im ganzen wie in ihren Einzelheiten.

Die fünf Bücher weisen eine unlösbare, feste Komposition; fest in dem Sinne, daß die einzelnen Erzählungen gut miteinander verankert sind. Aber die Stoffe selbst können nicht der poetischen Erfindung zugeschrieben werden, so sehr diese in der Ausgestaltung wirksam gewesen ist. Es wäre doch mehr als seltsam, wenn ein Dichter, der uns vom Streit der Helden bis zum Ausmarsch geführt hat, ohne Veranlassung plötzlich das Thema wechselte und den begonnenen Gegenstand fast ganz in Vergessenheit sinken ließe. Hier erkennen wir den mächtigen Einfluß besonders einer Vorlage. Homer wollte das alte Gedicht vom Kampfe des Diomedes gegen die Götter seinem Epos einverleiben und fand mit Recht diesen Platz am geeignetsten dafür, weil er die Kampfenthaltung des Achilleus so lange ausdehnen konnte, als er wollte. Er führte aber den Kampf des Diomedes umsichtig

ein und ließ vorher andere Bilder vor dem Auge des Hörers vorübergehen, nicht ohne auch hier ältere Vorlagen einzuarbeiten. Nirgends scheint er ein längeres Stück der zugrunde liegenden Gedichte wörtlich aufgenommen zu haben; er hat sich alles zu eigen gemacht.

Der erste Teil der ganzen Partie ist durch den Dichter selbst als Einheit bezeichnet. Im Beginn ziehen die Troer mit Geschrei und Rufen daher, die Achäer in entschlossenem Schweigen 3, 2. Am Ende marschieren die Achäer lautlos, in Furcht vor den Kommandierenden, die Troer mit wirrem Lärm 4, 429. Damit ist die Situation des Anfangs wieder hergestellt, und der Kampf kann beginnen.

Eingeleitet wird die Erzählung durch zwei Gleichnisse. Der wirre Lärm der Troer gleicht dem der nach Süden wandernden Kraniche, der aufgewirbelte Staub dem alles umhüllenden Nebel auf den Bergen. Die Gleichnisse halten die Spannung länger fest, und die atemlose Erwartung bereitet auf große Ereignisse vor.

Vor den Reihen der Troer prunkt Alexandros in herausfordernder Haltung, als Bogenschütze gerüstet, nur durch den leichten Schild aus Pantherfell geschützt. Menelaos stürzt ihm entgegen; aber jener kann den Kampf mit dem Schwergerüsteten nicht aufnehmen und zieht sich in die Schar der Seinen zurück. Den kurzen Vorgang illustrieren zwei Gleichnisse und dehnen ihn zugleich. Menelaos freut sich wie ein hungriger Löwe, der eine Beute findet, dem Alexandros fährt der Schreck in die Glieder wie einem Mann, der im Gebirge unvermutet auf eine giftige Schlange stößt. B. 1—37.

Was Menelaos nun tut, erfahren wir nicht. Das Interesse vereinigt sich auf die beiden Priamossöhne, deren Charakter in ihrem Gespräch zutage tritt.

Alexandros führt in der Ilias gewöhnlich den Bogen; wird er doch mit dieser Waffe dereinst den Achilleus erlegen. So gerüstet ist er Menelaos nicht gewachsen und wird deshalb vom Dichter nicht der Feigheit geziehen, da diesem sein Zurückprallen höchst natürlich erscheint. Anders sieht es Hektor an, in dem sich die Ehre gleichsam verkörpert hat. Er schämt sich für den Bruder, daß dieser nun von Freund und Feind verachtet werden soll; lieber möchte er ihn tot sehen. Seine bittern Worte sollen in dem andern das Ehrgefühl wecken und erreichen ihren Zweck. Alexandros bleibt ganz gelassen und findet den Tadel nicht übertrieben. Aber er weist darauf hin, daß er eben nicht die unbeugsame Festigkeit Hektors hat, die er dem Erz eines Beiles vergleicht, und verbittet sich deshalb jede Schmähung der Gaben der Aphrodite, die ihn zieren. Hektor hatte ihm sein schönes Gesicht vorgeworfen und ihn einen Weibernarren, einen Verführer genannt, ihm aber Kraft und Wehrhaftigkeit abgesprochen und sich gewundert, daß er trotzdem Helene entführen konnte. Jetzt würden ihm die Gaben der Aphrodite, durch die er die Gemahlin erworben, im Kampfe gegen Menelaos nichts helfen. In seiner Rede klang als Grundton der Jammer

über all das Elend, das der Bruder angerichtet, und das jetzt alle gemeinsam tragen müssen. Aber, so meint er, die Troer sind viel zu feige, gegen den Prinzen etwas zu machen, sonst hätten sie ihn längst gesteinigt. V. 38—57.

Das Gespräch führt die zwei wichtigsten Helden der Troer und Menelaos in scharf gezeichneten Umrissen vor, zugleich zum erstenmal in der Ilias die Veranlassung und den Zweck des Krieges. Bisher hörten wir wohl, es sei Krieg, auch daß um den Besitz der Helene gekämpft werde, aber Genaueres erfahren wir erst hier. Der Horizont des Gedichtes ist erweitert. Es handelt sich nicht mehr um den Zorn des Achilleus, sondern um den ganzen Krieg.

Zugleich bereitet das Gespräch die nächsten Ereignisse vor. Alexandros willigt nämlich nicht nur in den von Hektor verlangten Zweikampf, sondern bestimmt sogar, dieser solle über Helenes Besitz entscheiden und dem Kriege ein Ende machen. Hektor freut sich des Wortes. Die kurze Bemerkung zeichnet den Helden noch einmal treffend. Sorge für den Bruder fühlt er nicht, sondern nur Genugtuung über dessen mannhaften Entschluß. Ganz so hält er sich auch während des Zweikampfs. Kühl und hart trifft er die Vorbereitungen, kündigt den Achäern des Alexandros Entschluß an, schickt die Herolde in die Stadt, mißt den Kampfplatz ab und schüttelt die Lose, um den ersten Wurf zu bestimmen. Nachher tritt er vor der Schlacht nicht mehr hervor.

Wenn Agamemnon die Seinen verhindert, auf Hektor zu schießen, so kann ein Zug von besonderer Ritterlichkeit darin nicht gefunden werden. Es versteht sich doch wohl von selbst, daß man den feindlichen Führer nicht tötet, der eben sein Heer zurückgedrängt hat und sich zur Anrede anschickt. Jetzt hat Menelaos das Wort, den der Vorschlag am nächsten angeht. Er ist damit einverstanden, daß der Zweikampf den ganzen Krieg beendige. Aber die Entscheidung soll durch ein feierliches Eidopfer eingeleitet werden, und diesem soll Priamos selbst beiwohnen. Wenn Menelaos diese Forderung damit begründet, daß Priamos' Söhne falsch und treulos seien und nicht für die Unverletzlichkeit des Vertrages bürgten, so kann die scharfe Bemerkung nur dem Alexandros gelten. Menelaos fühlt selbst, daß er mit seiner zu allgemeinen Beschuldigung zu weit gegangen ist, und bricht dem heftigen Ausfall gewandt die Spitze ab, indem er die Flatterhaftigkeit der Jugend überhaupt entschuldigt und die ruhige Sicherheit des alten Königs preist, die einen guten Ausgang für beide Teile gewährleiste. Die Unschicklichkeit, zu der ihn sein Haß verleitet hat, macht er durch die letzten Worte freundlich wieder gut. V. 58 bis 110.

Beide Heere freuen sich der günstigen Wendung, denn sie hoffen, das Ende des Krieges sei nahe. Es folgt ein bei aller Kürze farbenreiches Bild. Die Führer verlassen die Wagen, auf denen sie dem ausrückenden Fußvolk bisher nachgefahren waren, und lassen sie hinten, den Reihen entlang, halten; die mächtigen Schilde legen sie auf die Erde; wenig

Raum ist zwischen den Schilden, neben denen sie selbst ausgestreckt liegen; die langen Lanzen stecken in der Erde. Hektor sendet in die Stadt Herolde, um Lämmer zum Opfer zu holen und Priamos zu rufen, und ebenso befiehlt Agamemnon dem Talthybios, von den Schiffen ein Lamm herzubringen. V. 111—120.

Es wäre nach homerischer Erzählungsart nicht dringend notwendig gewesen, die Pause bis zur Ankunft des Priamos zu füllen. Der Dichter tut es aber durch eine eigenartige Szene von höchster Schönheit. Er lehnt sich dabei an eine Vorlage an, auf die er selbst ausdrücklich hinweist, ein peloponnesisches Gedicht, in welchem die von Theseus geraubte Helene vom Torturm von Troizen aus der Aithra, der Mutter des Theseus, und Klymene, der Schwester des Peirithoos, die zu ihrer Befreiung ausgezogenen Dioskuren zeigte. Unser Dichter hat die beiden Frauen zu Dienerinnen der Helene gemacht. Er behielt die Namen, um dadurch auf seine Quelle zu deuten und ihrem Verfasser seine Reverenz zu machen. Die wundervolle Ausgestaltung gehört ihm allein.

Hatte er im Beginn des Buches die drei Helden eingeführt, so tut er das jetzt mit Helene, der Urheberin und dem Preise des Krieges. Sie durfte in dem Bilde um so weniger fehlen, als für sie sonst in der Ilias wenig Raum ist, besonders nicht für eine so eingehende Zeichnung.

Der Dichter läßt sie durch Iris rufen, die sonst gewöhnlich die Botin der Götter, hier einfach die des Dichters ist. Sie tritt in menschlicher Gestalt, der einer Schwägerin auf, ohne daß Helene die Göttin in ihr erkennt. Darin hat der Dichter die Freiheit zu verfahren, wie er will. Warum er indessen die Göttin überhaupt verwendet, zeigt sich sogleich. Die Troer in der Stadt, Priamos vor allen, wissen von dem bevorstehenden Vertrage noch nichts; darum kann von ihnen niemand Helene rufen.

Sie steht am Webstuhl und wirkt in ein Prachtgewand die Kämpfe, welche Achäer und Troer um sie führen. Im Vollgefühl der Macht, die ihr ihre Schönheit verleiht, freut sie sich der Wirkung auf ganze Völker und gibt dem stolzen Behagen den unbefangensten Ausdruck. Aber die scheinbare Herzlosigkeit verschwindet schnell. Iris' Worte erregen in ihr die Sehnsucht nach dem ersten Gemahl, nach Heimat und Eltern. Eine Träne im Auge überschreitet sie, kostbar gekleidet, die Schwelle und schlägt den Weg nach dem skäischen Tor ein, von dessen hohem Turme die Alten der Stadt auf das Schlachtfeld blicken. V. 121—145.

Schön hat Lessing darauf hingewiesen, wie bewundernswert es der Dichter verstanden hat, Helenes Schönheit durch den Eindruck zu schildern, den sie auf die alten Helden macht. Sie raunen einander leise zu, man dürfe sich nicht entrüsten, daß Troer und Achäer um ein solches Weib lange Zeit Not erlitten. Furchtbar gleiche sie von Ansehen den unsterblichen Göttinnen. Dennoch wünschen sie, sie möchte wieder heimkehren, um nicht den Troern zum Unheil zu werden. Die Fassung der Worte zeigt, daß die Greise von dem, was kommen soll, noch keine Kenntnis haben. V. 146—160.

Jetzt wird auch Priamos eingeführt, nicht durch eine Schilderung, sondern durch seine Worte. Der alte König, der gleich nachher schaudert, wenn er vom Zweikampf seines Sohnes hört, und diesem nicht zusehen kann, begegnet Helene mit der nämlichen Milde. Nicht in ihr erblickt er die Schuld am Unglück seines Volkes, sondern im Walten der Götter. Nicht fromme Ergebung beseelt ihn, sondern stille Erbitterung gegen das unbarmherzige Weltregiment. Der Dichter läßt ihn fühlen, wie er selbst fühlt.

Die ritterliche Art des königlichen Greises weckt in Helene das ganze Schuldbewußtsein. Sie führt sich vor, was sie alles verlassen, und wünscht, sie hätte sich getötet, bevor sie Alexandros folgte. Sie, die sich noch eben der Macht ihrer Schönheit gefreut, hat bei Iris' Worten erst Heimweh empfunden, und nun fühlt sie vor dem gütigen Fürsten ehrfürchtige Scheu, ja Furcht, und die ganze Schwere der Verschuldung kommt über sie. Dieses Gefühl beherrscht sie ganz. Wie sie unter den Achäern in der Ebene ihre Brüder, die Dioskuren, vermißt, spricht sie die Befürchtung aus, sie seien aus Furcht vor der Schande der Schwester entweder gar nicht ausgezogen oder hielten sich jetzt dem Kampfe fern; und auf Priamos' Frage nach Agamemnon sagt sie: „Mir Schamloser war er Schwager, wenn er es je war." So erscheint dem homerischen Menschen unwiederbringlich Verlorenes so, als wäre es nie gewesen.

Wie schön das alles ist, erkennt man so recht, wenn man sich vorstellt, wie es wirken würde, wenn Priamos Worte des Vorwurfs, Helene der Entschuldigung spräche. Dann sieht man, wie hoch der Dichter seine Gestalten hebt.

Priamos fragt nach den einzelnen Helden des Feindesheeres. Ihre äußere Schilderung ist schon in seinen Fragen enthalten. Gewählt hat der Dichter Helden, die mit Menelaos in Beziehung stehen, deshalb fehlen Nestor und Diomedes. Nach dem glänzenden Bild Agamemnons folgt ein Wort des Priamos über „das Kind des Schicksals, den von seinem Dämon zum Glück Geleiteten". Die ungeheuchelte Bewunderung des Feindes, der von keinem bittern Wort eingeschränkte Preis von dessen Glück und Macht runden das sympathische Bild des alten Königs auf die schönste Weise ab.

Jetzt müßte notwendig die Frage des Priamos nach Menelaos kommen, denn dessen Figur durfte hier nicht fehlen. Aber der Dichter hat ihn sehr glücklich nicht durch Helene schildern, sondern auf Priamos' Frage nach Odysseus Antenor eintreten lassen. Der erinnert sich, wie er Odysseus als Gesandten beherbergte, mit ihm den Menelaos, der so auf einfache und leichte Art herangezogen wird. In lebhaften Farben entwirft Antenor das Bild der beiden Gesandten, nach ihrer äußern Erscheinung und ihrem Auftreten in der Gemeinde der Troer.

Bei Aias fehlt die Beziehung auf Menelaos, aber auch der Name seines Vaters und seiner Heimat, und dann die durch den Stil geforderte Frage nach Idomeneus. Alles das war gewiß einmal da, ist aber früh verloren gegangen. Idomeneus erscheint als gerne gesehener Gast des

Menelaos. Den Schluß bildet die bereits erwähnte bange Erwägung der Helene, warum ihre Brüder, die Dioskuren, nicht zu sehen seien. Wir haben ein ausgezeichnetes Beispiel der poetischen Kraft vor Augen, mit der der Dichter seine Vorlagen behandelt. In dem peloponnesischen Gedicht, das zur troischen Mauerschau Veranlassung gab, zeigte Helene der Aithra und Klymene die Dioskuren. Wie durch die Namen der beiden Frauen, so weist der Dichter auch durch die des Kastor und Polydeukes auf seine Quelle und verwendet sie zugleich mit höchster Kunst zur Zeichnung von Helenes seelischer Bedrängnis. V. 161—244.

Die Herolde kommen mit den Opfertieren, teilen Priamos die unter den Heeren getroffene Verabredung mit und fordern ihn auf, mitzukommen. Der alte König schaudert, wie er es vernimmt, aber sonst hält sich der Dichter bei der Ausfahrt nicht auf. Priamos braucht einen Wagen, der Wagen ist zur Stelle, und der König fährt mit Antenor ab.

Das Eidopfer, zu dem nach ihrer Ankunft im Felde geschritten wird, ist von einem gewöhnlichen Opfer ganz verschieden. Die Opfertiere werden nicht gegessen, auch den Göttern kein Teil davon dargebracht. Priamos nimmt die toten Lämmer mit in die Stadt zurück, wohl um sie zu verscharren, wie beim spätern Eidopfer 19, 267 der geopferte Eber ins Meer geworfen wird. Der Wein, den beide Parteien gemeinsam in den Krater gießen, wird weder mit Wasser gemischt noch getrunken, sondern zur Erde gegossen; so soll dessen Gehirn verströmen, der den Vertrag bricht. Es ist eine symbolische Handlung, wie die ganze Zeremonie dazu vorgenommen, um die ewigen Mächte aufmerksam zu machen und zu Zeugen anzurufen. Der Erde opfern sie ein schwarzes weibliches Lamm, wie noch in späterer Zeit den Gewalten der Erdtiefe geschah, ein weißes männliches der alles schauenden und hörenden Sonne, ein drittes dem Zeus, an dessen Sitz, den Ida, sich das Gebet richtet. Außerdem ruft Agamemnon die Flüsse des Landes an und endlich das Götterpaar da unten, Hades und Persephone, die den Eidbrüchigen nach seinem Tode bestrafen.

Außer der Rückgabe der Helene und der geraubten Schätze verlangt Agamemnon im Falle, daß Menelaos siegt, noch eine Buße von den Troern, als Merkzeichen für die Nachwelt; würden sie die weigern, so müßte er sie durch Fortführung des Krieges ertrotzen. Wir würden von einer Kriegsentschädigung sprechen.

„Noch vollendete Zeus es ihnen nicht," meldet der Dichter. Spannung in dem Sinne, daß der Hörer über den Ausgang möglichst lange im Unklaren gelassen würde, kennt die homerische Poesie nicht. Daß das Bemühen von heute eitel war, sollen wir von vornherein wissen. V. 245—302.

Bevor der Zweikampf beginnt, erklärt Priamos, er bringe es nicht über sich, seinen lieben Sohn mit Menelaos kämpfen zu sehen. Zeus werde ja wissen, wem der Tod bestimmt sei. Wie Priamos Helene gegenüber der milde und gütige Beurteiler war, so zeigt er sich jetzt nur als liebenden Vater. Burke hatte schon Recht zu sagen, der Dichter bringe die Troer unserem Herzen näher als ihre Gegner. V. 303—313.

Über den ersten Wurf entscheidet das Los. Jeder der Streiter legt einen Gegenstand in einen Helm, der geschüttelt wird, bis eines der Lose herausspringt. Während des Losens beten Achäer wie Troer, es möchte der Urheber des Streites, also Alexandros, fallen und ihnen der Friede geschenkt werden. Sie sind von der Gerechtigkeit der Götter vollständig überzeugt. Das Los des Alexandros springt aus dem Helm, die Heere lagern sich wieder, und er rüstet sich. Das ist in Versen erzählt, mit denen auch sonst die Rüstung geschildert wird, nur daß der Dichter anmerkt, er habe die ihm passende Rüstung seines Bruders Lykaon angezogen. Er denkt daran, daß er ihn zuerst als Bogenschützen eingeführt hat. V. 314—339.

Wie die beiden, erschrecklich anzuschauen, in den abgemessenen Raum getreten sind, wirft Alexandros, ohne den Schild des Menelaos durchbrechen zu können. Menelaos aber, gleich den Achäern und Troern von der Gerechtigkeit der Götter überzeugt, richtet an Zeus ein Stoßgebet um Rache an dem, der ihm unbeleidigt Böses getan, damit auch die Nachwelt den Bruch des Gastrechts scheuen lerne. Darin erblickt der Dichter den Frevel des Alexandros; von der verletzten Heiligkeit der Ehe spricht die Ilias nirgends. Spätere Geschlechter haben anders geurteilt; aber noch Aischylos betont im Agamemnon neben der Schändung des Hausherdes die des gastlichen Tisches.

Des Menelaos Gottvertrauen wird zuschanden. Seinem Speerwurf entgeht der Feind, sein Schwert zersplittert an dessen Helm. In den zornigen Worten, die er gegen Zeus ausstößt, spricht der Dichter selbst. Gerechtigkeit hätte erfordert, daß Alexandros seinen Frevel gebüßt hätte. Aber wo findet sich Gerechtigkeit bei den Göttern? Vor dem letzten Versuche des wütenden Atriden, sich des Gegners zu bemächtigen, schützt diesen Aphrodite und rettet ihn in sein Haus in der Stadt. V. 340—382.

Die Handlung wird unterbrochen. Aphrodite geht auf den skäischen Torturm, Helene zu rufen. Der Dichter, der diese dort hat auftreten lassen, gedenkt ihr Erscheinen ausdrucksvoll abzuschließen und sie in des Alexandros Gewalt zurückzugeben. Das vollbringt die Göttin, die eben den Gemahl gerettet hat. Sie tritt in Gestalt einer alten vertrauten Dienerin zu Helene und schildert ihr in verführerischen Farben den ihrer harrenden Alexandros. Wie Helene zornig wird, gibt sich die Göttin langsam zu erkennen; es ist prachtvoll gezeichnet, wie sie aus der Gestalt der Alten die Schönheit des göttlichen Leibes durchbrechen läßt. Aber die Sterbliche trotzt, so erstaunt sie ist. Ihre Stimmung von vorhin hält vor, und sie hat Menelaos siegen sehen. Daher höhnt sie die Göttin, die sie als Unholdin anredet, ob sie sie wohl zu einem andern ihrer Günstlinge noch weiter in die Fremde bringen wolle? Weil Menelaos den Alexandros besiegt habe und sie Hassenswerte heimführen wolle, darum trete die Göttin mit ihren Tücken vor sie. Sie solle doch selbst zu ihm gehen, die Gemeinschaft mit den Göttern aufgeben und ihre Schritte nicht mehr zum Olymp wenden, sondern um jenen sich mühen und ihn hüten, bis er sie zur

Gemahlin oder zur Sklavin mache. Das letzte Wort ist der Ausdruck der äußersten Verachtung. Sie selbst, erklärt Helene, wird nicht mehr dorthin gehen, sein Lager zu teilen, um nicht zu allem ihrem Jammer noch den Hohn der Troerinnen auf sich zu laden, und zur Entrüstung, meint sie, wäre wirklich Grund vorhanden.

Ehre und Würde sind ganz auf seiten der sterblichen Frau. Aber Aphrodite droht ihr, anstatt der bisher erwiesenen Liebe, mit Feindschaft. Sie will gegen Helene den Haß beider Völker erregen, so daß ihr ein jammervoller Tod bevorsteht. Vor diesem Mißbrauch der göttlichen Macht, dessen sich Aphrodite schuldig macht, erschrickt Helene und folgt der Göttin, unbemerkt von den andern Troerinnen. „Der Dämon ging voran," ruft der Dichter erbittert aus.

In Alexandros' Gemach angekommen, stellt Aphrodite Helene dem Gemahl gegenüber einen Stuhl zurecht. Helene setzt sich und gießt, abgewendeten Blicks, die ganze Schale des Hohns über den Besiegten aus. Sie sagt ihm geradezu, sein Tod wäre ihr erwünscht gekommen, und fordert ihn höhnisch auf, seine frühern Prahlereien wahr zu machen und Menelaos noch einmal herauszufordern, nur um gleich fortzufahren, es werde wohl für ihn besser sein, wenn er es nicht tue. Der Gemahl schiebt seine Niederlage auf die Hilfe, die Athene dem Gegner geleistet habe, eine beliebte Ausrede besiegter Helden. Dann aber erklärt er ihr sein Verlangen nach ihr, das noch viel brennender sei als im Beginn ihrer Liebe, und sie gibt nach. Sie ist wieder sein, bevor die Heere draußen die Folgerungen aus den Ereignissen gezogen haben. V. 383—448.

Menelaos durchstürmt vergeblich die Reihen der Troer, von denen ihm niemand Alexandros zeigen kann. Sie würden ihn aus ihrem Haß gegen ihn gern ausgeliefert haben. Agamemnon verkündet den Sieg des Bruders und verlangt die Erfüllung des Vertrages, Herausgabe der Helene und der geraubten Schätze, die Buße inbegriffen, die er bei dem Eidopfer noch besonders ausbedungen hatte. Er ist im Recht. Zwar war Alexandros nicht gefallen, aber doch besiegt, wie auch Zeus 4, 13 unumwunden anerkennt. Daraus, daß die Troer nichts erwidern, darf man keine Verschuldung für sie konstruieren, da ihnen die Ereignisse keine Zeit lassen.

Die Bucheinteilung scheint hier einen ganz ungehörigen Einschnitt zu machen, da sie einen engen Zusammenhang unterbricht. Man darf aber doch fragen, ob Zenodot nicht triftige Gründe gehabt habe, hier einen Einschnitt zu machen, da er doch sonst mit der Abteilung dem Sinn nicht sehr Gewalt antut. Es muß ihn die Erkenntnis geleitet haben, daß die folgende olympische Szene die Handlung einfach still stellt, so daß in der Tat eine Unterbrechung im Zusammenhang vorhanden ist. V. 448—461.

Ich habe früher den Nachweis geleistet, daß unserem und dem 4. Buche ein älteres Gedicht zugrunde liegt, welches das Eidopfer, den Zweikampf und die Rettung des Alexandros erzählte, an die sich sogleich, ohne Einmischung der Athene, der verräterische Schuß des Pandaros auf Menelaos anschloß. Der Dichter der Ilias erweiterte es nicht nur durch die Ein-

führung der Helene und des Priamos, sondern gab ihm durch seine ganze Behandlung den Charakter, den unser Buch gegenwärtig trägt. Der ganz gleichmäßig feste Stil verrät nicht die Ausgestaltung einer Vorlage, sondern eine Neuschöpfung in Anlehnung an einen bereits poetisch bearbeiteten Stoff, dem aber die schönsten Stücke, die Mauerschau und die Szene zwischen Aphrodite und Helene, durchaus fremd waren.

Ilias IV.

Ruhig und heiter sitzen die Olympier bei ihrem ewigen Gelage. Bei dem behaglichen Bild einen Augenblick zu verweilen, war für den Dichter notwendig; denn für die Himmlischen ist am Folgenden vor allem wichtig, daß der olympische Friede bedroht wird.

Zeus neckt Here und Athene, die ihre Hilfe für ihren Schützling Menelaos aufs Zuschauen beschränkten, während Aphrodite dem Alexandros tätigen Schutz angedeihen ließ. Dann erklärt er Menelaos für den Sieger, behält aber den Göttern die Entscheidung darüber vor, was nun zu geschehen habe. Wenn alle einverstanden sind, so kann ja der Vertrag ausgeführt werden, und es wird Friede. Die Übereinstimmung aller erwartet er kaum, nachdem er soeben Here und Athene geärgert hat, und aus der behaglichen Art, in der er die Lage erwägt, schimmert eine starke Gleichgiltigkeit hervor. Von einem Eingreifen zugunsten des klar erkannten Rechtes ist gar keine Rede.

Athene murrt schweigend, aber Here überläuft die Galle. Wir könnten erwarten, daß sie die Bestrafung des Frevlers verlangte oder darauf hinwiese, daß dem beleidigten Recht auf diese Weise kein Genüge geschehe. Man hat auch schon erklärt, als Schutzgöttin der Ehe wolle sie deren Heiligkeit gerächt wissen; aber dieser Gedanke ist in die Ilias, die ihn nicht kennt, willkürlich hinein interpretiert. Von alledem sagt sie kein Wort, sondern fragt nur, ob denn alle ihre Mühe, die sie sich gegeben, verloren sein soll, und kündigt an, daß nicht alle Götter mit dem Frieden einverstanden sein würden. Das Bild der Landesgöttin von Argos, die mit dampfenden Rossen durchs Land fährt, ihr Volk aufzubieten, ist sehr schön. Aber es wird noch nicht recht klar, warum sie nicht in den Frieden willigt, der doch ihren Argeiern alle Früchte des Sieges einbringen würde.

Zeus ist über den Ausbruch der Wut unmutig geworden. Er versteht dessen Ursache nicht, um so deutlicher erkennt er dessen Größe. Sehr drastisch bemerkt er, ihr Groll würde wohl erst geheilt werden, wenn sie in die Stadt eintreten und Priamos samt seinem ganzen Volke roh auffressen könnte, gleich einem reißenden Tiere. Aber vor der Drohung mit dem Unfrieden unter den Göttern weicht er zurück. Er läßt ihr freie Hand, kein Streit soll sich zwischen ihnen in Zukunft darüber erheben. Nur soll sie auch ihn gewähren lassen, wenn er einmal eine ihr liebe Stadt vernichten will. Denn die Troer waren ihm das liebste Volk unter dem Himmel, und nie entbehrte sein Altar der gebührenden Gaben. Mit Nach-

druck hebt er hervor, daß er ihr ungezwungen, wenn auch ungern, den Willen lasse.

Begierig geht Here auf den schrecklichen Pakt ein. Die Landesgöttin von Argos opfert unbedenklich zum voraus Argos, Sparta, Mykene, wenn Zeus seinen Haß auf sie werfen sollte. Wohl weiß sie, daß sie ohnehin gegen Zeus' Willen nichts machen könnte, aber, und damit enthüllt sie ihren innersten Beweggrund, auch ihre Bemühung darf nicht erfolglos bleiben. Ist sie doch von gleichem Geschlechte wie Zeus, Kronos' ehrwürdigste Tochter und Gemahlin des Himmelsherrn. Troja muß also fallen, damit ihr Ansehen keine Einbuße erleide. Aus Eitelkeit will sie den Untergang der Stadt.

Dieser Vertrag, ruft sie triumphierend, wird alle Götter zur Unterwerfung zwingen. Ohne Säumen verlangt sie, Zeus soll Athene auf das Schlachtfeld senden, um die Troer zum Bruch des Vertrages zu verleiten. Denn dann, so ist der Gedanke, sind sie im Unrecht, und ihr Untergang kann als verdiente Strafe erscheinen. V. 1—67.

Was hat den Dichter bewogen, diese furchtbare Götterszene zu bilden und durch sie den einfachen Gang der Vorlage zu unterbrechen? Für den verräterischen Schuß des Pandaros war eine Einmischung der Götter nicht notwendig; das wurde sie erst durch die Götterszene. Diese ist auch für den folgenden Kampf des Diomedes von keiner Bedeutung, denn der bringt keine entscheidende Niederlage der Troer, sondern wird im Beginn des 7. Buches abgebrochen. Auch auf das Versprechen, das Zeus der Thetis gegeben, wird gar keine Rücksicht genommen. Dem Dichter lag etwas ganz anderes am Herzen, ein Ausblick auf den ganzen Krieg. Das alte Gedicht vom Zweikampf hatte diesen auch enthalten und den Untergang Trojas auf den durch Pandaros begangenen Vertragsbruch zurückgeführt. Die Wendung hätte unser Dichter so herbeiführen können, daß der verräterische Schuß vorausging und die Götter die Troer dafür zu strafen beschlossen. Aber das hat er offenbar nicht gewollt. Nicht mit göttlicher Strafgerechtigkeit, sondern mit dem durch Heres Eitelkeit erzwungenen Vertrag mit Zeus motiviert er den Untergang der dem Himmelsherrn so lieben Stadt, und die Götter sind selbst bemüht, die Troer ins Unrecht zu setzen. Bei einer Geschichte, deren Ausgang feststeht, ist dessen Motivierung für die Auffassung des Dichters besonders wichtig. Ihm sind die Götter weder gerecht noch gnädig, sondern in persönlicher Leidenschaft und mit bewußter Ungerechtigkeit führen sie das Weltregiment.

Athene gehorcht dem Befehl nur zu gern. Einem Meteor gleich schießt sie zur Erde nieder, aber was die staunenden Heere wirklich zu sehen bekommen, vernehmen wir nicht. Das Wunderbare ist in Dunkel gehüllt. Aber die Krieger ahnen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden nahe sei. Die Troer haben also, wenn sie bei Agamemnons Ankündigung 3, 456 schwiegen, nicht die Absicht gehabt, sich zu widersetzen.

Auf der Erde angekommen, nimmt Athene Menschengestalt an und sucht Pandaros, den Führer der Lykier, auf. Den berückt sie mit dem

Gedanken an Ruhm und an den Lohn, den er bei den Troern, vor allem bei Alexandros, finden würde, wenn er Menelaos erlegte. Dafür, daß er auf sie hört, schilt der Dichter Pandaros einen Toren. Denn er hält daran fest, daß auch der Eingebung der Götter gegenüber der Mensch die Freiheit des Handelns und seine Verantwortlichkeit behält. V. 68—104.

Die Erzählung ist zu einem verhängnisvollen Momente gediehen, dem eine Pause der Aufmerksamkeit gebührt. Wir hören die Geschichte von Pandaros' Bogen mit dem prächtigen Bilde der Steinbockjagd. Mit bewußter Kunst läßt die Schilderung den Hörer aufatmen. Er weiß, Pandaros wird schießen, und nun wird die Spannung für eine Weile unterbrochen, damit sie nachher neu anheben könne. Langsam, fast umständlich ist erzählt, wie der Schütze spannt, anlegt und schießt.

Auf Menelaos fliegt der Pfeil. Seit er in den Reihen der Troer seinen Feind suchte, haben wir den Atriden aus den Augen verloren. Der Dichter hat nicht nötig gefunden zu berichten, daß er endlich von der Verfolgung abstand, zu den Seinen zurückkehrte und den großen Schild ablegte, wie die andern längst getan hatten. Er steht jetzt ruhig bei Agamemnon.

Wenn er dem Pfeile nicht erliegt, so muß er im Schutze der Götter gestanden haben. Leicht, wie eine Mutter dem schlafenden Kinde die Fliege abwehrt, so wehrt Athene dem Pfeil, aber nur so, daß er nicht in ein edles Organ dringt; sie lenkt ihn an eine ungefährliche Stelle. Der wichtigste Punkt in der Rüstung des Menelaos ist bisher nicht verstanden und daher verschiedentlich falsch gedeutet worden, bis ihn vor kurzem Andrew Lang prächtig erklärte. Menelaos trägt einen mit dünnen Metallplatten besetzten Chiton, der vorn und hinten zugenestelt ist. Unten wird er durch einen breiten, mit Metallplatten besetzten Ledergurt festgehalten, und unter dem Chiton trägt der Krieger die Mitre, eine wieder mit Metallblech versehene Binde. Nun trifft der Pfeil ganz vorn in der Mitte, wo Haken oder Schnallen den Gurt zusammenhalten, und „wo der Harnisch doppelt zusammenkam", d. h. gerade in die vordere Spalte des zusammengenestelten Chitons, den er also nicht eigentlich durchbohrt. Er durchdringt auch die Mitre, ritzt die Haut und verletzt eine der dicht darunter laufenden Venen, woraus sich der heftige, aber ungefährliche Bluterguß erklärt. Das Gleichnis von der roten Farbe, mit dem eine kundige Lyderin oder Karerin Elfenbein färbt, hält den wichtigen Augenblick für eine kurze Weile fest. V. 105—147.

Was folgt, ist etwas rasch abgemacht, wird aber bei einigem Nachdenken ganz verständlich. Der Pfeil hat den Gurt durchdrungen, aber durch die Mitre ist nur die Spitze gefahren, nicht aber die hinter dieser angebrachten Widerhaken. Agamemnon kann den Sachverhalt nicht erkennen, denn er sieht nur den aus dem Gurt herausragenden Pfeilschaft und den Bluterguß und hält deshalb den Bruder für schwer verwundet. Dieser dagegen kann, wenn er den Gurt etwas hebt, die Widerhaken außerhalb der Mitre sehen und beruhigt sich daher schnell. Der herbeigerufene Machaon zieht, nachdem er den Tatbestand untersucht hat, den Pfeil durch

den Gurt zurück, so daß die Widerhaken abbrechen. Dann saugt er die Wunde aus, legt ein adstringierendes Mittel darauf, und alles ist in Ordnung. Von der Verwundung ist später keine Rede mehr.

Die Worte Agamemnons beim Anblick der heftigen Blutung sind mit ihren hin und her stürmenden Gedanken ein psychologisch meisterhaftes Bild äußerster Erregung. Erst klagt er sich selbst an, daß er durch das Eidopfer dem Bruder den Tod gebracht. Das bringt ihn auf den naheliegenden Gedanken, wie frech die Troer die Eide mit Füßen treten, zugleich aber auf den andern, daß das Opfer nicht vergeblich gewesen sei, sondern Zeus den Eidbruch durch die Troer mit ihrer völligen Vernichtung strafen werde. In voller Zuversicht auf diese gerechte Strafe spricht er die Worte aus, die Hektor später in düsterster Mutlosigkeit ausspricht: „Das weiß ich gewiß, es wird ein Tag sein, da die heilige Ilios verloren ist und Priamos samt seinem Volk.“ Was in Hektors Munde ein Wort der Verzweiflung ist, wird hier zur furchtbaren Drohung. Aber auf die Siegeszuversicht folgt in jähem Wechsel die Entmutigung, wie er die Folgen des Todes des Menelaos ins Auge faßt. Mit Schande bedeckt muß er nach Argos zurückkehren, denn der Krieg wird gegenstandslos, die Achäer werden die Heimfahrt erzwingen, die Troer frohlockend Helene behalten. Des Menelaos Gebeine modern in fremdem Boden, und auf seinem Grabe springen übermütige Troer herum und wünschen, Agamemnon möchte überall für seinen Groll solche Erfolge haben wie jetzt, wo er ruhmlos zurückkehren müsse. Dann, schließt der König, möchte er lieber sterben. Die alten Erklärer hatten wohl Recht, wenn sie in der Rede des Königs einen schönen Ausdruck der Bruderliebe fanden; aber stärker ist doch darin das Gefühl der gekränkten Ehre, die alles eher verträgt als den Spott des Feindes.

Menelaos beruhigt den König, und dieser sendet seinen Herold zu Machaon, dem heilkundigen Führer der Leute von Trikke. Der kommt eilends herbei und besorgt die Wunde. B. 148—219.

Noch während er um den Verwundeten beschäftigt ist, rücken die Troer an. Wie es kam, daß sie aus dem Vertragsbruche die unvermeidliche Konsequenz zogen, erfahren wir nicht, da im Epos von zwei durchaus gleichzeitigen Vorgängen oft nur der eine gegeben zu werden pflegt und wir von dem andern nur das Resultat vernehmen. Daß auf den Schuß des Pandaros neuer Kampf folgen muß, ist ja klar, und daraus darf man nicht schließen, daß sich die Troer durch ihr Anrücken am Frevel des Lykiers mitschuldig gemacht hätten. Die Achäer brauchen nur ihre Schilde aufzunehmen, um gerüstet zu sein. Während des folgenden Rundgangs Agamemnons bei den Heerführern wird vorausgesetzt, daß da und dort bereits Zusammenstöße stattfinden. Die Verbindung der Partie mit der vorhergehenden ist dadurch enger vollzogen, daß Agamemnon in der Anrede an Idomeneus des Vertragsbruches gedenkt.

Sonst ist dieser Rundgang, die Epipolesis, schön als abgerundetes Einzelstück gestaltet. Als solches bekommt es seine besondere Einleitung, den Preis des gar nicht schläfrigen und sehr kampfesmutigen Feldherrn.

Er läßt seinen Wagen für den Fall, daß ihn Ermüdung befallen sollte, in der Nähe bereit halten und schreitet zu Fuß durch die Scharen. Seine allgemeine Anrede richtet sich nach der Stimmung der Einzelnen. Kampffrohe ermutigt er durch die sichere Hoffnung auf die Hilfe des Zeus, der den Verletzern der Eide schmählichen Untergang bereiten werde, und auf ihren vollständigen Sieg. Säumige treibt er mit scheltenden Worten an, ruft ihr Ehrgefühl auf und fragt sie höhnisch, ob sie die Ankunft der Troer bei den Schiffen erwarten und es auf die Rettung durch Zeus ankommen lassen wollten. V. 220—249.

Der allgemeinen Einleitung folgen Anreden an einzelne Führer und deren Verhalten dazu, in reicher Abwechslung und fein durchgeführter Charakteristik. Erst kommt der König zu den Kretern Idomeneus und Meriones, die eifrig daran sind, ihre Leute zum Gefechte fertig zu machen. Voll Freude erinnert er Idomeneus an die besondern Ehren, die er ihm in der Schlacht, besonders aber bei den gemeinsamen Mahlzeiten zuteil werden lasse, wo er dem Könige gleich bedient werde, und fordert ihn auf, so tapfer vorzurücken, wie er bisher getan. Aber er begegnet kühler Antwort. Er werde, sagt Idomeneus, sein anhänglicher Gefährte sein, wie er es ihm im Beginne des Krieges zugesagt. Er möge nur die andern Achäer antreiben, damit der sichere Sieg über die Eidbrüchigen bald erfolge. Was er sagt, ist korrekt, aber kühl reserviert, und es blickt die Meinung durch, er wisse schon, was er zu tun habe. Agamemnon geht mit freudigem Herzen weiter; die Hauptsache ist ihm, daß er der Kreter sicher ist. V. 250—272.

Er kommt zu den Aianten. Das Gewoge der Schilde und Lanzen ihrer Völker erinnert den Dichter an das Heranziehen der schwarzen Sturmwolke über das Meer, das den Hirten bewegt, seine Schafe schnell in schützender Höhle zu bergen. Das schöne Gleichnis hält uns einen Augenblick bei diesen Truppen fest, da der König ihren Führern nichts zu sagen hat. Er lehnt es ganz ab, ihnen Weisungen zu geben, und wünscht nur, es hätten alle solche Gesinnung, dann würde Troja bald im Feuer lodern. Auf die Huldigung erwidern die Aianten gar nichts, und das ist besonders für den Telamonier bezeichnend. V. 273—291.

Auch Nestor ist mit der Ordnung seiner Leute beschäftigt. Die Stelle ist besonders interessant, weil sie ein wirkliches, dem Fußvolk vorausfahrendes Wagengeschwader im Auge hat, das es sonst in der Ilias nicht gibt. Nur in der spätern Erzählung Nestors von den Taten seiner Jugend finden wir noch einen wirklichen Wagenkampf. Die ganze Ordnung kommt sonst nicht wieder vor, ist aber sehr anschaulich durchgeführt. Vorn fahren die Wagengeschwader, welche die Weisung haben, streng in der Reihe zu bleiben, hinter ihnen das Fußvolk, die Gemeinen von den Vornehmen wie durch einen Wall umgeben. Nehmen wir hinzu, daß die hier genannten fünf Führer der Pylier sonst nicht mehr erscheinen, in ihrer Aufzählung aber Thrasymedes und Antilochos fehlen, so werden wir glauben dürfen, der Dichter habe eine epische Quelle des Mutterlandes benutzt.

Agamemnon freut sich des Anblicks und bedauert, daß Nestor nicht körperlich mehr so frisch sei, wie geistig. Er würde das hohe Alter lieber bei einem andern und Nestor unter den Jüngern sehen. Das wäre ihm, sagt Nestor, auch recht, und er erinnert sich einer Tat aus seiner Jugendzeit. Aber diese erzählt er nicht ausführlich, sondern teilt nur seinen Entschluß mit, durch Rat mitzuhelfen. V. 292—326.

Der König kommt zu dem Athener Menestheus, der nur sehr beiläufig erwähnt ist, und zu Odysseus. Deren Scharen stehen wartend da, weil eben erst die Reihen der Troer und Achäer sich in Bewegung gesetzt haben, und wollen das Vorgehen einer andern Schar abwarten. Das ärgert den König, und er stößt namentlich gegen Odysseus arge Schmähungen aus. Besonders beleidigend ist, daß er meint, sie wären verpflichtet die ersten zu sein, weil sie auch seinen Einladungen zum Mahl zuerst zu folgen pflegten. Dort fänden sie allerdings Genuß, während sie hier zehn Heerhaufen der Achäer den Vortritt lassen würden. Odysseus ist aber gar nicht gesonnen, den Tadel ruhig hinzunehmen. Er begreift nicht, wie der König so etwas sagen kann. Nach begonnener Schlacht werde er, wenn es ihn interessiere, den Vater des Telemachos unter den Ersten kämpfen sehen; und was jener sage, sei windig. Wie er ihn so zornig sieht, lächelt Agamemnon begütigend und beeilt sich, seinen Vorwurf zurückzunehmen. Er wolle ihn gar nicht übermäßig gescholten und aufgemuntert haben. Ja er erinnert sich plötzlich ihrer Übereinstimmung in der Gesinnung und verheißt, wenn jetzt ein böses Wort gefallen sei, für später Genugtuung; die Götter möchten es ungesprochen machen. V. 326—364.

Eine Lehre hat er nun freilich aus seiner Übereilung nicht gezogen. Er tritt zu Diomedes und Sthenelos, die auf ihrem Wagen stehen, und schilt wieder heftig. Er hält Diomedes, der sich so unschlüssig zurückhalte, das Bild seines Vaters Tydeus vor, dessen Heldenruhm er mit maßloser Übertreibung preist. Aber dieser Heldenvater habe einen Sohn hinterlassen, der ihn wohl in der Heerversammlung übertreffe, im Kampfe jedoch hinter ihm zurückstehe. Diomedes schweigt respektvoll auf die heftig tadelnde Rede. Für ihn antwortet Sthenelos. Agamemnon möge nicht lügen, da er doch die Wahrheit wisse. Mit Stolz weist er ihn darauf hin, wie sie, die Nachkommen jener Recken, unter schwierigern Umständen Größeres vollbrachten, wie sie Theben mit Götterhilfe wirklich eroberten, während jene durch ihren Frevelmut umgekommen waren, und wie sie deshalb über sie gestellt zu werden verdienten.

Aber Diomedes heißt ihn schweigen. Er verdenke es Agamemnon gar nicht, daß er die Achäer zum Kampf antreibe, da der Ausgang ihn am nächsten berühre. Diomedes erkennt das Recht des Königs an, aber vergessen hat er ihm die verletzenden Worte nicht, und bei passender Gelegenheit zahlt er ihm sie heim. Ihre Tat, die Eroberung Thebens, wird durch die stolze Ruhe des Helden in um so helleres Licht gesetzt, und der Ruhm des Diomedes erstrahlt nach der respektvollen Zurückhaltung um so heller. V. 364—418.

Man hat die Unwahrscheinlichkeit getadelt, die darin liege, daß Agamemnon unmittelbar vor dem Zusammenstoß Zeit habe, sich mit den Fürsten so ausführlich zu unterhalten. Der Tadel richtet sich besonders gegen die Erzählung von Tydeus. Aber man verkennt damit den Charakter der homerischen Erzählungskunst. Der Dichter hat gar nicht vergessen, daß der Kampf nahe ist, ja an einzelnen Punkten schon begonnen hat. Aber hinter dem interessanten Einzelnen tritt der Gesamtrahmen zurück. Auf Wahrscheinlichkeit im strengen Sinne geht die homerische Poesie nicht aus.

Vor allem aber benutzte Homer seine Kenntnis thebanischer Heldenlieder zur Einführung des Diomedes, um ihn als bereits berühmten Helden vorzustellen. Er steht auch durchaus nicht zufällig am Schluß von Agamemnons Rundgang; die ganze Epipolesis bezweckt ausschließlich die Einführung des Helden der homerischen Schlacht. Wohl lernen wir dabei auch einige andere Fürsten noch etwas genauer kennen, aber von ihrer keinem werden irgendwelche Taten berichtet, ja selbst dem alten Nestor gestattet der Dichter nur eine kurze Erwähnung, nicht eine breite Erzählung seines berühmten Kampfes mit dem Arkader Ereuthalion. Mit dem Gespräch zwischen Agamemnon und Diomedes ist der Zweck des Rundgangs erreicht. Der Dichter findet es nicht einmal der Mühe wert zu sagen, daß sich Agamemnon zu seinen Leuten zurück begibt.

Wie Diomedes vom Wagen springt, selbst dem Kühnsten erschrecklich, könnten wir glauben, er würde jetzt in Aktion treten. Aber das wäre dem Dichter zu unvermittelt gekommen. Erst muß die allgemeine Schlacht entbrennen, damit sich das glänzende Bild des Helden daraus abheben kann.

Die Überleitung ist äußerst sorgfältig stilisiert. Wie durch die zweimalige Erwähnung des Eidbruches im Beginn der Epipolesis diese mit dem Vorhergehenden verknüpft ist, so soll der Beginn der Schlacht einen gewissen Abschluß der zwei Bücher bilden. Der Eingang bringt das Gleichnis von den sich drängenden Meereswogen, mit denen die dichten Scharen der Achäer verglichen werden. Daran schließt sich die Gegenüberstellung der ruhig marschierenden Achäer und des wirren Geschreis der Troer; deren Vielstimmigkeit ist durch das Gleichnis von der blökenden Schafherde veranschaulicht und mit der Vielsprachigkeit der Hilfsvölker erklärt. Wenn der Unterschied der ruhigen Achäer und der lärmenden Troer aus dem Beginn des 3. Buches wiederholt wird, so will das die Situation des Anfangs wiederherstellen. Dann folgen die Überirdischen, die sich in der Schlacht bewegen, auf troischer Seite Ares, auf achäischer Seite Athene, und die Personifikationen Furcht, Schrecken und Zwietracht. Damit ist die Lage gezeichnet. V. 419—456.

Der Zusammenstoß erfolgt, an dessen wirkungsvolle allgemeine Schilderung wieder ein mächtiges Gleichnis anknüpft, vom Donnern der in die Schlucht herabstürzenden Bergströme. Daran reihen sich drei Kampfszenen, die aber nicht als Einzelkämpfe, sondern als abgerundete Bilder

innerhalb der großen Schlacht betrachtet werden wollen. Denn am Schluß jeder der drei Einzelszenen wird der Blick auf das Ganze zurückgeführt. In jeder erliegt der Angegriffene ohne Gegenwehr, dann treten andere Personen hinzu, so daß ein belebtes Bild entsteht. Die verwendeten Kunstmittel zeigen eine Steigerung, so zwar, daß auf die mittlere der drei Szenen das Hauptgewicht fällt. In der Wahl der aufgeführten Krieger ist eine Absicht nicht bemerkbar.

Den Anfang macht Antilochos mit der Erlegung des Echepolos. Den Erschlagenen will Elephenor berauben, fällt aber von der Lanze Agenors. Über der Leiche entbrennt ein furchtbarer Kampf. Die Szene enthält nur zwei kurze Bilder: Echepolos fällt gleich einem Turm, und die Streiter stürzen Wölfen gleich aufeinander ein. V. 457—472.

Breiter und wirkungsvoller ist die mittlere Szene. Aias erlegt den Simoeisios, für dessen Schicksal der Dichter unser Mitgefühl erregt, durch Nachricht über seine Herkunft wie durch das seinen Fall begleitende Gleichnis. Priamos' Sohn Antiphos zielt auf Aias, trifft aber des Odysseus Gefährten Leukos. Im Zorn darüber eilt Odysseus heran, die Troer weichen schon zurück, wie er nur zielt. Er trifft Priamos' Sohn Demokoon, von dem angemerkt ist, er sei von dem Gestüt in Abydos gekommen. Sein Fall hat ein Zurückweichen der Troer zur Folge, unter denen Hektor ausdrücklich genannt ist. Aber Apollon, der von der Burg von Troja aus zusieht, feuert sie durch den Hinweis auf des Achilleus Fernbleiben vom Kampfe an. Die Achäer muntert Athene auf. V. 473—516.

Die letzte Szene gibt ausführlicher Einzelheiten von Verwundungen. Peiroos der Thraker trifft des Amarynkeus Sohn Diores mit einem Stein; der Verwundete streckt nach den Gefährten die Hände aus, aber Peiroos gibt ihm den Todesstoß. Der Sieger wird von dem Aitoler Thoas erschlagen, aber den Raub der Waffen hindern die Thraker, vor denen Thoas weicht. Sieger und Besiegter liegen nebeneinander, und ringsum fallen noch viele. Der Kampf steht im Gleichgewicht. V. 517—544.

Die drei Szenen haben keinen Fortschritt der Handlung gebracht, sondern verstärken die Vorstellung von dem unentschiedenen Kampfe, dienen also zur Vorbereitung auf das entscheidende Eingreifen des Diomedes. Den Charakter des Hinhaltenden hat auch die Bemerkung am Schluß, kein von Athene im Kampfgewühl Geschützter würde die Kampfarbeit getadelt haben, und viele Troer und Achäer hätten an jenem Tage nebeneinander im Staube gelegen. In diesem Momente tritt, von loderndem Feuer umstrahlt, Diomedes mächtig in den Kampf ein.

Ilias V.

Unser Buch enthält eine Reihe von Zügen, die allen übrigen Schlachtenbildern Homers gegenüber höchst auffallend sind. Nirgends kämpfen sonst Helden gegen Götter, nirgends tötet ein Gott einen Menschen, wie hier Ares tut. Nur hier heißt Aphrodite die Kyprierin, Kypris. Starke

Besonderheiten sind das Götterblut Ichor, die Nebelwand, an die Ares seinen Wagen lehnt, der Nebel, der den Menschen auf den Augen liegt, so daß sie die Götter nicht erkennen können, der Hadeshelm, die Tarnkappe, die Athene aufsetzt, um von Ares nicht erkannt zu werden. Nur unser Buch kennt Dione als Gemahlin des Zeus und Mutter der Aphrodite. Seltsam ist auch das Trugbild, das Apollon an die Stelle des verwundeten Aineias setzt, samt der Heilung des Helden durch Leto und Artemis im Tempel des Apollon auf der troischen Burg.

All das hat mich schon früher veranlaßt, die Vermutung auszusprechen, daß ein altes Gedicht vom Kampfe des von Athene unterstützten Diomedes gegen Aphrodite, Apollon und Ares zugrunde liege. Nun hat neuerdings Lillge erkannt, daß die Erzählung auf ein Märchen von einem starken Helden zurückgeht, der sogar Götter überwand. Wie und wann jenem Helden der Name des aus dem thebanischen Kreise bekannten Diomedes beigelegt worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis; aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß der Dichter den Namen in seiner Vorlage bereits vorfand. Vermutlich war das auch mit Aineias der Fall, der in dem Götterkampfe eng mit der Handlung verknüpft ist. Ob jedoch schon die Vorlage des Dichters den Kampf an den troischen Krieg angeschlossen habe, ist mir mehr als zweifelhaft. Das alte Märchen war ortlos und zeitlos, und der Kampf zwischen Diomedes und Aineias ist möglicher-, ja wahrscheinlicherweise eine Sage des Mutterlandes. Wenn dem so ist, so hat der Dichter der Ilias selbst den Diomedes in den troischen Kreis eingeführt. Wieder war er zunächst vom Stoff ergriffen, dessen Gewalt ihn bewog, ihn seinem Gedicht einzuverleiben. Zugleich gab er ihm Gelegenheit, die durch die Kampfenthaltung des Achilleus geschaffene Pause durch eine mächtige Handlung auszufüllen, nicht minder auch, den Achäern für eine Zeitlang einen neuen Haupthelden zu geben. Diese Rolle spielt Diomedes bis ins 11. Buch, wo ihn der Dichter verwundet zurücktreten lassen mußte, weil die spätern Ereignisse neben Patroklos und Achilleus für einen andern siegreichen Vorkämpfer keinen Raum mehr boten.

Nicht richtig aber ist, was immer wieder behauptet wird, Homer habe, um die nationale Eitelkeit seiner Hörer zu schonen, die erste Schlacht für die Achäer siegreich ausfallen lassen wollen. Zu der Aristie des Diomedes, wie unser Buch früh genannt wurde, hat Herodot auch das 6. Buch gerechnet, und in der Tat bricht die Schlacht, die durch Hektors Gang in die Stadt unterbrochen wird, erst im Beginn des 7. Buches ab, und zwar nach einem siegreichen Vorstoß des Troer. Durch das Einschreiten der Götter werden dort die Achäer aus einer Bedrängnis befreit, haben also keinen Sieg errungen.

Wie unser Dichter durch die einleitende Partie des 4. Buches angekündigt hat, erweitert er seinen Vorwurf zu einer gewaltigen Schlacht, in der er uns fast alle Helden beider Heere kämpfend vorführt. Das Schlachtenbild entspricht durchaus dem Zwecke des Dichters. Da ein wirklicher Erfolg auf keiner Seite errungen werden soll, schwankt die Ent-

scheidung hin und her. Die beiden Motive, den Kampf des Diomedes mit den Göttern und die Schlacht der Menschen, glatt ineinander zu fügen, ist dem Dichter nicht überall vollkommen gelungen.

Glänzend tritt der Held in den Kampf ein, an Helm und Schild von Feuer umstrahlt, das Athene aufwallen ließ. So tut sie 18, 205 dem an den Grabenrand tretenden Achilleus, und den Glanz dieses der Stadt zustürmenden Helden vergleicht der Dichter 22,26 mit dem des Sirius, wie hier das um Diomedes' Haupt leuchtende Feuer. Es ist mir kein Zweifel, daß Homer in seinem Helden einen neuen Achilleus erscheinen lassen will. V. 1—8.

Den Beginn des Kampfes bildet der Angriff der ganz gegen Kampfbrauch zu Wagen anstürmenden Söhne des troischen Hephaistospriesters Dares, kampfkundiger Krieger. Den einen erlegt ein Speerwurf des Diomedes, den andern, der abspringt, ohne doch den Gefallenen schützen zu können, rettet Hephaistos in die Stadt, um seinem Priester Jammer zu ersparen. Der Gott handelt als Schirmer seines Priesters und tritt auch sonst als Gegner der Achäer nur im Kampfe des Achilleus mit dem Fluß Xanthos auf, und zwar auf Befehl der Here. Um der ersten Szene Wichtigkeit zu verleihen, ist Dares mit Nachdruck eingeführt und wird am Schluß die Erbeutung seiner Rosse hervorgehoben. Hedwig Jordan macht darauf aufmerksam, daß Diomedes in allen Einzelkämpfen des Buches der Angegriffene ist. V. 9—26.

Die Troer geraten in heftigen Schrecken. Athene aber tritt zu Ares und schlägt ihm vor, Troer und Achäer kämpfen zu lassen und die Entscheidung dem Zeus anheimzustellen; sie wollten weichen, um den Zorn des höchsten Gottes zu vermeiden. Ein ausdrückliches Verbot des Zeus, am Kampfe teilzunehmen, ist freilich nicht vorausgesetzt; ein solches wird erst im 8. Buch ausgesprochen. Wohl aber ist in den Kämpfen des 11. und 12. Buches die Lenkung der Ereignisse ganz in die Hand des Zeus gelegt, und so auch hier. Am Ende unseres Buches bitten Here und Athene Zeus ausdrücklich um die Erlaubnis, sich aufs Schlachtfeld begeben zu dürfen. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn Athene damit argumentiert und Ares ihr gehorcht. Aber der Dichter gibt Athene absichtlich einen verlogenen Zug, da sie selbst unmittelbar hernach dem Diomedes hilft. V. 27—36.

Die Entfernung des Ares gibt den Achäern Erfolg. Sie biegen die Schlachtreihe der Troer ein, und diese wenden sich zur Flucht, wenigstens teilweise, denn V. 144 dauert der Kampf fort. Die einen haben zur Flucht den Wagen bestiegen, andere fliehen zu Fuß. Alle werden von hinten getroffen, teilweise mit raffiniert ausgedachten Verwundungen. Der achäischen Kämpfer sind sechs, davon die ersten vier, worauf Drerup aufmerksam macht, zwei verschränkt vorgeführte Paare, die Atriden und die Kreter, dann noch zwei weniger bedeutende Helden. Von den Troern erregen einige höheres Interesse. Dem Skamandrios hat es nichts geholfen, daß ihn Artemis die Künste der Jagd lehrte. Phereklos, welcher Athene seine Kunst im Schiffsbau verdankte, hatte dem Alexandros die Schiffe gebaut, die An-

fänger des Unheils; sie wurden den Troern und ihm selbst zum Unheil, da er die Göttersprüche nicht erkannte. Pedaios, Antenors natürlicher Sohn, war von dessen Gemahlin Theano ihrem Gatten zuliebe gleich den eigenen Kindern erzogen worden. Von den übrigen erregt noch der durch Idomeneus erlegte Phaistos unsere Aufmerksamkeit. Er ist der Eponymos der bekannten kretischen Stadt, und es liegt, wie Bethe erkannt hat, eine Geschichte von Kämpfen auf Kreta zugrunde. Der Dichter, der diese so nicht verwenden konnte, machte Phaistos zu einem Lyder aus Tarne, ein Name, mit dem Sardes gemeint sein soll. Den Schluß der ganzen Szene bildet, wie den Eingang, Diomedes, dessen Wüten mit dem unwiderstehlichen Ungestüm eines angeschwollenen Bergstroms verglichen wird. Kaum hätte man vermuten können, auf welcher Seite er kämpfe. Das Gleichnis schließt das Schlachtbild sehr schön ab. V. 27—94.

Plötzlich wird sein Vordringen gehemmt. Pandaros, der offenbar nicht fliehend gedacht ist, trifft ihn mit dem Pfeil in die rechte Schulter. Wenn der Schütze nicht mit Namen genannt, sondern nur als „der glänzende Sohn des Lykaon" vorgeführt wird, so weist der Dichter auf sein Auftreten im 4. Buch zurück, woher ihn die Hörer kannten. Diomedes mußte verwundet werden, damit Athene Veranlassung hätte, zu ihm zu treten. Durch ritterliche Waffen konnte es nicht geschehen, weil der Unüberwindliche keinem Gegner erliegen durfte. Also mußte ein berühmter Bogenschütze zur Stelle, und da an Alexandros jetzt nicht zu denken war, griff der Dichter auf Pandaros, den er dadurch zugleich aus der Dichtung verschwinden lassen konnte. Denn das war nur im Kampfe möglich, nachdem er so bedeutsam hervorgetreten war.

Diomedes läßt sich von Sthenelos den Pfeil durch die Wunde ziehen und fleht Athene bei der Hilfe, die sie schon seinem Vater Tydeus geleistet, um Beistand und um Rache an dem frohlockenden Schützen an. Der Dichter hält den Zusammenhang mit den thebanischen Geschichten nach Kräften fest. Athene kommt und gibt ihm Kraft in die Glieder, aber die Wunde heilt sie augenblicklich nicht, weil durch sie das spätere lange Zurückbleiben des Diomedes vom Kampfe teilweise begründet werden soll.

In die Rede der Göttin ist aus der Vorlage der Zug aufgenommen, daß sie dem Helden den Nebel von den Augen nimmt, damit er Götter und Menschen zu unterscheiden vermöge. Die Weisung aber, sich mit keinem der andern Götter einzulassen, sondern nur Aphrodite zu verwunden, wenn sie in den Kampf kommen sollte, gehört unserem Dichter, der dadurch die ihm überkommene Fassung nach seinen Anschauungen gründlich umgestaltet hat.

Im Märchen war Diomedes ein unbekümmerter Held, der frisch und frech auch gegen Götter losging, und dieser Charakter ist ihm in dem der Vorlage entstammenden Ansturm auf Apollon V. 432 geblieben. Aber er paßte so gar nicht zu aller sonstigen homerischen Darstellung, besonders nicht zu der unserem Dichter angehörigen Rede, welche Diomedes 6, 123 dem Glaukos hält, und in der er seine Scheu vor dem Kampfe mit

einem Gott auseinandersetzt. Er stimmte also nicht mit der Weltanschauung Homers überein, für den die Götter übermächtig sind und der ihren Zorn fürchtet. Gegen Apollon konnte er den Helden anstürmen lassen, wenn dieser nur, wie später Patroklos, vor den Drohungen des Gottes zurückwich; in diesem Punkte brauchte er die Vorlage nicht zu ändern. Den wirklichen Kampf mit den Göttern aber stellte er nicht, wie das Märchen tat, bloß unter den Schutz, sondern geradezu unter die Leitung der Athene. Dagegen spricht nicht, daß der Angriff auf Aphrodite V. 331 auf die eigene Erwägung des Helden zurückgeführt wird. Das entspricht der homerischen Psychologie, nach der die menschlichen Handlungen auf äußerem Anstoß beruhen, aber der Mensch den Entschluß sich zu eigen macht. Athenes Weisung folgt Diomedes, wenn er V. 596 ff. nicht nur zurücktritt, sondern die Achäer sogar ermahnt zu weichen, weil er unter den Troern Ares erkannt hat. Mit ihrem Auftrage rechtfertigt er V. 817 seine Zurückhaltung, und erst auf ihre Aufforderung hin nimmt er den Kampf mit Ares auf. So hat der Dichter den frevelhaften Charakter der Vorlage abgeschwächt, zugleich aber in anderer Richtung vorgebaut. Wir werden sehen, daß das Märchen eine Bestrafung des Helden enthielt, die Homer seinem Helden fern bleiben lassen konnte. V. 95—132.

Es folgt ein neuer Kampf des Diomedes, diesmal gegen vier Feindespaare. Eingerahmt ist er durch ein langes und ein kurzes Gleichnis vom Löwen, in denen die unbändige Wut Vergleichungspunkt ist. Bei dem ersten und letzten Feindespaare werden nur die Verwundungen erwähnt. Beim zweiten, Abas und Polyidos, tritt der Unglaube des Dichters an Weissagungen zutage: ihr Vater Eurydamas, der Traumdeuter, hatte ihnen beim Auszuge keine Träume richtig ausgelegt. Beim dritten Paare, Xanthos und Thoon, erweckt der Dichter unser Mitleid durch das Schicksal ihres alten Vaters Phainops, der nun kinderlos war und sein Gut lachenden Erben hinterlassen mußte. Zum Schluß der Szene erbeutet Diomedes Waffen und Rosse des letzten Paares, der Priamossöhne Echemmon und Chromios. V. 133—165.

Um dem Wüten des Diomedes Einhalt zu tun, schreitet Aineias durch die Reihen und sucht Pandaros auf. Den fordert er mit Berufung auf seine Schützenkunst auf, seinen Pfeil auf Diomedes zu entsenden, nachdem er Zeus um Erfolg angefleht; eine deutliche Parallele zu dem Gebet, das Pandaros 4, 119 an Apollon richtet. Es wäre denn, fügt Aineias hinzu, der furchtbare Feind wäre ein über Vernachlässigung erzürnter Gott, denn dann wäre sein Grimm gefährlich. Pandaros glaubt Diomedes an Schild, Helm und Rossen erkannt zu haben, weiß aber freilich nicht sicher, ob es nicht doch ein Gott ist. Wenn es Diomedes ist, so muß ihm ein in Nebel gehüllter Gott zur Seite stehen, der ihm den Pfeil abwehrt. Hat er ihn doch schon einmal zu erlegen geglaubt und doch nicht bewältigt; so steht ihm wohl ein zürnender Gott zur Seite.

So fühlt sich Pandaros wehrlos. Die vielen Wagen und Rosse, die er besitzt, hat er zu Hause in Zeleia stehen lassen, um die Pferde zu schonen,

und mit dem Bogen hat er keinen Erfolg gehabt, sondern mit den Schüssen auf Diomedes und Menelaos nur heftiger die Schlacht erregt. Unmutig schwört er, nach glücklicher Heimkehr den Bogen zu zerbrechen und ins Feuer zu werfen.

Aineias sucht ihn von solchen Gedanken abzuziehen. Gemeinsam wollten sie den Gegner bestehen. Pandaros soll des Aineias Wagen besteigen, da wird er die Trefflichkeit der Rosse des Tros kennen lernen, die sie auch im Falle der Niederlage leicht retten werden. Er läßt ihm die Wahl, als Lenker oder Kämpfer zu wirken, und Pandaros wählt das letztere, weil er annimmt, die Rosse würden ihrem Herrn besser gehorchen und dadurch die Gefahr verringern. Das Schreckbild einer Niederlage steht ihm deutlich vor der Seele, und der glaubt er leichter zu entgehen, wenn die Rosse ihren Lenker kennen. Er geht damit nur auf die Andeutung des Aineias ein, der auch selbst die sichere Rettung durch seine Rosse hervorgehoben hatte. V. 166—238.

Die heranfahrenden Feinde erblickt des Diomedes Waffengefährte Sthenelos und mahnt diesen, mit ihm auf dem Wagen zurückzufahren. Aber der Tydide lehnt das unwillig ab. Trotz der Verwundung fühlt er seine Kampfluft fest, und Furcht hat Athene ihm gänzlich benommen. Die Verwundung, auf die er hinweist, hat auch Sthenelos zu seinem sorglichen Rate bewogen, und Diomedes ermutigt sich durch die Erinnerung an die Worte der Göttin. Sollte es ihm, fährt er fort, gelingen, beide Gegner zu erlegen, so sollte Sthenelos den eigenen Wagen stehen lassen, die Zügel an den Wagenrand binden und sich der Rosse des Aineias bemächtigen. Denn nach diesen steht sein Begehr, und er erzählt Sthenelos ihre berühmte Geschichte. V. 239—273.

Jetzt nahen die Gegner. Pandaros ruft Diomedes zu, sein Pfeil habe ihn freilich nicht bezwungen, jetzt sollte es seine Lanze tun. Er wirft, durchbohrt des Diomedes Schild und ritzt das Panzerhemd, so daß er schon über seinen Sieg frohlockt. Aber Diomedes ist nicht verwundet. Sein Speer fliegt dem Pandaros, der sich nicht rechtzeitig und tief genug vornüber bückt, zwischen den Augen in die Nase und durchbohrt ihm die Zungenwurzel. Athene, heißt es, habe den Wurf gelenkt. Aber es ist weder an die Gegenwart der Göttin noch an Fernwirkung zu denken. Wie so oft, wird eben einer Gottheit der glückliche Erfolg zugeschrieben. Wie Pandaros vom Wagen stürzt, springt Aineias ab, um den Leichnam zu schirmen, aber Diomedes zerschmettert ihm mit einem gewaltigen Stein die Hüftpfanne, so daß er in die Knie stürzt und Dunkel seine Augen umfängt. V. 274—310.

Die vorgeführte Erzählung hat der Kritik manchen Anstoß gegeben. Daran wird man sich nicht stoßen, daß Aineias zu Fuß durch die Reihen geht, den Pandaros zu suchen, und nachher sein Wagen dasteht; daß der Schütze Pandaros plötzlich ritterlich gerüstet ist und Aineias, der gelenkt hat, gleich wieder als Kämpfer auftreten kann. „Von den Einzelheiten", sagt Hedwig Jordan treffend, „bringt der Dichter eben immer nur die,

die er gerade braucht; die übrigen interessieren ihn gar nicht." Merkwürdiger ist, daß Aineias den Pandaros aufsucht und, nachdem dieser einen weitern Schuß geweigert, ihn zum Mitkämpfer haben will, endlich daß von Pandaros' Leiche gar nicht mehr gesprochen wird. Viele Erörterungen hat auch die Frage veranlaßt, warum von einer Bestrafung des Pandaros für seinen verräterischen Schuß gar keine Rede ist. Diomedes, wird erklärt, wisse eben nicht, wer auf Menelaos geschossen habe. Das mag sein. Aber daß der Vertrag gebrochen worden ist, weiß er doch so gut wie alle andern. Das Wichtige ist, daß vom Vertrag und dessen Bruch im ganzen Buche niemand spricht, niemand in den Taten des Diomedes eine Strafe dafür erblickt. Die Schlacht endet eben nicht mit einer Niederlage der Troer, und darum ließ der Dichter die Vergeltung für den Eidbruch und das künftige Verderben Trojas, die im 4. Buche so sehr betont worden waren, auf sich beruhen. Wie sehr er das mit Absicht tat, erkennt man leicht, wenn man bedenkt, daß er das 5. Buch gerade durch die Person des Pandaros mit dem vorhergehenden verklammert hat. Aber wenn die Troer überhaupt nicht bestraft wurden, konnte auch für Pandaros keine Strafe eintreten.

Hatte aber der Dichter diesen für den Schuß auf Diomedes herangezogen, so wollte er ihn nicht einfach verschwinden lassen. Dem Bogenschützen konnte Diomedes nichts anhaben; so mußte jener in ritterlicher Rüstung kämpfen, und zu diesem Zwecke fügte ihn der Dichter in den Kampf des Aineias ein. Sein Tod in ritterlichem Kampfe hat keine Spur von Bestrafung. Bemerken will ich noch, daß mir Pandaros durchaus nicht als der Prahlhans vorkommt, den die neuesten Erklärer in ihm sehen wollen. Er prahlt doch nicht mehr, als irgendein homerischer Held. Er soll sogar für seine Prahlerei in die Zunge getroffen worden sein; und doch geschieht das unmittelbar vorher V. 74 auch dem Pedaios, der nicht nur nicht geprahlt, sondern überhaupt nichts gesagt hatte.

Denken wir uns die Figur des Pandaros weg, so bleibt die Erbeutung der Rosse des Tros. Mit vollem Recht sieht hier Lillge die Verwertung eines ursprünglich selbständigen Stückes, in dem die Bedeutung der Erzählung durch die Geschichte der Rosse hervorgehoben war. Durch die Einarbeitung des Pandaros ist die ursprüngliche Form undeutlich geworden, aber der Schluß des alten Stückes hat dem Dichter noch zu schaffen gegeben. Die Bergung der Rosse durch Sthenelos V. 319 ff. unterbricht störend den Zusammenhang der Aphroditeszene. Die Erklärung, es würden gleichzeitige Ereignisse vorgeführt, hilft hier zu nichts, denn die Erzählung von der Bergung der Rosse verleitet zu dem Mißverständnis, Aphrodite habe den Aineias wirklich entrafft. Leicht war die Episode gewiß nicht unterzubringen, aber einen besonders genialen Streich des Dichters sollte man daraus nicht machen.

Mit V. 311 ist die Vorlage eingetreten. Um ihren Sohn, der wohl dort schon Aineias hieß, aber keine Rosse des Tros verloren hatte, vor der Vernichtung zu schirmen, eilt Aphrodite herbei und deckt ihn mit einer Falte ihres Gewandes. Schon will sie ihn wegtragen, da stürmt Diomedes auf

sie ein und verwundet sie an der Hand; der Wunde entströmt der Ichor, das Götterblut. Aufschreiend läßt sie Aineias fallen, den Apollon schirmt; sie entfernt sich, von höhnenden Schmähreden des Diomedes verfolgt, außer sich vor Schmerz und wird von Iris, die hier wie anderswo Botin des Dichters ist, aus dem Gedränge geführt. Sie finden Ares, der Lanze und Wagen an eine Nebelwand gelehnt hat. Das stand in der Vorlage und hat daher keine Beziehung zu der Entfernung des Ares vom Schlachtfeld im Anfang des Buches. Auf Ares' Wagen führt Iris die verwundete Göttin zum Olymp, wo sie weinend ihrer Mutter Dione in den Schoß sinkt.

Mit Recht nimmt Lillge, entgegen meiner frühern Auffassung, an, Dione habe schon der Vorlage angehört, in der es Here nicht gab. Dione, dem Namen nach das weibliche Gegenbild zu Zeus, war hier die Himmelskönigin. Auch die wunderbare Heilung von Aphroditens Wunde durch das bloße Streicheln mit der Hand ist so alt wie alle diese Märchenzüge.

Anders steht es mit der Trostrede der Dione. Die Geschichten von Herakles stammen aus den Heraklesepen und sind, wie alle aus diesen genommenen Stücke, vom Dichter der Ilias hier verwendet. Vermutlich gehört ihm auch die Geschichte von Ares und den Himmelsstürmern, deren Ursprung dunkel ist.

Von besonderem Interesse ist Diones Drohung mit der Bestrafung des Diomedes. Keiner lebt lange, der mit Unsterblichen kämpft. Keine Kinder umfassen seine Knie, wenn er aus dem Kriege heimkehrt. Er erliegt einem Gewaltigern, und vergeblich weckt sein Weib in ihrer Sehnsucht nach ihm die Hausgenossen aus dem Schlaf.

Wenn des Adrastos Tochter Aigialeia Gemahlin des Diomedes heißt, so finden wir wieder das Bestreben, die thebanischen Geschichten heranzuziehen. Aber sonst gehört der Inhalt der Drohung nicht dorthin. Im Märchen folgt einem Frevel immer die Strafe. Darum meine ich, die Vorlage habe mit dem Endgeschicke des Diomedes abgeschlossen, eine Möglichkeit, die bereits Lillge erwogen hat. Für sein Epos konnte das der Dichter nicht verwenden, aber missen wollte er es auch nicht, um so weniger, als es mit seiner eigenen Anschauung zusammentraf. Ernst genug hat er Dione den Diomedes einen Toren schelten lassen, daß er sich von Athene auf Aphrodite hetzen ließ, ganz wie Pandaros für gleiches Tun ein Tor gescholten wird. So nahm er den Schluß des Märchens in die Trostrede der Dione auf, wo jener indessen nur noch den Wert einer unbestimmten Drohung hat, die der Dichter im Epos nicht vollziehen zu lassen brauchte.

Wie die Fassung der Rede der Dione, so gehört der Schluß der olympischen Szene dem Dichter der Ilias. Im Beginn des 4. Buches hatte Zeus Here und Athene damit geneckt, daß sie ihre Teilnahme für Menelaos aufs Zuschauen beschränkten, während Aphrodite ihrem Schützling Alexandros tatkräftige Hilfe angedeihen ließ. Jetzt wird ihm der Hohn heimgezahlt, und deshalb richtet Athene ihre Worte an ihn selbst. Aphrodite habe sich gewiß an einer Heftnadel gestochen, als sie streichelnd eine Achäerin veranlassen wollte, einem der von der Göttin so er-

schrecklich geliebten Troer zu folgen. Zeus muß lächeln und gibt Aphrodite den launigen Trost, ihr seien allerdings andere Werke gegeben als die des Krieges, die sie Ares und Athene überlassen möge. V. 311—430.

Die olympische Szene der Vorlage war sehr kurz gewesen und hatte nichts als die Heilung der Aphrodite durch Dione enthalten. Warum unser Dichter sie so sehr erweiterte, daß der Zusammenhang fast ungebührlich lange unterbrochen ist, wird wohl klar geworden sein. Er hatte so viel zu sagen, daß ihn die Unterbrechung nicht anfocht. Nun geht auf Erden die Handlung weiter. Diomedes stürmt auf Aineias ein, obwohl er erkennt, daß Apollon ihn schirmt. Dreimal stößt ihn Apollon zurück, im vierten Male weicht Diomedes dem Drohworte des Gottes, der ihm die Überlegenheit der Götter über die Sterblichen ins Gedächtnis ruft. Den Widerspruch, in dem des Diomedes Ansturm zu der Weisung der Athene steht, hat der Dichter außer acht gelassen und dadurch die schöne Wendung hervorgebracht, daß Diomedes im Rausche des Sieges auch den furchtbaren Gott nicht scheut. Den Aineias entrückt Apollon in seinen Tempel auf der Pergamos, in dessen Adyton, dem innern Tempelraum, Leto und Artemis den Verwundeten heilen. In der Schlacht läßt Apollon ein Scheinbild des Aineias zurück, um das Troer und Achäer heftig kämpfen. Dann ruft er den Ares herbei, er möge den frevelhaften Diomedes, der Aphrodite verwundete und auf ihn selbst anstürmte, aus der Schlacht entfernen.

Der Tempel des Apollon, in dem Aineias geheilt wird, gehört sicher der Vorlage an, obschon von einem Tempel des Gottes auf der Burg auch 7, 83 die Rede ist. Auch das Scheinbild kann nicht vom Dichter der Ilias erfunden sein, sondern ist ein ganz fremdartiger altertümlicher Zug. Wir haben hier noch ein Stück des alten Gedichtes vor uns und sehen auch, daß sich dort der Kampf des Ares mit Diomedes unmittelbar angeschlossen haben muß. Dem Dichter lag aber daran, die durch die Götterszene unterbrochene Schlacht fortzuführen. So läßt er Ares in Gestalt des Thrakers Akamas an die Priamiden die Aufforderung richten, den gefallenen Aineias aus dem Gewühl zu retten. Es ist nicht notwendig anzunehmen, daß Ares selbst getäuscht sei; er kann die Priamiden absichtlich in ihrer Täuschung verharren lassen. Aber der Kampf um das Scheinbild wird nicht fortgesetzt, und was aus diesem wurde, erfahren wir nicht. Der Dichter mochte aber den Aineias für den weitern Kampf nicht missen und läßt ihn deshalb V. 510 geheilt in die Reihen zurückkehren. Nach dem folgenden Gespräch zwischen Sarpedon und Hektor hebt die Schlacht unter ganz neuen Voraussetzungen an. Daß hier Unordnung herrscht, ist nicht zu bestreiten, und wir haben ein hübsches Beispiel der Schwierigkeiten, welche die Vorlagen dem Dichter geschaffen haben. Das Scheinbild behielt er bei, weil es ihm merkwürdig war, aber da es in der Vorlage seine Rolle ausgespielt hatte, ließ auch er das Motiv fallen und half sich durch die Einfügung des Sarpedon, die ihm ermöglichte, neu anzufangen. V. 431—469.

Daraus geht schon hervor, daß die Sarpedonszene keine nachträgliche

Einschiebung sein kann. Es ist wahr, daß sie unvermittelt eintritt, aber sie dient nicht nur dazu, den Riß zu überbrücken, sondern gibt Gelegenheit, den Lykierfürsten, den unser Dichter in die Ilias eingeführt hat, zum erstenmal vorzustellen. Und das ist in höchst geschickter Weise gemacht. Aus Sarpedons Scheltrede erfahren wir alles, sowohl wer er ist, als auch, daß er ganz uneigennützig für die Troer kämpft, denn in Lykien hatte er von den Achäern nichts zu fürchten. Es ist eine genaue Parallele zu dem, was Achilleus 1, 152 dem Agamemnon vorhält, zugleich eine Begründung der merkwürdigen Tatsache, daß aus allen Teilen Asiens Bundesgenossen zu den Troern gestoßen sind. Daß Sarpedon das in eine Scheltrede einkleidet, bietet dem Dichter zugleich die Handhabe, Hektor wirkungsvoll in den Kampf eintreten zu lassen. Dieser war nur 4,505 kurz genannt worden, sonst aber bisher in der Schlacht nicht hervorgetreten. Nun führt uns Sarpedons Mahnrede vor, wie für die Troer alles auf dem Spiele steht, wenn Hektor sich nicht zum äußersten anstrengt und die Bundesgenossen zum Ausharren bringt, und so zeichnet der Dichter Hektor indirekt als den eigentlichen Schirmer von Ilios. V. 470—492.

Die Voraussetzung des neuen Kampfes hat Albracht gut erklärt. Die Führer der Troer hatten ihre Wagen bestiegen, um sich der Flucht ihres Heeres anzuschließen. Auf Sarpedons Mahnrede springt Hektor vom Wagen und ordnet seine Scharen zum Widerstand. Sie wenden sich und treten den Achäern entgegen; diese halten aus und ergreifen die Flucht nicht. Ihre Führer, die zur Verfolgung auf den Wagen vorausgefahren sind, springen ab, die Wagenlenker führen die Wagen durch die achäischen Reihen zurück, in raschem Laufe, so daß die Achäer von Staub weiß werden wie die Spreuhaufen beim Worfeln. Daß Ares Nacht über den Kampf breitet, soll hier nur den Schrecken der Schlacht andeuten; sonst ist es überflüssig und wird auch nicht festgehalten. Dagegen war es zweckmäßig anzunehmen, Ares habe Apollons Befehl zuversichtlicher befolgt, weil er sah, daß Athene „fort war". Er hat sie seit dem Beginn des Kampfes aus den Augen verloren, hat sie aber noch am Kampfe beteiligt gedacht. V. 493—518.

Auf achäischer Seite treten die Aianten und Odysseus auf, Diomedes und Agamemnon feuern mit ihnen die Achäer an, die auch sonst fest bleiben, wie Sommerwolken auf den Bergen. Zu den Troern ist Aineias zurückgekehrt, über dessen Erscheinen sich seine Gefährten freuen, ohne ihn in der Kampfnot ausfragen zu können. Dessen Gefährten Deikoon erlegt Agamemnon; mit einem Worte wird auf die ehrenvolle Stellung des Gefallenen in Troja hingewiesen. Aineias erlegt die Söhne des Diokles, deren Abstammung breiter ausgeführt wird; ihr Tod wird mit dem von zwei in die Hürde einbrechenden jungen Löwen verglichen, und sie fallen wie Edeltannen. Gegen Aineias schürt Ares den Zorn des Menelaos. Dieser ist im Epos vor allem der „dem Ares Liebe"; hier hat der Dichter das alte sagenhafte Verhältnis umgebogen und Ares die Absicht untergelegt, Menelaos durch Aineias fallen zu lassen. Dem bedrohten Menelaos

eilt Nestors Sohn Antilochos zu Hilfe, der auch sonst mit ihm verbunden erscheint. Vor den beiden Helden weicht Aineias zurück, und sie gehen auf Pylaimenes los, den Führer der Paphlagonen, den Menelaos tötet, während Antilochos seinen Wagenlenker Mydon in dem Moment erlegt, wo er den Wagen zur Flucht umwenden will. Mydon stürzt kopfüber in tiefen Sand, so daß er so stecken bleibt, bis ihn die eigenen, von Antilochos weggeführten Pferde umwerfen. Es ist einer von den in unserem Buch häufigen gewaltsam gesteigerten Zügen der Verwundung. V. 519—589.

War der Kampf bisher ein stehender gewesen, so ändert sich jetzt das Bild. Von Athene mit der Gabe ausgestattet, die Götter zu unterscheiden, erkennt Diomedes den unter den Troern wirksamen Ares. Entsetzt wie ein ratloser Mann, der plötzlich an einen reißenden Strom kommt, prallt Diomedes zurück und warnt die Achäer, denn unter den Troern fechte Ares in Menschengestalt. Athenes Weisung, daß Diomedes nur mit Aphrodite kämpfen dürfe, hat der Dichter hier festgehalten, nicht nur um ihn nicht jetzt schon auf Ares vorgehen zu lassen und den Fortgang der Schlacht möglich zu machen, sondern namentlich, um ihm allen frevelhaften Charakter zu nehmen. Diomedes rät nicht zur Flucht, sondern fordert ein langsames Zurückgehen, die Stirne gegen die Feinde gekehrt. Wie sehr die Troer im Vorteil sind, zeigt sich am besten daraus, daß selbst der gewaltige Aias von ihnen verhindert wird, dem von ihm erlegten Amphios die Rüstung zu rauben; er wird zum Rückzug genötigt. V. 590—627.

Hat auch das Achäerheer zu weichen begonnen, so ist ein Angriff doch noch möglich. Tlepolemos der Herakliде stürmt auf Sarpedon an, beide werfen zugleich, Tlepolemos fällt, Sarpedon wird schwer in den Schenkel getroffen. Wie Robert nachgewiesen hat, ging der Kampf zwischen dem Rhodier Tlepolemos und dem Lykier Sarpedon eigentlich in Lykien vor sich und bildete einen Teil der Sagen des Südwestens von Kleinasien. Der Dichter der Ilias hat ihn übernommen und dadurch an den troischen Krieg angegliedert, daß er Tlepolemos auf die Stellung Sarpedons als Bundesgenossen der Troer höhnisch anspielen läßt und ein Stück der Herakleseрen heranzieht, den Trug Laomedons gegen Herakles und dessen siegreichen Heerzug nach Troja. Die Rettung Sarpedons geschieht durch die Gnade des Zeus. Den Getroffenen tragen die Gefährten fort. Daß sie ihm den Speer nicht aus der Wunde ziehen können, sondern dieser nachschleift, gehört zu den Gewaltsamkeiten des Buches. V. 628—669.

Wenn nun Odysseus überlegt, ob er Sarpedon verfolgen solle, und davon absteht, so gibt der Dichter als Grund an, die Erlegung des Lykiers sei ihm nicht vergönnt gewesen; das will heißen, er verspart sich Sarpedons Tod auf die großartige Szene der Patroklie. Den Odysseus lenkt Athene auf die übrigen Lykier, unter denen er wütet, bis Hektor in der Nähe erscheint. Sarpedon fleht ihn an, ihn nicht den Achäern zur Beute werden, sondern in Troja sterben zu lassen. Hektor aber stürmt weiter, und den Sarpedon tragen die Gefährten unter die große Kastanie am Tor.

Dort zieht ihm einer den Speer aus dem Schenkel, er fällt in Ohnmacht, und den wieder Erwachten erfrischt belebend der Hauch des Nordwinds.

Auch jetzt wenden sich die Achäer nicht zur Flucht, sondern weichen langsam zurück, da sie erfahren haben, daß Ares unter den Troern kämpfe. Der Dichter will eine vollständige Flucht nicht, da der Umschlag dicht bevorsteht. Hektor und Ares wüten unter den Achäern. Wenn der Dichter indessen, um die große Menge ihrer Gefallenen einzuführen, fragt: „Wen töteten Hektor und Ares zuerst, wen zuletzt?", so hat er sich Ares schwerlich mordend vorgestellt, obwohl er nachher wirklich einen Achäer tötet. Der Handelnde ist der von dem Gotte geschirmte Hektor. Der Gefallenen sind sieben, von denen nur bei dem letzten eine etwas ausführlichere Angabe über die Heimat gemacht wird. Die rasche Aufzählung vergegenwärtigt das unaufhaltsame Vordringen Hektors. V. 670—710.

Jetzt endlich kommt es zum Zusammenstoß des Diomedes mit Ares. Den Helden hatte dabei schon in der Vorlage Athene unterstützt, aber in unserem Zusammenhang erforderte diese Hilfe eine Vorbereitung. Unser Dichter hat Diomedes durch Athene den Kampf mit Göttern, außer Aphrodite, untersagen und ihn vor dem unter den Troern kämpfenden Ares zurückschaudern lassen. Deshalb muß Athene den Helden zum Angriffe veranlassen. Zugleich erforderte die künstlerische Eigenart des Dichters eine breite Vorbereitung des wichtigen Ereignisses. Daß sie ihm gehört, beweist vor allem die Teilnahme der Here, deren Gestalt der Vorlage fremd war. Von ihr geht wie in den ersten beiden Büchern der Anstoß zu der Einmischung aus. Wie sie die Achäer massenweise hinsinken sieht, fragt sie Athene, ob denn ihrer beider dem Menelaos gegebenes Versprechen, er würde Troja erobern, vergeblich sein sollte. Daß von einem solchen Versprechen sonst nirgends etwas verlautet, hat gar nichts zu bedeuten. Die Landesgöttin von Argos hat doch wohl nicht in eigener Person die Mannen von Argos aufgeboten, ohne dem Menelaos Erfolg in Aussicht zu stellen.

Prächtig geschildert ist die Zurüstung und Bespannung des Wagens, eingehend die Rüstung der Athene, die sich allein zum Streite wappnet, weil Here nie in den Kampf eintritt. Die mit Troddeln versehene Aigis, die sie sich um die Schultern wirft, ist rings von Schrecken umkränzt. Das erklärt der Dichter mit den darauf angebrachten Figuren des Streites, der Wehrhaftigkeit, des Schlachtlärmes und dem entsetzlichen Haupt eines fürchterlichen Ungeheuers, wobei nach dem sprachlichen Ausdruck nicht an das Gorgonenhaupt gedacht werden kann. Den Helm zieren zahlreiche Kriegerfiguren, wohl in eingelegter Arbeit; übertreibend spricht der Dichter von den Vorkämpfern von hundert Städten. Er hält seine Erfindung von der Götterstadt auf dem Olymp fest und läßt zugleich die Vorstellung des Himmels in die des Berges hineinspielen. Von selbst krachen die Himmelspforten auf, welche die Horen hüten, und die aus Wolken bestehen. Zur freien, obersten Kuppe des Berges fahren die Göttinnen, um Zeus, der dort sitzt, um Erlaubnis zu fragen. Here klagt wider

Ares. Er hat viel Volk der Achäer vernichtet, blindlings und ungehörig, ihr zum Schmerz, Aphrodite und Apollon zur Freude. Wieder bringt sie, wie im Beginn des 4. Buches, ein persönliches Motiv vor, und wieder muß Zeus darauf eingehen. Er erlaubt ihr, Athene gegen Ares zu schicken, dem sie Schmerzen anzutun gewohnt sei. Durch des Zeus Entscheid ist die Verwundung des Ares zum göttlichen Beschluß geworden und Diomedes auch hier des Vorwurfs der Frevelhaftigkeit entledigt. V. 711—766.

Die Göttinnen fahren zur Erde. Die langen Sprünge ihrer Rosse, die so weit sind, wie ein Mann von einer Warte aus über das Meer blicken kann, haben etwas gewollt Groteskes. In der Troas angelangt, bergen sie den Wagen in Nebel, sie selbst schreiten mit den Schritten von Tauben vorwärts. In der Vergleichung liegt wohl nichts, was komisch wirken sollte; wir dürfen an unser „Stolzieren" denken. Bei den zusammengedrängten Scharen des Diomedes bleibt Here stehen und ruft mit der Stimme des sagenberühmten Stentor den Achäern zu, sie sollten sich schämen. Solange Achilleus kämpfte, hätten sich die Troer nicht vors Tor gewagt, jetzt kämpften sie bei den Schiffen. Die Stelle ist die einzige des Buches, die auf den Zorn des Achilleus verweist; im Beginn der Schlacht 4, 509 tut es Apollon in seinem Zuruf an die Troer. Daß die Achäer bereits bei den Schiffen kämpfen sollen, ist nichts als eine kleine Ungenauigkeit, denn groß sind ja die Distanzen überhaupt nicht. V. 767 bis 791.

Athene begibt sich zu Diomedes. Den plagt die ihm durch Pandaros' Pfeil geschlagene, jetzt verharschende Wunde, die ihm Athene damals nicht heilte; sie hatte ihm nur Kraft in die Glieder gesenkt. Auch jetzt tut sie es nicht, so daß die Erwähnung der Wunde ohne Zweifel das lange Zurücktreten des Helden, zum Teil wenigstens, begründen soll.

Athene schilt ihn und hält ihm das glänzende Beispiel seines Vaters Tydeus vor, der auf seinem Gange nach Theben siegreich mit den Thebanern kämpfte, trotzdem sie ihm den Kampf untersagt hatte. Wenn er sich aus Müdigkeit oder Furcht vom Kampfe fernhalte, so sei er nicht des Tydeus Sohn. Es ist sehr bezeichnend für die Göttin, daß sie Tydeus für seinen Ungehorsam sogar preist und damit indirekt Diomedes einen Vorwurf macht. Aber wie Sthenelos in seiner Antwort an Agamemnon dem Frevelmut der Väter den glückbringenden Gehorsam der Söhne gegen die Götter gegenübergestellt hatte, so verteidigt sich hier Diomedes mit der von Athene ihm gewordenen Weisung. In seinen Worten läßt der Dichter die Gestalt, die er selbst der Geschichte gegeben, nochmals kurz an uns vorüberziehen. Athene hat Diomedes nur die Verwundung der Aphrodite erlaubt, darum hat er den Kampf mit Ares nicht aufgenommen, sondern, nachdem er den Gott erkannt, die Achäer zu geordnetem Rückzuge gemahnt. Zu dieser Entwicklung bildet die sehr freundliche Ermutigung der Athene zum Kampfe gegen Ares den Schlußstein. Athene hebt ihre erste Weisung ganz auf, wenn sie Diomedes ermahnt, sich weder vor Ares noch

vor irgendeinem andern Gotte zu fürchten, da er sie zur Beschützerin habe. Doch zuerst soll er gegen Ares vorgehen, und das begründet sie im einzelnen. Er ist ein Rasender, ein ausgemachtes Unheil, ein Wetterwendischer, der Here und ihr versprochen hat, die Achäer zu unterstützen, und jetzt für die Troer kämpft. Mit diesem Zuge geht wohl der Dichter auf alte Überlieferung zurück. V. 792—834.

Er hat die Verknüpfung des Folgenden mit der von ihm selbst geschaffenen Situation vollzogen. Auch gegen Ares kämpft Diomedes auf ausdrückliche Erlaubnis und Weisung der Göttin. Der Kampf selbst ist wohl ganz nach der Vorlage erzählt, deren naive Kraft überall hervortritt. Wie Athene den Sthenelos vom Wagen zieht, wie unter ihrem und des Helden Gewicht die Achse kracht, wie Ares den Ätoler Periphas erlegt, das sind alles ursprüngliche Züge, ebenso wenn Athene den Hadeshelm, die Tarnkappe, aufsetzt, damit Ares sie nicht sehe, und dieser mit wildem Gebrüll auf Diomedes losstürmt. Seinen Wurf vereitelt Athene, und jetzt stößt ihn Diomedes, dessen Stoß die Göttin durch tätliches Eingreifen noch mehr Wucht verleiht, in den Unterleib. Gräßlich, gleich neuntausend, ja zehntausend Männern, brüllt Ares auf, zum Entsetzen beider Heere. V. 835—863.

Schwarz wie die Wolke des nahenden Gewitters fährt der Gott in dunklem Gewölk zum Himmel empor. Die bewußt undeutliche Behandlung des Gleichnisses erinnert an das vom Meteor 4, 75 und zeigt, daß der Dichter der Ilias wieder eingreift. Ihm gehört alles bis zum Schluß des Buches.

Ares setzt sich neben Zeus und fragt ihn unwillig, ob er sich über so frevelhafte Taten nicht entrüste. Den Menschen zuliebe müßten die Götter voneinander leiden, und besonders erzürnt seien alle über die Langmut, mit der Zeus Athene beständig gewähren lasse, während die andern gehorchen müßten. Wenn Ares trotz der Tarnkappe so genau weiß, daß Athene Diomedes unterstützt hat, so erkennen wir den Dichter der Ilias, dessen Götter alles voneinander wissen, und denen ihre Künste, sich zu verbergen, nichts helfen. Ares sagt am Schluß auffallenderweise, ihn habe die Schnelligkeit seiner Füße vor jämmerlichem Verderben gerettet; darin haben wir wohl das Ende des Kampfes, wie es die Vorlage bot, und das der Dichter durch das Auffahren in den Olymp ersetzt hat.

Wie immer fällt es Zeus nicht im geringsten ein, zu rechten. Aphrodite hatte er mit launigem Troste zur Ruhe gewiesen, Ares tut er es mit hartem Tadel. Er brauche nicht zu jammern, denn er sei ihm seiner Rauflust wegen der verhaßteste aller Götter. Freilich sei sein wilder Sinn ein Erbteil seiner Mutter Here, die er nur mit Mühe durch Worte zu bändigen vermöge. Wenn er beifügt, was Ares betroffen, werde auf die Pläne der Here zurückgehen, so kann er nichts anderes meinen als eben die Bitte der Göttin, sie den Ares vom Schlachtfelde vertreiben zu lassen. Zum Schlusse verfügt Zeus, er wolle Ares nicht länger leiden lassen, da er doch sein Sohn sei.

Damit ist die Sache abgetan. Der Text enthält allerdings noch die Bemerkung des Zeus, wenn Ares der Sohn eines andern Gottes wäre, so hätte er ihn längst noch tiefer als die Uranossöhne, d. h. die Titanen, versetzt, die im Tartaros weilen müssen. Aber diese Verse hinken übel nach und passen schlecht zur übrigen Rede des Zeus, außerdem sind die Titanen bei Homer sonst nirgends Kinder des Uranos, von dem in der homerischen Poesie überhaupt keine göttlichen Wesen abstammen.

Auf Zeus' Befehl heilt der Götterarzt Paieon die Wunde. Die Schnelligkeit der Heilung begleitet ein Gleichnis. Hebe badet ihn und legt ihm glänzende Kleider an, und er setzt sich neben Zeus, sich seines Ranges freuend. Wie im 1. Buch endet die olympische Szene mit Friedensschluß und himmlischer Heiterkeit. Die beiden Göttinnen kommen ebenfalls zurück, Here von Argos und die Alalkomeneïs Athene, wie sie mit ausdrücklicher Beziehung auf den Beginn des 4. Buches genannt werden. Mit einem Worte deutet der Dichter an, daß der Zweck ihrer Fahrt erfüllt war. V. 864 bis 909.

Ohne Zweifel haben die olympischen Szenen Züge, die zu der Erhabenheit der Götter nicht passen. Sie deshalb als Burleske zu bezeichnen halte ich trotzdem für falsch. Es sind den Göttern humoristische Züge geliehen, aber ihre Übermacht über die Menschen steht außer Zweifel, und gegen sie anzukämpfen bringt Gefahr und Verderben. Daher rührt die Sorgfalt, mit der der Dichter den alten Märchenstoff umgewandelt und die Taten des Diomedes unter die Führung der Athene gestellt hat, um vom Haupte des Tydiden die Strafe fernzuhalten und ihn als ersten Helden der Achäer weiter kämpfen lassen zu können.

Ilias VI.

Nachdem die Götter sich entfernt haben, geht die Schlacht zunächst weiter, und zwar ohne daß Diomedes' Sieg über Ares an der Lage wesentlich geändert hatte. Vor dem Eintreten der Göttinnen waren die Troer durchaus im Vorteil gewesen. Jetzt durchbricht der große Aias ihre Reihen und schafft den Seinen Erleichterung. Es ist wohl nicht zufällig, daß der von ihm erlegte Thraker Akamas der ist, in dessen Gestalt Ares den Troern zu Hilfe kam. Darauf tötet Diomedes den Axylos aus Arisbe, dem es heute nichts nützte, daß er allen Wanderern, die des Weges fuhren, sein gastliches Haus geöffnet hatte. Diomedes tritt sonst in diesem Kampfstück wieder so zurück, wie vor dem Eintreffen der Göttinnen, und dadurch wahrt der Dichter den Stil der frühern Schlacht. Hauptperson bleibt der Tydide doch, wie sich gleich zeigt. Euryalos erlegt zwei Feindespaare, bei dem zweiten erregt die Abstammung von Laomedons Sohn Bukolion und der Najade Abarbaree einige Aufmerksamkeit. Das allgemeine siegreiche Vordringen der Achäer kennzeichnet der von beinahe keiner Bemerkung begleitete Fall von sieben Troern durch sieben achäische Helden. V. 1—36.

Breiter ist der Fall des Adrestos ausgeführt. Auf der Flucht nach der Stadt verletzen sich seine Pferde an einem Tamariskenstrauch, die Deichsel zerbricht, und sie gehen durch. Er stürzt aus dem Wagen, Menelaos eilt auf zu, aber Adrestos bietet ihm reiches Lösegeld, und Menelaos hätte ihn zum Gefangenen gemacht, wäre nicht Agamemnon dazu gekommen und hätte den Bruder für seine Mildherzigkeit hart angelassen. Bei dem Bösen, das Menelaos durch die Troer erfahren hat, kann der König seine Milde gegen ihrer einen nicht begreifen und fordert, es sollte selbst das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden. Es fällt uns auf, daß der Dichter die wilden Worte billigt. Menelaos stößt Adrestos, der seine Knie umfaßt hat, von sich, und Agamemnon tötet ihn. V. 37—65.

Der Dichter sucht einen Abschluß. Nestor, der bisher in der Schlacht nicht hervorgetreten war, ruft den Achäern zu, jetzt nicht an Beute zu denken, sondern Männer zu töten; die Beute würde ihnen nicht entgehen. Der Zuruf wirkt, und die Flucht der Troer wäre vollständig geworden, wenn nicht der Seher Helenos zu Aineias und Hektor getreten wäre. Er mahnt sie, die fliehenden Völker vor den Toren zurückzuhalten und die Schlacht wiederherzustellen. Nachdem dies geschehen, solle Hektor in die Stadt gehen und Hekabe beauftragen, einen Bittgang der vornehmen Frauen in den Tempel der Athene zu veranstalten und die Göttin mit Geschenken und Gelübden um Rettung vor Diomedes anzuflehen, der noch fürchterlicher sei als Achilleus der Göttin Sohn. Hektor springt vom Wagen, eilt durch die Reihen und bringt die Troer zur Umkehr. Die Achäer weichen zurück und hören mit dem Morden auf, denn sie glauben, ein Gott sei vom Himmel herniedergestiegen und habe den Troern Mut eingeflößt. Hektor fordert die Seinen zur Tapferkeit auf. Er werde in die Stadt gehen, um den vornehmen alten Herren wie den Frauen Gebete und Opfer anzubefehlen. Daß nachher die Geronten vergessen werden, hat nichts zu sagen. Dann geht er der Stadt zu; dem mächtig Ausschreitenden schlägt der große über den Rücken geworfene Schild an Nacken und Knöchel. V. 66—118.

Schon im Altertum hat man sich gewundert, daß Hektor in der dringendsten Not das Heer verläßt, um einen Auftrag zu vermitteln, den jeder Herold hätte überbringen können. Überdies hat der Bittgang der Frauen zu Athene gar keinen Erfolg. Nun sagt Hektor V. 280, nachdem er sich seines Auftrags entledigt, zu Hekabe, er wolle noch zu Alexandros gehen, ihn zu rufen, wenn er auf ihn hören wolle, und spricht die Verwünschung aus, es möchte jenen für all das Leid, das er den Troern getan, die Erde verschlingen. Bei Alexandros angekommen, nennt er ihn V. 326 einen Wahnwitzigen; es sei nicht schön, daß er sich diesen Groll ins Gemüt gesenkt habe und die Völker in dem Streite hinschwinden lasse, der doch seinetwegen entbrannt sei; er soll sofort aufbrechen, damit die Stadt nicht im Feuer verbrenne. Der Gescholtene gibt die Berechtigung der Vorwürfe gelassen zu, möchte aber auch zu Worte kommen.

Nicht sowohl der Groll und Unwille über die Troer hätten ihn bewogen zu Hause zu sitzen, als die Neigung, seinem Unmut nachzuhängen. Er hat also das Schlachtfeld verlassen, weil er über die Troer zornig geworden war, und gibt selbst zu, daß die Veranlassung zu seinem Zorn seine Handlungsweise nicht ganz rechtfertige. Aber gewohnt, sich gehen zu lassen, ist er seiner Stimmung nicht Herr geworden. Von seinem halb erzwungenen Zorne haben ihn weder die heftigen Äußerungen des Unmuts, die er von den Troern zu hören bekam, noch das Zureden der Helene abgebracht. Erst Hektors strafendem Worte gibt er nach.

Es ist ganz vergeblich, nach Beziehungen dieser Stelle zum 3. Buche zu suchen. Dort hat Alexandros zum Zorn, zumal gegen die Troer, gar keine Veranlassung. Er ist gerettet, hat Helene behalten und entgeht ohne sein Zutun, durch Pandaros' Treubruch, der Ausführung des Vertrages. Wie gezwungen die Versuche sind, eine Verknüpfung mit dem 3. Buche herzustellen, zeigt am schönsten die Entdeckung Herman Grimms, Alexandros nehme es als beleidigter Prinz übel, daß er unter dem Gelächter beider Armeen durch eine hohe Frau davongeführt worden sei. Auch der Schluß seiner Antwort auf Hektors Schelten „der Sieg aber wechselt bei den Männern ab", geht nicht auf seinen Kampf mit Menelaos, sondern bedeutet nur: „für den Sieg verbürgen kann ich mich freilich nicht". Ganz denselben Gedanken spricht er 13,787 aus.

Wir stehen also vor einer Situation, deren Begründung unserer Ilias vollkommen fremd ist, fremd auch darin, daß Alexandros als unentbehrlicher Kämpfer erscheint. Sein Groll muß den Inhalt eines Gedichts gebildet haben, in welchem Hektor vom Schlachtfelde wegging, um ihn zurückzuholen. Auch vom Schluß wissen wir nichts, denn wenn die Brüder aus dem Tore treten, hört die Schlacht beinahe sofort auf, ohne daß Alexandros' Erscheinen eine wesentliche Wirkung gehabt hätte.

Der Dichter wollte Hektors Gang in die Stadt nicht so begründen, wie das ihm vorliegende Gedicht getan hatte, und erfand darum die neue, wenn auch ziemlich schwache Motivierung mit dem Auftrage des Helenos. Aber warum hat er denn Hektor den Gang überhaupt tun lassen, den jeder Herold tun konnte? Es ist mir nicht mehr zweifelhaft, daß ihm alles an Hektors Abschied von Andromache gelegen war. Dieses Kleinod seiner Poesie wollte er hier einfügen, weil im Plane seiner Ilias sonst kein Platz dafür war. Um es einzuleiten, war ihm das fremde Motiv vom Zorn des Alexandros gelegen, und so benutzte er dieses unbekümmert, wie im Beginn der Patroklie die alte Motivierung der Kampfenthaltung des Achilleus. Es diente ihm überdies vortrefflich dazu, Helene von neuer Seite zu beleuchten und in ihr ein wirkungsvolles Gegenbild zu Andromache zu schaffen.

Wenn die Achäer mit dem Morden inne halten und dadurch in der Schlacht eine Pause eintritt, so war es zweckmäßig, diese auszufüllen, wie im 3. Buche durch die Mauerschau geschehen war. Hier tritt zu diesem

Zwecke das berühmte Gespräch des Glaukos mit Diomedes ein. Das Stück wird gewöhnlich als ein Einzellied angesehen, das halb zufällig an unserer Stelle seinen Platz gefunden hätte, ja im Altertum wollten es „einige" an einen andern Platz versetzt wissen. Es ist aber dem Gedanken nach mit dem 5. Buche ziemlich eng verbunden. Wenn dort der Dichter für Diomedes' Kampf mit den Göttern Athene zur treibenden Ursache macht, so läßt er hier den Helden jeden solchen Kampf ausdrücklich ablehnen; nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Furcht vor dem Zorn der Götter, die auch Lykurgos für seinen Kampf gegen Dionysos so schwer straften. Sodann eignet sich die Genealogie des Sarpedon und Glaukos vorzüglich für diese Stelle, da wir mit den neu eingeführten Lykiern dadurch genau bekannt werden. Die Geschichte des Bellerophontes und seines Geschlechtes ist, wie sie vorliegt, ein Auszug aus einer umfassenderen Vorlage. Der Name des Lykierkönigs Jobates ist ausgefallen, die Beschreibung der Chimära fast bis zur Unverständlichkeit zusammengedrängt, und, was die Hauptsache ist, Glaukos vergißt seinen eigenen Namen zu nennen, nach welchem er doch in erster Linie gefragt worden war. Den Charakter eines Einzelliedes hat daher das Stück nicht, sondern es ist mit Benutzung der genealogischen Vorlage für unsere Stelle gedichtet. Ganz der Stimmung des Dichters der Ilias entspricht die berühmte, schmerzlich schöne Klage über die Geschlechter der Menschen, die nicht einmal einer Nachfrage wert sind, und die kommen und gehen wie die Blätter des Waldes. Sehr schön wird das Ganze dadurch abgeschlossen, daß Diomedes in Glaukos einen Gastfreund vom Großvater her entdeckt. Die Erwähnung des Tydeus, die an sich nicht notwendig wäre, gehört zu den Hinweisen des Dichters auf die thebanischen Geschichten.

Zu der Wärme der Empfindung, mit der sich die Helden geloben, den Kampf gegeneinander zu meiden, vom Wagen springen und sich die Rechte geben, scheint der Schluß nicht recht zu passen. Man hat es vielfach ganz ungehörig gefunden, daß Zeus dem Glaukos den Verstand geraubt haben sollte, wenn er dem Diomedes die wertvolle goldene Rüstung für die minderwertige eherne gab. Aber in der homerischen Gesellschaft ist nun einmal die Wertschätzung des Besitzes sehr groß, und beim Austausch der Gastgeschenke wird gern darauf gesehen, daß sie gleichwertig sind, so daß das naive Erstaunen über die Hochherzigkeit des Glaukos gar nicht auffallend ist. V. 119—236.

Hektor ist zum skäischen Tor gelangt. Da umringen ihn die Frauen und Töchter der Kämpfer draußen und fragen nach deren Schicksal. Der Held mahnt sie, zu den Göttern zu beten, „denn über viele war Leid verhängt", sagt der Dichter. Er konnte Hektor nicht eingehend antworten lassen, ohne sich in seinem eigenen Vorhaben zu hindern. Aber durch diese Einleitung versteht er es, die wenigen handelnden Personen zu isolieren und von jeder lästigen Umgebung zu befreien. Das ganze Stück erhält durch Hektors dunkel ablehnende Antwort einen düstern Untergrund.

Hektor kommt auf die Burg und begegnet zuerst seiner Mutter Hekabe, deren Name nicht gleich genannt wird, und deren Erscheinen im Freien der Dichter begründet. Sie geleitet Laodike in den Palast, ihre schönste Tochter, in deren Gestalt 3, 124 Iris zu Helene getreten war. Die Mutter errät, daß der unerwartete Besuch des Sohnes in diesem Moment etwas Besonderes zu bedeuten hat: er will wohl von der Burg, einer besonders feierlichen Stätte aus, die Hilfe des Zeus anflehen. Da möchte sie, die der Dichter die „freundlich spendende" genannt hat, ihm behilflich sein, daß er spende und zugleich sich labe. Aber Hektor lehnt ab. Er fürchtet von dem Trunk Ermattung, und mit ungewaschenen Händen zu spenden scheut er sich. Ungesäumt entledigt er sich seines Auftrages und erklärt dann, er wolle noch zu Alexandros gehen, um ihn wieder zur Teilnahme am Kampf zu veranlassen. Mit der heftigen Verwünschung, jenen möchte die Erde verschlingen, dann würde er selbst sein Herz erleichtert fühlen, begibt er sich auf den Weg. V. 237—285.

Hekabe beeilt sich, dem Auftrag nachzukommen. Die Feierlichkeit des Bittgangs wird durch dessen ausführliche Vorbereitung und die Schilderung des der Göttin zu weihenden Geschenkes ins gebührende Licht gesetzt. Es ist ein Prachtgewand phönikischer Arbeit, das dem Sitzbild der Athene umgetan werden soll. Zu unterst liegt es von allen Gewändern; es glänzt mit der bunten Wirkerei wie ein Stern und ist der Königin das liebste. Der Wert jedes Geschenkes wird erhöht, wenn sich der Gebende eines ihm besonders lieben Besitztums entäußert.

Den Bittgang führt Theano, Antenors Gemahlin, eine der vornehmsten Frauen der Stadt, der das Priesteramt in Athenes Tempel übertragen ist. Durch lauten Bittschrei suchen die Frauen die Aufmerksamkeit der Göttin zu erregen. Theano nimmt das Gewand in Empfang, legt es dem Götterbild um und spricht das Gebet, energischer und kraftvoller, als Hektors Auftrag gelautet hatte. Diesem hatte Helenos gesagt, die Frauen sollten die Geschenke bringen und Opfer geloben, ob Athene sich der Stadt erbarme und Diomedes von Ilios abhalte. Die Priesterin geht ihrer Göttin gegenüber viel weiter: zerbrechen soll sie des Diomedes Speer und ihn selbst am skäischen Tor in den Staub werfen. So läßt sie der Dichter mit ebenso kühner als wirksamer Steigerung beten.

Aber Athene weigert die Erhörung. Sie schlägt den Kopf zurück, mit jener energisch versagenden Gebärde, die noch heute den Südländern eignet. Wie man seit dem Altertum an der Echtheit des Verses hat zweifeln können, ist unverständlich, da die homerische Poesie über den Erfolg eines Gebetes nie im Unklaren läßt.

Athene ist in der Ilias durchaus Schützerin der Achäer, besonders auch des Diomedes. Deshalb brauchte aber der Bittgang nicht von vornherein aussichtslos zu sein. Die Göttin konnte sich ebensogut umstimmen lassen wie die Juno von Veji, die auf die Einladung, nach Rom überzusiedeln, mit bejahendem Neigen des Hauptes antwortete. V. 286—311.

Unterdessen geht Hektor zu Alexandros' Haus, einem Meisterwerk

der Architektur. Er tritt in eine sehr friedliche Szene. Alexandros tändelt mit seinen Waffen, Helene leitet die Arbeit der dienenden Frauen. In dieses Idyll fährt Hektor mit heftigem Schelten. Wie bereits ausgeführt, setzt der Anfang seiner Rede eine außerhalb der Ilias liegende Situation voraus, die der Dichter benutzt hat. Was nachfolgt, gehört nach meiner Überzeugung alles ihm.

Helene ergreift das Wort. Sie ist in bitterster Herzensnot. Draußen tobt der Kampf, laut schlägt an ihr Ohr der Unwille des aufgeregten Volkes, aber der Urheber des Krieges ist nicht zu bewegen, seine Pflicht zu tun. Zum Überfluß erscheint Hektor auf der Schwelle, er, der die ganze Not allein zu tragen hat. Sein Anblick schlägt ihr ins Gewissen, und die innere Bedrängnis macht sich in wilder Selbstanklage Luft. Als ein Ungeheuer kommt sie sich vor, das Unheil ersonnen hat, ein entsetzliches. Wir erwarten, sie wünschte, nie geboren zu sein, aber ihre Aufregung schweift in groteskem Bilde aus. Die Neugeborene hätten die Sturmdämonen ins Gebirge tragen sollen oder ins Meer, wo die Woge sie fortgespült hätte, bevor all das geschah. Nun haben die Götter dieses Unheil so bestimmt.

So unerwartet die Wendung für uns kommt, liegt für den homerischen Menschen in ihr kein Widerspruch. Er weiß wohl, daß die Geschicke in der Götter Hand liegen, aber damit ist seine Verantwortung nicht aufgehoben, und er versucht gar nicht, sich ihrer zu entledigen.

Zum Jammer über das Unheil, das sie angerichtet, kommt die Klage über ihren Gemahl. Wenn es doch einmal so Gottes Wille war, so hätte sie einen feinfühligen, gefesteten Mann bekommen sollen, der für die Indignation und den schmähenden Tadel der Menschen ein Gefühl gehabt hätte. Aber Alexandros hat keine feste Gesinnung und wird sie auch nie haben, und er wird auch die Früchte seines Wesens genießen. Sie zeichnet ihn als Stimmungsmenschen, für den sie von seinem Charakter offenbar mehr fürchtet als von den Feinden.

Dann wendet sie sich mit freundlicher Einladung an Hektor. Aber was kann sie ihm für all das bieten, was er um sie zu leiden hat? Einen Sitz zu kurzer Rast. Das ist schön gedacht, und nicht minder schön, wie Hektor ihr Bedürfnis fühlt, ihm etwas Liebes zu erweisen.

Nochmals kehrt sie zu dem Gedanken zurück, daß die Götter es so gewollt. Aber nun kommt der Dichter selbst zum Wort, mit einem Selbstgefühl, wie es seither von keinem Poeten überboten worden ist. Zeus hat Alexandros und Helene das böse Geschick bestimmt, damit sie künftig unter den Menschen der Nachwelt fortleben im Lied. Damit ist für die Szene ein Abschluß erreicht. Die kühne Zuversicht des Dichters, daß selbst die furchtbare Geschichte, die er singt, geschehen ist, um im Liede verherrlicht zu werden, hebt uns aus dem Kampf und der Not des Lebens in die reinen Höhen der Kunst und schafft die rechte Stimmung für das Juwel von Poesie, das der Dichter für uns in Bereitschaft hält. V. 312—358.

Hektor lehnt die kurze Rast ab, zu der Helene ihn lädt, weil ihn die Seinen im Kampfe vermissen. So hatte er den Becher abgelehnt, den

Hekabe ihm bot, um im Kampfe nicht matt zu werden. Das ist der Mann mit dem Gefühl für der Menschen Urteil und dem gefesteten Sinn, dessen Leitsterne Pflicht und Ehre sind. Nur die kurze Frist, die Alexandros zur Rüstung braucht, will er benutzen, nach dem Teuersten zu sehen, nach Haus und Weib und Kind. Weiß er doch nicht, ob es nicht das letztemal ist. V. 359—368.

Der Held der reinsten Liebe ist dem Dichter des kraftvollen ionischen Adels nicht der Stimmungsmensch, sondern der willensstarke, seiner Pflicht in jedem Augenblick bewußte Mann. Es bleibt des Dichters höchster Ruhm, daß er ihn unter den Troern gesucht hat. Nicht dem strahlenden Achilleus, sondern dem schlichten Helden, der sein Liebstes schirmt und seine Stadt verteidigt, singt er dieses Lied von ewiger Schönheit.

Hektor findet die Gattin nicht zu Hause. Einer Rasenden gleich sei sie fortgestürmt, meldet die Schaffnerin, weil sie gehört habe, die Troer würden bedrängt. Angstvoll hat sie vom Turm auf das Schlachtfeld hinausgespäht und kehrt nun eilig zurück, offenbar weil sie Hektor draußen nicht hat erblicken können. Nahe dem Tore trifft sie auf ihn, noch ganz erregt und in Tränen.

Nicht oft führt die homerische Poesie ihre Personen so eingehend ein, wie hier mit Andromache geschieht. Der Dichter erhöht die Bedeutung des Zusammentreffens durch die liebevolle Schilderung der Mutter und des Sohnes.

Beim Anblick des Kindes wird Hektor das Herz warm, und er lächelt es still an. Aber Andromache tritt in ihrer Herzensnot an ihn heran. In jenem Pflichtgefühl, das Hektor allein leitet, sieht sie nur die Kampflust, die ihn noch verderben wird. Dann möchte sie tot sein, wenn sie ihn missen muß, denn sie hat ja dann niemand mehr auf der Welt, und ihrem Leben fehlt die Wärme. Darum sollte er Erbarmen haben und sich nicht aussetzen; könnte er doch die Stadt auch sonst verteidigen.

Wahr und schön ist der Gegensatz zu Helene gezeichnet. Diese will auf ihrem Mann keinen Makel sehen und treibt ihn selbst in die Schlacht, weil sie ihn achten möchte. Für Andromache dagegen versinkt alles vor der Furcht, Hektor zu verlieren. Mit keinem Worte berührt sie das Geschick, das der Stadt und ihr selbst droht, wenn er fällt. Sie denkt nur daran, daß sie ihn dann nicht mehr hat. Es ist der schrankenlose Egoismus der Liebe.

In breit ausströmender Klage führt sie ihm vor die Seele, was er ihr ist. Alle hat sie sonst verloren, die sie liebte, und auf die sie noch jetzt so stolz ist. Den erschlagenen Vater wagte selbst der furchtbare Achilleus nicht der Rüstung zu berauben, sondern verbrannte ihn in den Waffen und errichtete ihm ein Grabmal, um das die Nymphen des Berges Ulmen pflanzten. Eigenartig beruhigend, wie ein Hauch des Friedens, hebt sich das Bild des von hohen Bäumen umrauschten Grabes aus der düstern Klage.

Sieben Brüder fielen von Achilleus' Hand an einem Tage, die gefangene Mutter gab er gegen Lösegeld ins Elternhaus zurück, und dort

brachte ihr Artemis' Pfeil den schnellen Tod. Und nun faßt Andromache die ganze Angst ihrer Seele in die unsterblichen Worte zusammen: „Hektor, so bist du mir nun Vater und Mutter und Bruder, du mein blühender Gemahl — so erbarme dich denn und bleibe hier auf dem Turme, sonst machst du dein Kind zur Waise und zur Witwe dein Weib."

Nach echter Frauenart gibt sie auch gleich einen Weg an, wie er das Heer zur Verteidigung geschickt machen könnte, ohne sich zu sehr auszusetzen. Dort im Westen der Stadt, wo der hohe, Feigenbaum genannte Hügel gefährlich nahe an die schwächste Stelle der Mauer heranreicht, und wo die ersten Achäerhelden dreimal zu stürmen suchten, wäre für das Kriegsvolk der richtige Platz.

Der Feigenbaum genannte Hügel steht, wie Dörpfeld und Robert übereinstimmend versichern, im Südwesten Trojas, vor einem zweimal ausgebesserten Mauerstück der zweiten Stadt, also wirklich vor einer schwachen Stelle. Die Angabe der Andromache geht also auf eine poëtische Vorlage zurück, die einen Sturm der Helden auf Troja erzählte, in der aber Achilleus unter den Kämpfern fehlte. V. 369—439.

Andromache hat umsonst gefleht. Wohl bewegen die Gedanken, die sie ausgesprochen, auch Hektor das Herz. Aber sich einem Feigen gleich hinter Mauern zu bergen leidet weder die Rücksicht auf die öffentliche Meinung noch die eigene Ehre. Er muß den Ruf, den er geerbt und selbst gewonnen hat, immer neu erwerben, wenn er ihn erhalten will, selbst wenn es gar nichts nützen sollte. Denn, das ist der nur angedeutete Gedanke, Pflicht und Ehre kann Hektor wahren, aber Erfolg sieht er nicht voraus. Die trübe Zukunftsahnung, die schon in seinen Worten an Helene durchklang, beherrscht ihn ganz. Es wird, das weiß er gewiß, ein Tag sein, da die heilige Ilias verloren ist und Priamos samt seinem Volk.

Aber jetzt bricht die Liebe, die sich bisher der strengen Gesinnung beugen mußte, unaufhaltsam hervor. Der Mann, dem es seine Ehre nicht erlaubte, den rührenden Bitten der Gattin Gehör zu schenken, öffnet in der düstern Vorahnung des Unheils sein ganzes Herz. Was sie beklagt hat, daß sie ganz verlassen sein würde, wenn sie ihn nicht mehr hätte, das steht auch ihm vor der Seele. Was sie nicht berührte, das ihr drohende Sklavenlos, er spricht davon, aber mit unendlichem Zartgefühl. Daß sie der Freiheit beraubt sein wird, unter dem Befehl einer fremden Herrin weben und Wasser holen muß, daß sie nach ihm weint, wenn Vorübergehende bei ihrem Anblick seinen Namen nennen, das spricht er aus. Aber der Dichter läßt ihn davon schweigen, daß sie einst einem andern gehören und schutzlos fremder Willkür preisgegeben sein wird. Kein Wort fällt, das in die Stimmung der gehaltenen Trauer einen Mißklang bringen könnte. Nur tot zu sein wünscht der Held, wenn sie fortgeschleppt wird, ohne daß er ihr helfen kann. V. 440—465.

Da hebt sich von dem Hintergrunde tiefster Hoffnungslosigkeit ein Bild von sonnigster Helle. Der kindliche Schrecken des kleinen Sohnes, der vor dem wallenden Helmbusch des Vaters an der Brust der Wärterin

Schutz sucht, ruft bei beiden Eltern ein herzliches Lachen hervor. So löst sich oft aus der dunkelsten Stimmung ein Gelächter aus, zuweilen über ein unbedeutendes Vorkommnis, weil sich die menschliche Natur gegen die Trübsal wehrt. Wie berechtigt erst hier, wo sich mit dem heitern Eindruck die innigste Elternfreude vereinigt. Hektor gibt dem Umschlag der Stimmung sogleich Raum. In seinem Kinde sieht er nur freudige Gegenwart und helle Zukunft. Er küßt es und schwingt es in den Armen, und in gehobenem Gefühl richtet er an die Götter ein freudiges und inniges Gebet für das Glück des Sohnes, der einst ihn selbst noch übertreffen und durch siegreiche Taten die Mutter erfreuen möge. Seine Seele ist von aller Traurigkeit befreit. V. 466—481.

Nicht so Andromache. Wohl hat auch sie gelacht, aber ihr Lachen ist voll Tränen. Da faßt den Mann Erbarmen, er streichelt sie und sucht sie zu trösten. Was er sagt, trifft genau den Gedanken, der sie beherrscht, die Angst vor seinem nahen Tode. Die hat wie ein Dämon von ihr Besitz genommen, und deshalb nennt Hektor sie mit einem Worte, das eigentlich „Besessene" heißt. Aber in seinem Munde wird es zum Kosewort. Wilhelm Jordan hat dafür die schöne Wendung „Närrchen" gefunden.

Hektor nennt ihre Betrübnis ungerechtfertigt. Vor dem bestimmten Schicksalstage wird ihn niemand töten, und man weiß ja nicht, wann dieser kommt. Warum sollte er gerade heute erscheinen? Freilich einmal kommt er gewiß, wie für jeden Erdgeborenen. Hektor schließt mit der Weisung, Andromache solle in ihr Haus zurückkehren und den Krieg den Männern, besonders ihm, überlassen. Das bedeutet die freundliche, aber bestimmte Ablehnung ihrer Vorschläge, wie er sich am besten schirmen könnte. V. 482—493.

Andromache hat die Gewißheit, daß es ein Abschied für immer gewesen ist. Oft wendet sie sich auf ihrem Wege noch um und erreicht weinend ihr Haus. Ihr Anblick erregt bei den dienenden Frauen lautes Wehgeschrei. Noch um den Lebenden, den sie nicht wiederzusehen hoffen, stimmen sie die Totenklage an. V. 494—502.

Fast herb hat der Dichter den Abschied abgebrochen, ohne ihn weiter auszuspinnen. Tiefer hätte er uns ja nicht rühren können. Wie aber wird er uns nun aus der gehobenen Stimmung, in die er uns versetzt hat, in den Lärm des Tages hinüberführen, ohne Unlust in uns zu erregen? Ganz unvermittelt tritt an die Stelle der weihevollen Ergriffenheit das Bild der unbekümmerten, freudigen, selbstbewußten Kraft. Alexandros kommt daher gerannt, aber der Dichter nennt ihn nur, um uns sogleich durch das farbenprächtige Gleichnis, gleichsam mit einem Ruck, in eine neue Stimmung zu versetzen. Wir sehen das der Fessel entledigte Roß prahlend durch die Ebene galoppieren, jeder Zug eine Offenbarung frischer Schönheit, und unser Interesse ist neu geweckt und gefangen. V. 503—514.

Wundervoll ist der Schluß mit seinem die Erhebung der Seele sanft abtönenden Gespräch. Noch weist ein Wort auf die herrliche Szene zurück: Alexandros trifft Hektor an der Stelle, wo er mit seinem Weibe gespro-

chen hat. Das Gespräch hat Hektor in eine weiche Stimmung versetzt, sein Unmut über den Bruder ist gewichen. Die harten Vorwürfe von vorhin verwandeln sich in eine den Wert des andern anerkennende freundliche Mahnung, und mit der Aussicht auf gänzliche Aussöhnung der Brüder klingt das wunderbare Gedicht in jubelnder Siegeszuversicht aus. V. 515—529.

Die Kritik hat angemerkt, der Abschied von Andromache komme sehr lange vor Hektors Tod, und der Held kehre doch nachher noch wieder in die Stadt zurück; es sei also das Gespräch nicht als Abschied gedacht. Die Einwendung ist aber unbegründet, denn Hektor kommt in der Ilias mit Andromache nicht mehr zusammen, und für die herrliche Szene hätte sich später kein passender Ort geboten. Entgegen meiner frühern Auffassung bin ich jetzt überzeugt, daß Homer Hektors Gang in die Stadt neu motivierte, um für den Abschied Raum zu schaffen, und daß dieser für die Stelle gedichtet ist, an der wir ihn lesen.

Ilias VII.

Der Schluß des 6. Buches fordert einen Erfolg des Hektor und Alexandros. Eingeleitet wird dieser durch das Gleichnis von dem günstigen Winde, den ein Gott den ermüdeten Schiffern sendet. Ein genauer Anschluß an den Stand der Schlacht ist nicht gesucht. Die Achäer waren 6, 107 durch die plötzliche Wendung der Troer im Vordringen gehemmt worden. Jetzt wird vorausgesetzt, daß die Troer Not litten und ihnen durch die Brüder Rettung kam. Alexandros, Hektor, der durch das Gespräch mit Diomedes eingeführte Glaukos erlegen je einen Gegner, und das gilt als Bedrängnis der Achäer, so daß Athene sich entschließt, ihnen zu Hilfe zu kommen. Der Dichter will der Schlacht, die nach dem Schuß des Pandaros entbrannt ist, ein Ende machen. Sie hat trotz den Taten des Diomedes nicht mit einem Siege der Achäer geendet, die jetzt sogar im Nachteil sind, aber auch nicht mit ihrer Niederlage, wie nach dem Eingang des Epos zu erwarten gewesen wäre. V. 1—16.

Athene und Apollon, die beide ihren Völkern zu Hilfe eilen wollen, treffen sich bei der Kastanie am skäischen Tor und kommen überein, der Schlacht dadurch ein Ende zu machen, daß sie Hektor ermuntern, einen Achäer zum Zweikampf herauszufordern. Der Kampf zwischen Aias und Hektor ist ein uraltes episches Motiv und kommt in der Ilias noch zweimal vor. Jedesmal wird Hektor besiegt, ohne indessen unterzugehen. Unserer Episode liegt ohne Zweifel eine alte poetische Vorlage zugrunde. Höchst altertümlich ist vor allem, daß sich die Götter nach ihrer Verabredung in Gestalt von Lämmergeiern auf die Kastanie setzen, um dem Kampfe zuzusehen. Es ist in der Ilias das einzige Beispiel von Verwandlung von Göttern in Tiergestalt.

Das alte Gedicht hat der Dichter nach Kräften der Situation angepaßt. Schon daß Apollon den von ihm vorgeschlagenen Zweikampf nur als vorübergehende Pause des Krieges ansieht, zeigt deutlich, daß ihn der

Dichter nur als Abschluß der großen Schlacht verwendet wissen will, während er ursprünglich gewiß auf eine größere Entscheidung angelegt war. Besonders wichtig ist, daß Apollon am endlichen Untergang Trojas gar nicht zweifelt, da Here und Athene es so wollen, ein bestimmter Hinweis auf das Göttergespräch des 4. Buches. Die Götter teilen Hektor ihren Entschluß nicht selbst mit, sondern der Dichter verwendet dazu den Seher Helenos, vermutlich weil er einen entschiedenen Erfolg, wie ihn Diomedes auf den Rat der Athene davongetragen, nicht zu geben gedachte. Helenos vernimmt im Geiste den Ratschlag der Götter, fordert Hektor auf, ihm, seinem Bruder, zu vertrauen, und gibt ihm die Versicherung, er werde nicht fallen, das wisse er aus der Stimme der Götter. In dem letzten Wort einen Widerspruch dazu zu finden, daß er vorher den Ratschluß der Götter „im Geist" erfaßte, ist zu kritisch. Leaf macht mit Recht darauf aufmerksam, daß eben Seher ihre Eingebungen als eine zu ihnen redende Stimme fassen, und außerdem wäre es doch schwierig zu denken, daß Helenos das Gespräch der Götter nicht vernommen habe. Daß er es „für sich im Geiste zusammensetzte", ist nach homerischer Denkweise klar. Auch wenn Hektor nachher mit der Möglichkeit seines Todes rechnet, darf uns das nicht auffallen. So siegesgewiß er ist, auf die Versicherung des Sehers, daß er davonkommen werde, legt er gar kein Gewicht. Das ganze Seherwesen begegnet bei Homer und besonders bei Priamos und Hektor ausgesprochenem Unglauben. V. 17—53.

Mit äußerster Knappheit rüstet der Dichter die Szene für den Zweikampf zu. Hektor drängt mit quergehaltenem Speer seine Leute zurück und heißt sie sich setzen, dasselbe tut Agamemnon mit den Achäern. Das ist nicht so gut motiviert wie vor dem Zweikampf des 3. Buches und leidet, während eben noch der Kampf getobt hat, an Unwahrscheinlichkeit. Es erklärt sich daraus, daß der Dichter jene frühere Schilderung verkürzt vorführt und sich bei den Einzelheiten nicht aufhält. Um darüber rasch wegzukommen, veranschaulicht er das Flimmern der Waffen der sitzenden Heere durch das Gleichnis des vom Westwind erregten Meeresgekräusels. Daß die Fürsten der Achäer sämtlich nebeneinander sitzen und der Herausforderung Hektors zuhören, stammt aus der Vorlage, deren Voraussetzungen einfach übernommen werden. V. 54—65.

Nach Hektors Herausforderung soll um nichts gekämpft werden als um die Ehre, höchstens daß der Sieger dem Gegner die Rüstung abzieht. Um Größeres soll es nicht gehen, wie im Zweikampf des Menelaos und Alexandros geschah, ja Hektor lehnt die Wiederholung des Vertrages indirekt durch die Eingangsworte ab, Zeus habe die Eide nicht vollzogen, sondern gedenke den Krieg bis zum bittern Ende zu führen. Es soll ein Zweikampf sein, wie ihn die heroischen Überlieferungen aller Völker bieten und selbst die späte Epik der Italiener festgehalten hat; so bot ihn die Vorlage. Aber dem Dichter lag noch etwas besonders am Herzen. Mit Zeus als Zeugen verlangt Hektor, daß der Leib des Unterlegenen den Seinen zur Bestattung zurückgegeben werden sollte, und damit tönt der Dichter das an,

was ihm am Schluß der Ilias die Hauptsache ist. Er bereitet die Rückgabe von Hektors Leichnam vor. Den Dichter erkennen wir auch in der Erwähnung des Apollontempels, den er 5, 445 aus dem alten Diomedesgedicht auf die Burg von Troja versetzt hatte. Höchst charakteristisch ist die Zeichnung von Hektors zuversichtlicher Gemütsart. Er ist im Grunde seines Sieges gewiß und malt sich aus, wie unvergänglich die Kunde von ihm sein würde, wenn dereinst Leute über den Hellespont führen und sich das Grabmal zeigten, das den von ihm erlegten Helden berge. V. 66—91.

Die Achäerfürsten zaudern, die Herausforderung anzunehmen, bis endlich Menelaos aufsteht, in heftigen Worten ihre Feigheit schilt und sich zum Kampfe bereit erklärt. Der Dichter ist überzeugt, daß das sein Untergang gewesen wäre, und auch die übrigen Führer halten ihn zurück. Agamemnon nennt ihn geradezu unsinnig, daß er mit einem Helden kämpfen wolle, dem doch selbst Achilleus entgegenzutreten geschaudert habe. Mit Stentors Stimme hatte Here 5, 785 den Achäern zugerufen, als Achilleus noch mitkämpfte, hätten sich die Troer nicht vor die Tore gewagt. An beiden Orten hat das Bedürfnis die Übertreibung hervorgerufen. Um Menelaos zurückzuhalten, spricht Agamemnon die Überzeugung aus, Hektor werde unter den Achäern seinen Meister finden, und der Bruder gibt der verständigen Rede nach.

Da erhebt sich Nestor, mit dem nämlichen Worte, mit dem er im Streite der Helden 1, 254 seinen Vermittlungsversuch eingeleitet hatte: „Ei doch, wahrlich großes Leid kommt über das achäische Land.“ Während er aber dort auf die Freude hingewiesen hatte, welche die Troer über den Zwist empfinden würden, malt er hier die Trauer aus, die der alte Peleus empfinden müßte, hörte er, daß die Achäerhelden sich vor Hektor ducken; er würde sich den Tod wünschen. Daß gerade Peleus genannt wird, könnte auffallen, wenn wir nicht Nestor reden hörten. Dieser gedenkt am liebsten früherer Erlebnisse, hier des Besuches, den er bei Peleus gemacht, um Achilleus zum Kriege zu werben, und von dem er 11, 765 ausführlicher erzählt. Wenn er sich hier darauf beschränkt, daß er dem Peleus Geschlecht und Abkunft der Helden nennen mußte, so ist eben von der alten Erzählung nur so viel verwendet, als der Dichter hier brauchen kann. Eine weise Ökonomie verbot ihm größere Breite, ebenso wie er 4, 319 Nestor den alten Sieg über Ereuthalion nur berühren ließ, um den strengen Fortgang der Epipolesis nicht aufzuhalten. Diese Geschichte kommt nun hier richtig zur Geltung, hier wo Nestor den zaudernden Fürsten die Taten seiner eigenen rüstigen Jugend vor Augen führen will, und ist deshalb in einem verständlichen Auszug aus dem pylischen Epos erzählt. V. 92—160.

Jetzt melden sich neun Helden, die auf Nestors Weisung losen. Jeder legt ein mit einem Zeichen versehenes Los in den Helm Agamemnons. Die Völker flehen zu Zeus, das Los möchte auf Aias, Diomedes oder Agamemnon selbst fallen, Nestor schüttelt den Helm, und das zuerst herausspringende Los wird von Aias als das seine erkannt. Das geht alles mit

der Behaglichkeit vor sich, die bei der Vorbereitung auf wichtige Ereignisse gewöhnlich ist.

Aias fordert die Gefährten auf, während er sich rüste, still für sich zu Zeus zu beten, damit die Troer es nicht vernähmen, d. h. damit kein Wort von übler Vorbedeutung vonseiten der Feinde das Gebet unwirksam mache. Die von V. 196 an folgende Renommisterei ist, wie Wilamowitz gezeigt hat, von jemandem zugesetzt worden, der die Weisung des Aias nicht verstand und zugleich die Gelegenheit für passend erachtete, Aias als Herrn von Salamis vorzustellen, der er in der Ilias noch nicht ist. Schon Zenodot hatte die Unechtheit der Verse erkannt. V. 161—199.

Das Gebet der Achäer läßt den Ausgang voraussehen. Sie flehen für Aias um Sieg, oder, wenn Zeus auch den Hektor liebe, um gleichen Erfolg für beide. Nach einer Weile kommt Aias gerüstet, dem Ares gleich, im furchtbaren Antlitz ein Lächeln, gewaltigen Schrittes. Statt einer eigentlichen Schilderung des Helden wählt der Dichter das Mittel, auf das zuerst Spence aufmerksam gemacht hat, nämlich die Furchtbarkeit des Helden durch den von ihm hervorgerufenen Eindruck anschaulich zu machen. Die Achäer empfinden Freude, die Troer befällt lähmender Schreck, selbst Hektor klopft das Herz, aber zum Zurückweichen hat er nicht mehr Zeit. Schon naht Aias mit seinem gewaltigen Schilde, dessen ausführlichere Vorgeschichte auf das kommende Ereignis gerade so vorbereitet, wie die Geschichte des Bogens des Pandaros.

Nicht leicht eignet sich ein Gespräch der Helden so gut wie vor einem Zweikampf. Aias beginnt damit, Hektor werde am eigenen Leibe erfahren, was für Helden unter den Achäern sich fänden; auch nach Achilleus, fügt er hinzu. Daß der gewaltigste fehlt, Achilleus, der aus Groll gegen Agamemnon im Lager sitzt, läßt der Dichter den Aias mit Bedacht hervorheben, da er von Zeit zu Zeit alle Ereignisse mit dem Motiv verknüpft, das durch ihn das leitende geworden ist. Der überlegenen Sicherheit des Aias antwortet Hektor, er dürfe ihn nicht schrecken wollen wie einen Knaben oder ein unkriegerisches Weib, denn auch er verstehe sich auf die Kunst des Kampfes. Das läßt ihn der Dichter im einzelnen ausführen, um auch Hektors Gegenrede einiges Gewicht zu verleihen, höchst zweckmäßig nach der gewaltigen Einführung des Aias. V. 200—243.

Für den Zweikampf hat der Dichter zum Teil die nämlichen Züge verwendet wie für den des Menelaos und Alexandros. Das Ende des ersten Ganges, das Schleudern des mächtigen Feldsteins, gehört wohl der Vorlage an. Der schwer getroffene Hektor kann sich durch Apollons Gnade wieder erheben, wobei wieder nicht an die Gegenwart des Gottes oder an Fernwirkung zu denken ist. Nachher stehen sich die Kämpfer zum Schwertkampfe wieder gleichwertig gegenüber, da treten die Herolde dazwischen. Idaios spricht die Entscheidung aus, wie sie von den betenden Achäern ins Auge gefaßt worden war: „Beide Helden sind Zeus lieb, beides treffliche Kämpfer, das weiß man. Aber schon ist es Nacht, und gut ist es, der Nacht zu gehorchen". Aias will die Entscheidung Hektor, dem Herausforderer, überlassen,

und dieser ist einverstanden. Mit halben Worten räumt er im Eingang die Überlegenheit des Gegners ein. Wohl setzt er voraus, daß es den Achäern Freude machen werde, wenn Aias heil zurückkehre; aber wenn er die Freude der Troer über seine eigene Rettung so sehr hervorhebt und sagt, die Troerinnen würden zu allen Göttern für seine Rettung Dankgebete sprechen, so liegt darin ein verdecktes Geständnis seiner Niederlage.

Für homerische Sitten, nach denen der Gegner im Kampf auch der persönliche Feind ist, mutet der Vorschlag Hektors, sie wollten sich Geschenke geben, überraschend an, ebenso daß sie als Freunde scheiden wollten. Wenn Glaukos und Diomedes das tun, so verpflichten sie sich zugleich, einander fürder im Kampfe zu meiden. Hektor und Aias aber treffen in unserer Ilias noch mehrmals in bitterster Feindschaft zusammen. Der Austausch der Geschenke war ohne Zweifel der schöne Abschluß des Einzelgedichts vom Zweikampf des Aias und Hektor, das auf weitern Zusammenhang keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Der Dichter der Ilias, der die ihm vorliegenden Schönheiten sorglich hütete, hat ohne Rücksicht auf spätere Ereignisse den erfreulichen Abschluß beibehalten.

Groß ist die Freude der Troer, daß Hektor wohlbehalten zurückkehrt; sie hatten das nicht hoffen dürfen. Aias wird ins Zelt Agamemnons geführt, der sich hoch des Sieges freut und, um diesen zu feiern, ein Festmahl herrichten läßt. Dieses ist mit den der epischen Poesie geläufigen Versen geschildert; Aias erhält als Ehrung ein ganzes Rückenstück. Von Nestors Rede wird später zu sprechen sein. V. 244—322.

Dem Festmahl der Achäer in Agamemnons Zelte geht eine Versammlung der Troer vor Priamos' Palast zur Seite. Sie ist wild und aufgeregt wie die der Achäer im 2. Buche; warum, ist noch weniger gesagt als dort. Wenn wir aber die Siegesfreude der Achäer über den Zweikampf bedenken, so müssen wir doch annehmen, daß die Troer die unzweifelhafte Niederlage ihres größten Helden mit Unmut aufnahmen und das rauhe Getöse der Heergemeinde ganz ebenso aus dem Vorangegangenen zu erklären ist, wie im 2. Buche. Wenn sie nach dem Ausgang des Zweikampfes zur Gemeinde gerufen wurden, konnte ihre Stimmung nicht anders als aufgeregt sein. Nun bin ich der Meinung, der Dichter plane einen Abschluß des ganzen prachtvollen Stückes, das er mit dem 2. Buche begonnen, und greife zu diesem Zwecke mit Bedacht auf den Vertrag und dessen Bruch zurück, wodurch die ganze Partie ihre vollkommene Rundung erhält. Wenn Antenor vorschlägt, Helene und die geraubten Schätze den Atriden zurückzugeben, so begründet er das mit dem nämlichen Gedanken, dem Agamemnon nach dem Schuß des Pandaros Ausdruck gegeben hatte, nur mit viel gehaltenern Worten. Agamemnon hatte aus dem Vertragsbruch die Gewißheit der gänzlichen Vernichtung Trojas gewonnen. Antenor drückt das vorsichtig so aus, sie würden jetzt kämpfen müssen, nachdem sie trügerisch die Eide gebrochen, und darin liege für sie kein Gewinn.

Idaios der Herold sagt nachher V. 393 zu den Achäern, die Troer hätten von Alexandros die Rückgabe der Helene verlangt. Damit scheint er mir

keinen neuen Zug beizubringen. Er ersetzt nur den einzelnen Antenor durch die Gesamtheit des Volkes, und daß diese für Antenor war, geht aus des Idaios eigenen Worten wie aus der Stimmung der Troer, wie das ganze 3. Buch sie zeigt, deutlich genug hervor. Die Greise auf dem skäischen Tore wünschen, Helene möchte heimkehren; vor dem Zweikampf beten die Troer mit den Achäern, der Urheber des Krieges möchte fallen, und sie hätten dem verfolgenden Menelaos den Alexandros gern gezeigt, wenn er nicht verschwunden gewesen wäre.

Aber Alexandros verweigert die Auslieferung der Helene in der schroffsten Form. Gern wird er die geraubten Schätze zurückgeben und von seinem Eigentum noch mehr dazu tun, aber sein Weib gibt er nicht zurück. Antenor müsse den Verstand verloren haben, wenn er den Antrag im Ernste stelle. Damit ist die Hauptsache entschieden, denn nicht einmal Priamos nimmt sich des Antrages Antenors noch an. Ohne Zweifel kann er nicht hoffen, die Macht seiner Sippe zu brechen, die hinter Alexandros steht, und gegen sie wagt auch das Volk nicht vorzugehen. Hektor hatte die Troer schon 3, 56 der Feigheit bezichtigt, daß sie Alexandros nicht längst gesteinigt hätten. So verfügt Priamos, die Völker sollten in der Stadt ihr Mahl einnehmen, der Hut der Stadt gedenken und wach bleiben, erklärt also die Versammlung für geschlossen. Am Morgen, beschließt er, soll Idaios den Achäern des Alexandros Vorschlag überbringen und zugleich um einen Waffenstillstand zur Einholung der Toten bitten. Der Dichter führt den Brauch seiner Zeit ein, welche unbedingt die Bestattung der Gefallenen forderte. V. 345—380.

Am Morgen geht Idaios ins Lager der Achäer. Er findet die Heergemeinde versammelt. Der Dichter hat die Situation geschaffen, wie er sie brauchte, ganz wie bei der Herausforderung Hektors. Des Herolds Rede wiederholt den ihm gewordenen Auftrag. Mit dem ingrimmigen Zusatz, Alexandros möchte vor dem Raube der Helene zugrunde gegangen sein, gibt er die Stimmung der Troer wieder.

Nach längerem Schweigen der Heergemeinde erhebt sich Diomedes. Man soll die gebotenen Schätze nicht annehmen, selbst Helene nicht. Auch ein großer Tor könne wissen, daß den Troern die Enden des Verderbens geknüpft seien. Nach dem ganzen Zusammenhang kann sich das nur auf den Vertragsbruch beziehen, denn woher sollte sonst auch ein großer Tor das wissen? Aus der vergangenen Schlacht ist es nicht abzuleiten. Der Dichter verwendet den Vertragsbruch zum Abschluß der großen Partie, in der er eine so wichtige Rolle gespielt hat, und Diomedes wiederholt in gedrängter Kürze die Weissagung Agamemnons vom Ende der Stadt. Man hat die Erwähnung des Vertragsbruches von achäischer Seite vermißt; aber des Diomedes Wort ist kraftvoller, wenn gar keine Begründung beigegeben ist, und was er meint, weiß der Hörer aus den Worten Antenors. Bewundernd jauchzen die Achäer Diomedes zu, und Agamemnon, bei dem die letzte Entscheidung steht, braucht den Herold nur auf die Stimmung des Heeres hinzuweisen. Den Waffenstillstand aber gestattet er und hält zur

Bekräftigung seines Eides das Zepter empor. Sein Wort, man dürfe nicht säumen, die Toten im Feuer zu besänftigen, läßt einen Rest alten Glaubens erkennen, den sonst das Epos verwirft. V. 381—412.

Idaios kehrt zurück, und im Laufe des Vormittags machen sich beide Heere an die Bestattung ihrer Toten. Berühmt ist die Stelle, daß Priamos den Seinen verboten habe zu weinen, berühmt auch Lessings Erklärung, nur der gesittete Grieche könne zugleich weinen und tapfer sein, indes der ungesittete Trojaner, um tapfer zu sein, alle Menschlichkeit zuvor in sich ersticken müsse. Nun klagen und weinen aber die Troer in der Stadt nach Herzenslust, sollen es also nur auf dem Felde nicht tun. Fassen wir unsere ganze Stelle ins Auge, so waschen beide Heere ihre Toten unter heißen Tränen. Dann verbietet Priamos den Seinen zu weinen, die Troer bestatten die Toten in Schweigen mit betrübtem Herzen. „Ganz ebenso" verfahren die Achäer, nur daß von ihnen nicht berichtet wird, daß es in Schweigen geschah. Aber auch bei ihnen verlautet nichts von einer lauten Totenklage. Diese hat Priamos den Seinen verboten, wie Aias vor dem Zweikampfe das laute Gebet, damit nicht von seiten der Feinde ein störender Ruf hereinschalle. Danach richten sich auch die Achäer. Vgl. 413—432.

Wenn wir die folgende Partie über den Mauerbau zunächst außer acht lassen, so schließt sich das Ende des Buches mit V. 466 ganz ungezwungen an. Nachdem die Achäer ihre Toten verbrannt haben, kehren sie ins Lager zurück, und es folgt eine fröhliche Nacht. Euenos von Lemnos hat mit Wein befrachtete Schiffe geschickt, für die Atriden noch ein besonderes Quantum. Die Achäer versorgen sich mit Wein, den sie mit Erz, Eisen, Häuten, ja mit den Kühen selbst oder mit Kriegsgefangenen bezahlen, und rüsten ein fröhliches Mahl. Sie wie die Troer tafeln die ganze Nacht, aber freilich nicht ungestört. Zeus sinnt ihnen Böses und zeigt das durch schrecklichen Donner an, so daß sie vor bleicher Furcht nur zu trinken wagen, nachdem sie ihm gespendet haben. Die ganze herrliche Partie der letzten sechs Bücher schließt mit der Ruhe der Krieger. V. 466—482.

Wir haben noch auf die beiden nicht besprochenen Stellen einzutreten, die vom Bau der Mauer oder besser Schanze handeln.

Am Ende des Mahles, das Agamemnon Aias zu Ehren gibt, ergreift Nestor das Wort und rät, am folgenden Morgen den Kampf einzustellen, die vielen Toten einzuholen und in einem mächtigen Grabhügel zu bestatten, und dann an diesem zum Schutz der Achäer vor einem troischen Überfall hohe Türme zu bauen und einen tiefen Graben zu ziehen. V. 323 bis 344. Nach der Verbrennung der Leichen machen sich die Achäer sogleich ans Werk, schütten das Grabmal auf und vollenden das Werk an einem Tage. V. 433—441. An der Erzählung ist zunächst stoßend, daß sie den Bau im Morgengrauen beginnen, während vorher nichts vom Einbruch der Nacht berichtet war. Das fällt auf, da in der ganzen Partie sonst auf die Tageszeiten sorgsam Rücksicht genommen wird. Doch könnte es als kleine Unebenheit übersehen werden. Daß das Grab nur provi-

forisch sein sollte, damit die Gebeine später in die Heimat mitgenommen werden könnten, stammt, wie Wilamowitz erinnert, aus einer Zeit, da im Mutterlande die Gräber der vor Troja gefallenen Helden gezeigt wurden; danach wären V. 334 f. als interpoliert auszuscheiden. Schon Aristarch hat gegen ihre Echtheit mit Grund eingewendet, daß der in ihnen geäußerte Gedanke der Errichtung des Massengrabes widerspricht. Bemerkt mag immerhin werden, daß Aischylos im Agamemnon die Achäer in ihren Gräbern vor Troja ruhen und doch ihre Asche nach Hause bringen läßt.

Die Hauptschwierigkeit ist der Mauerbau selbst. Es gab, wie aus dem Beginn des 12. Buches ersichtlich ist, ein Gedicht, das in schwungvoller Weise die Mauer und ihre zukünftige Zerstörung durch die Götter besang. Der Dichter der Ilias hat daraus den uns vorliegenden Mauerkampf gemacht, den er hinter die abgebrochene Schlacht des 11. Buches stellte, um den Fortgang der Schlacht möglich zu machen.

Das 11. Buch kennt einen Graben, spricht aber nicht von der Mauer, das 5. Buch von beiden nicht. Daraus würde noch nicht zwingend erwiesen sein, daß vor der Einfügung des Mauerkampfes in die Ilias eine Mauer nicht vorausgesetzt worden sei. Es könnte doch sein, daß der Dichter sie zu erwähnen einfach unterlassen hätte. Aber dagegen erhebt unsere Stelle lauten Widerspruch. Wenn die Schanze jetzt gebaut wird, so kann sie vorher nicht dagewesen sein. Warum es jetzt geschieht, lehrt das Wort, das Achilleus 9, 348 zu den Gesandten sagt: Agamemnon habe sich, während er selbst sich des Kampfes enthielt, schon gar viele Mühe gegeben; da habe er einen Wall aufgeworfen, einen großen Graben davor gezogen und Pfähle eingerammt, aber auch so werde er Hektors Ansturm nicht hemmen können. Der Dichter der Gesandtschaft hat demnach den Mauerbau zu einer Folge des Zornes des Achilleus gemacht, und das hat der Mann, der die Gesandtschaft in die Ilias einordnete, in den uns vorliegenden Stücken eingeleitet. Sie tragen in ihrer abgerissenen Unfertigkeit durchaus den Stempel nachträglicher Einfügung. Schon wie man an einen großen Grabhügel einen Wall anbauen kann, ist ohne nähere Erklärung schwer verständlich. Der Dichter muß eine bestimmte Anlage im Sinne gehabt haben, die wir nicht mehr kennen. Dann wollte er den Mauerbau an einem Tage vollendet wissen und ließ ihn daher in der Dämmerung beginnen, ohne zu beachten, daß es vorher nicht Nacht geworden war. Mehr als einen Tag durfte er aber dem Werk nicht einräumen, weil die Gesandtschaft, bei der Achilleus darüber spottete, morgen abend bei dem Peliden eintreffen sollte. Es sind also die auf die Mauer bezüglichen Stücke in den Gang der Erzählung des 7. Buches eingefügt worden. Von der Erfindung wird gleich nachher guter Gebrauch gemacht. Hektor spottet 8, 177 des schwachen und verächtlichen Walles in einer Weise, die zeigt, daß er auch ihm etwas Neues ist.

An den Mauerbau schließt sich ein olympisches Gespräch. Die Götter sind um Zeus versammelt, ohne Zweifel im Olymp, obwohl dieser nicht genannt ist. Der Dichter kennt und benutzt den Anfang des 12. Buches.

Dort wird die Zerstörung der Mauer damit begründet, daß die Achäer beim Bau keine Opfer dargebracht und die Mauer wider der Götter Willen vollendet hätten, ein Moment, das im 7. Buche sonst fehlt, aber von Poseidon, wenn auch beiläufig, zur Sprache gebracht wird. Ihm ist die Hauptsache, daß das neue Werk den Ruhm der troischen Mauer, die er selbst einst mit Apollon gebaut hat, verdunkeln wird. Zeus beruhigt ihn durch das Versprechen, er dürfe nach der Heimkehr der Achäer das Werk zerstören, wie es denn im 12. Buche auch wirklich geschieht. Aber während da gewaltige Naturmächte im Dienste gewaltiger Götter tätig sind, das diesen nicht wohlgefällige Werk zu vernichten, fällt es nach unserer Stelle dem kleinlichen Neid und der Eitelkeit Poseidons zum Opfer. Es herrscht das nämliche Mißverhältnis zwischen der physischen Überlegenheit und der moralischen Inferiorität der Götter, wie im Beginn des 4. Buches. Wie dort bei Here, so ist hier bei Poseidon Eitelkeit das treibende Moment, und wie dort, trägt dem Zeus hier Rechnung, indem er Poseidons Überlegenheit über die andern Götter hervorhebt und von seiner eigenen und Apollons Mitwirkung beim Mauerbau gar nicht redet. Poseidon soll, wie ein zu begütigendes, schmollendes Kind, ganz allein das Vergnügen haben, die Mauer umzuwerfen, die ihn so kränkt. Daß das im Geiste des Dichters der Ilias ist, scheint unverkennbar. Ob die Partie von ihm herrührt, wird aus der Besprechung der folgenden Bücher hervorgehen. V. 442—465.

Ilias VIII.

Die folgenden drei Bücher haben zum Kern die Gesandtschaft an Achilleus. Ihr Inhalt ist dem 11. Buche und der Patroklie unbekannt, sie können also dem ersten Aufbau der Ilias nicht angehört haben, sondern sind irgendwann später eingefügt worden. Daß der Hauptinhalt des 10. Buches auf einem Einzelgedicht beruht, springt in die Augen. Das ist aber auch mit der eigentlichen Erzählung von der Gesandtschaft der Fall, die in einem höchst wichtigen Punkte von der übrigen Ilias abweicht. Agamemnon verheißt Achilleus sieben Städte am Messenischen Golf. Die Landschaft des südlichen Messeniens war am Ende des 8. Jahrhunderts unter der Botmäßigkeit von Sparta, dessen König, wie hier vorausgesetzt wird, in dem eroberten Lande großen Privatbesitz hatte. Danach gilt Agamemnon dem Dichter der Gesandtschaft als König von Sparta, wie der Odyssee. Genauere Bekanntschaft mit dem Mutterlande verrät auch die Kenntnis des Apollonheiligtums in Delphi mit seinen reichen Tempelschätzen 9, 149. 404.

Die Gesandtschaft hebt sich von ihrer Umgebung durch einen Umstand ab, der bisher noch nicht beachtet worden ist. Vom Ende des 8. bis zum Ende des 10. Buches ist es Nacht. Nun gehen die Abgesandten, Aias und Odysseus, aus Agamemnons Zelt dem Strande des Meeres entlang und flehen Poseidon um Gelingen ihres Unternehmens an. Das Gebet der Menschen richtet sich stets zu dem Sitze des angerufenen Gottes, und der

ist hier nicht das Meer im allgemeinen, sondern die Kuppe der gewaltigen Felseninsel Samothrake, die über die niedrigern Höhen von Imbros mächtig herüberblickt. Einen rechten Sinn gibt das nur, wenn sie die Kuppe sehen können, und das ist bei Nacht nicht möglich.

Sie kommen 9, 185 zu den Schiffen und Zelten der Myrmidonen und finden Achilleus und Patroklos, die zur Laute Kunde von Helden singen. Die beiden sehen sie sogleich, begrüßen sie, und Achilleus führt sie darauf ins Megaron. Sie haben also im Hofe vor dem Gezelte gesungen. Daß homerische Helden nächtlicher Weile im Hofe musizierten, ist unmöglich anzunehmen. Im alten Gedichte war es eben Tag, woraus sich auch alle Begebenheiten des Empfangs am einfachsten erklären.

Der Dichter des ursprünglichen Stückes setzte eine Niederlage der Achäer voraus, wie sein Recht war. Wenn es in die Ilias eingefügt werden sollte, so mußte eine solche zugedichtet werden, da sich die Gesandtschaft an die Schlachten des 11.—15. Buches nicht angliedern ließ. Neuerdings hat Wilamowitz nachgewiesen, daß die ganze Partie vom 8. bis zum 10. Buche eine einheitliche Dichtung ist, die den Zweck hat, die Einzelgedichte des 9. und 10. Buches der Ilias einzufügen. Seine Schrift hat mich vor allem überzeugt, daß das 8. Buch, entgegen meiner frühern Annahme, einheitliche Entstehung zeigt. Im übrigen treffen seine Beobachtungen mehrfach mit dem in der ersten Auflage meines Buches Ausgeführten zusammen. Auf das Wichtigste, was ich ihm entnehme, werde ich aufmerksam machen.

Die notwendig gewordene Niederlage wird durch eine Götterversammlung vorbereitet. Zeus versammelt die Götter auf der höchsten Kuppe des Olymps und verbietet ihnen in schrofffster Form jede Teilnahme an den Kämpfen der Achäer und Troer. Zuwiderhandelnde bedroht er mit dem Sturz in den Tartaros und schließt mit einem tollen Prahlen mit seiner Überlegenheit, das durch gewollte Unklarheit grotesk wirkt. Wenn der Olymp ein Berg ist, wie kann dann Zeus die Erde zu diesem hinaufziehen? Wenn er den Himmel bedeuten soll, wo sind dann seine Zacken? Eine Begründung seines Verbotes gibt Zeus nicht, aber die Götter sind darüber nicht im Unklaren. Athene weiß V. 370 ganz genau, daß er die Bitte der Thetis erfüllt, wie denn überhaupt die Götter des Dichters der Ilias einander durchschauen. Später macht Zeus die Göttinnen selbst mit seinen Plänen bekannt V. 470. Wenn es ihn der Dichter nicht gleich zu Anfang tun läßt, so leitet ihn die Absicht, die Übergewalt des Zeus in geradezu brutaler Form darzutun. V. 1—27. Durch den Eingang wird unser Buch hart an die Bitte der Thetis gerückt, und die Ereignisse bedeuten eine Erfüllung des Versprechens, das Zeus ihr gegeben. Bisher hatte die Ilias eine solche nicht enthalten.

Die folgende Unterredung zwischen Zeus und Athene entbehrt des Sinns und paßt nicht in den Zusammenhang. Es ist eine aus andern Stellen zusammengestückte Interpolation. Zeus erwartet gar keine Ant-

wort, sondern fährt sogleich auf den Ida, nachdem seine Zurüstung in schönen Versen kurz geschildert ist. Durch das ganze Buch lenkt er die Ereignisse allein. V. 28—52.

Der Beginn des Kampfes ist rasch erzählt. Gleich nach dem Morgenmahl brechen die Achäer auf, die Troer ergießen sich geräuschvoll aus den Toren, geringer an Zahl, aber zum Kampfe für Frauen und Kinder entflammt. Die heftige, in geläufigen Wendungen erzählte Schlacht dauert bis zum Mittag, dann nimmt Zeus die goldene Wage und legt zwei Keren darauf. Wilamowitz faßt die Keren als Todesdämonen und erklärt deren angenommenen Zusammenhang mit abgeschiedenen Seelen für unrichtig. Er wird damit wohl Recht haben. Für unsere Stelle bin ich aber noch immer der Meinung, sie sei der 22, 209 nachgebildet, wo Zeus durch die Kerenwägung das Schicksal über Hektors Tod befragt. Daß er es auch hier tut, ist ja klar, nur meine ich, das Wägen der Lose sei hier rein dekorativ. Zeus waltet im ganzen Buche unumschränkt, und das Schicksal gibt ihm nur an, was er ohnehin will. Die Übertragung hat eine Ungenauigkeit hervorgerufen. Es sinkt „der dem Geschick entsprechende Lebenstag der Achäer", eine Wendung, die genau genommen nur auf einen einzelnen Helden, nicht auf ein Heer passen kann. Die zwei folgenden Verse 73 f. sind sicher interpoliert. Zeus donnert gewaltig vom Ida her, seine Blitze setzen die Achäer in Staunen und Schrecken, und das Ergebnis ist das Weichen hervorragender Führer. V. 53—77.

Es weichen Idomeneus, Agamemnon, die Aianten. Der Dichter hat das ausgeführte Bild einer Gesamtschlacht, wie die des 5. Buches war, geflissentlich vermieden. Er gibt nur einzelne Bilder, neben denen er die allgemeine Situation ganz kurz berührt. Erfolg und Mißerfolg des Einzelnen bestimmen die Wendungen des Kampfes, ein Stil, der es ihm ermöglicht, rasch zu dem erstrebten Ziele zu gelangen.

Das erste Bild ist außerordentlich belebt. Nestor wird am Weichen verhindert, weil das in Strängen gehende Nebenpferd da, wo der Schädel eine Spalte bildet, von einem Pfeil des Alexandros getroffen worden ist. Wie er die Stränge durchschneiden will, fährt Hektor drohend näher. Um ihn zu retten, ruft Diomedes dem ebenfalls fliehenden Odysseus zu, weshalb er denn fliehe; ob er sich in den Rücken stechen lassen wolle? er solle bleiben und den Greis vor Hektor schirmen helfen. Wenn Odysseus tut, als ob er nichts höre, und vorbeirennt, so ist eine besondere Mißachtung des Laertiaden darin schwerlich zu finden, da doch schon hervorragende Helden ihm voraus geflohen sind. Diomedes tritt vor Nestors Wagen, unter die Vorkämpfer, die offenbar die Aufgabe haben, die Verfolger zurückzuhalten. Es ist echt homerisch, wenn trotz Hektors drohender Nähe Diomedes in wohlgesetzter Rede Nestor auf die Vorteile aufmerksam macht, den ihm die trefflichen Rosse des Tros böten, wenn er seinen Wagen benutzen wollte. So besteigen sie den Wagen des Diomedes, während der Nestors von den beiden Wagenlenkern in Sicherheit gebracht wird. Nestor ergreift die Zügel, und, wie es zur Deckung eines Rückzugs zu geschehen

pflegt, bringen sie auf dem Wagen gegen die Troer vor. Diomedes erlegt den Wagenlenker Hektors, so daß sich dieser nach einem andern umsehen muß, und die Troer wären jetzt Lämmern gleich nach Ilios eingepfercht worden, hätte sich nicht Zeus ins Mittel gelegt. Diomedes steht so ausschließlich im Vordergrunde, daß seine Tapferkeit allein das Schlachtenglück beherrscht. Zeus aber schleudert vor die Füße seiner Pferde den Blitz, so daß sie vor dem Dampfe des brennenden Schwefels zurückprallen und Nestor, der sich vor Schreck die Zügel entgleiten läßt, Diomedes mahnt, sich nicht dem offenkundigen Willen des Zeus zu widersetzen. Diomedes erkennt an, daß er Recht hat, kann aber den Gedanken nicht ertragen, daß Hektor mit einem Sieg über ihn prahlen werde. Das würden jenem, erwidert Nestor, nach des Diomedes Taten die Troer und besonders die durch ihn ihrer Gatten beraubten Troerinnen nicht glauben, und damit wendet er den Wagen zur Flucht. Mit lautem Lärm folgen die Troer, und wie Diomedes befürchtet hatte, schmäht ihn Hektor: die ihm bisher von den Achäern erwiesenen Ehrenbezeigungen würden nun aufhören, da er sich wie ein Weib gezeigt; und eher würde er durch ihn fallen, als daß er ihre Stadt eroberte. Dreimal denkt Diomedes bei diesen Schmähungen zu wenden und sich zur Wehr zu setzen, dreimal donnert Zeus vom Ida her und gibt dadurch den Troern das Zeichen seines Beistandes. Damit ist ihr Sieg entschieden. V. 78—171.

Den Sieger erfüllt die innige Überzeugung von der Hilfe des Zeus mit der Zuversicht vollen Erfolges. Er spottet über die schwache, keiner Beachtung werten Schanze, welche die Achäer gebaut, und mahnt, man möge, wenn er an die Schiffe käme, des Feuers nicht vergessen, damit er sie verbrenne. Seinen Rossen ruft er zu, die Pflege zu vergelten, die ihnen Andromache angedeihen ließ, und ihm zu helfen, den weitberühmten goldenen Schild Nestors und den von Hephaistos gefertigten Panzer des Diomedes zu erbeuten. Dann würden sie die Achäer zwingen, noch in dieser Nacht ihre Schiffe zu besteigen. Die beiden herrlichen Waffenstücke sind wohl Erfindung des Dichters, der damit nochmals die beiden wichtigsten Kämpen des Tages hervorhebt. V. 172—197.

In Hektors Siegeslauf ist eine Pause notwendig geworden, da doch eine Erstürmung des Lagers nicht folgen darf. Here hört Hektors Prahlen und wirft sich im Unwillen heftig auf ihrem Throne hin und her, so daß sie den weiten Olymp erschüttert. Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn wir das beinahe als eine Parodie der großartigen Stelle fassen, wo Zeus durch die Bewegung seiner Brauen das Firmament erbeben läßt. Es erinnert an die groben Effekte des Anfangs. Here wendet sich an Poseidon, mahnt ihn an die Opfer, die ihm die Achäer darbringen und stellt ihm vor, wenn die Schutzgötter der Achäer die Troer zurückdrängen und Zeus Einhalt tun wollten, so würde es diesem wohl leid werden, allein auf dem Ida zu sitzen. Aber Poseidon wagt nicht, an einen Kampf mit dem Übermächtigen zu denken. V. 198—211.

Die Not drängt. Die Achäer sind auf den Raum zwischen Graben

und Mauer zusammengedrängt, und Hektor hätte jetzt die Schiffe verbrannt, wenn nicht Here Agamemnon den Gedanken eingegeben hätte, durch eigenes eifriges Tun die Achäer anzuspornen. Mit einem roten Tuch in der Hand stellt er sich auf das Schiff des Odysseus. Es muß doch wohl an eine Flagge gedacht werden, mit der er die Aufmerksamkeit erregt. Da er vom Strande aus ruft, müssen die Achäer zum größten Teil hinter die Mauer zurückgewichen sein. Der König nennt es schändlich, daß sie auf der Herfahrt, bei einer Landung auf Lemnos, beim Gelage prahlten, sie würden jeder hundert, ja zweihundert Troer bestehen, während sie es jetzt nicht mit einem einzigen aufnähmen. Dann wendet er sich an Zeus. Auch ihn erinnert er an die Herfahrt, an die Opfer, die er ihm an jedem seiner Altäre gebracht, und fleht, nicht um Sieg, sondern um Rettung. Zeus erbarmt sich und nickt ihm Gewährung, daß sein Volk nicht untergehen werde. Sein Adler läßt am Altare des allkündenden Zeus ein Hirschkalb fallen, und die Achäer stürmen, wie sie das Zeichen gesehen, wieder vor. V. 212—252.

Aber auch jetzt folgt nur die Andeutung einer allgemeinen Schlacht. Die Achäer dringen über den Graben vor, allen voran Diomedes, der den auf dem Wagen fliehenden Agelaos ereilt, dann die andern achäischen Führer, die 7, 162 im Zweikampf des Aias und Hektor aufgezählt sind, außer Thoas und Odysseus. Aber von keinem von ihnen wird eine Tat berichtet. Der Dichter rückt, statt ein großes Schlachtenbild zu geben, wie im ersten Hauptteil einen einzelnen Kämpfer in den Vordergrund.

Diesmal ist es des großen Aias Bruder Teukros, der treffliche Bogenschütze. Höchst anmutig wird geschildert, wie er sich unter Aias großen Schild birgt. Wenn er schießen will, rückt Aias den Schild etwas zur Seite, dann gibt Teukros den Schuß ab und drängt sich gleich wieder, wie ein Kind unter die Mutter, an Aias hin, der ihn mit seinem Schilde deckt. So erlegt er eine Reihe von acht nicht näher charakterisierten Troern und erregt dadurch die Aufmerksamkeit Agamemnons, der ihm, wenn er durch seine Schüsse den Achäern Rettung bringe, nach Trojas Eroberung den besten Ehrenpreis nach ihm selbst verheißt. Teukros aber antwortet, in ähnlichem Sinne wie Idomeneus 4, 266 tut, er brauche ihn gar nicht erst anzutreiben. Habe er doch, seit die Troer wieder wichen, nicht aufgehört zu schießen. Acht Pfeile habe er mit Erfolg versendet, nur den tollen Hund dort, Hektor, vermöge er nicht zu treffen. Er schießt auf ihn, trifft aber statt seiner den Gorgythion, einen Sohn des Priamos und der Thrakerin Kastianeira, die gleich Laothoe 22, 48 in regelrechter Ehe mit Priamos verheiratet war. Der Getroffene senkt das Haupt gleich dem durch seine Frucht und den Frühlingsregen beschwerten Mohn in den Gärten. Ein zweiter Pfeil wird durch Apollons Gnade von Hektor abgelenkt, trifft aber dessen Wagenlenker Archeptolemos. Statt seiner übergibt Hektor die Zügel seinem Bruder Kebriones, der nachmals durch Patroklos fällt. Er selbst springt ab, ergreift einen gewaltigen Feldstein und trifft Teukros, der sich eben zu einem neuen Schusse bereit macht, an die Schul-

ter, zerreißt ihm die Bogensehne und lähmt ihm den Arm. Den Sinkenden schützt Aias mit seinem Schild, und unter diesem weg tragen zwei Gefährten den Teukros ins Lager. V. 253—334.

Es entspricht der Anlage des ganzen Buches, daß unsere Aufmerksamkeit bei wenigen Personen festgehalten wird, erst bei Diomedes und Nestor, jetzt bei Teukros, immer aber bei Hektor. So geschieht auch hier wieder. Zeus erregt in den Troern die Kampfwut, und sie drängen die Achäer gegen den Graben. Aber unser Blick haftet auf Hektor allein. Er verfolgt, wie Wilamowitz erklärt, die Achäer gleich dem besten Hund einer Meute, der am Hinterteil des gehetzten Tieres aufspringt und aufpaßt, so oft es einen Seitensprung macht. Die Flucht der Achäer ist so kurz geschildert, daß nur der Graben und die Palisaden erwähnt werden, nicht aber die Mauer, durch deren Tore doch die Achäer in das Schiffslager gelangen mußten. Nur mit einem Worte hören wir von ihrer Verzweiflung, dann tritt gleich wieder das Bild Hektors vor unsere Augen, der mit der Wut der Gorgo am Graben hinfährt. Wilamowitz erinnert an die Gorgonen der archaischen Kunst, die den Perseus verfolgen, und macht darauf aufmerksam, daß die folgende weniger anschauliche Vergleichung mit Ares durch die Gorgo ein sinnlicher wirkendes Bild neben sich erhält. V. 335—349.

Zum zweitenmal versucht Here zu helfen, und diesmal fordert sie Athene auf, wenigstens im letzten Augenblicke Hektors Wüten ein Ende zu machen. Athene beklagt sich bitter über Zeus, der in verderblichem Zorne rase und sich gar nicht mehr des Beistandes erinnere, den sie einst seinem Sohne Herakles geleistet. Hätte sie das gewußt, Herakles wäre nicht wieder aus der Unterwelt emporgestiegen. Nun hasse Zeus sie und vollziehe die Wünsche der Thetis, auf deren Bittgang sie sein Verhalten zurückführt. Die Götter unseres Dichters durchschauen einander, und darum erkennt Athene die Ursache des im Eingang ohne Begründung ausgesprochenen Verbotes des Zeus. Grimmig schließt sie, es werde schon wieder eine Zeit kommen, wo Zeus wieder „liebe Glaukopis" zu ihr sage, d. h. ihrer Hilfe bedürfe. Daß er es dann vergeblich tun werde, spricht sie nicht aus. In dieser Stimmung ist sie ganz bereit, Heres Wünschen zu entsprechen. V. 350—380.

Vorbereitung und Abfahrt der Göttinnen sind gleich wie im 5. Buch erzählt, nur in wesentlicher Abkürzung. Kaum hat der Wagen die Tore des Olymps verlassen, so erblickt ihn Zeus vom Ida her und beauftragt Iris, den Göttinnen die Rückkehr zu befehlen, unter furchtbaren Drohungen. Sein Zorn richtet sich zumeist gegen Athene, die erfahren soll, was es heißt, gegen ihren Vater sich aufzulehnen. Here nimmt er es nicht so übel, da sie gewohnt ist, alles zu durchkreuzen, was er befiehlt. Da dies aus der Ilias nicht zu erklären ist, werden wir nicht fehl gehen, wenn wir auch hier eine Erinnerung an die Heraklesepen erblicken. Iris enteilt schnell. Nach dem Stil homerischer Botenreden richtet sie den Auftrag wörtlich aus; aber die Wiederholung der Erörterung des Zeus über Athene und

Here ist sicher unecht, und auch die rohen Schimpfworte gegen Athene hat Aristarch, als mit der Rolle der Botin unvereinbar, mit Recht gestrichen. V. 381—424.

Die Botschaft der Iris erstickt jeden Widerstand. Aber Here erklärt nicht nur ihre Unterwerfung, sondern nennt es sogar töricht, daß sie beide der Sterblichen wegen gegen Zeus ankämpfen. Sie will das nicht mehr geschehen lassen. „Der Sterblichen wegen": darauf liegt die ganze Schwere des Tons. Ganz so hatte es Hephaistos 1,573 als verderbliche Geschichten erklärt, wenn die Götter der Sterblichen wegen miteinander Streit beginnen und sich die Freude des Mahles stören. Ebenso hatte Ares 5, 874 geklagt, die Götter müßten durch ihren gegenseitigen Streit das Ärgste erdulden, den Menschen zuliebe. Es soll doch von ihnen, fährt hier Here fort, umkommen oder am Leben bleiben, wen es eben trifft. Zeus soll nach eigenem Gutdünken die Geschicke der Troer und Achäer leiten, denn dazu hat er das Recht. Selbst die Götter müssen ihre menschlichen Regungen vor der Unbarmherzigkeit des höchsten Willens verstummen lassen, und es kommt ihnen selbst als Torheit vor, sich um ihrer sterblichen Schützlinge willen selber in Gefahr zu begeben. V. 425—431.

Die Rückkehr der Göttinnen ist eingehender geschildert als im 5. Buch. Ihre Unternehmung soll breit und vollständig abgeschlossen werden. Freilich ist ihr Gemüt noch nicht ruhig. Statt rechts und links vom Throne des Zeus, wo ihr gewöhnlicher Platz ist, setzen sie sich verstimmt unter die andern Götter. Nun kehrt auch Zeus zurück, von Poseidon ehrerbietig bedient; unter seinen Tritten erbebt der Olymp. Er sieht Here und Athene seitab sitzen, sie sagen kein Wort, er aber spottet sie aus. Sie könnten sich doch bei der Vernichtung der verhaßten Troer nicht so sehr ermüdet haben. Er sei, und damit wiederholt er den zu Anfang ausgesprochenen Gedanken, durch alle Götter des Olymps nicht von seinem Willen abzubringen. Sie dagegen seien ja schon von Schreck befallen worden, bevor sie den Kampf auch nur gesehen hätten; zu ihrem Glück, denn sonst wären sie nie in den Olymp zurückgekehrt.

Athene verbeißt ihren Unmut, Here aber läuft die Galle über, und sie verteidigt ihr Beginnen mit ihrem Mitleid gegen die Achäer. Der Schluß ihrer Rede von V. 466 an ist später zugesetzt. Aber Zeus schneidet ihr das Wort kurz ab und kündigt eine noch viel größere Niederlage der Achäer an. Nicht eher werde Hektor vom Kampfe ablassen, als bis sich Achilleus bei den Schiffen erhebe, an jenem Tage, da sie bei den Schiffen um Patroklos' Leiche kämpfen würden. Es ist ein gedrängter Hinweis auf die kommende große Schlacht, in der auch die Erfolge des Patroklos nur eine Episode sind. Das Ende von Hektors Siegeslaufbahn wird mit dem Augenblick eintreten, wo sie um Patroklos kämpfen, „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge", womit der Gesamteindruck der Schlacht im Beginn des 18. Buches sehr gut wiedergegeben ist. Den Zeus mehr sagen zu lassen, war nicht nötig, da mit des Achilleus Erhebung Heres Befürchtungen zu Ende sind. Seinen Willen erklärt Zeus als Schicksalsspruch. Es ent-

spricht dem polternden Ton seiner ersten Rede, wenn er schließt, er würde sich um Heres Groll selbst dann nicht kümmern, wenn sie die Titanen des Tartaros zu Hilfe rufen wollte. V. 432—484.

Wie im ganzen Buche die allgemeine Schlacht nur mit ganz kurzen Strichen geschildert war, so wird ihr hier ein plötzliches Ende gemacht. In prachtvollen Versen hören wir, daß die Sonne untergeht, den Troern nicht nach Wunsch, den Achäern dreimal erbeten. Daß dabei göttliche Hilfe tätig war wie 18, 239, ist nicht anzunehmen. Der Dichter hat erreicht, was er wollte. Nach der Fügung des Zeus sind die Achäer ins Lager zurückgedrängt. V. 485—488.

In zwei breit ausladenden Schilderungen sehen wir am Ende unseres Buches die Maßnahmen der Troer, im Beginn des folgenden die Beratung der Achäer, die zur Gesandtschaft überleitet. Hektor versammelt an einem von Leichen freien Orte die Troer zur Heergemeinde. Wilamowitz weist darauf hin, daß die Wahl des Ortes aus 10, 199 genommen ist, wo die Angabe allein paßt, daß sie aber trotzdem hier notwendig ist, weil sie erklärt, warum Hektor seine Truppen vom Graben zurückgezogen hat. Dabei hat der Dichter offenbar nicht daran gedacht, daß er am Ende des Buches die Troer auf fünfzigtausend Mann berechnet. Hektor wird mit seiner prächtigen Lanze eingeführt, wie bei seinem Besuch bei Alexandros 6, 318.

Er hätte, sagt Hektor, gehofft, nach vollständigem Siege in die Stadt zurückzukehren; diesen Wunsch habe ihm der Untergang der Sonne vereitelt. So wollten sie denn für jetzt der Nacht gehorchen, biwakieren, aus der Stadt Lebensmittel kommen lassen und viele Feuer anzünden, damit die Achäer nicht nächtlicherweile abzufahren unternähmen. Der Versuch sollte ihnen manche Wunde kosten und andere von einem Angriff auf Troja abschrecken. In der Stadt sollen Greise und Knaben die Mauern bewachen, die Frauen in den Hofräumen ihrer Wohnungen Feuer anzünden, und man solle vor Überfällen auf der Hut sein. Das Weitere will Hektor den Troern am Morgen sagen.

Der Schluß von Hektors Rede ist, wie Wilamowitz zeigt, durch starke spätere Zutaten verschlechtert. Das Echte ist folgendes. Hektor spricht die Hoffnung aus, im Vertrauen auf Zeus die von den Todesdämonen herbeigeführten Hunde aus dem Lande zu jagen V. 526 f., am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang. Möchte er so gewiß unsterblich sein und kein Alter sehen, als der kommende Tag den Achäern Unheil bringe. V. 538 f. 541.

Das Heer leistet den Weisungen Hektors Folge. Von der Ausführung seiner Befehle in der Stadt berichtet der Dichter nichts. Dafür verweilt er bei der Stimmung beider Heere durch zwei Gleichnisse. Die zahllosen Wachtfeuer der Troer mahnen ihn an die unzähligen Sterne und den Mond, bei deren Glanze sich der Hirt seiner Sicherheit freut. Die Gemüter der Achäer aber sind übel zerrissen, wie das von kämpfenden Stürmen aufgewühlte Meer. V. 489—565.

Die Partie vom 8. bis zum 10. Buche setzt Wilamowitz zeitlich bedeutend später an, als die Hauptmasse der übrigen Ilias, etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts. Es leiten ihn dabei zunächst zwei äußere Gründe.

Schon Robert hatte die Vermutung geäußert, die Erwähnung des Tartaros im 8. Buche stamme aus Hesiod. Neun Tage, sagt dieser, würde ein eherner Amboß brauchen, um vom Himmel zur Erde zu gelangen, und ebenso lange von der Erde zum Tartaros. Bei Homer heißt es, der Tartaros liege so weit unter dem Hades, als der Himmel von der Erde entfernt sei. Wilamowitz erkennt nun die Abhängigkeit des 8. Buches von Hesiod an der Steigerung, daß jenes den Tartaros noch unterhalb des Hades ansetzt. Hesiod kennt aber für die Unterwelt nur einen einzigen Raum, den er Tartaros oder Erebos nennt. Eine Durchsicht der hesiodischen Poesie hat mir gezeigt, daß sie das Haus oder Reich des Hades nur in Anlehnung an Homer nennt, auch so selten genug. Bei diesem ist aber nur der Hades, nie der Tartaros, Ort der abgeschiedenen Seelen. Wollte Homer von der Unterwelt sprechen, so konnte er den Hades nicht übergehen. Noch 8,16 sieht es aus, als dächte er sich ihn als die untere Seite der Erde selbst, von der es zum Tartaros so weit ist, wie von der Erdoberfläche zum Himmel. Für die Frage der Abhängigkeit kommt mir die Angabe der Distanzen entscheidend vor. Im 8. Buch ist alles ganz schlicht und einfach. Bei Hesiod wird auf höchst künstliche Art der Amboß zu Hilfe genommen, der vom Himmel zur Erde und von da zum Tartaros je neun Tage fällt. Das ist nicht einmal besonders anschaulich und sieht wie eine gemachte Verbesserung der schlichten homerischen Angabe aus.

Im fernern nimmt Wilamowitz eine Entlehnung des 8. Buches aus der Kleinen Ilias an. Er stützt sich dabei auf die Erzählung vom Tode des Antilochos, wie sie bei Pindar vorliegt. Nestors Pferd war durch Paris getroffen worden und hatte seine Fahrt gehindert, ganz wie im 8. Buche. Gewaltig stürmte Memnon mit der Lanze an, da rief Nestor seinen Sohn Antilochos zu Hilfe, und der erkaufte die Rettung des Vaters mit seinem Leben. Die Geschichte der Kleinen Ilias war ohne Zweifel gewaltiger als die in unserem Buche. Aber das ist noch kein sicheres Kriterium der Abhängigkeit. Daß ein Späterer frühere Anregungen in großartiger Weise steigern kann, zeigt die Behandlung homerischer Züge durch Aischylos.

Endlich betont Wilamowitz die Verschiedenheit des Stils des 8. Buches von der übrigen Ilias. Aber für den Schlachtenstil war meines Erachtens die Aufgabe maßgebend, die sich der Dichter gestellt hatte. Die Schlacht war hier nicht Selbstzweck, sondern lediglich Vorbereitung für die Gesandtschaft. Daher entrollte der Dichter kein großes Schlachtenbild, sondern gliederte die Ereignisse des Kampfes den schönen Einzelbildern von Diomedes und Teukros, sowie der olympischen Szene an. Gewiß ist auch im übrigen der Stil manchmal hastig, „abgerissen", aber doch nicht durchweg, und die Eigentümlichkeit ist nicht auf unsere Partie beschränkt. Der Eingang des 2. Buches und besonders die Vorbereitung zum Zweikampf des Hektor und Aias zeigen ihn auch.

Jünger als das 11. und 16. Buch ist ja das Stück ohne Zweifel. Es fragt sich also, wann es der Ilias einverleibt worden ist. Nun kann ich mir das Ende der olympischen Szene im 15. Buche, das Erwachen des Zeus aus seiner Berückung, seinen Zorn und das ganze Gebaren der Here nachher einfach nicht erklären, wenn man das Verbot des Zeus, das er zu Beginn des 8. Buches ausspricht, nicht voraussetzen darf. Auch sonst enthalten das 13. bis 15. Buch einige Hinweise auf jenes Verbot, wie wir sehen werden. Da nun diese Bücher in engerem Sinne eine Einheit sind, muß die Partie des 8. bis 10. Buches vor der gegenwärtigen Gestaltung der Ilias in diese aufgenommen worden sein. Ich sehe keinen Grund, sie dem Dichter abzusprechen, der die Ilias zur Einheit geformt hat. An ihn lassen vor allem die olympischen Szenen denken. Ihm gehört auch die Einfügung des Mauerbaus in das Ende des 7. Buches. Sie ist etwas hastig vorgenommen und fügt sich nicht gut in den Zusammenhang, ein sehr begreifliches Schicksal nachträglicher Veränderungen.

Ilias IX.

War soeben durch das Gleichnis von der Sternennacht die Ruhe der Troer veranschaulicht, die bei den zahllosen Nachtfeuern kampieren, so hier die zerrissene Stimmung der Achäer durch das Bild des von wechselndem Sturme wild bewegten Meeres. Agamemnon zumal ist in Verzweiflung. Er läßt zur Heergemeinde bieten, aber nicht durch lauten Heroldsruf, sondern durch Aufforderung der Einzelnen, um nicht die Troer aufmerksam zu machen. Es ist nicht klar, ob nur der Adel oder das ganze Heer aufgeboten wird. Für jene Auffassung spräche das namentliche Aufgebot, nicht notwendig aber die Anrede an die „Führer und Berater der Achäer“. Denn auch bei den Phäaken redet Alkinoos nur den Adel an, während doch die ganze Gemeinde zugegen ist. Wenn hier das ganze Heer gemeint ist, so ist anzunehmen, daß bei dem engen Zusammenwohnen der Völker die Sammlung rasch vor sich gehen konnte, indem das Aufgebot von den Führern wie eine Parole weitergegeben wurde. Man muß wohl so erklären, weil nachher Nestor einen besondern Rat der Geronten in Agamemnons Zelte vorschlägt. Der König müht sich selbst, die Versammlung berufen zu helfen.

Tränenvoll erhebt er sich. Er beginnt mit der Anklage gegen Zeus, der ihm die Zerstörung Trojas verheißen habe und ihn nun schmachvoll abziehen heiße. Von den verheißungsvollen Zeichen des Zeus bei der Abfahrt hat Nestor in der frühern Versammlung erzählt 2, 350. In der Niederlage erblickt Agamemnon einen Trug des höchsten Gottes und zugleich dessen bestimmten Befehl zur Heimkehr, da sie Troja doch nie einnehmen würden. V. 1—28.

Die Rede ist auch im Wortlaut der des Königs im 2. Buche ganz entsprechend, nur ist es ihm hier Ernst, während er dort das Heer prüfen will. Der Vorschlag zur Flucht paßt an beiden Orten gleich gut, und seit

Fraccarolis Ausführungen wissen wir, daß die Wiederholung der Motive eine elementare Eigentümlichkeit der epischen Erzählung ist.

Nach langem Schweigen des Heeres erhebt sich Diomedes und kündigt dem König Streit an, da er sich unverständig gebärde. Er beruft sich auf das Recht der freien Rede, fügt aber die Bitte hinzu, Agamemnon möge nicht zornig werden. Bei allem Recht auf freie Meinungsäußerung ist doch ein gutes Verhältnis zu dem Oberfeldherrn sehr wünschenswert. Interessant ist es, des Diomedes Auftreten mit dem des Achilleus im 1. Buche zu vergleichen. Der Pelide kümmerte sich nicht darum, ob er Agamemnons Zorn errege, ja er forderte ihn unvorsichtig und unnötig heraus. Diomedes beginnt mit einem begütigenden Wort, allerdings um sich nachher um so geringern Zwang anzutun. Mit unendlichem Selbstgefühl erinnert er den König daran, wie er ihn beim Rundgang 4,370 der Feigheit bezichtigt hat, mit dem Bemerken, die Achäer wüßten jetzt, was sie davon zu halten hätten. Das steht nicht im Widerspruch zu der gelassenen Haltung, die er damals gezeigt hat. Seither hat er mit Göttern gekämpft und sich als den Ersten der Achäer erwiesen. Hielt er sich dort gemessen zurück, so hatte ihn des Königs Wort doch gewurmt, und jetzt zahlt er ihm heim. Dafür ist die Gelegenheit ausnehmend günstig, denn der König hat sich mutlos erwiesen. So schleudert ihm Diomedes den Vorwurf entgegen, es fehle ihm die Wehrhaftigkeit, der Urgrund jedes Erfolges, in gewaltigem Kontrast zu der ihm verliehenen Machtfülle. Die Anklage ist ebenso übertrieben und ungerecht wie im Munde des Achilleus 1,225, nur daß dieser sie in auflodernden Zorn ausstieß, während Diomedes einem lange verhaltenen Groll Ausdruck gibt. Ob er, fragt er, die Achäer wirklich für so unkriegerisch halte? Wie einst der König dem Achilleus, so ruft jetzt Diomedes ihm zu, er möge nur gehen, der Weg stehe ihm offen. So läßt ihn der Dichter auch jene Hohnworte gegen Achilleus vergelten. Mit höchstem Selbstgefühl kündigt er an, er werde mit den andern Achäern, ja wenn nötig, mit Sthenelos allein, den Krieg zu Ende führen. Wenn er schließt: „denn mit Gott sind wir hier", so deutet das Wilamowitz schön als einen Gegensatz zum Worte Hektors 8,527 von den durch die Todesdämonen hergebrachten Hunden. V. 29—49.

War Diomedes unbändig keck, so tritt der alte Nestor um so behutsamer auf. Er beginnt mit einem Kompliment an den Tydiden für seine Tapferkeit und die für seine Jugend große Redegewandtheit. Niemand werde seine Worte bemängeln oder Widerspruch dagegen erheben, aber das entscheidende Wort habe er doch nicht gefunden. Das wird er, der Ältere, sprechen; der Beifall aller, selbst Agamemnons, ist ihm gewiß. Aber er begnügt sich zunächst damit, anzudeuten, worauf er zielt. Der müsse, sagt er, allen Banden des Geschlechtes, des Rechtes, der Familie entfremdet sein, der den Kampf in der eigenen Volksgemeinde begehre. Daß er den Zwist der Könige meint, ist offenbar; aber mit beabsichtigter Undeutlichkeit vermeidet er es, seine Meinung gerade herauszusagen. Er bedient sich einer Übertreibung, da der Zwist der Fürsten doch

noch kein Bürgerkrieg ist. Er will die Forderung an den König, sich mit Achilleus auszusöhnen, nicht vor dem ganzen Heere stellen und doch Agamemnon zu verstehen geben, was er für dessen heilige Pflicht hält.

Diese tastende und zögernde Art, mit der der Alte seinem Ziele näher rückt, ist eine vorzügliche Überleitung zu dem nun sogleich folgenden alten Gedicht von der Gesandtschaft, für dessen Einfügung in die Ilias alles seit dem Beginn des 8. Buches gedichtet ist. Die Vorbereitungen schließt der Dichter noch sorgfältig ab. Nestor mahnt, das Abendbrot einzunehmen und außerhalb des Grabens Wachen aufzustellen. Dann leitet er die erste Szene des Gedichts von der Gesandtschaft, die Beratung in Agamemnons Zelt, mit der Aufforderung an den König ein, den Fürsten ein Mahl zu geben und damit selbst den Anfang zur Lösung der Schwierigkeit zu machen. Er begründet den Vorschlag mit den reichen Mitteln des Königs. Dann spricht er die Erwartung aus, Agamemnon werde dem besten Rate gehorchen, der ausgesprochen würde, und schließt mit bedeutsamem Hinweis auf die drohende Nähe der Feinde und die entscheidende Wichtigkeit des zu fassenden Entschlusses. V. 50—78.

Vor dem Mahle werden die Wächter des Grabens ausgewählt, sieben vornehme junge Adlige, denen wir wieder begegnen werden, mit je hundert Mann. Die ganze Veranstaltung hat Wilamowitz richtig damit erklärt, daß sie das 10. Buch vorbereiten soll. V. 79—88.

Agamemnon führt die Fürsten in sein Zelt, und nach dem Mahle erhebt sich Nestor. Auch hier ist der Anfang seiner Rede breit angelegt. Daß er sich mit Agamemnon allein zu beschäftigen gedenke, sagt er zwar von vornherein, aber er begründet das zunächst mit der großen Macht, die dem König von Zeus gegeben sei, für seine Völker zu ratschlagen. Man könnte glauben, es handle sich für ihn nur darum, Agamemnons Zustimmung zu irgendeinem Vorschlag zu gewinnen. Nachdem er aber das Recht des Königs anerkannt hat, betont er um so entschiedener auch dessen Pflicht, das Wort anderer zu hören. Nur ist er auch hier viel vorsichtiger als vorhin Diomedes und schließt den Hinweis auf die Rechte der Edeln mit dem Wort, es hänge doch vom König ab, was gelten solle. So werde er denn sagen, was ihm stets als das Richtige erschienen sei — seit Agamemnon Briseis aus Achilleus' Zelte raubte.

Jetzt ist das entscheidende Wort gefallen, und sogleich geht die Rede aus dem vorsichtig behutsamen in einen knappen, fast harten Ton über. Die Sätze werden kurz und schroff. Nestor erinnert daran, daß alle unzufrieden waren und er selbst widerriet, wirft dem König vor, er habe seinem hochfahrenden Sinn nachgegeben und den Besten des Heeres beleidigt, und erklärt das Unglück der Achäer aus dem Willen der Götter, Achilleus Genugtuung zu verschaffen. Daher müsse man noch jetzt daran denken, den Grollenden zu begütigen und durch Geschenke und gute Worte umzustimmen. Aus den letzten Worten klingt die Besorgnis heraus, nach dem Triumph, den die Götter Achilleus gewährten, könnte es für die Versöhnung schon zu spät sein. V. 89—113.

Daß Nestor in erster Linie Geschenke fordert, entspricht unserer Art zu denken nicht, ist aber für die Auffassung der homerischen Gesellschaft durchaus notwendig. Die naive Freude am Besitz, die sie beseelt, und die oft genug in Habsucht ausartet, macht das Geschenk zur unerläßlichen Vorbedingung der Aussöhnung.

Agamemnon gibt in seiner gedrückten Stimmung Nestor Recht. Er leugnet nicht, daß er sich hinreißen ließ und verderblichen Gedanken sein Ohr lieh. Aber das ist nicht etwa die Frucht eines ernstlichen Insichgehens, sondern ausschließlich der Erkenntnis entsprungen, daß die Götter für Achilleus entschieden haben, er ihn also nicht hätte beleidigen dürfen. Wie er hier ganz äußerlich sein Tun nach dem Ausgang bewertet, so zählt er zwar massenhaft Geschenke auf, die Achilleus besänftigen sollen, aber die freundlichen Worte, die Nestor verlangt hat, kommen nicht über seine Lippen. Vielmehr verlangt er von Achilleus Nachgiebigkeit, da nur der Hades nicht zu versöhnen sei, und hat auch in der Notlage noch ein Wort hochfahrenden Selbstgefühls. Achilleus soll sich ihm unterordnen, weil er, Agamemnon, von höherem Rang und Alter ist. Sein Stolz diktiert ihm ein zur Versöhnung höchst ungeeignetes Wort und läßt keinem auch noch so leisen Ausdruck freundlichen Entgegenkommens Raum, und ein wirkliches Eingeständnis seines Unrechts findet er nicht. V. 114—161.

Nestor ist von des Königs Rede offenbar nicht angenehm berührt. Er vermißt darin die Hauptsache. An den Geschenken zwar, erkennt er an, die jener Achilleus biete, sei nichts auszusetzen; aber dann nimmt er alles Weitere selbst in die Hand. Er wählt zu Gesandten die bedeutendsten Helden des Heeres, Aias und Odysseus, ordnet eine Spende für die Götter an, die in heiligem Schweigen unter stillem Gebet zu Zeus für das Gelingen der Sendung dargebracht wird, und entläßt die Gesandten, nachdem er ihnen noch eindringliche Ratschläge erteilt hat. Die Person des Phoinix lasse ich zunächst aus der Betrachtung fort. V. 162—181.

Auf ihrem Gang am Meer entlang flehen die Gesandten zu Poseidon, dessen Sitz, die Felseninsel Samothrake, mächtig herüberblickt, um glücklichen Erfolg. Wie sie in den Hof des Zeltes des Achilleus treten, vergnügt sich dieser mit Patroklos am abwechselnden Gesang von Heldenliedern. Überrascht springt Achilleus auf, sein erstes Wort atmet ungeheuchelte Freude. Das müßten wohl notwendig Freunde sein, sagt er, die da kämen, da sie ihm auch in seinem Zorn ihre Freundschaft bewiesen. Ob er von dem Zwecke ihres Besuches etwas ahne, sagt er nicht, denn danach zu fragen, bevor die Gäste bewirtet waren, verbot die Sitte, ebenso den Gesandten, vorher davon anzufangen. Die Umständlichkeit, mit der die Vorbereitungen zum Mahle vorgeführt werden, soll von der besondern Ehre und Freude, die Achilleus empfindet, Zeugnis ablegen. V. 182—224.

Die Reden des Odysseus, Achilleus und Aias sind im Altertum sehr bewundert worden, und die stoischen Interpreten, für die Homer der Vater aller Künste war, haben nicht ermangelt, in ihnen sämtliche Feinheiten der spätern Rhetorik zu entdecken. Geht das auch zu weit, so

stimmen wir ihnen doch darin freudig zu, daß diese Reden Muster der Kunst sind, Menschen durch das zu zeichnen, was sie sagen. So abgerundete Charakterbilder hat sonst nur das Drama in seiner höchsten Vollendung geschaffen.

Auf den Wink des Aias beginnt Odysseus. Nachdem er seiner Zufriedenheit mit der reichlichen Bewirtung Ausdruck gegeben, sagt er, nicht danach stehe ihr Sinn, sondern die Furcht vor großem Unheil führe sie her. Er geht geraden Weges auf sein Ziel los, aber er sagt im Anfang kein Wort von Agamemnons Auftrag, ja er nennt so lange als möglich selbst dessen Namen nicht. Klug und umsichtig sucht er die freudige Stimmung zu benutzen, in die ihr Besuch Achilleus versetzt hat. Ihnen soll er helfen, denn sie sind alle verloren, wenn er sie nicht rettet. In prächtiger Anschaulichkeit schildert er die Not der Achäer, aber nicht in traurigen und demütigenden Bildern, sondern an den Erfolgen und dem prahlenden Frohlocken Hektors. Er kennt den Sinn des Achilleus und ruft daher nicht sowohl sein Erbarmen an, sondern stachelt vielmehr seinen Ehrgeiz wider den übermütigen Feind. V. 225—246.

Dann wechselt er den Ton. Jetzt ist es Zeit zu helfen, und wenn Achilleus überhaupt daran denkt die Achäer zu retten, so darf er nicht länger zögern. Es könne leicht einmal zu spät sein, und nutzlose Reue wäre für den Peliden die Folge, wenn das Unheil nicht wieder gut zu machen wäre. V. 247—251.

Er wird dringender. Vor des Helden Auge läßt er die Gestalt des ehrwürdigen Vaters erscheinen, in dessen Sinn und Geist er ihn jetzt bittet. Hat er doch selbst dereinst die Mahnungen mit angehört, die Peleus seinem Sohne auf den Kriegszug mitgab, damals als er und Nestor in Phthia waren, Achilleus zur Heerfolge aufzufordern. Dort hatte Peleus dem Sohne den herrlichen Rat erteilt, seine Erfolge den schützenden Göttinnen beizumessen, deren Geschenk sie seien, selbst aber die Fehler seines Herzens zu bekämpfen, den überstolzen Sinn und die streitbare Empfindlichkeit, die nur Böses wirke. Freundliches Wesen zu zeigen hatte er ihn gemahnt, das bringe bei alt und jung mehr Achtung ein. V. 252—258.

Damit ist Odysseus bei dem gefährlichen Punkte angelangt. Von des Achilleus Zorn hat er bisher nicht gesprochen, aber äußerst geschickt durch den Mund des Vaters darauf hingeleitet und auf die sanfteste Weise an die Wunde gerührt. Nun kann er fortfahren, nun ihm vorstellen, wie er Peleus' Mahnungen vergesse, ihn darauf hinweisen, wie weh ihm selbst der Groll tun müsse — und jetzt hält er den Augenblick für gekommen, wo er Agamemnons Namen auszusprechen wagen darf.

Aber er spricht nur von den Geschenken und den übrigen Verheißungen. Es frommte nichts zu sagen, daß Agamemnon nur durch die Not gezwungen die Hand nach ihm ausstrecke, daß er sich durch die Götter besiegt sehe und kein begütigendes Wort, sondern nur Geschenke und Versprechungen sende. Die wörtliche Aufzählung der Anerbietungen, die an sich etwas Ungelenkes hat, gibt dem Dichter ein gutes Mittel an die

Hand, ohne ein Wort die Klugheit des Gesandten ins hellste Licht zu setzen. Odysseus läßt den Schluß von Agamemnons Auftrag, die Forderung der Milde und die Berufung auf seinen höhern Rang und sein reiferes Alter stillschweigend weg, denn damit wäre alles verdorben. Hatte doch gerade das Achilleus am meisten gekränkt, daß ihn der König seine Überlegenheit fühlen ließ. Ihn nun aufzufordern, diese durch Nachgeben anzuerkennen, fällt Odysseus gar nicht ein. Er gibt im Gegenteil die Möglichkeit zu, daß Achilleus zum Nachgeben zu zornig sei und ihm daher selbst die Geschenke Agamemnons Ärger bereiten. Man sieht leicht, daß er das für ganz berechtigt hielte.

Daher spricht er kein Wort von Versöhnung. Er bittet, falls er mit seiner Vermutung Recht hat, nur, Achilleus möchte die Person Agamemnons ganz übersehen und sich des Elends der Achäer erbarmen. Das Wort taucht in der Rede hier zuerst auf und dann nicht wieder. Es mußte ausgesprochen werden, auch wenn wenig Wirkung davon erwartet werden durfte. Um so nachdrücklicher stachelt Odysseus gleich darauf wieder des Helden Ehrgeiz. Wie einen Gott werden ihn die Achäer ehren, denn er wird ihnen großen Erfolg sichern. Er könnte nämlich jetzt den Hektor töten, der in verderblicher Wut dem Lager nahe ist und unter den Achäern seinesgleichen nicht zu finden meint. Mit feinster Berechnung kommt Odysseus auf den Beginn seiner Rede zurück, nur noch verführerischer für den Ehrgeiz des Helden. Muß es ihn nicht locken, seinem Volk als rettender Gott zu kommen? Und wo gäbe es für den berühmtesten Kämpfer eine größere Lockung zum Kampf, als wenn er hört, daß der Feind selbst ihn gering schätzt? V. 259—306.

Die Rede ist ein Meisterstück überlegtester Klugheit in dem, was sie ausspricht, und in dem, was sie verschweigt. Daß auch dies der Fall ist, fühlt man mehr dunkel durch, als daß es deutlich auffiele. Unaufhaltsam gleitet der Strom der Worte, nirgends zeigt sich die geringste Lücke des Zusammenhangs, ein Gedanke schließt sich ungezwungen an den andern. Glänzend tritt hervor, was Achilleus locken oder rühmen kann, in der Tiefe bleibt, was ihn zu verstimmen geeignet schiene. Was die Freundschaft, die kindliche Pietät, den Edelmut und den Ehrgeiz des Helden bewegen kann, hat Odysseus in wohlerwogener Steigerung und mit schöner Wärme, aber auch mit mannhafter Aufrichtigkeit an sein Ohr klingen lassen.

Die Antwort des Achilleus ist ganz Temperament. Ein wildes Feuer glüht in ihr, die Wut der Erbitterung, durch Odysseus' Worte nur neu geschürt. Scheinbar ohne alle Ordnung stürzen die Sätze hervor wie in wildem Wirbel, und erst hinterher wird ersichtlich, welche Gedanken in der Tiefe kochten, um gerade diesen Zusammenhang hervorzubringen. Es ist das prachtvolle Schauspiel ungezügelten Zorns, der sich in seinem Rechte fühlt und um Gründe nie verlegen ist.

Der Eingang läßt durchblicken, daß Achilleus die Erörterung unangenehm ist; deshalb will er sie ein für allemal erledigt wissen. Er ver-

heißt rückhaltlos und wahr zu sein, fordert aber dafür, daß sein unabänderlicher Entschluß respektiert werde. V. 307—314.

Er hat nicht überhört, daß Odysseus wesentlich die Not des ganzen Heeres hervorhob, und knüpft daran zuerst an. Die Achäer verdienen seine Teilnahme so wenig als der König; denn von beiden Seiten hat er gleich wenig Dank geerntet. Im Heere gilt der Feige dem Edeln gleich, und schließlich stirbt der Hochverdiente wie der Tatenlose.

Die Vergleichung mit dem Vogel, der uneigennützig und mit eigener Pein seine Jungen füttert, hat etwas Weiches, man möchte fast sagen Sentimentales. Hier spricht nicht der Zorn, sondern der Schmerz über den erlittenen Undank, ein wehmütiger Ton, der in der Schilderung der schlaflosen Nächte und blutigen Tage mit ihrem kläglichen Resultat noch nachklingt. Denn was war schließlich der Zweck all der Anstrengungen? Fremden Männern ihre Frauen zu rauben. Die leise Klage über das Nichtige solchen Tuns erinnert an das Wort, das Achilleus 24, 541 zu Priamos spricht: statt den alten Vater zu pflegen, liege er vor Troja und tue ihm und seinen Kindern weh. V. 315—329.

Aber die wehmütige Stimmung geht vorüber. Das Gefühl der Unbill gewinnt wieder die Oberhand und drückt sich in der Gegenüberstellung seiner Taten und des Benehmens des Königs sehr kräftig aus. Jetzt ist es dieser gewesen, der die Beute verteilt hat, während Achilleus früher zu Thetis sagte, Briseis sei ein Geschenk der Achäer gewesen. Darin liegt kein Widerspruch, sondern es soll nur Agamemnons Verhalten scharf kennzeichnen, daß er andern ihren Beuteanteil ließ, ihm aber den seinen genommen hat. Briseis nennt er jetzt seine herzliebe Gemahlin, um seinen Anspruch auf gleiche Behandlung mit den übrigen Fürsten zu verfechten. War auch Briseis ein Beutestück, seine Liebe und Sorge hat sie zum Rang einer Fürstin erhoben. Nur mit einem wegwerfenden Wort weist er das Anerbieten ihrer Rückgabe ab, nicht weil ihm das gleichgiltig wäre, sondern weil er auf diesen Punkt nicht eintreten darf, ohne wankend zu werden. Denn der schroffe Gegensatz, den er gleich darauf zwischen sich und den Atriden aufstellt, zeigt, daß er nicht nur in seiner Ehre gekränkt ist. Jene haben um Helenes willen ganze Völker gegeneinander gehetzt, ihm tut man gleiche Kränkung an, ohne sich um seine Gefühle im geringsten zu kümmern. V. 330—343.

In diesem Zusammenhang empfindet er Agamemnons Tat als unredliche Täuschung, da er ihn mit Aussicht auf Beute in den Krieg gelockt hat und nun so behandelt. Die Aufforderung wieder mitzukämpfen kommt ihm als ein Versuch vor, den Trug zu wiederholen. Aber das soll jenem nicht gelingen, da er ihn jetzt kennt. Agamemnon mag sich mit Odysseus und den andern Fürsten beraten, wie er der Not entrinne.

Der Ausfall auf Odysseus ist nach dessen Rede unfreundlich und unfein. Aber in seinem steigenden Zorn, der sich an der eigenen Flamme erhitzt, vergißt Achilleus die Rücksicht gegen den Gesandten, in dem er nur noch den Boten des Verhaßten sieht. Mit schneidendem Hohn stellt

er den erfolglosen Mauerbau den Tagen gegenüber, da sich die Troer kaum vor das Tor wagten und Hektor den einzigen Versuch, ihm zu stehen, beinahe mit dem Leben bezahlt hätte. Der Name des troischen Helden erinnert ihn daran, wie lockend ihm Odysseus dessen Besiegung vorgestellt hat; aber wegwerfend wie die Rückgabe der Briseis, in einem fast gelegentlichen Nebensatz, lehnt er den Kampf mit ihm ab. Odysseus hatte ganz richtig berechnet, was Achilleus reizen konnte, aber dieser springt über die seinem Hasse gefährlichen Punkte hinweg. V. 344—355.

Wenn er denn mit Hektor nicht kämpfen will, so geht er am besten nach Hause. Der Einfall ist ihm eben jetzt gekommen und hat zunächst nur den Zweck, dem Odysseus mit unfreundlicher, man möchte sagen ungezogener Schonungslosigkeit die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen vor Augen zu führen. Er lädt ihn höhnisch ein, wenn es ihn interessiere, sich seine Abfahrt morgen früh mit anzusehen. Dann verweilt er einen Augenblick bei dem Gedanken an den behaglichen Besitz in der Heimat, den er mit seiner reichen Beute noch vermehren würde. Aber da fällt ihm wieder ein, daß ihm das wertvollste Beutestück geraubt ist, und nun steigert sich seine Wut zum höchsten Grade. Abgerissen, zusammenhangslos stürzen die Gedanken hervor. Vor allen Achäern soll Odysseus dem König den Bescheid sagen, damit die andern diesem zürnen, wenn er wieder einen zu täuschen hofft. Rücksichtslosigkeit ist sein Panzer, aber bei aller Frechheit dürfte er ihm doch nicht ins Gesicht sehen. Nie wird er ihm mehr helfen. Ihn trügt er nie mehr. Es ist an einem Male genug. Er soll ruhig in sein Verderben rennen. Er ist verrückt. V. 356—377.

Jetzt kommen dem Erbitterten die Geschenke in den Sinn. Erst lehnt er sie mit dem hastig hervorgestoßenen Wort ab, sie seien ihm verhaßt und er achte sie keinen Nadelknopf wert. Aber dann folgt auf das Gewirbel der zornigen Worte eine lange atemlose Periode, in der Achilleus den Gedanken: „Und wenn er mir sein Gut, ja die Welt böte" in steigender Übertreibung variiert. Zum Schlusse sagt er, der König werde ihn nicht umstimmen, bis er ihm den herzkränkenden Schimpf ganz bezahlt habe. V. 378—387.

Das Wort kommt nach der Ankündigung der Heimkehr völlig unerwartet und unvermittelt, läßt aber dem Wütenden auf den Grund der Seele blicken. Mitten im Orkan der wilden Wut offenbart sich, was er in tiefster Seele begehrt, den Verhaßten gänzlich gedemütigt zu sehen. Nur so wird die bitterste Wunde, das Gefühl der Überlegenheit des andern, gänzlich geheilt. Dazu ist die Not der Achäer noch nicht dringend genug. Gänzlich triumphieren kann Achilleus nur, wenn er als der einzige Retter erscheint. Aber das muß er hier abwarten und kann nicht nach Hause fahren. Man sieht deutlich, daß es ihm mit diesem Plane nicht recht ernst war.

Er ist der Schwächere gewesen, das nagt und würgt in seinem stolzen Herzen. Wie stark, tritt da zutage, wo er die Hand der Königstochter ausschlägt. Die Stimmung der Rede hält sich dabei nicht mehr auf der

gleichen Höhe der Leidenschaft. An ihre Stelle tritt kalter Hohn und berechnete Beleidigung, eine neue Form des fassungslosen Grimmes. Der König soll sich einen Eidam wählen, der ihm gut genug und höhern Ranges ist als Achilleus. Die Königstochter verwirft er, mag sie an Schönheit und Kunstfertigkeit mit Göttinnen wetteifern. Sein Vater Peleus wählt ihm schon ein Edelfräulein aus dem Landadel seiner engern Heimat. Der Zorn versteht zu beleidigen. V. 388—397.

Mit dem Bilde des ruhigen Lebens an der Seite einer ebenbürtigen Frau, im Genusse des väterlichen Reichtums, kehren seine Gedanken wieder zur Heimat zurück. Denn das Leben ist doch mehr wert als alle Schätze der Welt, und wenn es einmal dahin ist, bringt es kein Gold und kein Eisen mehr zurück.

Der Sprung, den hier die Rede plötzlich macht, ist zunächst unverständlich. Erst nachträglich zeigt sich, daß ihm bei dem Bilde des häuslichen Glückes in der Heimat die Erinnerung an das über ihm schwebende Schicksalswort durch den Kopf geschossen ist und sein Denken plötzlich ganz in Beschlag genommen hat. Der Sturm der Leidenschaft ist vorübergebraust. Noch gehen in den Worten, die den Wert des Lebens preisen, die Wogen hoch, hastig werden die Bilder gehäuft, aber nach und nach tritt Ruhe ein. Dem frischen Leben graust vor dem frühen Tod, der Gedanke an friedliches Glück hat gelockt, und in diesem Augenblick kommt dem Helden die Wahl, vor die ihn der Göttерspruch stellt, nicht schwer vor. Das darf nicht rätselhaft erscheinen. Achilleus ist ermüdet, der allzu straff gespannte Bogen schlaff geworden, eine Sehnsucht nach Leben und Ruhe eingekehrt. In der ganzen Rede wechselten widerspruchsvolle Gedanken und Entschlüsse, unter denen dieser noch nicht der letzte ist. Aber er steht vorläufig dabei still. Das Beste wäre, meint er, die Achäer zögen auch heim, da sie Ilios doch nicht gewinnen. Das meint er mit dem bessern Plan, den er ihnen anrät. Der, den sie gefaßt haben, taugt nichts, weil er im Zorn zu verharren entschlossen ist. V. 398—426.

Lange sitzen die Gesandten schweigend im Staunen über die gewaltige Rede. Endlich ergreift Aias das Wort und fordert ganz kühl den Odysseus zum Gehen auf, da die Sendung vergeblich war und die Achäer warten. Aber er geht nicht ohne ein scharfes, ruhiges Wort des Tadels für Achilleus. Dieser, sagt er, denkt der alten Freundschaft und Ehre nicht, die ihm die Gefährten stets erwiesen haben, und sein Herz kennt kein Erbarmen. Er hat sich zum Wilden gemacht. In gesitteten Ländern gilt doch sogar für Mord der Brauch der Sühne, und der Anverwandte des Erschlagenen beruhigt sich beim Wergeld. Was ist gegen einen getöteten Bruder oder Sohn das einzige Mädchen, um dessen willen Achilleus so zürnt, und für das ihm doch sieben andere nebst reichem Gut geboten worden sind. Der geradsinnige rauhe Held nimmt auf die Liebe zu Briseis, von der Achilleus gesprochen, nicht die geringste Rücksicht. Ihm ist es vollkommen unverständlich, daß Achilleus für einen so leicht zu ersetzenden Verlust die große Sühne nicht annimmt.

Bisher hat Aias zu Odysseus gesprochen, wie man wohl tut, wenn der Ärger zu groß ist, als daß man mit dessen Urheber direkt reden mag. Aber jetzt wendet er sich doch an Achilleus und mahnt ihn erst ganz kurz zu versöhnlichem Sinn, dann sehr ernst zur Rücksicht gegen Odysseus und ihn. Seine Worte bedeuten einen herben Tadel für den ganzen Ton von Achilleus' Rede und besonders für die Ausfälle auf Odysseus. Das schickt sich gegen Gäste, Gesandte des ganzen Heeres und vertrauteste Freunde durchaus nicht. Mit dem letzten Wort erinnert Aias an den freudigen Empfang, den ihnen Achilleus bereitet hatte. V. 622—642.

Der gemessene Ton verfehlt seine Wirkung auf den Gescholtenen nicht. Er gibt zu, daß Aias in manchem Recht habe. Es ist eine Entschuldigung für seine heftige Rede, wenn er sagt, ihm schwelle eben das Herz vor Zorn, wenn er daran denke, wie Agamemnon ihn gleich einem rechtlosen Niedergelassenen behandelt habe. So rund und klar hat er den letzten Grund seines Grolles noch nie ausgesprochen, die übermütige Kränkung durch den Mächtigern. Ebenso klar zeigt er, was sein Wunsch ist, wenn er sagt, er werde nicht an Kampf denken, bevor Hektor zu den Zelten und Schiffen der Myrmidonen vordringe und die Schiffe der Achäer verbrenne. Bei seinem Zelt und Schiff würde Hektor wohl Halt machen. Er verlangt die vollständige Demütigung des hochfahrenden Gegners. Und doch liegt in den Worten auch ein Einlenken. Von der Heimkehr sagt Achilleus nichts mehr, und seine Hilfe stellt er doch für den äußersten Fall in Aussicht. Es ist darum unrichtig, das Wort als einen Ausdruck der Vermessenheit aufzufassen, für den dann Achilleus durch des Patroklos Tod bestraft werde. Ein solcher Gedanke liegt der Ilias gänzlich fern. V. 643—657.

In der Botschaft, die Odysseus den Achäerhelden zurückbringt, verfährt er mit ebenso klugem eigenem Ermessen, wie in seiner Rede in Achilleus' Zelt. Erst spricht er ganz kurz davon, daß die Gesandtschaft das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung erreicht habe und Achilleus die Geschenke ablehne. Ausführlicher verbreitet er sich über dessen Drohung, nach Hause zu fahren, und den Rat an die Achäer, den Krieg aufzugeben. Mit Umsicht vermeidet er alles, was Agamemnon verletzen könnte; auch erwähnt er das letzte Wort des Peliden nicht, weil er die üble Vorbedeutung auszusprechen sich scheut. Seine Berichterstattung ist in ihrer Knappheit ebenso vollendet wie seine Rede an Achilleus. V. 669—689.

Damit endet, was wir von dem Gedicht von der Gesandtschaft haben. Es ist ein Produkt feinster psychologischer Kunst, ein in Anlehnung an das 1. Buch verfaßtes Einzelgedicht. Wie uns das 9. Buch vorliegt, ist es aber beträchtlich erweitert, und zwar vor allem durch die Gestalt des Phoinix.

Phoinix der Greis gehört 16, 196 zu den Unterbefehlshabern des Achilleus. Seine Figur hat der, der das 9. Buch ausweitete, zu besonderem Leben erweckt. Die Einführung ist im Anfang nicht sehr geschickt vollzogen. Nestor wählt ihn V. 168 als ersten der Gesandten, ohne daß zu begreifen wäre, wie der Unterfeldherr des Achilleus in den Rat Agamemnons

kommt. Wie die Gesandten dem Strand entlang gehen und zu Achilleus kommen, ist ausdrücklich nur von zweien die Rede. Phoinix wird erst wieder genannt, nachdem das Mahl vorüber ist. Hier sagt unser Text V. 223 „Aias winkte dem Phoinix, Odysseus verstand es und hob zu reden an". Natürlich winkte in der Vorlage Aias dem Odysseus, und auch diese Änderung ist nicht geschickt.

Nach der Rede des Achilleus holt Phoinix zu einer längern Rede aus. Er knüpft an die Drohung des Achilleus an, nach Hause zu fahren, und versichert, unter allen Umständen bei Achilleus bleiben zu wollen, da er ja von Peleus als Berater seines Sohnes mitgesendet sei.

Zuvörderst sucht er durch die Erzählung seiner eigenen Geschicke die Berechtigung zu der Warnung zu erweisen, die er ihm erteilen will. Wir können nicht wissen, ob sich die Geschichte, die den Namen des Phoinix nicht bietet, ursprünglich auf ihn bezogen hat, oder ob sie von dem Dichter auf ihn gewendet worden ist; ein Beispiel solcher Verwendung bietet die Jugendgeschichte des Eumaios im 15. Buche der Odyssee. Bemerkenswert ist, daß sie schon im Altertum eine törichte Erweiterung erfuhr. Phoinix sagt, er habe daran gedacht den Vater zu töten, sei aber von einem Gott daran verhindert worden, der ihn auf den bösen Ruf eines Vatermörders hingewiesen habe. V. 458—461. Die Verse fehlen in allen Handschriften. Plutarch, der sie bringt, behauptet, nach Roemer mit Unrecht, Aristarch habe sie ausgeschieden. Jedenfalls sind sie unecht, und wer sie verfertigte, hatte von dem tiefern Sinn der Geschichte keine Ahnung mehr. Was Phoinix begangen hatte, ist die Schändung des väterlichen Bettes, nach ältester Anschauung eines der unsühnbaren Vergehen. Gegenüber den furchtbaren Strafen, die Leist für diese Tat für Indien nachweist, ist die Verfluchung zur Kinderlosigkeit noch verhältnismäßig mild, aber immerhin unter Anrufung der Erinyen ausgesprochen, welche Vergehen gegen die Eltern rächen. Das Weitere zeigt, daß der Sohn das Recht des Vaters nicht im geringsten anzweifelt. Es leidet ihn bei des Vaters Zorn nicht mehr im Hause, d. h. er wird trübsinnig, und den törichten Versuchen der Verwandten, ihn durch Gelage aufzuheitern, entrinnt er durch Flucht. Sehr schön ist die wohl unserem Dichter gehörige Wendung, daß er in Peleus einen zweiten Vater, statt der ihm von den Göttern versagten eigenen Kinder in Achilleus einen Sohn gewann, höchst anmutig die Anhänglichkeit des kleinen Peliden wie die mitgeteilten Einzelheiten. Phoinix ist in der Kunst der Waffen wie der Rede sein Lehrer geworden. V. 432 bis 495.

Nachdem er so seine Berechtigung zu gutem Rat erwiesen, fleht er Achilleus an, nicht unbarmherzig zu sein. Selbst die Götter verzeihen ja dem, der sie bittet und ihnen opfert, und leidenschaftliche Verfehlungen der Menschen werden durch die Bitten, die Töchter des Zeus, geheilt. Ihnen gilt die berühmte folgende Allegorie, die wohl vom Dichter übernommen ist. Sie zu scheuen bringt Glück, es nicht zu tun verstrickt in Verschuldung. Agamemnon, so lautet die Nutzanwendung, hat reiche Geschenke

geboten und die Besten des Heeres geschickt, zu bitten. Deren Wort und Sendung darf Achilleus nicht verachten, und er kann ja nun mit Ehren nachgeben. V. 496—523.

Will er nicht, so führt Phoinix im dritten Teil seiner Rede aus, so könnte es ihm ergehen wie Meleagros, der ebenfalls in heftigem Grimm der bedrängten Vaterstadt die Hilfe versagte und die reichen Geschenke ausschlug, aber dann, als er sich noch im letzten Moment zum Kampfe aufmachte, des Lohnes verlustig ging. Das könnte auch Achilleus begegnen, wenn er erst auszöge, um die schon brennenden Schiffe zu retten. V. 524 bis 605.

Stil und Ton von Phoinix' Rede weichen von der Umgebung auffallend ab. Hier lauter kräftige Argumentation, dort zwei Geschichten und eine Allegorie, mit Nutzanwendungen. Der Zusammenhang ist gesprengt, ohne daß die Entwicklung einen Schritt vorwärts täte. Die Rede nützt zu nichts. Achilleus fühlt sich durch Zeus geehrt genug und bedarf keiner Ehrung durch die Achäer. Aber von der Freundschaft des Alten verlangt er, daß er es nicht mit dem Feinde halte, wenn er es nicht mit ihm verderben wolle. Er verlangt von einem Freunde unbedingte Parteinahme für sich. Jetzt sollten die Gesandten gehen und seinen Bescheid überbringen. Am Morgen wollten sie dann überlegen, ob sie heimkehren oder bleiben wollten. Darauf folgt in unserem Texte die Rede des Aias. V. 606 bis 622.

Der Zweck der ganzen Rede des Phoinix und damit auch der Schöpfung von dessen ganzer Figur war, den Auszug aus dem Epos von Meleagros mitzuteilen. In echt poetischer Weise hat diesen der Dichter durch die Geschichte des Phoinix und die Allegorie von den Bitten eingeleitet und eingekleidet, aber die Hauptsache war ihm, auf das großartige Gedicht hinzuweisen, das ihm den Plan zur Ilias eingegeben hatte.

Nach dem Abgang der Gesandten läßt Achilleus dem Phoinix ein Lager bereiten. Das mußte wohl so sein, wenn der Alte vorher bei Agamemnon gewesen war. Wie großes Gewicht der Dichter auf die Einlage gelegt hat, sehen wir daraus, daß er ihn auch den Odysseus bei Agamemnon V. 690 erwähnen läßt, während das ältere Gedicht mit dem vorhergehenden Verse geschlossen hatte.

Auch die beiden Freunde suchen das Lager auf. Neben Achilleus lagert sich die schöne Diomede, die er auf Lesbos erbeutet, zu Patroklos Iphis, eine Beute von der Eroberung von Skyros. Die Erklärer alter und neuer Zeit hat daran nur die Erwähnung von Skyros interessiert. Und doch haben wir hier einen prächtigen Beweis von der Umsicht des Dichters der Ilias. Für Achilleus ist nach der Gesandtschaft die Angelegenheit erledigt. Nicht nur hat er die Rückgabe der Briseis abgelehnt, sondern sie ist aus seinen Gedanken verbannt. An ihre Stelle tritt eine andere. V. 658—668.

Wie hier der Dichter resolut den Abschluß vollzieht, so auch nach dem Berichte des Odysseus, den die Vorlage bot, in Agamemnons Zelt. Dio-

medes erhebt sich mit derselben mutigen Zuversicht, mit der er in der Heergemeinde gesprochen. Die Gesandtschaft bezeichnet er kurzerhand als einen Fehler, da sie nur geeignet gewesen sei, Achilleus in seinem Hochmut zu bestärken. Man solle sich vorläufig nicht mehr um ihn kümmern, ob er nun gehe oder bleibe. Er werde schon wieder kämpfen, wenn sein Herz es ihm gebiete und ein Gott ihn antreibe. Diomedes glaubt also mit Recht nicht an die Heimfahrt des Achilleus. Dann fordert er Agamemnon auf, morgen selbst die Völker zum Kampfe zu führen. Hier entfällt ihm kein selbstbewußtes Wort, sondern er ordnet sich ganz dem Feldherrn unter. Daß er von sich selbst schweigt, kündet aber, beredter als Worte tun würden, den Gedanken, daß **er** der Achilleus des Heeres sein will, wie Carl Robert mit vollem Rechte hervorgehoben hat. Der Dichter der Ilias hat ihn mit gutem Bedacht an den Anfang und das Ende der Gesandtschaft gestellt. Seine letzten Worte verkünden die große Schlacht des 11. Buches. V. 696—713.

Ilias X.

Der eigentliche Inhalt des Buches, die nächtliche Expedition des Diomedes und Odysseus, hat zur Voraussetzung nur den troischen Krieg im allgemeinen. Daß der Überfall des Rhesos, wie Bethe ziemlich überzeugend dartut, ursprünglich auf thrakischem Boden spielte, kann hier nur angemerkt werden. Die Geschichte ist doch wohl schon vor ihrer Einfügung in die Ilias mit dem troischen Kriege verknüpft worden. Die Einleitung und damit die Verbindung des Buches mit dem vorhergehenden gehört der Tätigkeit des Dichters an, der auch die Gesandtschaft eingearbeitet hat, und ist breit und behaglich dargestellt.

Der Übergang ist derselbe wie vom 1. zum 2. Buche. Die Helden sind zur Ruhe gegangen und schlafen die ganze Nacht, nur Agamemnon nicht. Seine ununterbrochenen Seufzer werden veranschaulicht durch das Gleichnis von den dichten Schauern des Regens, Schnees oder Hagels, der dem Blitze des Zeus folge. Wenn er den Blitz oft auch den verschlingenden Kampf voraussagen läßt, so deutet er damit an, was der König am meisten fürchtet, und mit Grund. Er hört aus dem Biwak der Troer den Schall der Flöten und Pfeifen und das Getöse der Männer. Blickt er aber auf das Lager der Achäer, so rauft er sich das Haar und betet still zu Zeus. Endlich beschließt er Nestor aufzusuchen, ob ihm der einen rettenden Rat geben könne, zieht Chiton und Sandalen an und wirft sich als Mantel das Löwenfell um, mit dem er sich zum Schlafen zugedeckt hatte. V. 1—24.

Auch den Menelaos bedrängt Furcht für die Achäer, die doch seinetwegen zum Kriege ausgezogen sind. Er hüllt sich in seine Decke von Pantherfell, setzt den Helm auf und ergreift den Speer. Er trifft Agamemnon, der sich eben rüstet, und fragt ihn, ob er beabsichtige, jemand zum Spähergang gegen die Troer zu veranlassen, zweifelt aber, ob jemand dazu den Mut haben werde. Auf den Gedanken des Menelaos, der auf die eigent-

liche Begebenheit des Buches hinzielt, geht Agamemnons Antwort nicht ein. Er spricht nur von der Notwendigkeit eines Planes, der die Achäer retten könnte, und ergeht sich in der Betrachtung ihrer traurigen Lage. Von seiner Schuld daran redet er nicht, sondern schreibt das ganze Unheil einer Willensäußerung des Zeus zu, der seinen Sinn den Opfern Hektors zugewandt habe. Noch nie hat er solche Taten gesehen oder von ihnen gehört, wie sie Hektor aus eigener Kraft vollbrachte, ohne ein Göttersohn zu sein. Nun soll Menelaos den Aias und Idomeneus rufen, er selbst will zu Nestor gehen und ihn bitten, zu den Wachen zu kommen. Deren Schar wird heilig genannt, wie 24, 681 die Torwächter, weil sie mit einem Amte betraut sind. Was Nestor dort tun soll, wird nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur im allgemeinen angedeutet, der Alte mit seiner Autorität solle Weisungen geben.

Menelaos wünscht genauere Instruktion. Soll er bei Aias und Idomeneus bleiben, bis Agamemnon selbst kommt, oder, nachdem er diesen Bericht gemacht, wieder zu Agamemnon eilen? Der König weist ihn an, dort zu bleiben, damit sie einander nicht verfehlten, weil der Lagergassen viele seien. Sodann legt er ihm ans Herz, alle, die er aufbiete, nach ihrem Range zu behandeln und sich nicht hochfahrend zu benehmen. Sie müßten sich auch selbst bemühen, denn diese Not habe ihnen wohl Zeus bei der Geburt auferlegt. V. 25—71.

Es ist auffallend, wie viel Mühe die Erklärung sich hat geben müssen, um den Gang einer scheinbar höchst einfachen Geschichte klar zu machen. Es ist eben nicht so einfach. Was da steht, heißt doch ausdrücklich, Menelaos sollte bei Idomeneus und Aias auf Agamemnon warten und auf dem Wege dorthin möglichst viel Volk aufbieten und sie ermuntern, wach zu bleiben. Agamemnon geht aber nicht hin, und wenn endlich alle Helden am Graben eingetroffen sind, finden wir wohl Menelaos und Aias unter ihnen, Idomeneus aber nicht. Das ist sehr eigentümlich, besonders nachdem es Nestor V. 112 noch einmal als wichtig bezeichnet hat, den Idomeneus herbeizurufen.

Agamemnon hat sich erhoben, mit Nestor einen Rat zu pflegen, wie sie die Achäer retteten. In der Weisung an Menelaos hören wir die Besorgnis durchklingen, die Fürsten könnten gegen den Atriden widerspenstig gesinnt sein. Zu dem Worte, Nestor könnte den Wächtern mit seiner Autorität den besten Rat geben, harmoniert es schwerlich, daß ein Aufgebot aller Fürsten stattfinden soll. Denn wozu bedarf es eines so gewaltigen Apparates, wenn dabei nichts weiter herauskommt, als daß zwei Helden auf Kundschaft ausgesandt werden? Und wenn dann noch irgendein Resultat des Spähergangs herausschaute! Von Hektors Plänen erfahren Diomedes und Odysseus durch Dolon gar nichts, und das wenige, was er ihnen von der Anordnung der troischen Streitkräfte zu berichten weiß, teilen sie nachher Agamemnon gar nicht mit. Es sieht nach V. 541 allerdings so aus, als ob ihre Rückkehr von den Fürsten erwartet würde, aber das ist auch alles.

Aus alledem scheint mir klar hervorzugehen, daß das dem Dichter vorliegende Gedicht der Dolonie einen solchen Auftrag gar nicht enthielt, sondern ganz allgemein einen kühnen Streif- und Beutezug besang, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Troer in der Ebene lagerten. Dem Dichter der Dolonie war im übrigen fast ausschließlich an den in der Ebene lagernden Bundesgenossen gelegen. Dagegen knüpfte der Dichter der Ilias an die von ihm selbst geschaffene Situation vom Ende des 8. Buches an. Es erschien aber notwendig, die nächtliche Expedition zu begründen, und zu diesem Zwecke ließ er die Helden am Graben sich versammeln. Das Mißverhältnis in dem großen Aufwand von Mitteln und dem dürftigen Resultat rührt meiner Meinung nach daher, daß er noch ein anderes episches Stück benutzte, das von einem großen nächtlichen Aufgebot erzählte, ohne daß er davon weitern Gebrauch gemacht hätte. Er brachte die aufgebotenen Helden, nicht einmal alle, zum Graben, um die Expedition von hier ausgehen zu lassen.

Die dem allgemeinen Aufgebot entsprechenden Züge sind in die spezielle Aufgabe, die der Dichter sich stellt, gut verarbeitet. Das Wecken der Helden geht mit allerlei Abwechslung vor sich. Der alte tapfere Nestor, der außerhalb seines Zeltes schläft, von seinen Waffen umgeben, ist mürrisch, zu nachtschlafender Zeit gestört zu werden, und fordert, daß der Ankommende Laut gebe. In beredtesten Worten setzt ihm Agamemnon die Bedrängnis seines Herzens auseinander und bittet ihn mitzukommen, um sich zu überzeugen, ob die Wächter bei der gefahrdrohenden Nähe der Feinde ihre Pflicht täten. Nestor beginnt mit dem Trostworte, Zeus werde Hektor gewiß nicht alle Wünsche erfüllen, ja dieser werde noch mit schwerer Not zu kämpfen haben, wenn Achilleus einmal von seinem Zorne ablassen wollte. Der Hinweis auf den endlichen Umschlag des Glückes ist, im Gegensatze zu Agamemnons Verzweiflung, sehr wohl angebracht.

Nestor schlägt vor, sie wollten Diomedes, Odysseus, den Lokrer Aias und Meges wecken, die andern sollten den großen Aias und Idomeneus über sich nehmen, deren Schiffe weit ablägen. Er denkt daran, das wäre eine Aufgabe für Menelaos und nimmt sich vor, diesen zu schelten, daß er schlafen könne, während er sich doch gerade jetzt besonders anstrengen sollte. Agamemnon verteidigt seinen Bruder. Der sei ja wohl manchmal zu tadeln, denn er sei zuweilen lässig, aber nicht aus Unlust und Mangel an Entschluß, sondern weil er Agamemnons Anregung gewärtige. Gerade jetzt verdiene er den Vorwurf gar nicht, da er schon lange wach sei, Aias und Idomeneus zu holen. Sie würden sie vor den Toren bei den Wächtern finden. Dort habe er ihnen Weisung gegeben, sich zu versammeln. Man sieht, wie geschickt der Dichter die notwendige Situation herzustellen verstanden hat. V. 72—127.

Nestor nimmt seinen Vorwurf zurück, zieht sich an, aber nicht zum Kampfe, obwohl er den Speer mitnimmt, und dann gehen sie zu Odysseus. Auf dessen unwillige Frage, was sie wollten, bittet ihn Nestor, nicht böse zu sein, da die Not dränge, und mitzukommen. Er steht auf und hängt sich

den Schild um. Diomedes und die Seinen schlafen im Freien, sie mit den Schilden unter dem Kopf, er auf einem Ochsenfell, unter dem Haupt einen glänzenden Teppich. Offenbar ist auch er mit der Löwenhaut zugedeckt, die er sich nachher umwirft. Kurz angebunden stößt ihn Nestor mit dem Fuß und schilt ihn, daß er bei der Nähe der Feinde die ganze Nacht schlafen könne. Diomedes fährt hastig auf. Schelten darf er den berühmten Greis für den Fußstoß nicht, so verbirgt er den Ärger hinter einem mit Bewunderung gemischten Tadel, daß Nestor beständig auf den Beinen sei, während es doch genug jüngere Leute gäbe, die Fürsten zu wecken. Sehr gemütlich erwidert Nestor, er habe ganz Recht, aber jetzt sei eben große Not, Leben und Tod stehe für die Achäer auf der Schneide des Schermessers. Wenn er ihm so leid tue, möge er gehen und den Lokrer Aias und Meges wecken, denn er sei ja wirklich jünger als er. Diomedes folgt der Aufforderung, und damit ist die anmutig belebte Erzählung vom Wecken der Helden abgeschlossen. V. 128—179.

Sie kommen zu den 9, 80 ausgestellten Wachen, von denen sie mehrfach gesprochen hatten. Deren Wachsamkeit und Aufregung wird in einem prächtigen Gleichnis mit der von Hunden und Hirten verglichen, die in der Nacht den Löwen durch den Bergwald kommen hören. Die Fürsten gehen zur Beratung über den Graben, auf einen von Leichen freien Platz, wo Hektor bei Einbruch der Nacht umgekehrt war. Sie nehmen Thrasymedes und Meriones, die wichtigsten Führer der Wächter, mit. Nestor ergreift das Wort und fragt, ob wohl einer den Mut hätte, nach den im Felde gelagerten Troern zu gehen, um einen der zu äußerst stehenden Feinde zu fangen oder sonst bei den Troern etwas über deren Absichten zu erfahren. Dem, der dies wagen würde, verheißt er großen Ruhm und ein herrliches Geschenk. Was er ihm aber nach unserem Text verspricht, ist geradezu lächerlich. Die Stelle erweist sich als törichte Interpolation schon dadurch, daß der einleitende Vers 214 die ungeschickte Änderung eines Verses der Odyssee ist. V. 180—217.

Im Folgenden hat der Dichter in sehr feiner Weise die Vorbereitungen zum Zweikampf zwischen Aias und Hektor variiert. Hier folgt der Rede Nestors kein langes Schweigen, sondern sogleich erhebt sich Diomedes, der jedoch zu größerem Schutz, und weil zwei besser beraten wären, einen Gefährten wünscht. Viele sind bereit, ihn zu begleiten, darunter auch Menelaos, dieser aber nicht, wie im 7. Buche, vor allen andern. Wie dort, sucht auch hier Agamemnon den Bruder von dem Abenteuer fernzuhalten, aber diesmal nicht dadurch, daß er ihn direkt abmahnt. Er überläßt vielmehr die Wahl des Gefährten dem Diomedes, und den fordert er mit durchsichtiger Motivierung auf, den Tapfersten zu wählen und nicht aus Respekt vor dem vornehmen Geschlecht einen weniger Tüchtigen mitzunehmen, auch wenn dieser von höherem Adel sein sollte. Da nun Diomedes die Wahl anheimgestellt ist, entscheidet er sich mit großer Wärme für Odysseus, den Klugen, den Liebling der Athene. Mit ihm im Bunde würde er sich auch dem Feuer zu entrinnen getrauen. Odysseus wehrt dem Lobe, wie

er auch dem Tadel tun würde; denn, meint er, den Achäern sage Diomedes nichts Neues. Den Hörern mochte es eher neu sein, denn Odysseus ist sonst in der Ilias nicht stark hervorgetreten; aber den Dichter leitet an dieser Stelle des Odysseus glänzende Rolle bei der Gesandtschaft, dazu wohl auch die Kenntnis außerhalb der Ilias liegender Sagenformen. V. 218—253.

Diomedes und Odysseus werden sorgfältig gerüstet. Jener hatte Schwert und Schild im Lager gelassen, nun gibt ihm Thrasymedes beides, dazu einen bügel- und buschlosen Helm. Odysseus hatte nur den Schild mitgenommen; so gibt ihm Meriones Bogen, Köcher und Schwert, außerdem jene merkwürdige Kappe, die im Innern durch Riemen, auswendig mit Filz gefestigt ist, und auf der übereinander Reihen von Schweinezähnen angebracht sind, jede in der der andern entgegengesetzten Richtung. Helbig macht darauf aufmerksam, daß sich die beiden Kopfbedeckungen, da sie nicht von weitem auffielen, für einen Spähergang sehr gut eigneten, und zugleich, daß der Dichter darauf ausgehe, seinem Liede durch die Schilderung ungewöhnlicher Rüstungsstücke einen besondern Reiz zu verleihen. Das tut er auch durch die Geschichte der Kappe. Autolykos, das Urbild der Gauner, der hier mit Odysseus noch nicht genealogisch verbunden erscheint, hatte sie dem Boioter Amyntor gestohlen, indem er durch ein in die Lehmmauer gebohrtes Loch in dessen Haus drang, und dann war sie von Hand zu Hand gewandert, bis sie an Meriones kam. V. 254—271.

Vom Augenblick des Aufbruches der Helden an steht ihr Unternehmen unter der Leitung der Athene. Sie schickt einen Reiher, dessen von rechts her tönender Ruf sie mit Freude erfüllt. Odysseus ruft die Göttin bei dem bewährten Schutze, den sie ihm immer verliehen, um rühmlichen Erfolg und sichere Rückkehr an, Diomedes unter einem Gelübde bei der Hilfe, die sie seinem Vater Tydeus geleistet. Dann schreiten sie durch das von den furchtbaren Spuren der vergangenen Schlacht erfüllte Feld. V. 272—298.

Die Erzählung geht auf die Troer über. Auch Hektor läßt die Seinen nicht schlafen, sondern beruft die Führer zum Rat und verheißt dem, der Lage und Pläne der Achäer auszukundschaften den Mut hätte, das herrlichste Gespann des Griechenlagers. Aus seinen Worten tönt noch dieselbe Siegeszuversicht, die ihn zu Beginn der Nacht beherrscht hatte, vor allem der Gedanke, die Achäer könnten auf Abfahrt sinnen. Nach längerem Schweigen tritt Dolon hervor, in gleich nachdrücklicher Weise eingeführt wie Dares im Beginn des 5. Buches. Er ist der Sohn eines Herolds, ein reicher Herr, häßlich von Ansehen, aber ein hurtiger Läufer; der einzige Bruder von fünf Schwestern. Ob mit der letzten Angabe etwas Besonderes gesagt sein soll, oder ob dem Dichter eine Überlieferung vorlag, wird nicht auszumachen sein. Was er verheißt und fordert, ist gleich großartig. Bis zum Schiff Agamemnons will er vordringen und dort die Pläne der Achäer erkunden, die sie im Rate äußern. Dafür soll ihm Hektor die Rosse des Achilleus versprechen. Ohne Zögern schwört ihm das Hektor mit erhobenem Zepter. War Dolons Verlangen über-

raschend; so fühlen wir bei Hektors Eid eine ungemessene Steigerung der Siegeszuversicht. Der Dichter freilich macht die trockene Bemerkung, sein Schwur sei ein Meineid gewesen, da er eben durch den Ausgang Lügen gestraft wurde. Nach Art homerischer Erzählung läßt er uns das Ende voraussehen. V. 299—331.

Auch Dolon setzt sich einen merkwürdigen Helm auf, eine Kappe aus Wieselfell, nimmt den Bogen und hüllt sich in ein Wolfsfell, das, wie Usener wahrscheinlich gemacht hat, mythischen Ursprungs zu sein scheint. Den Herannahenden hören die beiden Achäer, und Odysseus ist im Zweifel, ob es ein Späher oder eine Hyäne des Schlachtfeldes sei. Er rät, ihn vorbeigehen zu lassen und dann zu ergreifen oder den Schiffen zuzudrängen. Jedenfalls soll er die Stadt nicht wieder erreichen. Zwischen den Leichen zur Seite des Weges gekauert, lassen sie ihn so weit vorbeigehen, als ein von Maultieren an einem Tage zu beackerndes Feld breit ist, wie Ridgeway die Stelle erklärt. Dann rennen sie ihm nach. Dolon meint zuerst, es seien Abgesandte Hektors, die ihn zurückrufen sollten. Wie er den Irrtum erkennt, läuft er davon, von ihnen verfolgt wie ein Rehkalb oder ein Hase von Hunden mit schrecklichen Zähnen. Bald wäre er bei den Wachen am Graben angelangt, da kräftigt Athene den Diomedes, damit kein anderer ihm den Ruhm vorwegnähme. Er heißt ihn stehen und wirft den Speer nach ihm, ohne treffen zu wollen, und Dolon bleibt zähneklappernd stehen und bittet, unter Darbietung reichen Lösegeldes, ihn gefangen zu nehmen. Odysseus versichert ihn des Lebens, verlangt aber zu wissen, ob er sich im Auftrage Hektors oder aus eigenem Antrieb nächtlicherweile in der Ebene herumtreibe. Mit schlotternden Knien macht Dolon Hektor verantwortlich, der ihn mit Trug verführt habe, und berichtet von seinem Auftrag wie dem verheißenen Lohn. Odysseus muß lächeln, daß er die Rosse des Achilleus begehre, die für jeden andern als ihren Herrn schwierig zu meistern seien, und fragt nach den Verhältnissen der kampierenden Troer, besonders nach den Wachen und Lagerplätzen. Gesonderte Wachen, erwidert Dolon, seien nicht ausgestellt, dagegen ständen bei den Feuerstellen Leute, die wach blieben und sich gegenseitig zur Aufmerksamkeit mahnten. Die Bundesgenossen, die nicht für Weib und Kind zu kämpfen hätten, überließen die Wache den Troern.

Auf des Odysseus Frage, ob die Bundesgenossen unter den Troern oder gesondert kampierten, erklärt Dolon, deren meiste Lagerplätze lägen nach dem Meere hin. Einige der von ihm genannten Völker, wie die Karer und Pelasger, kommen sonst in der Ilias nicht vor, andere sehr vereinzelt. Der Dichter hat eine große Menge verbündeter Stämme aufgeführt, um ihnen gegenüber die erst neulich angekommenen Thraker des Rhesos stark hervortreten zu lassen. Auf diese, die weit abseits von den andern lagern, weist Dolon die beiden Helden. Es wird da etwas ein-eingeführt, das mit den Verhältnissen des 8. Buches in gar keinem Zusammenhang mehr steht und stärker als die Geschichte von Dolon auf ein ursprüngliches Einzelgedicht hinweist. V. 332—432.

Des Odysseus Frage nach den Bundesgenossen gibt Dolon den Gedanken ein, die offenbar Beutegierigen von sich abzulenken. Darum preist er die herrlichen Rosse des Rhesos und dessen kostbaren Waffenschmuck in den erhabensten Tönen. Schließlich bittet er, ihn ins Lager zu bringen oder an Ort und Stelle gebunden zurückzulassen, bis sie wiederkehrten und erfahren hätten, ob er richtig berichtet habe. Aber er hat sich verrechnet. Diomedes will ihm keine Gelegenheit mehr geben, als Späher oder Kämpfer den Achäern zu schaden, und haut ihn nieder, wie er eben noch schutzflehend die Hand nach ihm ausstreckt. Seine Ausrüstung weiht Odysseus der Athene unter Gebet und hängt sie an einer Tamariske auf. Durch einen Haufen von Rohr und Zweigen macht er die Stelle kenntlich, um sie bei der Rückkehr wieder zu finden.

Die stoischen Interpreten haben es echt hellenisch gefunden, daß nicht Odysseus, der freundlich zu Dolon gesprochen, ihn tötete, und die Ermordung des Schutzflehenden als durch die Worte des Diomedes vollkommen begründet erachtet. Wie hohl die Apologie ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. V. 433—468.

Bald gelangen die beiden in das Lager der ermüdet schlafenden Thraker und erkennen in ihrer Mitte den König Rhesos. Von Athene ermutigt, mordet Diomedes zwölf von den Schlafenden, wie wenn ein Löwe über eine unbewachte Herde von Schafen oder Ziegen herfällt. Jeden Getöteten zieht Odysseus am Fuß beiseite, um für die Pferde Raum zu schaffen und zu verhüten, daß diese, die das noch nicht gewohnt waren, auf die Toten zu treten scheuten. Jetzt nähert sich Diomedes dem Rhesos, der in bösem Traume schwer atmet, und tötet ihn. Ein törichter Zusatz zu der Stelle V. 497 erklärt, Diomedes sei der Traum gewesen. Odysseus löst des Königs Pferde von den Strängen, koppelt sie zusammen, führt sie aus der Menge der Schlafenden und treibt sie mit seinem Bogen an, da er nicht daran gedacht hatte, von einem Wagen eine Peitsche zu nehmen. Dann pfeift er, um Diomedes zum Mitgehen zu bewegen, den noch nach weitern Taten gelüstet. Athene aber mahnt ihn zu gehen, damit er nicht vor den aufgeweckten Troern weichen müsse. Er schwingt sich auf ein Pferd, auf einem andern sitzt offenbar schon Odysseus, und sie sprengen dem Achäerlager zu. V. 469—514.

Wie Apollon Athene dem Diomedes helfen sieht, weckt er des Rhesos Vetter Hippokoon, der entsetzt die Verheerung erkennt. Auf sein Jammern bricht im Troerlager großer Tumult aus. Diomedes und Odysseus nehmen auf ihrem Wege die Ausrüstung Dolons mit. Das Heransprengen der Rosse hört zuerst Nestor, dessen zagenden Gedanken die Ankunft der beiden ein rasches Ende macht. Sein erstes Wort ist die Frage, wie sie die Pferde gewonnen hätten, die er mit lauten Worten preist, und die, wie er meint, nur ein Gott ihnen geschenkt haben könne. Ganz kurz berichtet Odysseus von dem Abenteuer im Lager der Thraker und der Begegnung mit Dolon. Die Rosse stellen sie zu denen des Diomedes, Dolons Ausrüstung bringt Odysseus auf sein Schiff, um sie nachher der Athene

zu weihen. Darauf baden sie sich erst im Meere, dann in Wannen mit warmem Wasser, setzen sich zum Mahl und spenden der hilfereichen Athene. V. 514—579.

Wie bereits bemerkt, verlautet von dem Auftrag, den Agamemnon gegeben, nichts mehr, ebensowenig von der Auskunft, die ihnen Dolon erteilte. Der Dichter ließ die Voraussetzungen, durch die er das Einzelgedicht von Dolon mit dem 8. Buche verknüpft hatte, auf sich beruhen und verfolgte sie nicht weiter, zumal eine Verbindung mit dem folgenden Buche herstellen zu wollen keinen Sinn gehabt hätte.

Ilias XI.

Vor uns liegt das prachtvollste und klarste der homerischen Schlachtenbilder. Aber merkwürdig: es enthält, mit einer zu erörternden Ausnahme, nicht die leiseste Hindeutung auf die bisher erzählten Ereignisse. Zeus ist auch in diesem Buche der Lenker der Geschicke, aber mit keinem Wort ist darauf hingewiesen, daß er Hektor den Erfolg verleihe, um sein der Thetis gegebenes Versprechen zu erfüllen und Achilleus Genugtuung zu verschaffen. Und doch lehrt die uns vorliegende Fassung der Patroklie, daß in der frühesten Komposition der Ilias die Aussendung des Patroklos, besser gesagt die Sinnesänderung des Achilleus, mit der Niederlage des 11. Buches motiviert wurde. Diese hat also der Dichter als eine Folge des Zornes des Achilleus betrachtet wissen wollen.

Nur kann sie als solche nicht gedichtet sein. Nie würde ein Dichter es sich versagt haben, den Zusammenhang der Niederlage mit dem Streite der Helden hervorzuheben, wenn er einen solchen von vornherein im Auge gehabt hätte. Das führt darauf, daß ihm ein episches Gedicht vorlag, das älter war als der Zorn des Achilleus. Ich bekenne mich immer noch zu dem Gedanken von Eduard Meyer, die historische Grundlage des troischen Krieges sei der Heerzug eines Königs von Mykene gegen Troja. Weil nun Trojas Eroberung erst spät an die Sage antrat, vermute ich ferner, jener Heerzug habe unglücklich, mit dem Rückzug der Mykenier geendet. Auf der Grundlage dieses Geschehnisses war, so scheint mir, das epische Gedicht aufgebaut, das Homer zum Fundament des 11. Buches machte.

Ein solches Gedicht kann den großen Aias enthalten haben, der, darin hat Bethe gewiß Recht, zu den ältesten Figuren der troischen Sage gehört. Nie und nimmer aber kann Diomedes darin eine Rolle gespielt haben, von dem ich wahrscheinlich gemacht habe, daß er überhaupt erst durch den Dichter der Ilias in den troischen Kreis eingeführt worden ist. Dasselbe dürfte mit Odysseus der Fall sein. Menelaos spielt im 11. Buch eine so untergeordnete Rolle, daß man annehmen muß, seine Nennung sei dem Bestreben des Dichters zu verdanken, die achäische Heldengesellschaft möglichst vollständig vorzuführen. Wenn nun der Dichter der Ilias außer Agamemnon und Aias alle Helden selbst dem Gedicht einverleibt hat, so ge-

hört ihm auch der Aufbau des Buches, der, worauf Wilamowitz schön aufmerksam gemacht hat, die ganze Strenge des geometrischen Stiles zeigt. Natürlich war er dabei durch die Vorlage unterstützt, welche die entscheidenden Momente bereits enthielt: siegreiches Vordringen Agamemnons, Verwundung des Königs, Zurückwerfen der Achäer durch Hektor. Stil und Verwendung des Gleichnisses ist kaum irgendwo so schön zu erkennen wie in unserem Buche. Es zeigt einen so mächtig einheitlichen Guß, daß die Züge der Vorlage oder die Neuerungen nur hie und da wahrnehmbar sind. Das alte epische Gedicht hat auch hier einer gewaltigen Neuschöpfung Platz gemacht.

Wenn nun der Dichter den Zorn des Achilleus so gänzlich außer acht gelassen hat, so fordert das, dünkt mich, unausweichlich die Erklärung, daß das 11. Buch, so wie es vorliegt, vom Dichter der Ilias vor allen andern Stücken geschaffen worden ist. Nachher ließ er es so, wie es ausgearbeitet war, ohne noch daran zu rühren. Genau so hat er in der der Patroklie einmal gegebenen Fassung den Anschluß an das 11. Buch nicht mehr abgeändert und die später in die Ilias eingefügten Bücher 12—15 nicht berücksichtigt. Das Gedicht vom Zorn dichtete er nach dem 11. Buch und vollzog dessen Verknüpfung mit der Niederlage der Achäer erst im Beginn der Patroklie, wo sie dann wirklich als eine göttliche Genugtuung für Achilleus erscheint.

Eos erhebt sich von der Seite des hehren Tithonos, Göttern und Menschen Licht zu bringen. Zeus aber entsendet Eris zu den Schiffen der Achäer, mit einem Wahrzeichen des Kampfes in den Händen. Otto Waser hat darunter eine Fackel verstanden. Sie tritt auf das Schiff des Odysseus, von dem aus ihr mächtiger Ruf zu den am weitesten entfernten Schiffen drang, denen des Aias und Achilleus. Die beiden Helden hatten im Vertrauen auf ihre Tapferkeit und Kraft die gefährlichsten Punkte für ihre Schiffe gewählt. Da Achilleus der Vorlage fremd gewesen sein muß, so ist er hier vom Dichter um der vollständigen Abrundung willen aufgeführt. Der Eris lauter Ruf erweckt bei den Achäern beherzteste Kampfeslust. V. 1—12.

So ist in mächtigem Zuge die große Schlacht eingeleitet, und jetzt verweilt der Dichter ausholend auf der Rüstung Agamemnons, deren Schilderung eine weitere Vorbereitung zur Schlacht zum Zwecke hat, ganz wie die Geschichte des Bogens des Pandaros oder in der Odyssee die des Bogens des Odysseus. Der prachtvolle Panzer und der Schildriemen mit den Schlangen und der Verwendung des Glasflusses weisen auf die kyprische Kunst des 8. Jahrhunderts, und der Panzer ist denn auch ein Geschenk des Kinyres von Kypros, zu dem die Kunde von dem großen Heerzuge gedrungen war. Die blauen Schlangen auf dem Panzer stehen hintereinander, ganz so, wie ein Regenbogen über dem andern steht. Daß auf jeder Seite drei Schlangen sind, hat für das Gleichnis vom Regenbogen nichts zu bedeuten, ebensowenig ihre blaue Farbe. In der Mitte des Schildes

blickte schrecklich das Haupt der Gorgo, anders als auf der Aigis 5, 741, wo nur von einem schrecklichen Haupte die Rede war. Dagegen gleichen sich beide Schilderungen in den angebrachten Personifikationen. Auf der Aigis sah man die Zwietracht, die Wehrhaftigkeit, das Schlachtgeschrei, auf dem Schilde Agamemnons Furcht und Schrecken, die sonst auch Söhne des Ares heißen. So sind auch auf dem Achilleusschilde Zwietracht, Schlachtlärm und die Ker in blutigem Gewande gebildet 18, 535. Im Glanze seiner Waffen zieht der König aus. Das Erz seiner Speere funkelt bis zum Himmel, Here und Athene ehren den König von Mykene durch mächtigen Donner. V. 15—46.

Eine Mauer erwähnt das Buch nicht, wohl aber einen Graben. Auf dessen innerer Seite machen, wie Albracht ausführt, die Wagenlenker Halt, weil die Herren den Graben zu Fuß überschreiten wollen. Drüben angekommen stellen sie dann ihre lärmenden Massen in Ordnung, und ein wenig später rücken ihnen auch die Wagenlenker nach. Zeus erregt böses Schlachtgetümmel und läßt blutigen Tau vom Himmel fallen, weil er viele kraftvolle Häupter zum Hades zu senden gedenkt. V. 47—55.

Neben Agamemnon wird kein einziger Achäerfürst genannt. Darin hat sich unser Dichter der Vorlage anbequemt, die auf achäischer Seite außer Aias nur den König von Mykene kannte. Von den Troern dagegen, die sich gegenüber auf einer Welle der Ebene rüsten, zählt er sechs Führer auf, und als Gleichgewicht zu der glanzvollen Rüstung Agamemnons formt er das Gleichnis für das Walten Hektors. Er erscheint in seinen glänzenden Waffen gebietend bald in den vordersten, bald in den letzten Reihen, wie der Sirius bald aus Wolken aufleuchtet, bald sich wieder hinter ihnen birgt.

Die Einleitung wird durch ein Gleichnis abgeschlossen, das zugleich zur Schlacht überleitet. Wie Schnitter, die, zu beiden Seiten des Feldes beginnend, aufeinander losrücken, zahlreich fallen die Ährenbüschel, so stürmen Achäer und Troer mordend aufeinander ein. Die Schlacht steht im Gleichgewicht, gleich Wölfen rasen sie. Eris freut sich des grausen Anblicks, denn sie allein von den Göttern war bei dem Kampfe zugegen. V. 56—74.

Die folgenden Verse werden seit dem Altertum als unecht erklärt. In der Tat ist, was vom Verhalten und der Stimmung der Götter gegen Zeus gesagt wird, so schief und ungenau, daß es dem Dichter nicht zuzutrauen ist. Sie setzen übrigens das Verbot des Zeus im 8. Buche voraus und könnten daher von dem Dichter erst sehr nachträglich zugesetzt sein. Der, der sie einschob, vermißte den Gegensatz zu Eris, die allein zur Stelle war, und trug das Verhalten der andern Götter nach. Die Kritiker haben aber zu tief geschnitten, wenn sie auch V. 73 mit der Erwähnung der Eris verwarfen. Denn diese bildet den notwendigen Abschluß der Exposition. V. 75—83.

Es beginnt die Aristie Agamemnons, die bis zur Verwundung des Königs reicht. Eine ganz kurze allgemeine Bemerkung über die Schlacht

geht vorher: den ganzen Vormittag errang keine der Parteien die Oberhand. Die Wendung zum Vorteil der Achäer bezeichnet eine nach Art eines Gleichnisses gebaute Zeitbestimmung. Es war die Stunde, wo sich der ermüdete Holzhauer in den Bergen sein Mittagsmahl rüstet und der Erholung freudig entgegensieht. Um diese Stunde durchbrechen die Achäer die troischen Reihen. Es ist bereits eine Flucht, denn die troischen Paare, die Agamemnon erlegt, sind schon sämtlich zu Wagen, während der König zu Fuß vordringt. Seine Erfolge veranschaulicht die Erlegung von drei Feindespaaren, mit beständiger Steigerung der Kunstmittel.

Vom ersten Paare, Bienor und Oileus, werden Kampf und Fall ziemlich eingehend erzählt, weitere Mittel aber nicht verwendet. Mehr Interesse erregen schon die Priamossöhne Isos und Antiphos, da Agamemnon sie bereits kennt. Sie hatte nämlich einst Achilleus auf dem Ida gefangen, ins Lager gebracht und gegen Lösegeld freigegeben. Eine weitere Steigerung bringt das ausgeführte Gleichnis von der Hilflosigkeit des Isos und Antiphos, die von den Troern so wenig Hilfe bekommen, wie die in die Gewalt des Löwen gefallenen Hirschkälber von der entsetzt fliehenden Hinde. V. 84—121.

Die Einführung des Achilleus ist für die Komposition des Buches höchst charakteristisch. In der Vorlage fehlte er natürlich, aber der Dichter, der hier die ganze Heldenschaft aufführen wollte, mochte ihn nicht missen und führte deshalb einen Raubzug ein, der ihm ermöglichte den Peliden zu nennen.

Den Gipfel des Interesses erreicht das Schicksal des dritten Feindespaares, weil es mit dem Kriege selbst in Verbindung gebracht ist. Peisandros und Hippolochos sind die Söhne des Antimachos, der einst, von Alexandros bestochen, beantragt hatte Menelaos zu töten, als dieser mit Odysseus als Gesandter gekommen war, um Helene zurückzufordern. Höchst eindrucksvoll ist es, wie die beiden das Verderben selbst auf sich herabziehen. Sie glauben, den König durch das Angebot reichen Lösegeldes erweichen zu können; aber wie er den Namen ihres Vaters hört, betrachtet er ihre grausame Tötung als Buße für den Frevel des Vaters. V. 122 bis 147.

Einen Moment tritt die allgemeine Schlachtschilderung ein, die heftige Verfolgung der Troer durch die Achäer, aber nur, um die Aufmerksamkeit gleich wieder auf Agamemnon zurückzulenken. Sein wütendes Vordringen wird durch das Gleichnis von dem verheerenden Waldbrande zusammengefaßt, und die ihrer Führer beraubten, von den Rossen leer durch die Ebene rasselnd gezogenen Wagen sind die Zeichen seiner Erfolge. Damit schließt der erste Teil der Aristie. Daß ein Abschnitt beabsichtigt ist, erhellt aus dem Gleichnis und dem rückschauenden Überblick über die Opfer des Königs. V. 148—162.

Es folgt die wilde Flucht der Troer, markiert durch die Örtlichkeiten der Ebene. Unter den Achäern tritt Agamemnon allein hervor. Ein Teil der Troer gewinnt die schützende Mauer und macht dort Halt, wäh-

rend die andern noch durch die Ebene gescheucht werden. In Einzelheiten verliert sich der Dichter nicht, sondern schließt auch diesen Teil höchst wirksam durch ein Gleichnis ab. Agamemnon scheucht die Troer, wie ein Löwe einer Rinderherde tut; und wie immer ein Stück von dieser dem Raubtier zur Beute fällt, so dem Atriden immer der letzte der Fliehenden. Durch das Gleichnis wird mit hoher Kunst das Bild einer langen Verfolgung hervorgebracht. V. 165—180.

Schon droht der Atride unter Trojas Mauer zu erscheinen, da setzt sich Zeus auf den Ida und sendet Iris zu Hektor. Solange er Agamemnon wüten sehe, sollte er sich zurückhalten und die andern zum Kampfe anfeuern. Wenn aber der Atride sich verwundet zurückziehe, würde er ihm Kraft verleihen, die Achäer zu töten, bis er die Schiffe erreiche und das Dunkel heraufsteige. Iris übermittelt den Auftrag, Hektor bringt die Troer zum Stehen, und die Schlacht beginnt von neuem. V. 181—217.

Die Stelle ist besonders darum merkwürdig, weil die Voraussage des Zeus nicht in Erfüllung geht, weder in unserem Buche noch überhaupt in der Ilias. Sie stellt eine gänzliche Niederlage der Achäer in Aussicht, und deshalb kann ich mir kaum anders denken, als daß nach der Vorlage die Achäer unter dem Schutze der Nacht abfahren konnten. Sodann ist wohl gegen Roberts Vermutung, daß in der Vorlage Hektor selbst den Agamemnon verwundet habe, nicht viel einzuwenden. Warum der Dichter das änderte, wird schwer auszumachen sein. Er überträgt den Ruhm, den Atriden zu verwunden, auf Antenors Sohn Koon. Das ist der Grund, warum er Hektor durch die Iris befehlen ließ, den Kampf mit Agamemnon zu meiden.

Diesen letzten Teil der Aristie, den Kampf mit den Söhnen Antenors, leitet eine Anrufung der Musen feierlich ein, und dann gewinnt der Dichter unsere ganze Teilnahme für Iphidamas, durch das Bild seiner glücklichen Jugend und seines jähen Verhängnisses. Eindringlich und warm beklagt er das herbe Geschick des Jungvermählten, der sich seines Glückes nicht freuen konnte, sondern im Kampfe für seine Mitbürger fiel. Sein Bruder Koon will ihn rächen. Von der Seite her, wo Agamemnon ihn nicht bemerkt, sticht er den König in den Unterarm, macht ihn aber nicht gleich kampfunfähig, sondern fällt durch dessen Speer, wie er eben die Leiche des Bruders bergen will. So erlagen beide Söhne Antenors dem Atriden und erfüllten ihr Geschick. Das kurze abschließende Wort zeigt, wie die ganze Behandlung, daß die Partie dem Dichter wichtig war. Nicht oft hat er sein eigenes Gefühl so stark hervortreten lassen. V. 218—263.

Von weitern Einzeltaten Agamemnons erzählt er nicht mehr. Der König durchstürmt mordend die Reihen der Feinde, solange ihm das Blut warm von der Wunde strömt. Wie diese verharscht und das Blut aufhört zu fließen, durchdringen scharfe Schmerzen den kampfmutigen Atriden. Das leitet den Abschluß der Aristie ein und ist darum durch das Gleichnis von den Wehen einer in Geburtsnöten liegenden Frau für einen Moment festgehalten. Agamemnon besteigt den für ihn bereitgehaltenen

Wagen, mahnt die Seinen zu unverdrossenem Kampf und fährt ins Lager zurück. Das Bild von den gern dem Stall zustürmenden, von unten mit Staub bespritzten Rossen mit der schweißbedeckten Brust gibt der Aristie den würdigen, volltönenden Abschluß. V. 264—283.

Wir stehen auf dem Höhepunkte der Handlung. Wie Hektor den König sich entfernen sieht, ermuntert er die Seinen durch den Hinweis auf die ihm gewordene Gnade des Zeus. Sein Vordringen ist, ohne daß ein breites Schlachtenbild entrollt würde, in wenigen mächtigen Strichen gezeichnet. Das Gleichnis von den auf den Eber oder Löwen gehetzten Hunden veranschaulicht den wütenden Angriff der Troer auf die Achäer, das Bild von dem auf das Meer herabstürzenden Sturmwind Hektors eigenes mächtiges Eindringen. Er erlegt neun namentlich aufgeführte Achäer, bei deren keinem der Dichter sich irgendwie verweilt, sodann eine ganze Menge, und den Abschluß bringt das Gleichnis von dem Ansturm des Zephyros, der in die weißen Sciroccowolken fährt und das Meer in Aufruhr bringt. V. 284—309.

Der meisterhaft geführten Szene läßt der Dichter nicht sogleich die volle Niederlage der Achäer folgen, die zu erwarten gewesen wäre, wie er selbst andeutet. Es tritt eine Hemmung ein, welche die Flucht der Achäer verzögert und einen Ruhepunkt ausmacht. Es ist dem Dichter wichtig, seinem Diomedes, dem Haupthelden seit der Kampfenthaltung des Achilleus, einen glänzenden Abgang zu sichern. In den folgenden Büchern hätte er ihn nur in zweiter Linie verwenden können, weil dort der Vorkämpfer der Achäer Aias ist. Dem Diomedes gesellt er den Odysseus.

Dieser ruft Diomedes zur Abwehr auf, um die Schiffe vor Hektor zu retten. Der Tydide will schon ausharren, zweifelt aber bei der Parteinahme des Zeus für die Troer am glücklichen Ausgang. Ihr Widerstand ist nicht ohne Erfolg. Sie erschlagen den verfolgend daherfahrenden Thymbraios und seinen Wagenlenker Molion, und ihr weiterer Kampf gleicht dem zweier auf die Meute der Jagdhunde sich stürzenden Eber, so daß die Achäer in ihrer Flucht aufatmen können. Noch erliegt ihnen ein weiteres Feindespaar, dessen Geschick Aufmerksamkeit erregt. Ihr Vater, der Seher Merops aus Perkote, hatte sie nicht in den Krieg ziehen lassen wollen, aber die Todesdämonen führten sie fort. Damit ist die Flucht gehemmt, Zeus hat die Schlacht ins Gleichgewicht gesetzt. Und noch wartet der beiden Helden der größte Erfolg. Eben hat Diomedes den Agastrophos erlegt, dem der Wagenlenker den Wagen zu weit abseits gehalten hatte, als daß er hätte fliehen können: da naht Hektor an der Spitze seiner Scharen. V. 310—344.

Wohl schaudert selbst der heldenhafte Diomedes, wie er dieses Verderben sich heranwälzen sieht, aber er denkt nicht einen Augenblick an Flucht. Mit einem Speerwurf trifft er Hektors Helm, ein Geschenk Apollons. Verwundet wird Hektor nicht, da ihn der Helm schirmte, taumelt aber weit zurück, und unter den Seinen angekommen sinkt er ins Knie, stützt sich mit der Hand auf die Erde, und es wird ihm schwarz vor den

Augen. Während Diomedes seiner Lanze nacheilt, erholt sich Hektor, gewinnt seinen Wagen und entrinnt in die Menge der Seinen. Wie die homerischen Helden zu tun pflegen, mißt Diomedes die Rettung Hektors dem Schutz Apollons bei, der gar nicht beteiligt war, ebenso wie 3, 439 Alexandros für den Sieg des Menelaos Athene verantwortlich macht. Der Tydide ist sicher, das nächste Mal Hektor zu erlegen, falls auch ihm dann eine Gottheit zu Hilfe kommt. V. 310—367.

Die Szene ist ein kleines Meisterstück. Der ganze Gang der Handlung verbot eine schwere Verwundung Hektors, aber soweit es möglich war, verschaffte der Dichter Diomedes einen Sieg über ihn und krönte damit seine Heldenlaufbahn. Denn jetzt ist diese zu Ende. Wie er dem Agastraphos, den er vorher erlegt, den Panzer ausziehen will, trifft ihn Alexandros, der sich an das Grabmal des Ilos lehnt, mit einem Pfeil in das Blatt des Fußes. Die Parallele mit dem Schuß des Pandaros im 5. Buche fällt in die Augen. Wie dort, so darf auch hier der gewaltige Held nicht einem ritterlich Gerüsteten im Nahkampf erliegen. Von ferne muß ihn ein Pfeil treffen. Wie Pandaros, so frohlockt Alexandros, aber während jener ihn tödlich getroffen zu haben glaubt, bedauert Alexandros, das nicht erreicht zu haben. Hier hat Diomedes den Schützen erkannt und antwortet ihm mit großer Verachtung. Stumpf sei das Geschoß eines nichtsnutzigen Mannes; ganz anders wirke seine eigene scharfe Waffe, die den Tod bringe, sobald sie auch nur ritze, Gattin und Kinder des Getroffenen zu Witwe und Waisen mache und ihn statt der Bestattung in seinem Blute den Raubvögeln zur Beute werden lasse. Nicht leicht treibt ein homerischer Held die Prahlerei so weit wie hier Diomedes. Der Dichter durfte ihm das zum Abschluß seiner Taten gestatten. Auch der Schluß der Szene zeigt eine Verschiedenheit gegenüber der des 5. Buches. Während dort Sthenelos dem Diomedes den Pfeil aus der Wunde zieht, tritt hier Odysseus vor ihn, Diomedes zieht sich das Geschoß selbst aus dem Fuß und fährt ins Lager zurück. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu wiederholen, daß ich unsere Stelle für die frühere und die des 5. Buches für die Variation davon halte.

Unter den reichlichen Schmähungen, die Diomedes dem Alexandros hinwirft, ist die erste, daß er nur ein Bogenschütze sei; sie zeigt das Selbstbewußtsein des ritterlich Gerüsteten gegenüber dem nach altmodischer Art Kämpfenden. Dann nennt er ihn einen Frechling und höhnt über den schönen Haarknoten, den er im Nacken trägt. Endlich belegt er ihn mit dem Schmähwort Parthenopipa, das als ein nach Mädchen Ausguckender, also ein Don Juan, erklärt wird. Ich würde es gerne als „du mit dem Mädchengesicht" erklären. Aber Hektor nennt 3, 39 und 13, 769 den Alexandros einen Weibernarren und Verführer, und Priamos schilt 24, 261 die ihm gebliebenen Söhne Lügner und Tänzer. Da mag man vielleicht doch fragen, ob nicht dem Dichter aus dem reichen epischen Gute Charakterzüge des Alexandros bekannt waren, die sonst in die Ilias keine Aufnahme gefunden haben. V. 368—400.

Odysseus ist vereinsamt, denn die Achäer sind wieder im Weichen. Auch seine letzten Kämpfe und seine Verwundung sind, wie die des Diomedes, zu einem abgerundeten Bilde gestaltet und in einen bewußten Gegensatz dazu gestellt. Diomedes hatte wohl geschaudert, als Hektor nahte, aber es war ihm kein Gedanke an Flucht gekommen. Odysseus dagegen erwägt, was er tun wolle, und betrachtet seine verzweifelte Lage. Aber er rafft sich an dem Gedanken auf, daß nur die Feigen den Kampf scheuen, ihm aber sein Adel die Pflicht zum Aushalten auferlegt, gehe es, wie es wolle. Vorher hatte der Dichter Diomedes und Odysseus mit Ebern verglichen, die unter die Meute der Hunde losfahren. Jetzt hält er das Bild fest, ändert es aber, der veränderten Situation entsprechend. Wie Jäger und Hunde den grimmigen Eber erwarten, so furchtbar er seine Hauer wetzt, so stürmen die Troer um Odysseus. Er tötet einige Feinde, dann folgt seine Verwundung, der Wichtigkeit der Sache entsprechend breit und umständlich ausgeführt, in ihrem Verlauf der des Agamemnon sehr ähnlich. Er verwundet des Hippasos Sohn Charops, dem springt sein Bruder Sokos bei, und mit dem Zuruf, jener werde heute über zwei Söhne des Hippasos frohlocken oder selbst fallen, stößt er ihm den Speer durch Schild und Panzer. Die Haut wird von der Seite losgeschält, aber gütige Fügung der Athene verhindert eine gefährlichere Wunde. Odysseus erkennt, daß er nicht tödlich getroffen ist. Aber er prahlt nicht wie vorhin Diomedes, sondern sagt zurücktretend ganz gelassen zu Sokos, er Armer habe ihn freilich kampfunfähig gemacht, werde aber jetzt durch ihn fallen müssen. Wie sich Sokos zur Flucht wendet, durchbohrt er ihn von hinten. Was er über dem Gefallenen ausruft, den er auch hier „du Armer" nennt, ist inhaltlich von dem, was Diomedes gesagt hatte, nicht verschieden, nur persönlich gewendet. Hatte jener geprahlt, des von ihm Getroffenen warteten statt der Totenklage die Raubvögel auf blutigem Felde, so wendet das Odysseus auf Sokos an, dessen Geschicke er sein eigenes entgegensetzt. Während jenem Vater und Mutter nicht die Augen zudrücken, sondern Raubvögel mit heftigem Flügelschlag ihn herumzerren, würden ihm nach dem Tode die Achäer die letzte Ehre erweisen.

Jetzt aber plagt ihn die Wunde, und wie die Troer mutiger andringen, schreit er dreimal, „so viel der Kopf des Mannes faßte". Der Kopf dröhnt dem selbst, der das liest. Ihn hört Menelaos, der auf diese Weise seinen Platz in der Erzählung erhält. Er fordert den neben ihm stehenden Aias auf, mitzukommen, denn es höre sich an, als sei Odysseus bedrängt, und dessen Verlust würde eine schwere Lücke lassen. V. 401—471.

Den Eintritt des Aias begleitet eines der seltenen Gleichnisse, die sowohl zu Anfang als zu Ende mit der verglichenen Handlung zusammenhängen. Um den verwundeten Odysseus drängen sich die Troer wie Schakale auf den Bergen um einen toten Hirsch; und sie stieben vor Aias auseinander, wie diese tun, wenn ein Dämon einen Löwen heranführt. Der Dichter hat die Anwendung des Bildes selbst ziemlich eingehend erklärt.

Odysseus ist gerettet, Menelaos führt ihn an der Hand aus dem Gedränge, bis sein Wagenlenker den Wagen heranführt. Aias tötet fünf mit Namen aufgeführte Troer. Die Schilderung seines Wütens schließt das breit und mächtig ausladende Gleichnis von dem Toben eines winterlich flutenden Bergstroms. V. 472—496.

Auf einmal wechselt die Szene. Während bisher das Schlachtenbild außerordentlich einheitlich war und die Erzählung ganz geradlinig verlief, befinden wir uns auf einmal weit weg, an einem undefinierbaren Orte, „zur Linken der Schlacht, an den Ufern des Skamandros". Zu unserem nicht geringen Erstaunen treffen wir dort auf Hektor und Alexandros. Hektor wütet unter den Scharen des Nestor und Idomeneus, aber die Achäer wären ihm noch nicht aus der Bahn gewichen, hätte nicht Alexandros den heilkundigen Machaon mit einem Pfeil in die Schulter getroffen. Da die Achäer für den Fall einer Wendung im Kampfe für ihn bangen, fordert Idomeneus Nestor auf, den Verwundeten auf seinem Wagen zu den Schiffen zu führen, denn ein Arzt wiege viele andere auf. Nestor leistet sogleich Gehör und führt Machaon weg. Darauf sieht Hektors Wagenlenker Kebriones Aias, den er an seinem Schilde erkennt, die Troer vor sich scheuchen. Gleich mahnt er Hektor, dorthin zu fahren, wo die Not am größten sei, und ohne Antwort abzuwarten lenkt er die Rosse nach jener Richtung. Die Fahrt über Leichen und Waffen ist mit denselben Versen gegeben wie bei der Ausfahrt des Achilleus 20, 497. Hektor dringt wütend auf die Achäer ein. V. 497—543.

Daß das Stück ganz oder teilweise als Interpolation verworfen worden ist, kann nicht Wunder nehmen, denn es sieht in seiner Umgebung wirklich fremdartig aus. Ich werde darüber im Zusammenhang mit dem Botengang des Patroklos sprechen, der den Schluß unseres Buches ausmacht.

Wir kehren auf den Kampfplatz zurück und finden die großartige Schilderung vom Rückzug des Aias. Zeus erregt Schrecken in ihm, Fuß für Fuß, oft sich wendend, weicht er, mit der Zähigkeit des störrischen Esels, den die Buben vergeblich aus dem Saatfeld zu prügeln trachten, bevor er sich sattgefressen hat. Dem berühmten und charakteristischen Gleichnis geht ein anderes vom Löwen voran, das aus seiner richtigen Stelle 17, 657 hierher geraten ist. Hier ist es stilwidrig, weil niemals eine und dieselbe Handlung durch zwei Gleichnisse veranschaulicht wird. Wie Aias weicht, sich wieder wendet, den Troern den Weg zu den Schiffen versperrt, im dichtesten Schauer der geschleuderten Lanzen in der Mitte zwischen Troern und Achäern wartet, ist mit außerordentlicher Lebendigkeit erzählt. V. 544—574.

Hier bricht die Erzählung ab, weil der Dichter an diesen Punkt seine Neubearbeitung der Patroklie anschließen wollte. Er hat aber, wie ich glaube, die Vorlage noch in einer spätern Stelle verwertet. Schon längst hat die Kritik darauf aufmerksam gemacht, daß der Kampf des Aias und Hektor um das Schiff, wie ihn die Patroklie 16, 102 erzählt,

an die denselben Kampf darstellende Erzählung des 15. Buches nicht recht anschließt. Das Wesentliche ist, daß in der Patroklie Aias auf dem Erdboden kämpfend zu denken ist, während er im 15. Buche von dem Schiffe herab streitet. In der Patroklie ist die Szene gar nicht zu entbehren. Wenn nun die Patroklie an das 11. Buch angeschlossen wurde, bevor die Gruppe des 13.—15. Buches in der Ilias standen, so liegt der Schluß sehr nahe, der Schiffskampf der Patroklie stamme aus der Vorlage des 11. Buches. Diese ist ja ohne einen solchen gar nicht denkbar. An seinem Schluß heißt es 16, 119, Aias habe mit Schaudern erkannt, daß Zeus ihnen die Pläne der Schlacht durchhieb und den Troern Sieg geben wollte. Das stimmt vorzüglich zu der von mir bereits geäußerten Ansicht, daß die Vorlage des 11. Buches mit dem fluchtartigen Abzug der Achäer schloß.

Der Schlachtenstil des Buches ist ganz eigenartig. Die Taten der wenigen in den Vordergrund tretenden Helden sind ausschlaggebend. Wir hören wohl da und dort vom Kampfe der Massen, aber zu einer ausgedehnten Reihe von Einzelkämpfen vieler Krieger kommt es nie. Der Grund ist einleuchtend. Im 5. Buche wollte der Dichter möglichst viele Helden beider Heere an der Schlacht beteiligen und schuf ein großes Kampfbild. Auf die Erfolge hatten selbst die Taten des Diomedes wenig Einfluß. Im 11. Buche kommt es ihm ausschließlich auf die fünf Helden an: Agamemnon, Diomedes, Odysseus, Hektor, Aias. Es ist wohl keine Frage, daß er darin dem Stil der Vorlage gefolgt ist, so mächtig er diese auch ausgeweitet hat.

Den Schluß des Buches bildet der in liebenswürdiger Behaglichkeit erzählte Botengang des Patroklos zu Nestor. Wie er jetzt dasteht, stellt er eine Einleitung zur Patroklie vor. Aber höchst auffallend ist, daß diese ihn nicht kennt. Wie Patroklos weinend zu Achilleus tritt, berichtet er ihm von der Verwundung aller Helden, nur gerade von Machaon nicht; und doch hatte Achilleus ihn ausgesendet zu erfahren, wen Nestor auf seinem Wagen zurückführe. Auch daß er überhaupt bei Nestor gewesen sei, hören wir dort nicht. Es ist also der Botengang nachträglich noch gedichtet worden, um die Verbindung des 16. mit dem 11. Buche glatter herzustellen. Daß sie an dieses angefügt wurde, ist ein Zeichen für ihre relativ frühe Entstehung, die vor die Einfügung des 12. bis 15. Buches in die Ilias fallen muß. Natürlich auch vor die Gesandtschaft. Wenn diese bereits vorhanden gewesen wäre, könnte Achilleus unmöglich sagen, jetzt würden ihm, glaube er, die Achäer flehend zu Füßen fallen, da unerträgliche Not sie anwandle.

Darüber braucht man kein Wort mehr zu verlieren, daß die Verwundung Machaons und seine Rückführung durch Nestor zur Einleitung des Botenganges gedichtet ist. Sie bot dem Dichter außerdem die Gelegenheit, das von ihm geschaffene Schlachtenbild in einem Punkte zu vervollständigen. Er hatte, um seinen Diomedes glänzend zurücktreten zu lassen, ihm sogar einen Sieg über Hektor verliehen. Hektor war auf seinen

Wagen gesprungen und hatte sich in der Menge der Seinen geborgen. Jetzt schloß ihn der Dichter dem eigentlichen Kampfe wieder an, und zu diesem Zwecke ist seine Anwesenheit auf dem undefinierbaren Kampfplatz zur „Linken der Schlacht“ und die Aufforderung des Kebriones nicht gar zu geschickt, aber auch nicht allzu ungeschickt erfunden. Zu einem Kampfe zwischen Hektor und Aias konnte es hier nicht kommen, weil im Folgenden die mächtige Gestalt des Aias allein im Vordergrunde stehen sollte. Das hat der Interpolator erklären zu müssen geglaubt, der Hektor den Kampf mit Aias vermeiden ließ. V. 540—543.

Die Ankunft Nestors und Machaons im Lager ist höchst idyllisch ausgeführt. Sie trocknen sich den Schweiß am Zugwind an der Küste, dann setzen sie sich ins Zelt, bedient von der Kriegsgefangenen Hekamede, die ihnen den Kykeon rüstet und in dem prachtvoll gearbeiteten Becher vorsetzt. Sie plaudern behaglich, da erscheint Patroklos, der in Achilleus Auftrag fragt, wer der Verwundete sei, diesen aber selbst erkennt und sich gleich wieder aufmachen will, um Vorwürfe von Achilleus zu vermeiden. V. 597—654.

Nestor zeigt sich über die Teilnahme des Achilleus an dem Verwundeten erstaunt. Jener wisse offenbar nichts von der jammervollen Lage des Achäerheeres, dessen beste drei Helden verwundet seien. Achilleus aber habe für die Achäer kein Mitleid, und entrüstet fragt Nestor, ob er warten wolle, bis die Schiffe in Flammen aufgingen und sie, einer nach dem andern, getötet würden. Denn, so ist der Gedanke, Nestor selbst sei nicht mehr kampftüchtig genug, dem Unheil Halt zu gebieten. Das erinnert ihn an seine frühere Jugendkraft, von der er jetzt Patroklos erzählt.

Der Auszug aus dem pylischen Epos ist keine spätere Einlage, sondern für unsere Stelle bestimmt. Es entspricht durchaus dem Stil, in dem Nestor beständig eingeführt wird, daß er Geschichten aus seiner Jugend erzählt, und die Aufnahme der vorliegenden dürfte mit ein Grund für die Erfindung der ganzen Episode gewesen sein. V. 655—761.

Der Haltung, die er in seiner Jugend gezeigt, setzt Nestor die des Achilleus gegenüber. Er weissagt, Achilleus werde die Früchte seiner Trefflichkeit ernten und es hinterher sehr beweinen, wenn das Volk untergegangen sei. Das entspreche auch den Mahnungen gar nicht, die Peleus dem ausziehenden Sohne gegeben. Wieder schließt er eine Erinnerung an, die an seine und des Odysseus Reise nach Phthia, deren auch Odysseus in der Gesandtschaftsrede 9,252 und Nestor selbst 7,127 gedenken. Es muß ihr ein episches Gedicht zugrunde liegen, das die Sammlung der Streitkräfte zum Gegenstande hatte.

Aber auch Patroklos, so wirft Nestor diesem vor, vergesse der Mahnungen seines Vaters Menoitios, der ihm auftrug, Achilleus durch klugen Rat zu leiten; aber das könne er jetzt noch tun. Wenn nun Nestor die Möglichkeit erwägt, Achilleus könnte aus Furcht vor dem über ihm hängenden Schicksalsspruch oder einem ihm von seiner Mutter neu mitgeteilten Göttersspruch dem Kampfe fern bleiben, so muß der Dichter einen Grund

gehabt haben, ihn dieses der alten Patroklie angehörige Motiv vorbringen zu lassen. Er hatte auch im 16. Buche keine neue Begründung für die Entsendung des Patroklos, und daher zog er es vor, in der Form der Frage auf die ursprüngliche zurückzugreifen, wie im 16. Buche Patroklos selbst tut. Fragen konnte er aber unmöglich so, wenn die Gesandtschaft schon in der Ilias stand; denn was gestern nacht geschehen war, mußte er, der die Gesandtschaft vorgeschlagen hatte, doch wahrlich wissen. Der Gedanke, Patroklos solle in den Waffen des Achilleus ausziehen, beweist, daß der Waffentausch auch in der Patroklie schon vorlag. V. 762—801.

Patroklos macht sich eilends auf den Rückweg und trifft beim Schiffe des Odysseus den verwundeten Eurypylos. Die Szene ist als Rundbild breit angelegt und beansprucht deshalb eine besondere Aufmerksamkeit. Erst hören wir einiges von dem Orte des Zusammentreffens, dann Ausführliches vom Zustande des Verwundeten. Es folgen Rede und Gegenrede der beiden, aus denen wir nichts Neues erfahren, sodann die Bitte des Eurypylos, Patroklos möchte ihm die Wunde besorgen, da von den berühmten Ärzten Machaon verwundet im Lager weile und Podaleirios kämpfend im Felde stehe. Patroklos spricht zwar von der Eile, die er habe, zu Achilleus zu kommen, bringt aber doch Eurypylos in dessen Zelt und behandelt kunstgerecht seine Wunde. V. 802—848.

Die ganze Partie würde des Zweckes verfehlen, wenn die Patroklie an das 11. Buch anschlösse, wie es ursprünglich der Fall gewesen war. Als aber die mächtigen Gebilde des 12. und des 13. bis 15. Buches der Ilias einverleibt waren, hatte die lange Abwesenheit des Patroklos für den Dichter selbst etwas Befremdendes, und er motivierte sie mit dessen Bemühung um Eurypylos. Er ließ diese nicht ganz aus den Augen, sondern zeigt uns 15,390 den Patroklos, der sich behaglich mit Eurypylos unterhält, wie er aber die Troer auf die Mauer losstürmen sieht, sich eilends aufmacht, um Achilleus zur Hilfe aufzurufen. Auf die Gestaltung der Patroklie hat das nicht eingewirkt. Der Vers 16, 27, der der Verwundung des Eurypylos erwähnt, ist später eingeflickt.

Um die Begegnung des Patroklos mit diesem einzuleiten, hat der Dichter am Ende der Schlacht des 11. Buches den Eurypylos schirmend vor den bedrängten Aias treten, den Apisaon erlegen und von Alexandros mit einem Pfeil in den Schenkel verwunden lassen. Er fordert die Achäer auf, sich schützend um Aias zu scharen, und der Dichter gewinnt den Abschluß seiner Neuschöpfung dadurch, daß Aias, wie er die in Verteidigungsstellung geordneten Achäer erreicht, sich wendet und den Troern gegenüber wieder Stellung nimmt. V. 575—595.

Ilias XII.

Die Schlacht des 11. Buches und die Patroklie setzen einen vor dem Lager der Achäer gezogenen Graben, aber keinen Lagerwall voraus. Daß er im 16. Buche nicht etwa bloß zufällig außer acht gelassen ist, lehrt

der Rückzug der Troer, die am Graben ein großes Hindernis für ihre Flucht finden, während von der noch schwierigern Überschreitung der Mauer kein Wort verlautet 16,369. Es ist also mit dem Lagerwall ein Moment eingeführt, das dem ältesten Plane der Ilias fremd war. Daraus kann noch nicht geschlossen werden, daß das 12. Buch eine „spätere Schicht" darstelle. Sicher ist nur, daß es die Erweiterung einer ursprünglichen Reihe darstellt. Was seine gegenwärtige Form angeht, so erkennen wir das nämliche, wie bei vielen Stücken der Ilias, ein zugrunde liegendes episches Gedicht vom Mauerkampf, das durch den Dichter der Ilias eingefügt und zu einer Neuschöpfung gestaltet wurde. Anders verstehen wir nicht, daß er im 13. bis 15. Buche die Mauer mehrfach in den Zusammenhang einzuarbeiten sucht und selbst in der Patroklie bei dem letzten Kampfe des Sarpedon und Glaukos an den Mauerkampf erinnert. Mit der Annahme späterer Redaktionen oder gar der Gesamtflickerei durch Peisistratos kommen wir da nicht durch. Die einfachste Erklärung ist doch die, daß der Dichter dem neuen Moment Heimatrecht in seinem Gedichte verschaffen wollte, mag das auch nur unvollkommen gelungen sein.

Der Dichter der Gesandtschaft hat das 12. Buch in der Ilias bereits vorgefunden. Mit kühner Erfindung ließ er Agamemnon die Mauer erbauen, um sich vor den Folgen der Kampfenthaltung des Achilleus zu sichern. Das veranlaßte den Dichter der Ilias nicht nur, im ganzen 8. Buche die Mauer vorauszusetzen, sondern auch am Ende des 7. Buches deren Bau zu erzählen. Er bezieht sich in dem Gespräch zwischen Zeus und Poseidon direkt auf die Angabe, die Mauer sei ohne Darbringung von Opfern und wider der Götter Willen gebaut worden 12,6.

Aus alledem ergibt sich, daß das 12. Buch in die Ilias eingedichtet wurde, als 13 bis 15, aber auch 8 bis 10 noch fehlten. Die Anknüpfung an die Pflege, die Patroklos dem Eurypylos angedeihen ließ, kann erst der Schlußredaktion der ganzen Kampfschilderung von 11 bis 15 angehören, denn erst für diese sind die Szenen von Eurypylos gedichtet.

Wieviel der Dichter dem ältern Gedicht entnommen habe, wird sich nicht in alle Einzelheiten ausmachen lassen. Von scharfer Scheidung des Eigenen und des Übernommenen kann schwerlich die Rede sein. Überall auf der Welt gehört dem Dichter alles, was dasteht, stamme es ursprünglich, woher es wolle. Aber wir gewinnen das sicherste Urteil über seine Tätigkeit, wenn wir den Charakter seiner Vorlage möglichst klar erkennen.

Vor allem sind die Mauer selbst und der Mauersturm Erfindung des Dichters der Vorlage. Er hat seinem Gedicht eine gewaltige Einleitung gegeben, die Zerstörung der Mauer nach dem Kriege durch die Götter. Sehr zutreffend sagt Aristoteles, der Dichter lasse die von ihm erfundene Mauer wieder verschwinden. Mit der Topographie scheint dabei souverän umgegangen zu werden, denn die meisten der für die Zerstörung hergeleiteten Flüsse sind durch Höhenzüge von der troischen Ebene getrennt. Der Scholiast macht die gute Bemerkung, Hesiod müsse bei seiner Aufzählung der troischen Flüsse, Theogonie 342, unsere Stelle im Auge

haben, denn da sie unbedeutend seien, könne er sie nur aus Homer kennen. Sollte das vielleicht noch für eine andere Stelle zutreffen? Hesiod spricht, Werke 159, von dem göttlichen Geschlechte der Heroen, „die Halbgötter genannt werden", und meint damit das zwischen dem ehernen und dem eisernen Zeitalter angesetzte heroische Geschlecht, die Helden, die vor Theben und Troja fochten. „Das Geschlecht der halbgöttlichen Männer" nennt unser Buch V. 23 die Achäerhelden. Homerisch ist ja das ganz und gar nicht, das hat man seit dem Altertum angemerkt. Aber wenn schon Hesiod die Streiter vor Theben und Troja Halbgötter heißt und den Ausdruck unserer Stelle entnommen hat, so beweist das, daß die Heroisierung der Helden der Sage zu Homers Zeit etwas ganz Verbreitetes war, aber an der Individualität des Dichters der Ilias seine Schranke fand. Er wollte keine Halbgötter, sondern wirkliche Menschen schildern. Da er die Einleitung der Vorlage unverändert übernahm, ist der ihm fremde Ausdruck unbeachtet stehen geblieben. Verbreitet muß damals auch die Kunde von den zehn Kriegsjahren gewesen sein, doch bedeuten die Hinweisungen auf Hektors Tod und den Zorn des Achilleus keine entscheidende Angabe dafür, daß die Ereignisse der Ilias ins zehnte Kriegsjahr gehören. V. 1—33.

Von der künftigen Zerstörung der Mauer werden wir in die Gegenwart übergeführt. In mächtiger Schilderung hören wir Schlacht und Kampfgeschrei um die Mauer lodern, die Balken der Türme von den Steinwürfen dröhnen, sehen die Achäer ins Schiffslager gedrängt. Mit diesem großen Ausblick auf den Inhalt des Gedichtes steht, was unmittelbar folgt, einigermaßen im Widerspruch. Das Gleichnis Hektors von dem Eber, der auf ganze Scharen von Jägern verzweifelte Angriffe macht, paßt auf die Schlacht im Felde, nicht auf die Vorbereitung zum Mauersturm. Der Dichter der Ilias hat damit den Versuch gemacht, die Situation vom Ende des 11. Buches wieder aufzunehmen. Er geht aber gleich davon ab und läßt Hektor in die Seinen dringen, den Graben zu überschreiten. V. 34—50.

Die folgende Partie bietet für das Verständnis nicht geringe Schwierigkeiten. Die Rosse der Troer haben nicht den Mut, den Graben zu durchschreiten, sondern stehen wiehernd am Grabenrand, denn es schreckt sie der breite Graben, der weder im Anlauf zu überspringen noch leicht zu durchfahren war. Steil waren zu beiden Seiten die Ränder, und darüber, d. h. am innern Rand, war er mit dichten, großen, spitzen Pfählen besetzt, welche die Achäer eingeschlagen hatten, um zur Wehr zu dienen. Da wäre nicht leicht ein Pferd am Wagen hineingegangen, die Fußvölker aber überlegten, ob sie es vollenden könnten.

Auf die Natur der Pfähle ist, wie ich sehe, bisher von den Erklärern zu wenig geachtet worden. Wenn man eine hohe Palisadenwand versteht, wie kann dann Polydamas V. 72 fürchten, die Gespanne könnten auf der Flucht in den Graben stürzen? Nun ist zu beachten, daß nach V. 63 die Pfähle „im Graben" stehen, und daraus wird alles klar. Es sind

keine hohen Palisaden, sondern spitze kurze Pfähle, die unterhalb des innern Grabenrandes eingerammt sind und diesen als Zackenreihe noch etwas überragen. „Groß" konnten sie schon genannt werden, weil nur eine gewisse Länge Festigkeit gewährte.

Für alles andere haben Albrachts sorgfältige Erwägungen Licht gebracht. Zunächst stellt er fest, daß zwischen dem Graben und dem Wall ein ansehnlicher Zwischenraum anzunehmen ist. Sodann weist er darauf hin, daß auch die Achäer beim Ausrücken in die Ebene mit den Wagen nicht über einen tiefen Graben mit steilen Rändern fahren konnten, also bequemere Übergänge vorhanden gewesen sein müssen. Da aber Brücken nirgends erwähnt werden, hat man anzunehmen, daß mindestens an einer Stelle die Böschungen des Grabens sanfter geneigt waren, so daß man, wenn auch mit Vorsicht, in den Graben hinein- nud jenseits wieder hinausfahren konnte. An dieser Stelle gab es natürlich keine Pfähle. Sie entsprach dem Tor in der Mauer. Wenn auch gewöhnlich nur von einem Tore gesprochen wird, so hat man doch wohl deren mehrere und damit auch mehrere Durchfahrtsstellen anzunehmen. Nur diese konnten für einen Übergang zu Wagen in Betracht kommen, und auch sie waren noch schwierig genug, so daß es verständlich ist, wenn die Gäule nicht recht dran wollen. Zu Fuß konnte man an das Durchschreiten des Grabens denken.

Nun warnt Polydamas auch davor, die Durchfahrtsstellen zu benutzen, und weist auf den geringen Raum zwischen dem mit Pfählen gespickten Graben und dem Wall der Achäer hin, wo zum Wagenkampfe zu wenig Platz sei und ebenso wenig, um abzusteigen und die Wagen halten zu lassen. Wäre freilich, sagt er, der Sieg unter Zeus' Beistande sicher, so würde er gleich einverstanden sein; er meint, dann käme es nicht darauf an, was die Troer begännen. Wenn sie aber zurück müßten, würde kein Mann davonkommen. Darin sieht er ganz richtig. Im Falle der Niederlage vermöchten die Wagen die Überfahrtsstellen nicht zu gewinnen, sondern würden überall in den Graben stürzen. Darum rät er, die Wagen am Grabenrand halten zu lassen und zu Fuß den Sturm zu wagen. Hektor ist einverstanden, und die Adligen springen ab. V. 51—86.

Es folgt die Einteilung des Troerheeres in fünf Abteilungen, von der wir später nicht wieder hören. Die Fünfzahl der Heerhaufen erscheint auch 16,171 bei den Myrmidonen, scheint also eine stehende Einrichtung gewesen zu sein. Hier sieht es ganz so aus, als habe der Dichter die Szenen von Asios und Sarpedon vorbereiten wollen, durch die er den Stoff erweitert hat. Der Vorlage waren sie natürlich fremd. V. 87—107.

Seltsam ist vor allem die Geschichte von Asios. Er ist der einzige, der sich der Anordnung des Polydamas nicht fügt, sondern zu Wagen ins Achäerlager vordringen will. Ein Tor war er, sagt der Dichter, denn er sollte nicht nach Ilios zurückkehren, vorher erlag er dem Speere des Idomeneus. Dieses vom Dichter angekündigte Ende erfolgt aber erst 13, 384, in einem ganz andern Zusammenhang, und auf jene, der Aristie des Idomeneus angehörige Szene weist unser Dichter ausdrücklich hin.

Der kretische Held tritt in unserem Buche gar nicht auf, aber seine Aristie war dem Dichter bekannt, und er hat sie nachher der Ilias einverleibt. Wie er so oft getan, hat er ihr die Figur des Asios entlehnt, um die Erzählung vom Mauerkampf zu bereichern. Außerdem leitete ihn wohl die Absicht, den bisher nicht genannten Lapithenfürsten in seinem Gedicht eine Stelle anzuweisen. Daß des Asios Unternehmen im Sande verlaufen muß, da ihn der Dichter weder siegen noch erliegen lassen kann, ist begreiflich, tut uns aber doch leid, da es sehr schön angelegt ist.

Der Dichter erfindet ein Tor „zur Linken" des Schiffslagers, wo die Achäer mit Roß und Wagen aus der Ebene zurückzukehren pflegten. Die Angabe der Örtlichkeit ist der mehrfach vorkommenden „Linken der Schlacht" gleich zu werten. Sie ist nicht festzustellen und dient nur dazu, der Erzählung einen weitern Raum zu schaffen. Dort kommt Asios zu Wagen über die Durchfahrtsstelle, findet aber das Tor weit offen und von Kriegern besetzt, damit sich Flüchtige noch hineinretten könnten. Aber des Asios und der Seinen Hoffnung, durch das offene Tor ins Lager stürmen zu können, schlägt fehl. Den Eingang wahren Polypoites und Leonteus die Lapithen, deren Festigkeit der hochwipfliger, weitgewurzelter Eichen gleicht. Bisher hatten sie die Achäer zum Widerstand innerhalb der Mauern ermutigt; aber als sie die Troer auf die Mauer vorgehen und die Achäer sich flüchten sahen, stürmten sie vors Tor. In dem breit ausgeführten Gleichnis von den Ebern, die sich der ausrückenden Jägerschar entgegenwerfen, liegt dem Dichter am meisten an dem Krachen des von den Hauern ausgehobenen Waldes; dem gleicht das Gedröhn ihrer auf die Brust der Feinde aufprallenden Waffen. Von der Mauer herunter fliegen Steine, dicht wie Schneeflocken im Winterwind; auch die Troer werfen, und es dröhnen von Steinen getroffen die Helme und Schilde.

Der Widerstand macht Asios sehr unwillig; er schlägt sich auf die Schenkel und richtet das Wort an Zeus. Was er zu diesem emporruft, ist für homerische Denkweise äußerst bezeichnend. Weil Asios erwartet hatte, die Achäer würden seinem Angriff nicht standhalten, hat sich Zeus als Lügner erwiesen. Nun wehren sie sich wie Wespen oder Bienen, die sich in rauhem Wege angebaut haben, gegen Jäger, die ihnen das Nest ausnehmen wollen. Sein Ärger hilft ihm nichts, er konnte des Zeus Sinn nicht überreden. Den Sinn der Worte hat jemand nicht begriffen, der hinzusetzte, Zeus habe dem Hektor, d. h. nicht dem Asios, Erfolg verleihen wollen. Der Dichter will nur sagen, es sei Asios kein Sieg beschieden gewesen. Darum ist V. 174, zugleich aber auch die folgenden Verse 175—181 zu streichen. Sie unterbrechen unschön den Zusammenhang und erzählen überflüssigerweise, die den Achäern befreundeten Götter hätten sich gekränkt gefühlt.

Die Szene schließt mit Erfolgen der Lapithenhelden. Dann läßt der Dichter sie fallen, um zu dem Gewalthaufen unter Hektor und Polydamas zurückzukehren. V. 108—194.

Wir stehen vor einer der berühmtesten Szenen der Ilias. Während

Asios auf das linke Tor anstürmt, stehen die Troer trotz aller Kampfbegier noch zaudernd am Graben. Denn sie haben ein Zeichen gesehen. Zu ihrer Linken flog ein Adler her, der eine blutrote Schlange als Beute dahertrug; aber die bäumte sich zurück und hieb ihn in die Brust, so daß er sie vor Schmerz fallen ließ und schreiend durch die Lüfte davonflog. Wie sie die Schlange in ihrer Mitte liegen sehen, schaudern die Troer und erkennen ein Zeichen des Zeus. Zu ihrem Sprecher macht sich Polydamas. Er weiß sehr wohl, daß er mit dem, was er zu sagen gedenkt, den Beifall Hektors nicht finden wird. So läßt ihn der Dichter von vornherein den Zurückgesetzten spielen. Stets fahre ihn Hektor in den Versammlungen an, auch wenn er treffliche Gedanken habe. Es gehöre sich ja auch gar, gar nicht, daß einer, der nur Volk sei, im Rat oder Kampf eine eigene Meinung äußere, sondern man habe immer Hektors Macht zu mehren. Da er vor dem galligen Ausfall seine ersprießlichen Gedanken betont hat, kündigt er an, er wolle auch jetzt sagen, was ihm das beste scheine. Er deutet das Zeichen auf übeln Ausgang nach anfänglichem Erfolg, auf verlustreiche Niederlage auch dann, wenn sie Tore und Wall der Achäer durchbrochen hätten, und fordert, den Angriff auf das Lager aufzugeben. Seine Worte unterstreicht er durch die Versicherung, ein kundiger Seher, der in allgemeinem Vertrauen stehe, würde nicht anders auslegen. V. 195—229.

Wie er vermutet hat, ist Hektor gar nicht gewillt, auf den Vorschlag zu hören, und er sagt das mit dem ersten Wort. Mit der Bemerkung, Polydamas wisse auch bessere Gedanken zu hegen, weist er ihn darauf hin, daß er ihm ja vorhin gefolgt ist. Aber wenn es ihm mit diesem Wort Ernst sei, so hätten ihm die Götter selbst den Verstand vernichtet, daß er ihn der Ratschlüsse des Zeus vergessen heiße, die der Gott ihm selbst versprochen und durch Neigen des Hauptes verheißen. Damit kann er nichts anderes meinen als die Botschaft der Iris 11, 186. Der Dichter der Ilias verknüpft dadurch das Buch mit dem vorhergehenden. Sein Geist offenbart sich auch in den folgenden herrlichen Worten, in denen Hektor jede Rücksicht auf die zeichenspendenden Vögel verwirft, nur dem Willen des Zeus vertrauen will und nur den einen Weissagevogel kennt, den Kampf für die Heimat. Wie seit uralten Zeiten, so schlagen auch heute noch alle Herzen dem freudigen Helden zu. Daß er Zeus so unbedingt vertraut, ist ja für ihn schlimm; er ist am Ende genarrt; und auch das weist auf den Dichter der Ilias, der die Menschen liebt, aber keine Gerechtigkeit und Güte der Götter kennt. Wir sehen ihn hier an der Arbeit. Ihm gehört gewiß schon der politische Gegensatz zwischen dem geärgerten, sich zurückgesetzt fühlenden Mann von Adel und dem Helden, dessen Verdienst ihm Allgewalt verleiht. Nun dürfen wir auch fragen, was die Vorlage geboten habe. Gewiß das Zeichen selbst, die Warnung des Polydamas ohne die Einleitung, und den Schluß von Hektors Rede. Er fährt Polydamas heftig an: Er habe sich doch vor dem Kampfe nicht zu fürchten; seine Feigheit leiste für seine Sicherheit Gewähr. Aber es

bleibt nicht bei dem Hohn, es knüpft sich daran eine Drohung. So gewiß Polydamas sich vom Kampfe entferne oder einen andern zurückzuhalten suche, werde er von seinem Speere sterben. Nicht leicht finden wir ein prächtigeres Beispiel von der Tätigkeit des Dichters an dem von ihm benutzten Stoff. V. 230—250.

Mit gewaltigem Rufen nehmen die Troer Hektors Rede auf und folgen ihm stürmend nach. Im Schwung der Darstellung vergißt der Dichter sogar zu sagen, wie sie über den Graben gekommen sind. Vom Ida her läßt Zeus einen Sturm sich erheben, der mächtigen Staubwirbel gegen die Schiffe bläst. Der Achäer Sinn wird dadurch bezaubert, ein prachtvoller Ausdruck für das Schwindelgefühl, das bei heftigem Staubwirbel den Menschen ergreift. Die Troer nehmen es als günstiges Zeichen und stürmen auf den Wall los. Sie suchen, eine höchst belebte Schilderung, Lücken in den Wall zu reißen, die Achäer aber verlassen diesen nicht, ihre Schilde bilden um die Mauerzinnen eine feste Hecke, und sie schleudern ihre Geschosse auf die Stürmenden. V. 251—264.

Jetzt wäre für Hektor der Moment gekommen, das Tor einzuschlagen und den Durchgang zu den Schiffen zu erkämpfen; und ich bin nicht im Zweifel, daß die Vorlage hier so fortgefahren hat. Aber für den Dichter der Ilias wäre das ein zu rascher Fortgang der Handlung gewesen. Hatte er diese schon durch die Episode von Asios erweitert, so verlangte sie eine nochmalige proportionale Ausweitung, und diese fand er durch die Einfügung des Sarpedon. Beide Szenen sind sich darin ganz gleich, daß sie ohne Fortsetzung abbrechen, worauf wir wieder zu der von Hektor geführten Hauptmacht zurückkehren. Es bringt das beidemal keine Schwierigkeiten mit sich, da wir die Scharen Hektors beschäftigt wissen. Während des Kampfes des Asios hat das Wunderzeichen sie aufgehalten; während der Sarpedonszene können wir sie uns beliebig lange mit dem Sturm auf den Wall beschäftigt denken. So ist die Einheit der Darstellung vollkommen gewahrt, und wir haben nicht einmal nötig, über die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse Betrachtungen anzustellen.

Die Erweiterung beginnt V. 265 mit der Nennung der Aianten. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß im ganzen Buch kein Achäerheld Hektor entgegentritt; verwendet werden einige in den Kämpfen gegen Asios und Sarpedon. Die Vorlage kannte also von Helden überhaupt nur Hektor und Polydamas, wodurch des erstern Erfolg glanzvoll hervortrat. Nun knüpft der Dichter seine Neuschöpfung an den bis V. 264 geschilderten Mauersturm an. Die Aianten feuern mit freundlichen oder harten Worten jeden Achäer an, den sie nachlassen sehen. Neu und besonders hübsch ist, wie sie bei ihrer Mahnung hervorheben, daß jetzt ein Unterschied zwischen den Kriegern nicht mehr vorhanden sei, sondern alle dieselbe Aufgabe hätten, auszuhalten und die Troer zur Stadt zurückzudrängen. V. 265—276.

Wie vorhin bei dem Versuche des Asios, prasseln von beiden Seiten

die Steine, und wie dort wird ihre Dichtigkeit der des Schneefalls verglichen. Es ist in der Ilias nicht ganz selten, daß sich der Dichter durch ein kurzes Bild, das er gebraucht hat, zu einem ausführlichen Gleichnis anregen läßt, hier zu einem der prächtigsten des ganzen Epos. V. 277 bis 289.

Durch die Breite der Darstellung des Steinhagels ist für die Betätigung Sarpedons Raum gewonnen. Die einleitende Behauptung freilich, ohne dessen Eingreifen hätten die Troer und Hektor das Tor nicht gesprengt, geht zu weit, denn nachher merkt man von solchem Zusammenhange nichts. Aber sie erfüllt vollkommen ihre Aufgabe, die Wichtigkeit des Kommenden ins Licht zu stellen. Auf Sarpedon hatte der Dichter bei der Aufzählung der troischen Führer vorbereitet. Schon in der Schlacht des 5. Buches hatte er ihm Raum geschaffen, in der Glaukosepisode seinen Stammbaum mitgeteilt, dagegen im 11. Buche keinen Platz für ihn gefunden. Jetzt wird er in breiter Ausführung vor unsere Augen gestellt. Er ist des Zeus Sohn und wird von diesem zur Tat getrieben. Dann ist sein Schild beschrieben, nicht so ausführlich wie im 11. Buche die Waffen Agamemnons, aber doch so, daß wir sehen, der Dichter will auf Wichtiges vorbereiten. Eines der längsten Gleichnisse der Ilias veranschaulicht seinen Wagemut durch den des Löwen, der stolzen Sinnes selbst in den wohlbewachten, festen Stall einzubrechen sucht und es darauf ankommen läßt, ob er Beute gewinne oder verwundet werde. Endlich läßt uns Sarpedons Anrede an Glaukos einen Blick in die Gesinnung des Helden tun. In seiner Strafrede an Hektor hatte er 5, 472 hervorgehoben, daß er nicht aus Feindschaft gegen die Achäer in den Krieg gezogen sei, sondern um die Troer zu schützen. Jetzt begründet er die Pflicht zu tapferem Kampfe mit den Ehrungen, welche die Lykier ihren Regenten zuteil werden ließen, damit ihr Volk diese auch berechtigt fände. Und schließlich folgt noch eine höchst eigenartige Aufforderung zur Tapferkeit. Wenn sie, falls sie diesem Kampf entrännen, auf Leben und Jugend für immer Aussicht hätten, so würde er weder selbst kämpfen noch Glaukos zur Schlacht ermuntern. So aber würden sie, auch wenn sie jetzt entrännen, von Tausenden von Todesdämonen bedroht, denen nicht zu entrinnen sei; und so wollten sie vorwärts gehen, sich oder ihren Gegnern zum Ruhm. V. 290—328.

Sie rücken gegen den Mauerturm los, den Menestheus der Athener verteidigt. Dieser ist bis jetzt nur einmal 4, 327 kurz erwähnt worden. Hier hat ihm der Dichter eine Stelle im Kampfe angewiesen, aber eine Verherrlichung der Athener ist darin schwerlich zu erkennen. Er tut ja nichts, als daß er vor dem Anrücken der Lykier schaudert und nach Hilfe sendet. Wenn die zugegen ist, wird von keinem Streich erzählt, den er geführt hätte. Wie er sich angstvoll umschaut, erblickt er die Aianten in der Nähe. Daß er Teukros eben vom Zelte habe herkommen sehen, wie V. 336 erzählt, ist eine ganz späte Zutat, welche die Verbindung mit 8, 334 herstellen soll. Dort wird Teukros in sein Zelt zurückgetragen. Aber die

Geschichten des 8. Buches waren zu der Zeit, als der Mauerkampf verfaßt wurde, noch nicht gedichtet. Der Vers unterbricht den Zusammenhang, der besagt, Menestheus habe die Aianten ganz nahe gesehen, sich aber bei dem herrschenden Getümmel ihnen nicht verständlich machen können. Er sendet daher seinen Herold Thootes zu ihnen mit der Bitte, ihm zu Hilfe zu kommen, am liebsten beide, oder dann doch der Telamonier mit dem trefflichen Schützen Teukros, der eben ganz einfach in der Nähe seines Bruders gedacht ist. Rasch richtet der Herold den Auftrag aus, und der Telamonier eilt, nachdem er des Oileus Sohn seinen Posten anvertraut hat, mit Teukros zu Hilfe. Diesem trägt ein Pandion den Bogen nach, wider alle heroische Sitte, wie schon die antike Kritik bemerkt hat. Wilamowitz hat in dem Vers eine attische Interpolation erkannt. Wie sie ankommen, sind die Lykier eben daran, den Wall zu ersteigen. Aias trifft mit einem gewaltigen Steine Sarpedons Gefährten Epikles, so daß er einem Taucher gleich von dem bereits erkletterten Turme herabschießt. Teukros trifft Glaukos in den ungeschützten Arm. Der springt, ohne daß einer der Achäer darauf achtet, vom Wall herunter; er möchte den Feinden nicht zum Gegenstand des Frohlockens werden. Der Schmerz um den verwundeten Freund hemmt Sarpedon nicht. Nachdem er den Alkmaon erlegt, packt er die eine Mauerzinne stützende Steinplatte, reißt sie gegen sich herunter und entblößt so den obern Rand des Walls, so daß vielen Bahn geschafft wird. Der Erdwall, den die ganze Erzählung nicht hoch erscheinen läßt, hat eine nur schwer zu verteidigende Lücke erhalten. V. 329—399.

Der Sturm Hektors und seiner Troer war stillgestellt worden, um für Sarpedon Raum zu schaffen, und der Dichter hatte dort durch den gegenseitigen Steinhagel und das breit ausgeführte Gleichnis vom Schneefall die Pause gut ausgefüllt. Der Ruhm, ins Achäerlager eingebrochen zu sein, mußte aber Hektor verbleiben, und deshalb führt Sarpedons Erfolg nicht weiter, sondern der Kampf kommt auch hier zum Stehen. Teukros schießt auf Sarpedons Schild, aber Zeus läßt nicht zu, daß sein Sohn bei den Schiffen falle. Aias trifft ihn mit der Lanze auf den Schild, verwundet ihn aber nicht, sondern drängt ihn nur etwas zurück. Sarpedons Zuruf, er allein vermöge nicht, den Weg zu den Schiffen zu bahnen, ermutigt die Lykier; aber weder vermögen diese Boden zu gewinnen und durchzubrechen, noch die Achäer sie vom Wall zurückzutreiben. Die ganze Sarpedonszene schließt mit einem Gleichnis. Die Kämpfenden ringen um den kleinen Raum der sie trennenden Brustwehren, wie Männer mit Meßstäben in der Hand um den kleinen Raum der Grenze hadern. Wie nicht selten, steht das Gleichnis nicht ganz am Ende der Partie, die es abschließt, sondern es folgt noch die lebhafte Schilderung des über den Brustwehren geführten erbitterten Kampfes. Dadurch wird die Erzählung von der Lykierschlacht in die ursprüngliche Bahn zurückgeleitet. V. 400—429.

Die Verbindung der Neuschöpfung mit der Erzählung der Vorlage ist dadurch besonders gut gelungen, daß der Dichter, der anscheinend in der Schilderung fortfährt, unmerklich, wie zufällig, die Lykier durch die Troer

ersetzt. Von jenen ist gar nicht mehr die Rede, aber die von ihnen geschaffene Lage wird festgehalten und durch das Gleichnis von der ganz im Gleichgewicht stehenden Wage auf den ganzen Kampf ausgedehnt. Der Stoff der beiden letzten Gleichnisse ist dem gewerblichen Leben der Menschen entnommen, weil sich für die Genauigkeit der Maße hier bessere Bilder fanden als in der Natur. V. 430—436.

Jetzt schenkt Zeus dem Hektor Erfolg, und damit kehren wir zur Erzählung der Vorlage zurück. Die Troer wagen den Sturm, Hektor ergreift einen gewaltigen, sorgfältig geschilderten Stein. Der Wichtigkeit des Augenblicks entspricht der Hinweis auf Hektors gewaltige Kraft, mit der er den mächtigen Stein trägt, und die ohne Hast erzählte Vorbereitung zum Wurf und dessen Wirkung. Mit einem Antlitz so finster wie die Nacht, leuchtend im Erz der Waffen, flammenden Blickes stürmt er durch das zerschmetterte Tor, für alle unwiderstehlich außer für einen Gott. Die Troer aber übersteigen an allen Orten den Wall und dringen durch das Tor, die Achäer ergießen sich fliehend durch das Lager. V. 437—471.

Nicht leicht sehen wir so schön, was der Dichter aus seinen Vorlagen gemacht hat. Das epische Gedicht vom Mauerkampf hatte die großartige Einleitung enthalten, den Rat des Polydamas, am Graben abzusteigen, das Wunderzeichen des Adlers mit der Schlange, den Staubwirbel des Zeus und das Einschlagen des Tores. Nicht auszumachen ist, ob es zum Kampf um die Schiffe kam, aber unwahrscheinlich kommt es mir nicht vor. Einen Helden der Achäer nannte die Vorlage nicht. Wir sehen wieder, daß die Vorlage verhältnismäßig kurz gewesen sein muß, und erkennen das Bestreben des Dichters, ihren Stoff durch Ausweitung dem Stil der übrigen Ilias anzugliedern. Da der Kampf um die Mauer auf engen Raum beschränkt ist, konnte auch die Erweiterung nicht in die Länge, sondern mußte in die Breite gehen. So stellte er neben den Sturm der Hauptmasse die des Asios und Sarpedon und schuf dadurch ein ausgedehntes und doch gut zusammengefaßtes einheitliches Bild.

Ilias XIII.

Wie das 3. bis 7. und wieder das 8. bis 10. Buch, so stellen auch das 13. bis 15. eine engere Einheit, eine Gruppe dar, die irgendwann in den Plan der Ilias eingefügt worden ist. Wie sie jetzt vorliegen, geben sie im Anfang eine Wendung des Kriegsglückes und ein Zurückwerfen der Troer, dann durch Zeus' Eingreifen die Wiederherstellung des troischen Erfolges und das Vordringen Hektors bis zu den Schiffen. Beziehungen zum Frühern wie zum Folgenden fehlen nicht.

Den Inhalt der drei Bücher umschließt als Band das Eingreifen Poseidons. Wie dieses jetzt aussieht, bewirkt es ein Zurückwerfen der bereits über die Mauer gedrungenen Troer. Aber mir scheint nicht, daß diese Verbindung ursprünglich gewesen ist. Um klar zu sein, nehme ich die Meinung, die ich mir gebildet habe, vorweg.

Zugrunde liegt ein einfaches, schönes Gedicht. Zeus, der troische Gott, sitzt auf dem Ida und blickt in die Gefilde der nördlichen Völker hinaus, so daß er sein Troja gänzlich außer acht läßt. Da naht Poseidon, führt die Achäer zum Angriff und bringt ihnen den Sieg, Hektor wird durch einen Steinwurf des Aias schwer getroffen 14, 402. Wie Zeus die Augen wieder auf die troische Ebene wendet, erkennt er, was vorgefallen ist, und gerät in heftigen Zorn. Rasch läßt er durch Iris Poseidon veranlassen, das Schlachtfeld zu verlassen, und sendet Apollon zu Hektor. Der Gott heilt den Helden, und unter seiner Führung dringen die Troer siegreich vor.

Ich erkenne ein Gedicht, das der Vorlage des 11. Buches ganz parallel ging und die Landung, das Vordringen und die Niederlage der Achäer besang. Die Unterschiede liegen klar zutage. Verschieden ist der Anteil des Zeus am Gange der Ereignisse. Die Stelle, die im 11. Buch Agamemnon einnimmt, hat im 13. Aias inne, und Götter führen die Heere. Ein fundamentaler Unterschied besteht in den Worten des Zeus. Er läßt 11, 192 dem Hektor Erfolg verheißen, bis er zu den Schiffen vordringe und das Dunkel heraufsteige. Zu Apollon dagegen sagt er, er möge so lange Hektors Kampfwut wecken, bis die Achäer fliehend zu den Schiffen und dem Hellespont gelangten 15, 232. Von dem Moment an würde er darauf sinnen, daß die Achäer von der Mühsal wieder aufatmen könnten. Da aber die letzte Wendung unzweifelhaft auf die Patroklie hinzielt, dürfte sie dem alten Gedichte nicht angehört haben. Das sieht man schon daraus, daß im Schluß der Partie von 15, 367 an die Beihilfe Apollons fehlt, er also nicht mehr gegenwärtig gedacht ist. Wir finden daher hier bereits die Hand des Dichters, der auf dem Fundamente des alten Gedichtes die Handlung der Ilias erweiterte, indem er durch eine Reihe von Kämpfen und die Berückung des Zeus die Niederlage verzögerte. Wie er den Inhalt der drei Bücher zu einer Fortsetzung des Mauerkampfes und einem Anschluß an die Patroklie zu gestalten wußte, wird sich im einzelnen zeigen.

Inhalt und Ausführung des 13. Buches vor allem erscheinen manchmal so sehr als Wirrnis, daß sogar der einsichtigste und beredteste Verteidiger der Einheit Homers, Fraccaroli, urteilt, das Buch stamme wohl von Homer, aber einem schlummernden Homer. Damit ist nun nicht viel geholfen, noch weniger freilich mit der so billigen Annahme von Nachdichtungen und Interpolationen. Auf eine nicht unwesentliche Unklarheit des Gesamtbildes ist von vornherein hinzuweisen. Fast alles ist auf eine Schlacht im freien Felde gestimmt, wie sie natürlich das alte Gedicht bot, und wie sie dem Dichter bequem lag. Aber er hat sich bemüht, die Vorstellung von der Mauer festzuhalten und sich damit an das 12. Buch anzuschließen, und dadurch ist das Bild nicht selten weniger klar geworden. Sodann hat das 13. Buch zwar einen gewissen Abschluß, kann aber doch nur als erster Teil der ganzen Partie betrachtet werden.

Der Eingang schließt an das Ende des 12. Buches an und wendet gleich schon den Anfang des alten Gedichtes in dieser Richtung. Was kommt, soll eine Fortsetzung des Kampfes sein. Zeus wendet die Augen vom Schlacht-

feld ab und läßt Troer und Achäer in ihrer Kampfnot, denn er erwartet nicht, daß einer der Götter den Troern oder Achäern zu Hilfe kommen werde. Wir sind natürlich geneigt, an das von Zeus im 8. Buche ausgesprochene Verbot der Teilnahme am Kampf zu denken. Ob aber das richtig sei, hat Leaf bezweifelt. Zeus hat auch im 11. und 12. Buch ohne Erwähnung jenes Verbotes das Schlachtenglück ganz allein in seiner Hand, und daß er über einen Eingriff zürnen könnte, sagt schon 5,34 Athene zu Ares, in einem Moment, wo von dem Verbot noch niemand etwas weiß. Wir wollen die Entscheidung darüber, ob jenes Verbot hier vorauszusetzen sei, noch verschieben. V. 1—9.

In seltener Großartigkeit naht Poseidon. Er sieht von der Höhe von Samothrake aus die Achäer bedrängt und faßt heftigen Unwillen gegen Zeus. Damit ist auch von dieser Seite die alte Geschichte in den neuen Zusammenhang eingeordnet. Mit mächtigen Schritten steigt er von der Höhe herunter und erreicht Aigai, wo in den Tiefen des Meeres sein schimmernder Palast steht. Es ist mir vollkommen unfaßbar, daß fast sämtliche Erklärer an Aigai an der Küste von Achaia denken können. Ganz zu geschweigen von dem sonderbaren Umweg über den Peloponnes, den man dem Gotte zumutet, sieht man doch so deutlich als möglich, daß unser Aigai am Fuß von Samothrake im Meere liegt. In herrlicher Fahrt, von den Geschöpfen seines Reiches umgaukelt, die ihren Herrn wohl kennen, durchmißt er das Meer und birgt sein Gespann in einer in der Meerestiefe gelegenen Höhle zwischen Tenedos und Imbros. Die breite Ausführung der letzten Szene schließt das ganze Nahen des Gottes würdig ab. V. 10—38.

Der Anschluß an das 12. Buch ist ganz allgemein gehalten, aber sehr wirkungsvoll. Gleich einem Waldbrand oder Sturmwinde dringen die Troer mit wildem Lärm und Jauchzen vor; sie hoffen die Schiffe zu erobern und die Besten der Achäer dort zu töten. Da naht Poseidon in Gestalt des Sehers Kalchas den Aianten. Das ist nach dem glanzvollen Eingange höchst auffallend; der Gott, der majestätisch zu Hilfe herangefahren ist, begnügt sich, in einer Verwandlung die Helden anzufeuern. Dem alten Gedicht war diese fast schwächliche Fortsetzung fremd. Dort führte Poseidon in eigener Gestalt, mit blitzendem, unnahbarem Schwerte die Achäer zum Siege, wie er es 14,384 tut. Aber das hat der Dichter der Ilias aufgespart, um es mit der Berückung des Zeus in Verbindung zu setzen, und weist deshalb dem Poseidon hier eine recht bescheidene Rolle zu. Wenn er übrigens, wie er tut, eine lang sich hinziehende Schlacht schildern wollte, so durfte Poseidon nicht von Anfang an die Achäer führen, weil auf diese Weise ein Schwanken des Kriegsglückes unmöglich gewesen wäre. Wir stehen vor dem Beginn einer wohlüberlegten Verbindung übernommener und neuer Motive.

Der Gott mahnt die Aianten daran, daß nur da, wo sie stehen, wirkliche Gefahr drohe, weil hier der tolle Hektor der Flamme gleich anführe, der prahle des Zeus Sohn zu sein, eine drastische Übertreibung des von

Hektor so oft geäußerten Gottvertrauens. Würde ihnen, so schließt er, ein Gott kraftvolle Standhaftigkeit ins Herz legen und sie auch die andern antreiben lassen, so möchten sie Hektor von den Schiffen vertreiben, selbst wenn Zeus ihn errege. V. 39—58.

Wo die Aianten gegenwärtig stehen, weiß man nicht. Am Ende des 12. Buches ergießen sich die Achäer fliehend durch das Schiffslager, aber hier finden die Troer noch vor den Schiffen Widerstand. Es verhält sich wie mit der berühmten „Linken des Schlachtfeldes". Die Situation ist nur ganz im allgemeinen angegeben, nur daß der Dichter V. 50 wie nachher V. 87 die Vorstellung zu erwecken sucht, die Ereignisse gingen innerhalb der Mauer vor, und dadurch einen Anschluß an den Mauersturm gewinnt.

Poseidon berührt die Aianten mit seinem Stabe, erfüllt sie dadurch mit Kampfslust und macht ihre Glieder behend. Dann entfernt er sich mit der Schnelligkeit eines Falken, der einem andern Vogel nachstürmt. Daß er nicht in der Vogelgestalt entweicht, lehren die Worte des Aias, Oileus' Sohn, der an dem Gange des sich Entfernenden den Gott erkannt hat. Beide Helden fühlen seine Wirkung an ihrer neu erwachenden Kraft und Kampfslust. V. 60—82.

Der Gott wendet sich zu den weiter hinten Stehenden, die sich bei den Schiffen erholen und Tränen vergießen, wie sie die Troer über die Mauer steigen sehen; denn sie hoffen nicht zu entrinnen. Der Dichter, der aus einem gleich zu nennenden Grunde die Aianten vorausgenommen hat, zählt hier Teukros, die Boioter Peneleos und Leitos, den Aitoler Thoas, dann einen Deipyros auf, endlich Meriones und Antilochos. Solche sich einige Male wiederholenden Aufzählungen sind, wenn sie auch mit einer gewissen Sorglosigkeit verfaßt scheinen, doch mit guter Wahl gemacht. Es könnte auffallen, daß neben Antilochos sein Bruder Thrasymedes fehlt, aber das hat seinen Grund darin, daß dieser in den Kämpfen der drei Bücher überhaupt nicht auftritt. Meriones ist ohne Idomeneus da, denn diesem hat der Dichter eine besondere Rolle zugedacht. Wir sehen in unsern drei Büchern überall, daß solche Aufzählungen die Helden umfassen, die in den folgenden Kämpfen aufzutreten berufen sind. Eine Ausnahme macht hier nur Leitos, der des andern Boioters Peneleos wegen genannt ist.

Poseidon redet sie als die Jungen an, weil sie nicht wie die Geronten zum Kriegsrat berufen werden. Seine Ansprache ist das bewußte Gegenstück zu der an die Aianten. Hat er diese mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit ihrer Stellung in der Schlacht aufgemuntert, so verlangt er von den jüngeren Kriegern Ehrgefühl. Wenn sie kämpfen wollten, sei er überzeugt, daß sie die Schiffe retten würden; aber wenn sie nachließen, sei die Niederlage gewiß. Nie hätte er geglaubt, es mit Augen ansehen zu müssen, daß die Troer ihre Schiffe angriffen, sie, die doch bis jetzt wehrlosen Hirschen gleich den Achäern nie standzuhalten gewagt hätten. V. 83—106.

Hat er bis jetzt ihr achäisches Ehrgefühl aufgerufen, so geht er nun zu einem neuen Gedanken über. Poseidon erkennt in der Niederlage eine Folge der Kampfenthaltung des Achilleus. Die geläufige Motivierung,

daß die Troer siegten, weil Achilleus fehle, hätte jedoch zur Aufmunterung wenig gedient. Poseidon mußte die Sache anders wenden, und deshalb hat der Dichter ganz keck eine Verstimmung des Heeres gegen Agamemnon erfunden, die an ihrem Nachlassen schuld sein soll. Er legt Poseidon sogar den starken und wenig abgewogenen Ausdruck von der Gemeinheit des Führers in den Mund und läßt ihn nachdrücklich alle Schuld auf Agamemnon laden, weil er Achilleus die Ehre geschmälert habe. Aber, sagt er, wir dürfen im Kampfe nicht ablassen. Mit der gewinnenden Wendung, die jedem guten Redner geläufig ist, zählt er sich plötzlich zu ihnen. Vielmehr wollen wir unser Nachlassen wieder gut machen; edler Männer Sinn läßt sich wahrlich bessern. Wenn auch, so ist die Meinung, Agamemnon die größte Schuld trägt, so dürfen wir nicht durch eigene Schuld das Unheil noch vergrößern, sondern müssen über unsere Verstimmung wegzukommen suchen. V. 107—115.

Der dritte Teil der Rede richtet sich an das Standesbewußtsein der jungen Adligen. Von ihnen, den Besten im Heere, sei es nicht schön, nachzulassen. Einem jämmerlichen Mann würde er es verzeihen, ihnen aber nehme er es gewaltig übel. Sie machten ja das Unheil nur größer. Mit kraftvoller Schlußwendung faßt er alles in die Forderung zusammen, sie sollten sich die Wahrung ihrer Ehre vor sich selbst und andern angelegen sein lassen, da ja Hektor bereits das Tor eingeschlagen habe und zu den Schiffen vordringe. V. 116—124.

Die Rede hat Erfolg. An die Aianten schließen sich die Reihen, so daß weder Ares noch Athene daran zu tadeln gefunden hätten. Die Achäer formieren sich zur Verteidigungskolonne, die Albracht schön erklärt. Sie drängen sich zu einer Hecke zusammen, Speer an Speer und Schild an Schild, so dicht, daß der eine Schild mit der Grundschicht vor den des andern vorgeschoben ist, wie es sich von selbst ergeben mußte, wenn sich die Krieger von rechts und links zusammenschlossen. Hintereinander standen sie so dicht, daß die Hörner der Helme die der Vordermänner berührten, wenn sie sich neigten, und die vorgestreckten Lanzen lagen gleichsam in Schichten übereinander, bis zum Vorstoß hoch gehalten und in Bewegung. An dieser Phalanx prallt Hektors Sturmlauf ab. Dessen Wucht verliert sich wie die eines von der Bergeshöhe heruntersausenden mächtigen Steines, der in Sprüngen krachend durch den Wald fährt, aber, in der Ebene angekommen, bei all seinem Schwung nicht weiter kann. Unbesieglich wie der Widerstand des flach werdenden Bodens ist der der gewaltigen achäischen Kolonne. Hektor aber verliert die Zuversicht nicht, sondern versichert die Seinen, auch mit ihrer dichtgeschlossenen Phalanx würden die Achäer ihm nicht standhalten, wenn in Wahrheit Zeus ihn in den Kampf getrieben habe. V. 125—154.

Vom Auftreten des Poseidon in Kalchas' Gestalt an haben wir eine einheitliche Dichtung vor uns. Die Örtlichkeit des Kampfplatzes ist freilich etwas ungenau geworden. Der Dichter hat nach Kräften einen Anschluß an das 12. Buch hergestellt, aber nicht klar machen können, wo denn

innerhalb der durch die Troer überstiegenen Mauern für so gewaltige Kolonnen ein Raum gedacht werden könne. Sonst ist die Sammlung der Achäer zum Widerstand und das vorläufige Zerschellen von Hektors Siegeslauf schön und überzeugend durchgeführt.

Es entspricht dem homerischen Stil, daß sich die Schlacht zunächst in Einzelkämpfe auflöst. Erst hören wir von dem Kampfe des Deiphobos mit Meriones, durch den die Aristie des Idomeneus vorbereitet wird. Bei dem Wurf auf Deiphobos' Schild zerbricht des Meriones Lanze da, wo die Klinge eingefügt ist, und er weicht unmutig zurück, um sich aus seinem Zelte einen andern Speer zu holen. V. 155—168.

Es folgt ein in sich wohl abgerundetes Schlachtenbild. Teukros erlegt den Imbrios, dessen Person in dem Stück im Vordergrunde steht. Über seine Herkunft und Stellung unter den Troern werden wir ausführlich unterrichtet, seinen Fall veranschaulicht das Gleichnis von der niedergehauenen Esche. Teukros will ihm die Rüstung abziehen, da zielt Hektor auf ihn, trifft aber den Führer der Epeier, Amphimachos. Dessen Leiche will Hektor den Helm rauben, aber ein Speerstoß des großen Aias wirft ihn zurück, ohne ihn zu verwunden. Den Leichnam bringen die Athener Stichios und Menestheus in Sicherheit. Jetzt berauben die Aianten den Imbrios, der Vorgang ist wieder durch ein Gleichnis veranschaulicht, und Oileus' Sohn haut ihm den Kopf ab und schleudert den zu den Füßen Hektors. V. 169—205.

Halten wir vorläufig fest, daß auf achäischer Seite neben den Aianten und Teukros Epeier und Athener erwähnt werden. Zu einer Entscheidung kommt es nicht, doch ist wichtig, daß Hektor von Aias wenn auch nicht besiegt, doch zurückgeworfen wird. Hektor tritt erst V. 674 wieder auf, und zwar ist dort die Situation genau die, welche wir hier verlassen. Wir erwarten, es beginne jetzt das vorübergehende Zurückdrängen der Troer, aber darauf müssen wir lange warten. Vorher geht mancherlei anderes, zunächst eine Masse von Kämpfen, die beim ersten Blick wie ein tolles Chaos aussieht, es aber vielleicht doch nicht ist. Die Hauptrolle darin spielt zuerst Idomeneus, und dieser, der erst während des Kampfes auf dem Schlachtfelde erscheint, erklärt die Mitte des Schiffslagers durch Aias genügend geschützt, weshalb sie „zur Linken des Heeres" kämpfen wollten. V. 326. Der Dichter verlegt damit den Schauplatz der folgenden Partie von den Kriegern des Aias und Hektor hinweg, an den gewöhnlichen, nicht zu definierenden Ort. Im Mitteltreffen bleibt die Lage so, wie wir sie V. 205 verlassen. Eine Schwierigkeit bietet das nicht, da wir uns die Heere beliebig lange kämpfend denken können.

Zu der langen Episode wurde der Dichter durch ein ihm vorliegendes episches Gedicht angeregt, das wir die Aristie des Idomeneus nennen können. Der kretische Held fehlt den Kämpfen der beiden vorhergehenden Bücher, denn 11, 501 hat er nur den Übergang zur Botschaft des Patroklos vermitteln zu helfen, und 12, 117 wird auf einen Zug seiner Aristie verwiesen. Auf deren Einfügung bereitet der Dichter sorgfältig

vor, einmal dadurch, daß Meriones statt seines zerbrochenen Speeres aus seinem Zelt einen andern holen will, sodann durch den Tod des Epeierfürsten Antimachos. Von diesem erfahren wir jetzt, er sei ein Enkel Poseidons gewesen, sein Vater Kteatos also ein Sohn des Gottes, während vorher des Kteatos Vater Aktor genannt wird. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen Zeus und Amphitryon, den Vätern des Herakles. In seinem Zorn über den Tod des Enkels durchschreitet Poseidon das Lager, um die Achäer zum Kampfe anzufeuern. Durch die Verwendung des Gottes verknüpft der Dichter die Aristie des Idomeneus von vornherein mit dem ganzen Buche, und er gibt ihm auch die nämliche Rolle, die eines Mahners in menschlicher Gestalt.

Idomeneus hat eben einen Gefährten, der verwundet aus dem Kampfe kam, der Obhut der Ärzte übergeben und geht ungerüstet zu seinem Zelte. Wenn der Gefährte nicht genannt wird, ist das wohl ungewöhnlich, aber auch V. 578 hebt „einer der kämpfenden Achäer" den von Helenos heruntergeschlagenen Helm des Deipyros auf.

Weshalb Idomeneus bis jetzt nicht im Kampfe stand, war wohl in dem alten Gedichte begründet, werden wir aber nie erfahren. Verrall hat die geistreiche Vermutung geäußert, Idomeneus habe sich dort wider Agamemnon aufgelehnt und sei aus Zorn über die Behandlung des Achilleus schon im 10. Buche nicht zur Beratung erschienen. Deshalb habe Meriones mit ihm gebrochen, und die Begegnung mit diesem bedeute den Friedensschluß und das Ende der Auflehnung. Aber diese Hypothese scheint mir doch nicht genügend fundiert. Auffallen kann ja, daß nach V. 268 das Zelt des Meriones weit von dem des Idomeneus entfernt ist, während wir uns sonst die beiden eng verbunden denken. Wir werden aber später noch sehen, daß ihr Verhältnis nicht immer gleich aufgefaßt wird. Wenn hier Meriones sein eigenes Zelt hat, so ist er eben in der Vorlage nicht der Therapon, sondern der gleichberechtigte Mitfeldherr des Idomeneus gewesen, so sehr sich auch in der Bearbeitung durch den Dichter das verschoben hat.

Poseidon erscheint Idomeneus in Gestalt des von seinem Volke hochverehrten Aitolerfürsten Thoas und hält ihm strafend die frühern Drohungen der Achäer gegen die Troer vor. Idomeneus verteidigt sich. Keiner der Achäer sei feige und entziehe sich dem Kampfe, so daß ihrer keinen die Schuld an dem Unheil treffe; der Untergang der Achäer müsse von Zeus gewollt sein. Er bittet Thoas, wie er immer getan, so auch jetzt die andern anzufeuern. Poseidon verwünscht jeden, der im Kampfe nachlasse, zum Verlust der Heimkehr. Er wiederholt den Vorwurf des Nachlassens, den er schon den „Jungen" gegenüber erhoben hat. Dann fordert er Idomeneus auf, sich zu rüsten. Zwei schwache Krieger könnten vereint etwas ausrichten, wieviel mehr sie beide. Er wartet aber die Rüstung des Idomeneus nicht ab, sondern schreitet durch das Kampfgewühl. In den folgenden Kämpfen wird er zweimal genannt, aber nur so, wie überhaupt Erfolg oder Mißerfolg auf Götter zurückgeführt werden. Der Dichter hat ihn hier nur verwendet, um für die Aristie des Idomeneus den Anschluß an die bisher

erzählten Ereignisse zu gewinnen. Dieser ist jetzt bewerkstelligt. V. 206 bis 239.

Glänzend gerüstet, funkelnd wie der Blitz des Zeus, tritt Idomeneus aus seinem Zelte. Mit Erstaunen sieht er Meriones kommen und fragt nach der Ursache des auffallenden Benehmens, da er doch selbst nach Kampf begierig sei. Er erfährt, daß Meriones für seine zerbrochene Lanze bei ihm eine neue holen wolle. Daß darin ein etwelcher Widerspruch mit V. 168 liegt, wo Meriones die Lanze aus seinem eigenen Zelt holen will, ist klar. Die echte Fassung bietet unsere Stelle, denn an die Bitte des Meriones, aus Idomeneus' Zelt einen Speer nehmen zu dürfen, schließt die ganze Erörterung über die Tapferkeit an. Es liegt in der früheren Angabe einfach eine gewisse Sorglosigkeit vor, wenn wir nicht lieber annehmen wollen, der Dichter habe dort nicht zu sehr auf die spätere Szene eingehen mögen.

Idomeneus gewährt die Bitte, indem er nicht ohne Prahlerei auf die Menge der erbeuteten Waffenstücke in seinem Zelte hinweist, die seine Tapferkeit bekundeten. Mit einiger Empfindlichkeit antwortet Meriones, auch er besitze zahlreiche Waffenbeute, nur sei sein Zelt zu weit entfernt. Mit großer Lebhaftigkeit hebt er seine beständige Kampfbereitschaft hervor, die, wenn sie mancher andere auch nicht beachte, doch Idomeneus wohl kennen sollte. Dieser begütigt ihn. Er wisse ja, Meriones würde sich selbst im Hinterhalt, wo der Mann die beste Probe der Tapferkeit ablege, rühmlich bewähren. In höchst anschaulicher Weise stellt er das Verhalten des Feigen beim Hinterhalt dem des Tapfern gegenüber und ist überzeugt, daß bei solcher Gelegenheit niemand an Meriones etwas zu tadeln finden würde; Wunden würde er gewiß nur von vorn erhalten. Aber, schließt er hübsch ab, sie wollten nicht dastehen und plaudern wie Kinder. Es könnte ihnen das mancher übel nehmen. Meriones holt die Lanze, und sie rücken aus, dem Ares und seinem Sohne Phobos zu vergleichen, wenn sie zum Kampfe von Völkern gehen. V. 240—305.

Die Bedenken, welche gegen die ganze Partie erhoben worden sind, fallen weg, sobald wir erkennen, daß wir ein Stück des Gedichtes von der Aristie des Idomeneus vor uns haben. Hier trifft der Ausspruch d'Aubignacs prächtig zu, daß, was im großen Epos ein Fehler wäre, im kleinen Gedichte ein Vorzug sein könne. Die lange Verhandlung der Helden mit dem Exkurs über Feige und Tapfere kann angesichts der bittern Not der Achäer stoßen; aber denken wir sie uns im Eingang des Einzelgedichtes, so steht sie vorzüglich an ihrer Stelle. Welche Voraussetzungen sie hatte, namentlich wo Meriones seinen Speer verlor, und weshalb Idomeneus zurückblieb, wissen wir nicht, aber das Gedicht muß irgendwelche Kampfsituation vorausgesetzt haben. Im Folgenden ist ihm gewiß manches entnommen, aber der Dichter der Ilias hat es in das Gemälde einer großen Schlacht verwandelt, an der auch zahlreiche andere Achäerhelden beteiligt sind.

Wie bereits angedeutet, hat er diese ganze Schlacht auf die „Linke" des Schlachtfeldes verlegt. Dort wolle er kämpfen, sagt Idomeneus auf Meriones' Frage, denn in der Mitte finde Hektor an den Aianten und

Teukros Widerstand genug. Der ausführliche Preis des Aias, der wohl an Schnelligkeit, nicht aber im stehenden Gefecht hinter Achilleus zurückstehe, soll uns die Hauptaufstellung der Schlacht ins Gedächtnis zurückrufen und in uns die Vorstellung von einer dort unentschieden wütenden langen Schlacht erwecken. Die auch sonst gewählte Verlegenheitsauskunft von der „linken Seite" ist hier sehr nützlich, weil sie den Kampf im Mitteltreffen vollständig entlastet und so das Verständnis erleichtert. Der Eintritt des Idomeneus in den Kampf wird mit der frühern Lage verknüpft. Wie die Troer ihn und Idomeneus kommen sehen, richten sie einen gemeinsamen Angriff auf sie, und es entsteht ein Zusammenstoß an den Hinterborden der Schiffe. Die Mauer ist gänzlich ausgeschaltet, es ist eine Schlacht im freien Felde nahe dem Lager. Einem Staubwirbel wird sie verglichen, den ein Zusammenstoß von Winden aufrührt. Die kurze, aber glänzende Gesamtschilderung des Kampfes, die den Einzelkämpfen vorangeht, schließt, ganz ähnlich wie am Ende des 4. Buches, die Bemerkung, sehr beherzt müßte der gewesen sein, der das mit Vergnügen und ohne Schmerz hätte ansehen können. V. 306—344.

Vor den Einzelkämpfen steht eine Reflexion, die für die Komposition der Ilias wichtig ist, weil sie deren verschiedene Teile verbindet und die Rolle erklärt, die ihr Dichter Poseidon anweist. Die Kronossöhne Zeus und Poseidon sind im Widerspruch. Zeus will den Troern und Hektor Sieg verleihen, nicht um die Achäer völlig zu vernichten, sondern um Achilleus und Thetis einen Triumph zu verschaffen. Damit setzt der Dichter die ganze von ihm neu geschaffene Partie mit dem 1. Buch in Verbindung, erklärt uns aber zugleich, warum er Poseidon nach dem glänzenden Auftreten nur als einen in Menschengestalt auftretenden Berater verwendet hat. Poseidon habe das höhere Alter und die Überlegenheit des Zeus gescheut, sei daher unbemerkt, nicht „heimlich", aus dem Meere aufgestiegen und habe den Achäern nicht offen geholfen, sondern sie unbemerkt angefeuert. Der Dichter hat ihm also die Gestalt des Kalchas, nachher die des Thoas geliehen, um einen offenen Konflikt mit Zeus zu vermeiden. Daß das zum Eingang des Buches schlecht stimmt, haben wir schon gesehen. Aber aus unserer Stelle erfahren wir, daß in der Änderung poetische Absicht lag. Die Art, wie hier Poseidon auftritt, entspricht durchaus den Anschauungen des Dichters der Ilias vom Regiment des Zeus. Zugleich wiederholen wir, daß er den offenen, von der Vorlage gebotenen Konflikt versparte, weil er zunächst eine hin- und herwogende Schlacht darstellen wollte. V. 345—360.

Die Entscheidung des Kampfes liegt in der Mitte, so daß es auf der Linken nur zu Einzelkämpfen ohne Sieg oder Flucht einer Partei kommen kann. Zuerst steht Idomeneus im Vordergrunde, und von seinen Taten stammt wohl manches aus dem Gedichte von seiner Aristie. Aber die Einzelkämpfe stehen nicht verbindungslos da, sondern sind zu Gesamtbildern verbunden, die man nur im Zusammenhang zu lesen braucht, um den Eindruck einer schönen Neuschöpfung zu erhalten.

Idomeneus, der bereits halb Ergraute, erregt Schrecken unter den Troern. Zuerst erlegt er den Othryoneus, der Priamos' Tochter Kassandra zur Ehe begehrt und statt eines Wittums versprochen hatte die Achäer zu vertreiben. Für eine den Achäern geleistete Hilfe, höhnt ihn Idomeneus, hätte er die schönste Tochter Agamemnons haben können. Er möge nur kommen, sie wollten im Lager einen Ehevertrag machen, denn die Achäer seien keine knauserigen Ausstatter. Damit sucht er ihn am Fuß aus dem Gedränge zu zerren. Dem Gefallenen kommt Asios zu Hilfe, erliegt aber gleich dem Speerwurf des Idomeneus, und er fällt wie ein geschlagener Baum. Seinen erschrockenen Wagenlenker, der nicht umzuwenden wagt, erlegt Antilochos und erbeutet seine Pferde. V. 361—401.

Über Asios' Tod erbittert, tritt Deiphobos hervor, für eine Zeitlang der Vorkämpfer der Troer. Er hatte V. 156 in der Mitte gekämpft, jetzt versetzt ihn der Dichter hierher, wie oben den Antilochos und noch eine Reihe bisher nicht genannter Kämpfer. Er bedarf einen Reichtum an Personen, wie auch die Einzelheiten sehr reichhaltig sind.

Mit Asios' Tode beginnt eine stark verknüpfte Reihe von Kämpfen. Deiphobos wirft auf Idomeneus, der sich hinter seinem ausführlicher beschriebenen Schilde duckt, und trifft Hypsenor. Der werde, ruft er frohlockend aus, dem Asios ein Geleiter zum Hades sein, so daß er zu seiner Freude ein ehrendes Geleit haben werde. Wie die Achäer alle, ist besonders Antilochos über dieses Frohlocken ergrimmt; er schützt den Gefallenen mit seinem Schilde. Idomeneus kämpft unverzagt weiter und tötet Alkathoos, den Schwiegersohn des Anchises; die Vorzüge von dessen Tochter Hippodameia begründen, warum sie des besten Mannes in troischem Lande Gemahlin wurde. Für seinen Fall wird Poseidon verantwortlich gemacht, der ihm die Augen bezauberte und die Sinne fesselte, so daß er sich nicht rühren konnte, sondern steif wie eine Säule oder ein Baum dem Idomeneus erlag. Sein zuckendes Herz, in das er getroffen war, ließ noch das Speerende zittern, bis Ares der Lanze die Kampfwut nahm. Dem Deiphobos, der über Hypsenors Tod frohlockt hatte, ruft Idomeneus triumphierend zu, die drei erlegten Troer dürften doch wohl für jenen ein genügender Ersatz sein. Er fordert ihn auf, sich ihm zu stellen, dann werde er erfahren, wie gewaltig er sei, der Nachkomme des Zeus. Die kurze Genealogie steht in der Ruhepause gut an ihrem Platz. V. 401—454.

Nach reiflicher Überlegung sieht sich Deiphobos nach Hilfe um und holt den Aineias herbei, der zuhinterst im Gedränge steht. Der Dichter begründet diese seine Haltung mit einem dauernden Groll gegen Priamos, der ihm die seinem Adel gebührende Ehre nicht erwies. Deiphobos mahnt ihn bei der Trauer um den Schwager und der Erinnerung an die freundliche Obsorge, die ihm Alkathoos in früher Jugend erwiesen, und erreicht es, daß Aineias gegen Idomeneus aufbricht. Dieser ist gar nicht erschrocken, sondern hält aus wie der Eber vor der andringenden Schar der Jäger. Doch ruft auch er Gefährten zu Hilfe, denn er stehe, so sagt er, allein und fürchte Aineias, weil dieser ein gewaltiger Krieger und ihm an Jugendblüte über-

legen sei. Ständen sie an Alter gleich, so würde er, unbekümmert um den Ausgang, den Kampf aufnehmen. V. 455—486.

Von den durch Idomeneus Aufgerufenen sind Meriones und Antilochos bekannte Gestalten, Askalaphos, Aphareus und Deipyros werden vom Dichter auch 9,82 als Wächter des Grabens verwendet, kommen aber sonst nur hier vor. Die Aufzählung ist nicht zufällig, denn alle die Genannten spielen in dem zunächst folgenden Kampf eine bedeutende Rolle, die drei sonst nicht Bekannten fallen. Wir sehen auch sonst, daß der Dichter auf diese Weise die Ereignisse sorgfältig vorbereitet; die Kämpfer sollen nicht ganz unbekannt sein.

Sie bilden um Idomeneus mit ihren an die Schultern gelehnten Schilden eine Schutzwehr, worauf auch Aineias Hilfe herbeiruft. Außer Deiphobos, Paris und Agenor strömt eine Menge von Troern herbei, über die Aineias sich freut, wie ein Hirt über die dem Widder zur Tränke folgende Herde. Es beginnt der Kampf um den Leichnam des Alkathoos unter des Idomeneus und Aineias Führung. Aineias tut einen vergeblichen Wurf auf Idomeneus, dieser trifft den Oinomaos und zieht die Lanze wieder aus dem Körper. Die folgende nicht leichte Stelle hat Albracht erklärt. Wie Idomeneus vorspringt, um dem Gefallenen die Rüstung abzuziehen, wird er durch einen Hagel von Geschossen zurückgetrieben. Seine Gelenke waren eben nicht mehr flink genug, beim Angriff seinem Geschoß rasch nachzuspringen und gleich ein Beutestück zu erraffen, noch mit einem solchen rasch zurückzuspringen, bevor die Gegner zum Werfen Zeit gewannen. Daher mußte er sich im stehenden Kampfe verteidigen. Zur Flucht trugen ihn die Füße auch nicht schnell genug, weshalb er schrittweise zurückging, natürlich mit dem Gesichte gegen den Feind. Bei dieser Gelegenheit wirft Deiphobos auf ihn, ohne ihn zu treffen. V. 487—518.

Damit verschwindet Idomeneus aus der Schlacht, ohne Sang und Klang, und vom Kampf um die Leiche des Alkathoos hört man auch nichts mehr. Die Aristie des Idomeneus nimmt plötzlich ein ganz unerwartetes Ende. Es dürfte der Vermutung nicht auszuweichen sein, der Dichter der Ilias habe deren Schluß aus unbekanntem Grunde nicht verwenden können und daher in aller Stille fallen lassen. Die Fuge ist so geschickt verdeckt, daß bis jetzt, soviel ich sehe, noch kein Erklärer darauf geachtet hat. Deiphobos wirft den Speer auf Idomeneus, trifft aber des Ares Sohn Askalaphos, und von der Stelle an ist alles Interesse diesem zugewendet. Es gehört wohl mit zu der Kunst des Dichters, daß er erzählt, Ares habe vom Tode seines Sohnes nichts gewußt, da er gleich den andern Göttern durch die Ratschlüsse des Zeus vom Kampfe abgehalten und auf den Olymp gebannt war. Die Verlegung der Szene wendet unsern Blick vom Verschwinden des Idomeneus ab. Man ist freilich geneigt, die Stelle als Interpolation zu betrachten, herübergenommen aus 15,110, wo Ares vom Tode seines Sohnes erfährt. Das ist aber sehr fraglich. Daß die Verse den Zusammenhang unterbrechen, beweist nichts, denn das tun fast alle olympischen Szenen. Mit Sicherheit verwerfen könnte man sie nur, wenn

zweifellos ausgemacht wäre, daß in den Büchern 13 bis 15 das Verbot des Zeus, also das 8. Buch, noch durchaus unbekannt sei. Darüber werden wir später Klarheit gewinnen.

Deiphobos wird, wie er dem gefallenen Askalaphos den Helm rauben will, von Meriones in den Arm verwundet und von seinem Bruder Polites zum Wagen geführt, auf dem er der Stadt zufährt. Die ausführliche Erzählung zeugt von der Wichtigkeit, die der Entfernung des Hauptheldes der Troer im Kampfe mit Idomeneus beigelegt wird. Es folgen weniger bedeutende Einzelkämpfe, Aineias tötet den Aphareus, Antilochos den Thoon. Vor dem Grimm der von allen Seiten auf ihn einstechenden Troer schirmt den Antilochos Poseidon, hier als Stammgott der Neliden, in gleicher Eigenschaft auch vor dem Speerwurf des Adamas, den darauf Meriones erlegt. Adamas zappelt mit dem Speer im Leibe gleich dem ungebärdigen Stier, den Hirten auf der Bergweide fesseln. Doch läßt ihn der Dichter nicht lange zappeln. Meriones zieht ihm den Speer aus dem Leibe, worauf Dunkel seine Augen umhüllt. Mit dem Gleichnis schließt das Stück ab. V. 518—575.

Das letzte Stück des Kampfes auf der Linken ist durch den Fall des Deipyros, den Idomeneus V. 478 zu Hilfe gerufen hatte, mit dem Vorhergehenden verbunden, ebenso dadurch, daß Alexandros und Agenor V. 490 unter den von Aineias Aufgerufenen erschienen sind. Sonst ist es vollkommen in sich abgerundet und ähnlich komponiert wie vorher die Szene mit Alkathoos. Wie dort Idomeneus, so steht hier der bisher nicht genannte Menelaos im Mittelpunkt, nur bilden die Hauptsache nicht seine Taten, sondern seine große Rede. Einzelheiten fallen auf. Agenor verbindet V. 600 Helenos die Wunde an der Hand mit einer von seinem Therapon gereichten Schleuder, einer Waffe, die in der Ilias sonst nur die Lokrer führen. Der Troer Peisandros führt V. 612 eine Streitaxt, die er am Schildinnern hängen hat; auch dieser Waffe geschieht nur noch einmal Erwähnung 15,711. Meriones, der im Anfang des Buches aus Idomeneus' Zelt einen Speer geholt hat, tritt plötzlich als Bogenschütze auf V. 650. Der von ihm getötete Harpalion ist der Sohn des Paphlagonenfürsten Pylaimenes, der klagend die Leiche des Sohnes nach der Stadt begleitet. V. 657. Dieser nämliche Pylaimenes ist aber bereits 5,576 durch Menelaos erlegt worden.

All das beweist, daß der Dichter in dem vorliegenden Stücke manches bereits vorhandener Epik entnommen hat. Es ist ja sicher eine starke Unachtsamkeit, daß er den längst toten Pylaimenes klagend seinem Sohne folgen läßt. Aber diesen Zug fand er in einem Zusammenhang, der noch anderes von ihm hier Verwendetes enthielt, und nahm ihn mit auf, ohne sich des Todes des Pylaimenes zu erinnern. Dieser muß ebenfalls einer Überlieferung angehört haben, der er im 5. Buche Platz schaffte. Wir sehen deutlich, wie viel epische Tradition dem Dichter vorgelegen haben muß. Ihren Ursprung können wir oft nicht mehr sehen, da er selbst den neuen Zusammenhang bestimmte. Aber daß er in zahllosen Fällen die Namen

und Schicksale auch weniger bedeutender Helden nicht erfunden, sondern übernommen hat, dürfte deutlich sein.

Den Deipyros erschlägt Helenos mit dem großen thrakischen Schwert. Der Bogenschütze trägt das Schwert wie Alexandros im Anfang des 3. Buches. Zornig über den Tod des Gefallenen geht Menelaos gegen Helenos vor, dessen Pfeil vom Panzer des Atriden abspringt wie Bohnen von der Schaufel des Worfelnden. An der Hand, die den Bogen hält, verwundet ihn Menelaos, und dem Zurückgewichenen verbindet Agenor die Wunde mit der wollenen Schleuder. Darauf bedroht Peisandros den Atriden. Nach erfolglosem Speerwurf ergreift er die Streitaxt, erliegt aber des Menelaos Speer. V. 576—619.

Über dem Gefallenen frohlockt Menelaos. Wenn sie so tot dalägen, würden die Troer den Kampf um die Schiffe aufgeben, die sich am Kampfe nie genug tun könnten. Den einleitenden Gedanken, daß die Troer am Kampfe nie genug bekämen, unterbricht die Erinnerung an den Schimpf, den sie ihm angetan, ohne sich vor der sichern Strafe des gastlichen Zeus zu fürchten. Die Gemahlin und viel Gut haben sie ihm weggeführt, trotzdem sie bei ihr gastfreundlich aufgenommen wurden. Es mag uns auffallen, daß er nur vom Frevel am Gastrecht und dem schnöden Undank nach genossener Gastfreundschaft redet, nicht von der Verletzung der Heiligkeit der Ehe. Aber davon spricht die Ilias nie.

Darauf kehrt er zum Gedanken des Eingangs zurück. Es ist eine ganz neue Wendung, die der Dichter findet, daß das wilde Bestreben der Troer, die Schiffe zu verbrennen und die Achäer zu töten, eine Fortsetzung der gegen Menelaos geübten Beleidigung ist. Er sagt ihnen zwar voraus, sie würden noch einmal vom Kampf ablassen. Aber da kommt ihm in den Sinn, daß sie von Zeus beschirmt sind, und im höchsten Unmut wendet er sich an den Gott. Es werde doch dessen überlegene Weisheit so sehr gepriesen, und doch komme alles von ihm. Wie könne er nur den frevelhaften Troern gnädig sein, mit ihrer gottlosen Kampfwut und ihrer Unersättlichkeit im Kampfe. Wie in seinem Gebete 3, 365 findet Menelaos die ganze Geschichte mit der Weisheit des Zeus unvereinbar, hier aber gründet sich sein Erstaunen darauf, daß die Troer nicht durch ihre Unersättlichkeit den Unwillen des Zeus erregen, denn ihr Verhalten geht über Menschenart hinaus und verdient dadurch den göttlichen Zorn. Breit ausladend setzt er das zum Schluß noch auseinander. Alles bekäme man doch satt, Schlaf und Liebe, Gesang und Tanz, Dinge, deren man sich doch mehr zu sättigen begehre als des Kampfes; aber von diesem hätten die Troer nie genug. V. 620—639.

Wie er sich der Schlacht wieder zuwendet, springt der Paphlagone Harpalion auf ihn an, trifft mit der Lanze seinen Schild, ohne ihn zu durchbohren, und wird, als er sich flüchtend zu den Seinen zurückzieht, von Meriones von hinten mit dem Pfeil zu Tode verwundet. Wie ein Wurm liegt er ausgestreckt auf der Erde. Die Paphlagonen führen den Toten, den sein Vater Pylaimenes jammernd geleitet, auf einem Wagen nach

Troja. Ihn zu rächen, erlegt der den Paphlagonen befreundete Paris den Euchenor, der mit gleicher Wendung, unter starker Betonung, eingeführt wird, wie früher Dares und Dolon. Sein Schicksal ist auch wirklich furchtbar. Durch seinen Vater, den korinthischen Seher Polyidos, wußte er, daß ihm der Tod bestimmt war, entweder im Felde oder zu Hause durch schreckliche Krankheit. Er wählte den Feldzug, weil er die Leiden der Krankheit fürchtete und ihm, wenn er sich der Teilnahme entzog, von den Achäern eine Buße drohte. Nun ereilte ihn durch Alexandros' Pfeil das grause Dunkel. V. 640—672.

Die Schlacht auf der Linken wird abgebrochen. Die Achäer, sagt der Dichter, waren nahe daran zu siegen, und er schreibt das der Wirksamkeit Poseidons zu. Viel hatte der Gott in der ganzen Partie nicht gewirkt, aber durch sein Gespräch mit Idomeneus hatte der Dichter diese dem ersten Teile des Buches angeschlossen, und das hebt er beim Übergang in die neue Partie nochmals hervor. Die Erzählung kehrt zu Hektor zurück, von dem es einleitend heißt, er habe vom Kampf auf der Linken keine Kunde gehabt.

Das folgende Stück bietet zahlreiche Eigentümlichkeiten und wird deshalb von vielen Seiten als Interpolation ausgeschieden. Hektor hält sich da, wo er zuerst in die Tore und die Mauer hineingestürmt war, nachdem er die achäischen Reihen gebrochen hatte. Dort waren die Schiffe des Aias und Protesilaos an den Strand gezogen, über denen die Mauer am niedrigsten gebaut war und Männer wie Rosse am besten in der Schlacht sich tummelten. Die Lage entspricht unserer sonst gewonnenen Vorstellung nicht, da die Schiffe des Aias sonst auf einem äußersten Flügel des Schiffslagers gedacht werden, während sie hier mit dem des Protesilaos in der Mitte stehen müssen, und da nicht nur Hektor mit dem Fußvolk, sondern offenbar auch die Wagen innerhalb der Mauer angenommen werden müssen, während doch nach dem 12. Buch diese am Graben zurückgelassen worden waren. Daß die Mauer hier am niedrigsten gebaut gewesen sei, kann nur den Sinn haben, daß sie zu Wagen überschritten werden konnte. Sind die Schanzen schon überhaupt nicht hoch zu denken, so läßt sich wohl glauben, daß ein besonders niedriges Stück mit schrägen Seiten im Anlauf zu Wagen genommen werden konnte. Was moderne Reiterei an Überwindung von Hindernissen leistet, ist ungleich mehr. An sich ist also alles in Ordnung, aber es widerstreitet den Ansätzen des 12. Buches.

Eng dazu gehört die Aufzählung der dort postierten Völkerschaften, die als Einheit komponiert ist. Sie beginnt und schließt mit den Boiotern. Athener, Lokrer, Phthier, Epeier werden aufgezählt, dann wird in anderer Reihenfolge von ihnen mancherlei berichtet, was sonst in der Ilias fehlt. Die Athener heißen mit langen Gewändern ausgestattete Jonier. Die Mannen von Phthia führt Medon; Phthia ist also nicht das Land der Myrmidonen. Medon ist ein natürlicher Sohn des Oileus und wohnt in Phylake am Nordabhange des Othrys, weil er einen Bruder seiner Stiefmutter erschlagen hatte. Zum Schluß hören wir von den nur mit Bogen

und Schleudern bewaffneten Lokrern, die hinter den ritterlich Gerüsteten aufgestellt sind und aus dem Hinterhalte treffen. Dazu kommt die enge, durch das Gleichnis von den einträchtig arbeitenden Ochsen veranschaulichte Verbindung der Aianten. Der Kampf geht so vor sich, daß die sämtlichen Völkerschaften zuerst Hektor nicht von den Schiffen zurückdrängen konnten, obwohl sie alle tapfer kämpften, im Vordertreffen die edlen Mannen des Telamoniers, die ihm, wenn er ermüdet war, den Schild abnahmen, zum Schluß aber die Lokrer mit dem Hagel ihrer Geschosse die Troer in Verwirrung brachten. V. 673—722.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß der Erzählung ein episches Stück zugrunde liegt, dessen Helden Athener, Epeier, Phthier und Lokrer waren. Es enthielt eine von der des 12. Buches abweichende Version des Mauersturms und ließ die Troer durch die Lokrer zurücktreiben. Aber es ist keine Interpolation, denn wenn wir es uns wegdenken, so fehlt jede Verbindung mit dem Folgenden. Wir sehen auch, daß der Dichter Einzelheiten des Stückes verwendet hat, um die letzte Partie vor der Aristie des Idomeneus auszugestalten. Dort fällt der Führer der Epeier, Amphimachos, von Hektors Lanze und wird von den Athenern Menestheus und Stichios zu den Achäern gebracht V. 185. Stichios ist sonst nur noch V. 691 als athenischer Führer genannt. Der Dichter hat das epische Gedicht nicht ganz aufgenommen, sondern in höchst geschickter Art einzelne Züge daraus verwendet, um den ganzen Kampf auf der Linken einzurahmen. Die Schlacht in der Mitte nimmt er da wieder auf, wo er sie vor der Aristie des Idomeneus abgebrochen hat.

Jetzt hätte der Höhepunkt des alten Poseidongedichtes, die Zurückdrängung der Troer, angeschlossen werden können. Aber weil ihn der Dichter mit der Berückung des Zeus in Verbindung setzen wollte, mußte er eine Pause eintreten lassen, und die hat er nicht mit leeren Einzelkämpfen, sondern mit einer guten Erfindung ausgefüllt. Wie im 6. Buche wird die Niederlage der Troer durch einen guten Rat aufgehalten. Polydamas redet zu Hektor im gleichen Sinne wie bei dem Adlerzeichen, aber mit gelindern Worten. Hektor sei Mahnungen unzugänglich. Weil ein Gott ihm die ausnehmende Kriegstüchtigkeit verliehen, glaube er auch in der Weisheit des Rates allen überlegen zu sein. Aber er könne sich nicht alles selbst nehmen; auch einem andern lege Zeus nützliche Gedanken in den Sinn. Dann gibt er einen Überblick über die Lage, der an nichts von dem Vorhergehenden genau anlehnt, sondern in freier Erfindung die Verzettelung der troischen Streitkräfte mit großer Wahrscheinlichkeit vorführt. Nachdem sie die Mauer überstiegen, standen die einen in voller Rüstung dem Gefechte fern, die andern kämpften vereinzelt im Schiffslager mit der Übermacht. Mir scheint, der Dichter wollte eine lebendig wirkende Grundlage für den Rat des Polydamas gewinnen. Dieser rät, Hektor möge zurückgehen und die Edelsten zum Rate rufen; da wollten sie überlegen, ob sie wieder angriffen oder sich ohne Schaden zurückzögen. Er fürchte, so schließt er, die Achäer möchten sich für die Niederlage von gestern Ersatz zahlen

lassen, denn noch weile bei den Schiffen ein des Kampfes ungesättigter Held, der sich der Schlacht nicht mehr lange enthalten werde.

Das verweist auf den Kampf des 8. Buches, das also, wie aus unserer Stelle unwiderleglich hervorgeht, vor dem unserigen der Ilias einverleibt worden ist. V. 723—747. Damit ist auch erwiesen, daß sich im Beginn des Buches die Verse 8 f. auf das Verbot des Zeus beziehen und der Hinweis auf die am Kampfe verhinderten, im Olymp weilenden Götter V. 524 ganz berechtigt ist.

Hektor ist diesmal einverstanden. Er beauftragt Polydamas, die besten Helden, nämlich die in der Mitte kämpfenden, hier zurückzuhalten, während er selbst „dorthin", auf die linke Seite, gehen will, um den dort Fechtenden seine Befehle zu geben. Er fliegt laut schreiend durch die Reihen der Troer und Bundesgenossen. Wenn er dabei mit einem Schneeberg verglichen wird, so ist das unverständlich und beruht wohl auf einer alten Verderbnis. Auf seinen Ruf sammeln sich die Helden um Polydamas, er selbst sucht eine Reihe troischer Führer, die in der Schlacht auf der Linken gefallen oder verwundet in die Stadt zurückgebracht worden waren. Ihre Namen führen uns den an die Aristie des Idomeneus anschließenden Kampf noch einmal vor und stellen so die Verbindung der einzelnen Teile des Gedichtes her. Nur Alexandros findet er, der die Troer zum Kampf ermuntert, läßt ihn hart an, fragt nach den andern Führern und verkündet ihm sein nahes Verderben, da auch die Stadt verloren sei. Alexandros verwahrt sich gegen den Vorwurf unzeitigen Nachlassens, den er ja zuweilen, nicht aber jetzt verdiene. Die Helden, nach denen er frage, seien alle gefallen, bis auf die in Sicherheit Gebrachten, Deiphobos und Helenos. Nun möge er sie führen, wohin er wolle; mit allen Kräften würden sie ihm Gefolgschaft leisten. Über seine Kraft hinaus könne aber auch der Eifrigste nicht kämpfen. Die Haltung des Alexandros ist gleich untertänig und nachgiebig wie im 6. Buch, und sein letztes Wort lehnt die Verantwortung für den Ausgang gerade so ab, wie wenn er dort sagt, daß der Sieg unter den Männern wechsle. V. 748—787.

Sie sammeln sich zu den um Polydamas Gescharten, und damit tritt das Schlußbild des ganzen Buches ein, das den ersten Akt der an das alte Poseidongedicht angeschlossenen Schilderung darstellt. Zu diesem Zwecke ist es breit und ausführlich angelegt. Erst vernehmen wir die Namen einer Reihe von troischen Führern, von denen uns Polydamas und Kebriones bekannt sind, Phalkes und Morys am Ende des 14. Buches in einem wilden Massenkampf erschlagen werden, während die übrigen nicht mehr auftreten. Sodann veranschaulicht ein prächtiges Gleichnis den Ausmarsch der dichten Haufen der Troer, die heranziehen gleich den sich unablässig folgenden, von niederfahrendem Sturm aufgewühlten Meereswogen. Glänzend ist Hektor geschildert, der überall in die Gegner einzudringen versucht, aber ohne daß die Achäer sich erschrecken lassen. Daß von dem durch Polydamas geforderten Kriegsrat keine Rede mehr ist, kann nicht auffallen. Nachdem sich die Reihen der Troer wieder gesam-

melt, konnte eine Beratung kein anderes Resultat haben als einen neuen Ansturm, deshalb hat der Dichter sie fallen lassen. Die Örtlichkeit der gegenseitigen Aufstellung wird nicht genauer bestimmt. Der Dichter hat sich der Mauer entledigt, um sie nur noch zu bestimmten Zwecken zu verwenden. Die Heere stehen einander gegenüber wie in einer Feldschlacht.

Wie vor einer Entscheidung zu geschehen pflegt, eröffnen die Führer den Kampf mit Rede und Gegenrede. Aias schilt Hektor einen Verblendeten und fordert ihn zum Kampfe heraus, statt daß er die Achäer nutzlos zu schrecken suche. Nicht ihre geringere Kriegskunst, sondern die Geißel des Zeus habe die Achäer bewältigt. Vergeblich hoffe Hektor ihre Schiffe zu zerstören. Vorher werde Ilios von ihren Händen genommen und zerstört werden und Hektor selbst für seine eilige Flucht Zeus um Rettung anflehen. Wie er das gesagt, fliegt zur Rechten ein Adler auf, und die Achäer jauchzen, durch das Zeichen ermutigt. Daß Zeus den Vogel gesendet habe, steht nicht da, sondern nur, daß ihn die Achäer für ein günstiges Zeichen nehmen. Hektor antwortet mit äußerster Zuversicht. Er wünschte so gewiß der unsterbliche Sohn des Zeus und der Here zu sein und gleich Apollon und Athene geehrt zu werden, als dieser Tag allen Achäern Unheil bringe. Aias selbst verheißt er, wenn er zu widerstehen wage, den Tod durch seinen Speer und die schändliche Mißhandlung seines Leichnams durch die Geier und troischen Hunde. Mit jauchzendem Kampfgeschrei stürmen die Heere gegeneinander vor, der Schall dringt bis zum Äther und den Strahlen des Zeus. V. 788—837.

Der Beginn der neuen Schlacht bedeutet einen Ruhepunkt in der Erzählung, zugleich den vorläufigen Abschluß der Kampfschilderung. Wir mögen uns nun die Heere kämpfend denken, bis der Dichter zu ihnen zurückkehren will. Er hat das nämliche Kunstmittel angewandt wie vor und nach der langen Schlacht auf der Linken, und wir folgen gern, weil wir die Fortdauer des Kampfes halb unbewußt im Sinn behalten.

Eine Übersicht über das 13. Buch dürfte zweckmäßig sein. Der Dichter hat innerhalb des alten Gedichtes von der Hilfeleistung Poseidons in einem ersten Akt ein Schlachtenbild geschaffen, dessen Schluß im Großen die Situation des Anfangs wiederherstellt. Nach dem glänzenden Eingang, welchen die Vorlage bot, geht er sogleich von deren erhabenen Voraussetzungen ab und läßt Poseidon nur in menschlicher Gestalt die Achäer anfeuern. Der neu beginnende Kampf schließt so gut als möglich an die durch das 12. Buch geschaffenen Verhältnisse an. Die Achäer ordnen sich zum Widerstand, und die Schlacht löst sich in Einzelkämpfe auf, die teilweise zum Folgenden überleiten. Unter den Kämpfenden treten Epeier und Athener auf. Der Kampf in der Mitte dauert ohne Entscheidung fort, indes der Dichter auf die „Linke des Schlachtfeldes" übergeht. Die Verbindung schafft er durch den Zorn des Poseidon über den Tod seines Enkels Amphimachos.

Für den Kampf auf der Linken ist zuerst ein episches Gedicht benutzt,

die Aristie des Idomeneus, der die ganze Einleitung bis zum Eintreten des kretischen Helden in den Kampf gehört. Dieser gliedert sich in drei Teile. In deren erstem, dessen Kämpfe unter sich zusammenhängen, steht Idomeneus im Mittelpunkt. Plötzlich verschwindet er aber spurlos, so daß wir vom Ende der alten Aristie keine Kenntnis haben. Ein zweiter Teil zeigt die Verwundung des Hauptheldes der Troer auf dieser Seite, Deiphobos, und einige unter sich verbundene Einzelkämpfe. Der Mittelpunkt des dritten Teils ist die große Rede des Menelaos. Daß der Dichter hier vorhandenes episches Gut verwendet, beweist das Auftreten des Meriones als Bogenschütze und die Szene mit Pylaimenes.

Von der Linken führt uns der Dichter auf die Mitte zurück. Die Athener und Epeier, die zunächst auftreten, knüpfen an die vor der Aristie des Idomeneus abgebrochene Schlacht an. Die ganze die neue Schlacht einleitende Partie verrät Benutzung eines epischen Stückes, das eine besondere Erzählung des Mauersturmes enthielt, und in dem die leichtbewaffneten Lokrer eine bedeutende Rolle spielten. An deren Erfolg knüpft sich nicht ganz lückenlos der Rat des Polydamas, einen Kriegsrat abzuhalten. Hektor holt von der Linken Alexandros und die wichtigsten Kämpfer herbei, und nach ausführlicher Vorbereitung beginnt der Kampf von neuem.

Ein Chaos ist das wahrlich nicht, mögen sich auch zuweilen die Einzelheiten stoßen. Auch einen „schlummernden Homer" vermag ich nicht zu entdecken. Mit größter Umsicht hat der Dichter, zum Teil unter Verwendung vorhandener Vorlagen, ein großes Schlachtenbild entrollt, dessen Ausgang er versparen mußte, bis er durch die Berückung des Zeus das siegreiche Vordringen der Achäer unter Poseidon vorführen konnte. Als Ganzes erreicht es die Höhe anderer Kampfbilder nicht, weil die Darstellung einer auf dem nämlichen Raum gebannten Schlacht außerordentlich schwierig war. Aber die Einzelheiten sind zum Teil hervorragend, und die Gleichnisse glänzen an Kraft und Schönheit vor vielen andern der Ilias hervor.

Ilias XIV.

Die Heere stehen sich zum Entscheidungskampfe gegenüber, und wir erwarten den Höhepunkt der Entwicklung. Daß in diesem Moment mit dem Eingreifen der Here V. 153 die große olympische Szene eintritt, hat für uns nichts Auffallendes. Diese Szenen unterbrechen gern die Handlung in ihrem Höhepunkt, und der Hörer folgt willig, weil er die Leitung der Ereignisse auf die Götter übergehen sieht.

Eine andere Frage ist, ob auch die Episode des Eingangs organisch eingefügt sei. Der Scholiast A erblickt darin eine Parallelhandlung zum 12. und 13. Buche, und dabei könnten wir uns beruhigen, wenn es auch eigentümlich anmutet, daß der Dichter die mit so großer Sorgfalt zur Entscheidung geführte Erzählung so plötzlich verlassen und nachgetragen haben soll, was die im Lager Zurückgebliebenen und die Kampfunfähigen ange-

fangen hätten. Dazu hätte aber gehört, daß sich die parallelen Handlungen zum Schlusse gut vereinigten, so daß wir über den Charakter der Episode vollständig im Klaren wären.

Der Beginn macht keine Schwierigkeiten, da Nestor und Machaon ganz wohl bis zu diesem Zeitpunkt in Nestors Zelte weilend gedacht werden können. Der unverzagt trinkende Nestor hat sogar die Bewunderung eines antiken, vermutlich stoischen Erklärers erregt, weil er trotz dem vielen Trinken als ernster Mann den Fortgang des Kampfes wahrzunehmen wußte. Nestor verfügt, Machaon möge weiter trinken, bis Hekamede ihm ein warmes Bad gerüstet habe, um ihm darin die Wunde zu waschen. Er selbst ergreift den Schild seines Sohnes Thrasymedes, da dieser den des Vaters hat. Andrew Lang macht darauf aufmerksam, daß beim Ausrücken zum nächtlichen Streifzug Diomedes den Schild des Thrasymedes mitgenommen hatte 10, 257. Nestor hätte dann dem Sohne seinen eigenen Schild auf die Wache geschickt und Diomedes den des Sohnes vom Streifzuge zurückgebracht. An unserer Stelle wäre demnach die Dolonie benutzt. Die Erklärung ist einleuchtend, nur beweist sie nichts für ursprünglichen Zusammenhang. Dieser kann durch den Dichter unserer Episode hergestellt sein.

Aus dem Zelte getreten, überblickt Nestor die Lage. Die Achäer werden von den Troern heftig gedrängt, die Mauer liegt eingestürzt. Das ist etwas ganz Neues. Von der Lücke, die Sarpedon durch Herabreißen der Mauerzinne in den Wall gerissen, kann man so nicht sprechen. Im Anfang des 13. Buches wurde mehrfach erzählt, wie die Troer den Wall überstiegen hätten. Niedergelegt wird er erst durch Apollon 15, 361. Nestor wiederholt aber V. 55, er liege am Boden. Bei dem schreienden Widerspruche darf man kaum anders urteilen, als daß die uns vorliegende Partie keine durch die vorangehenden Bücher geschaffene Lage im Auge hat. V. 1—15.

Die Erwägung Nestors veranschaulicht ein Gleichnis, das in hübscher Nachahmung des 9, 4 gebrachten gebildet ist. Zwiespältig sind seine Gedanken, ob er zu den kämpfenden Achäern oder zu Agamemnon gehen solle, und sein unentschlossenes Sinnen gleicht der unruhigen, aber stumpfen Bewegung des den Sturm ahnenden Meeres, der erst das Einfallen eines Windstoßes ein Ende macht. Endlich entschließt er sich, zu Agamemnon zu gehen. Den trifft er, wie er mit den übrigen Verwundeten, Diomedes und Odysseus, von den Schiffen herkommt. Die folgende Schilderung ist nicht eben geschickt, aber doch verständlich. Die Schiffe der Genannten sind von der Schlacht am weitesten entfernt, denn sie liegen zunächst am Meere, während die Achäer die Mauer bei den vom Meere entferntesten gebaut hatten. Ich halte es nicht mehr für berechtigt, aus der Stelle schließen zu wollen, daß die Mauer nach dieser Angabe schon bei der Landung erbaut worden sei. Es soll nur erklärt werden, warum die drei Helden von ihren Schiffen zum Kampfplatz ein Stück Weges zurückzulegen hatten, und dazu dient die weitere Erläuterung, die große Masse

der Schiffe habe eine staffelförmige Aufstellung notwendig gemacht. Es scheint, als sollten die Helden von dem Vorwurf entlastet werden, dem Kampf unnötig ferngeblieben zu sein. V. 16—39.

Agamemnon sieht darin, daß er Nestor hier trifft, ein übles Zeichen. Hektor, so fürchtet er, möchte jetzt seine Drohungen wahr machen, und von den Achäern argwöhnt er, daß sie gleich Achilleus Groll gegen ihn hegten und nicht mehr kämpfen wollten. Worauf sich das alles bezieht, ist ja klar, nicht aber die Art, wie es ausgedrückt ist. Man kann an Hektors Drohungen denken, die er 8, 182 ausstieß, und darauf nimmt unsere Stelle sicher Bezug; aber sie lautet so, als hätte Hektor sie in einer Heergemeinde ausgesprochen. Von einem Groll der Achäer gegen den König spricht Poseidon 13, 111. Aber es ist doch seltsam, daß Agamemnon nicht fürchtet, daß sie ihm der Behandlung des Achilleus wegen zürnen, sondern diesen nur zur Vergleichung heranzieht. Denn so ist ihr Groll durch nichts begründet. V. 40—51.

Die Schilderung Nestors von dem wirren Kampfgewühl, bei dem man nicht erkennen könnte, von welcher Seite die Achäer gedrängt werden, steht mit dem Ende des vorigen Buches wieder durchaus im Widerspruch, übrigens mit keiner vorangehenden Situation im Einklang. Nestor schlägt Beratung vor, widerrät aber den Verwundeten die Teilnahme am Kampf. V. 52—63.

Aus der Nutzlosigkeit des Walles und Grabens, welche die Achäer mit so viel Mühe hergestellt, erkennt Agamemnon, daß Zeus ihnen die Gnade, die er ihnen früher erwiesen, jetzt entzogen hat, und macht, zum dritten Mal in der Ilias, den Vorschlag zur Flucht, diesmal in besonderer Wendung. Sie wollten, so schlägt er vor, die zunächst dem Meere liegenden Schiffe flott machen und an Ankersteine legen, um dann in der Nacht, wenn die Troer vom Kampf abließen, alle andern nachzuziehen und abzufahren. Entschuldigend fügt er hinzu, selbst eine nächtliche Flucht vor dem Unheil sei nicht tadelnswert; sich zu retten sei besser als Untergang. Aber er trifft auf den heftigen Widerspruch des Odysseus. Nachdem ihm dieser klar gemacht, wie unwürdig es sei, als Führer einer zu unaufhörlichem Kampfe gebornen Heldenschar so zu sprechen, bezeichnet er den Gedanken als das sicherste Mittel, den vollen Erfolg der Troer und die Vernichtung der Achäer herbeizuführen. Denn wenn diese die Schiffe ins Meer ziehen sähen, würde keiner mehr an Kampf, sondern alle nur an Rettung denken. Agamemnon verwahrt sich dagegen, daß er die Achäer habe zwingen wollen, wider ihren Willen die Schiffe ins Meer zu ziehen, und wünscht nur, es möchte sich jemand finden, der einen bessern Rat zu geben wüßte. V. 64—108.

Da tritt Diomedes vor. Er bittet, ihm, dem Jüngsten, seinen Freimut nicht übel zu nehmen, begründet aber sein Auftreten mit seinem vornehmen Geschlecht. Ausführlich erzählt er seine Genealogie, besonders den Ruhm seines Vaters Tydeus und dessen Aufnahme in Argos. Nachdem er so seine Berechtigung, mitzusprechen, erwiesen hat, schlägt er vor,

sie wollten sich in die Nähe der Schlacht begeben, sich aber selbst vom Kampfe fern halten, um sich nicht zu den alten noch neue Wunden zuzuziehen, dagegen Säumige zum Streit ermuntern. V. 109—132.

Wie sie sich aufmachen, gesellt sich in Gestalt eines alten Mannes Poseidon zu ihnen. Achilleus, meint er, werde sich in seines Sinnes Torheit jetzt gewiß sehr freuen, wenn er die Niederlage und Flucht der Achäer sehe. Aber ebenso gewiß möge er umkommen und ihn ein Gott mit Blindheit schlagen. Die Götter, so versichert Poseidon den König, zürnten ihm nicht durchaus, sondern er werde die Troer in wilder Flucht der Stadt zueilen sehen. Laut wie neuntausend oder zehntausend streitende Männer schreit er auf und ermutigt dadurch die Achäer zu unverdrossenem Kampf. V. 133—152.

Das gräßliche Geschrei ist dem des Ares 5, 860 nachgebildet und hier nicht recht am Platz, weil sich die Fürsten noch weit vom Kampfe befinden. Wichtiger ist, daß auch Poseidon von Verderben und Flucht der Achäer redet, die gewiß Achilleus besondere Freude machten, also auch hier ein Anschluß an das 13. Buch nicht vorhanden ist. In sich hängt aber das hier abbrechende Stück vortrefflich zusammen und ist gute Poesie. Es drängt alles zu der Annahme, daß uns das Bruchstück eines besondern epischen Gedichtes vorliegt, dessen Dichter eine Lage des Kampfes im Auge hatte, wie sie allenfalls der am Ende des 15. Buches entspricht, sonst aber sich nicht findet. Dergleichen Gedichte über den Kampf bei den Schiffen muß es viele gegeben haben. Es lehnt sich in der Erfindung der Einzelheiten an die Hauptstücke der Ilias an, ist aber in der Ausgestaltung selbständig. Vom Dichter der Ilias, der eben vorher die Heere einander zur Entscheidung gegenübertreten und Aias so siegessicher sprechen ließ, kann es in sein großes Epos nicht aufgenommen worden sein, weil es den ganzen Zusammenhang aufhebt und der widersprechenden Situation wegen nicht eingereiht werden konnte, wie etwa die Aristie des Idomeneus. Durch seinen homerischen Ton müssen spätere Rhapsoden veranlaßt worden sein, es an einer nicht gar unpassenden Stelle der Ilias unterzubringen.

Die Berückung des Zeus durch Here, eine der hervorragendsten Schöpfungen des Dichters der Ilias, knüpft eng an das 13. Buch an. Here sieht vom Olymp aus den Poseidon durch die Schlacht hin sich emsig mühen, wie er ja, seit er in Kalchas Gestalt zu den Aianten getreten, nur anfeuernd und anregend, niemals führend tätig gewesen ist. Die Rolle des Anführers der Achäer, die er im alten Poseidongedicht hatte, gibt ihm der Dichter erst nach der Berückung, um sie ihm dann zu lassen. Eine ursprüngliche Verbindung zwischen Poseidons Auftreten und dem der Here war nicht vorhanden. Erst der Dichter der Ilias hat sie hergestellt. Die höchst eigenartige und sorgfältig ausgeführte Dichtung von der Täuschung des Zeus ist, worauf der Dichter selbst aufmerksam macht, im Anschluß an ein Heraklesepos verfaßt.

Die Einleitung der Partie kündigt etwas Neues und Wichtiges an,

wie das die Geschichte des Bogens des Pandaros und Agamemnons Rüstung tun. Erst erfahren wir ausführlich den Plan der Here und eine kurze Schilderung ihres Gemaches, dessen geheimen Verschluß kein anderer Gott öffnen konnte. Sodann sehen wir, wie sie sich in kokettester Absichtlichkeit schmückt und schön macht, bis in jede Einzelheit. Aus dem Gemache getreten, ruft sie Aphrodite zu sich und fragt sie, ob sie ihr, der Feindin ihrer geliebten Troer, einen Gefallen tun würde. Der ehrwürdigen Göttin, der Tochter des Kronos, ist Aphrodite bereit zu tun, was sie vermag. Da erklärt ihr Here, sie gedenke an die Enden der Erde, zu Okeanos und Tethys, zu gehen, die sie dereinst auferzogen und jetzt sich verfeindet hätten. Ihre Einigkeit wünscht sie herzustellen, und dazu bedarf sie des Liebeszaubers und Liebreizes, mit denen Aphrodite alle Götter und Menschen sich untertan macht. Diese wiederholt ihre Bereitwilligkeit gegenüber der Gemahlin des Zeus und löst sich von der Brust den Busenhalter, der alle Lockungen der Liebe birgt. Wenn diesen, so versichert sie, Here am Busen birgt, wird sie alles vollbringen, was sie erstrebt. Lächelnd birgt Here das wirkungsvolle Busenband in ihrer Gewandung. V. 153—223.

Sie tritt ihre berühmte Reise vom Olymp nach der Troas an. Auf Lemnos trifft sie den Schlafgott Hypnos, den Bruder des Todes, und fordert ihn unter Berufung auf frühere Bereitwilligkeit auf, die Augen des Zeus in Schlaf zu senken. Sobald sie dann Zeus in Liebe beigewohnt, würde sie dem Hypnos durch ihren Sohn Hephaistos einen herrlichen Thronsessel fertigen lassen. Jeden Gott, erklärt Hypnos, selbst den Urvater Okeanos, würde er einschläfern, nur den Zeus nicht, wenn er es nicht selbst wünsche. Er hat einst eine warnende Erfahrung gemacht. Auf Heres Geheiß versenkte er Zeus in Schlaf, und Here benutzte das, um den von der Zerstörung Trojas zurückkehrenden Herakles durch einen Sturm nach Kos verschlagen zu lassen. Nach seinem Erwachen wütete Zeus unter den Göttern, und vor seinem Zorn rettete den Hypnos nur die Nacht, die ihn gütig aufnahm, und der Zeus Unliebes zu tun sich scheute. Nun komme ihm Here wieder mit so einem unerfüllbaren Auftrag. Sie aber verspottet ihn. Ob er denn glaube, Zeus sei für die Troer so eingenommen, wie für Herakles, um dessen willen er damals so sehr in Zorn geriet? Und sie verspricht ihm eine der jugendfrischen Chariten zur Gemahlin. Das soll sie ihm, erwidert Hypnos, durch einen Schwur versprechen. Bei dem unheilvollen Wasser der Styx soll sie schwören, wobei sie mit der einen Hand die Erde, mit der andern das Meer berührt; dadurch wird sie die Titanen der Tiefe zu Zeugen auffordern. Schwören soll sie, daß sie ihm die von ihm herzlich begehrte Charis Pasithea zum Weibe geben wolle. Here leistet den Eid, dann machen sie sich, in Nebel gehüllt, auf den Weg zum Ida. Wie sie vom Vorgebirge Lekton durch den Bergwald ansteigen, erzittern die Kronen der Bäume. Bevor sie in Zeus' Nähe kommen, besteigt Hypnos die höchste Edeltanne des Ida und birgt sich dort in der Gestalt eines Nachtfalken.

Nach der weit und anmutig ausgeführten Szene wundern wir uns, daß der Schlafgott bei der Täuschung des Zeus nicht die geringste Rolle spielt, sondern nur an deren Schluß als Bote zu Poseidon verwendet wird. Im Heraklesgedicht hatte er Zeus in Schlaf versenkt, aber eine Liebesszene war dort nicht vorgekommen. Da der Dichter diese zum Mittelpunkte der ganzen Handlung machte, war die Verwendung des Schlafgottes überflüssig geworden. Aber der Dichter mochte ihn nicht ganz missen, weil er durch des Hypnos Rede auf das Heraklesepos verweisen konnte und außerdem zu einer schön angelegten Szene Raum fand. Wieviel ihm dabei gehört, erkennt man daraus, daß die Einschläferung des Zeus im Heraklesgedicht auf dem Olymp, nicht auf dem Ida stattfand, wie aus allen Reminiszenzen daran hervorgeht. Den Ida wählte der Dichter mit Rücksicht auf den Beginn des Poseidongedichtes. Er hat den Berg mit besonderer Liebe gezeichnet. V. 224—291.

Wie Here auf der Kuppe Gargaron vor Zeus tritt, erfaßt ihn dieselbe Leidenschaft wie einst, da sie sich, von den Eltern unbemerkt, zuerst in Liebe einten. Erstaunt fragt er aber, welches Begehren sie herführe, und ist befremdet, daß sie ohne Roß und Wagen kommt. Sie erzählt ihm die Geschichte, die sie schon Aphrodite als Grund ihrer Reise angegeben, und erklärt, ihr Wagen stehe am Fuß des Gebirges. Sie komme nur her, um nicht seinen Zorn zu erregen, wenn sie ohne sein Vorwissen die Fahrt unternehme. Dorthin, meint Zeus, könne sie auch später noch gehen. Jetzt wollten sie sich zum Lager der Liebe wenden, denn noch nie habe ihn die Liebe zu einer Göttin oder einer sterblichen Frau so ringsüberströmend bezwungen. Die Aufzählung seiner Liebschaften unterbricht unangenehm den Zusammenhang und ist schon von Aristarch als ein Zusatz späterer mythologischer Gelehrsamkeit erkannt worden. V. 292—328.

Here, die alles aufgewendet hat, um des Zeus Begierde zu reizen, spielt die Schamhafte. Unerträglich wäre ihr der Gedanke, daß ein Gott sie gelagert sehen und es vor allen Göttern ausplaudern könnte, und daher fordert sie Zeus auf, mit ihr in sein wohlverschlossenes Gemach zu gehen, wenn ihm doch jetzt ein Liebeslager genehm sei. Er aber beruhigt die scheinbar so Ängstliche. Eine goldene Wolke werde er um sie hüllen, durch die auch der scharf blickende Helios sie nicht erschauen werde.

Und dann folgen die weltberühmten Verse von dem Beilager der Götter. Sie sind ursprünglich nicht für die Stelle gedichtet, sondern feierten „die heilige Hochzeit des himmlischen Ehepaares, aus der in fast frivoler Weise ein Schäferstündchen gemacht ist". Wundervoll sind sie. Zeus umarmt die Gemahlin, ihnen läßt die Erde frisches Gras und prächtige Blumen emporsprießen, die sie gleich einem Polster von der Erde erhoben; sie zogen eine Goldwolke über sich, und funkelnde Tautropfen sanken zur Erde. V. 329—353.

Hypnos begibt sich auf das Schlachtfeld zu Poseidon, unterrichtet ihn von Heres List und fordert ihn auf, den Achäern, wenn auch nur für

kurze Zeit, Erfolg zu verleihen. Der Gott springt in die vordersten Reihen und feuert die Achäer an. Hektors Zuversicht beruhe nur auf dem Fernbleiben des Achilleus, aber den werde man nicht vermissen, sobald nur sie alle sich zu gegenseitigem Beistande ermuntern möchten. So wollten sie denn, gemeint sind die Vorkämpfer, die besten Waffen des Heeres anziehen; der bessere Fechter solle von dem schlechtern den bessern Schild nehmen und diesem den seinen überlassen. Die verwundeten Führer, Agamemnon, Diomedes, Odysseus ordnen die Scharen, und der Waffentausch geht vor sich.

Da hier plötzlich die verwundeten Fürsten auftauchen, sieht es ganz so aus, als hätten wir noch ein Stück des Gedichtes vor uns, das jetzt das Buch einleitet. Ist auch dort von dem Waffentausch nicht die Rede, so konnte ihnen der Gedanke in dem nicht erhaltenen Teile des Gedichtes gekommen sein. Daß er dem Poseidon beigelegt wird, ist nahezu lächerlich. Nachdem die endgiltige Entscheidung so lange vorbereitet und am Ende des 13. Buches in nächste Nähe gerückt war, mußte sie jetzt erfolgen und durfte nicht durch eine so kleinliche Erfindung hinausgeschoben werden. An die Meldung des Hypnos muß sich die Führung Poseidons, der den Achäern mit dem blitzenden, unnahbaren Schwerte voranstürmt, unmittelbar anschließen. V. 354—383.

Der Dichter hatte das Poseidongedicht gleich nach der Landung des Gottes fallen lassen und diesem nur die Rolle des in Menschengestalt Mahnenden zugeteilt. Er sollte das von Zeus unbemerkt tun, bis die Berückung des Himmelsvaters durch Here das offene Hervortreten möglich machte. Das alte Gedicht fuhr nach der Landung gleich damit fort, daß Poseidon offen an die Spitze der Achäer trat. Das geschieht von unserer Stelle V. 384 aus, wenn auch wohl nicht überall im ursprünglichen Wortlaut. Der alten Fassung gehört der Zug an, daß das Meer gegen die Zelte und Schiffe der Achäer brandet, ein Zug, der sich unmittelbar an Poseidons Landung angeschlossen haben muß; und dasselbe gilt von der Schilderung des sich erhebenden Kampfes, dessen wildes Geschrei das Brüllen der Meeresflut, das Toben des Waldbrandes, das Heulen des Sturmes übertraf. V. 384—401.

Hier gewinnt nun der Dichter den Anschluß an das Ende des 13. Buches, wo Hektor und Aias einander gegenübergetreten waren. Hektor wirft erfolglos den Speer, Aias trifft den Weichenden mit einem gewaltigen Stein. Das stand unzweifelhaft im alten Poseidongedicht, dessen weiterer Fortgang auf diesen Steinwurf gegründet ist. Wenn aber der Stein zu den Stützklötzen der Schiffe gehören soll, die unter den Füßen der Kämpfenden hin- und hergerollt wurden, so haben wir einen Versuch des Dichters vor uns, den Kampf als im Schiffslager stattfindend zu bezeichnen. Wie durch den Blitz des Zeus unter furchtbarem Schwefelgeruch eine Eiche stürzt, deren Fall dem nahe Zusehenden allen Mut raubt, so sinkt Hektors Kampfmut in den Staub, Speer, Schild und Helm entsinken ihm. Die jauchzend andringenden Achäer wehren die besten der

Troer ab, Polydamas, Aineias, Agenor, mit ihnen Sarpedon und Glaukos, die der Dichter nach langer Pause wieder heranzieht. Die Gefährten bringen Hektor auf den Wagen, heben ihn aber an der Furt des Xanthos zur Erde, wo er sich durch Güsse von Wasser kurz erholt, um von neuem in tiefe Ohnmacht zu sinken. V. 402—439.

Die Entfernung Hektors ermutigt die Achäer zu hitzigem Vordringen. Aias, Oileus' Sohn, tötet Satnios, den Sohn einer Najade, und über der Leiche entspinnt sich ein heftiger Kampf. Polydamas eilt zur Hilfe herbei, erlegt den Prothoenor und ruft frohlockend, sein Speer sei nicht vergeblich geflogen, ein Achäer habe ihn im Leibe geborgen, und auf den könne er sich nun stützen, wenn er in den Hades gehe. Über die Worte ergrimmt Aias, neben dem Prothoenor gefallen war. Sein Wurf erreicht aber nicht Polydamas, sondern Antenors Sohn Archelochos. Er ruft Polydamas höhnisch zu, dessen Fall scheine ihm den Prothoenors aufzuwiegen, da er dem vornehmen Geschlecht Antenors anzugehören scheine. Er hatte ihn an der Ähnlichkeit erkannt. Über den gefallenen Bruder tritt Antenors Sohn Akamas und verwundet durch einen Speerstoß den Boioter Promachos, der die Leiche am Fuße fortziehen will. Den Achäern ruft er frohlockend zu, nicht die Troer allein würden Mühe und Seufzen haben, sondern auch sie würden so fallen wie Promachos. Der schlafe jetzt zum Entgelt für Archelochos, und mancher möchte wünschen, einen Bruder als Rächer zu hinterlassen. Wütend über den Spott dringt der Boioter Peneleos auf Akamas ein, der hält ihm aber nicht stand, und so erlegt er Ilioneus, den Sohn des von Hermes begnadeten Phorbas, den einzigen Sohn seiner Mutter. Er sticht ihn unter den Brauen durch den Kopf, der Getroffene sinkt und breitet die Hände aus, wie um die Hilfe der Gefährten zu bitten; doch Peneleos haut ihm den Kopf ab. Den hebt er an dem Speer, der noch im Auge steckt, wie einen Mohnkopf empor und ruft den Troern zu, sie sollten die Eltern des Ilioneus zur Totenklage um ihren Sohn auffordern. Es sei das, meint er, ein Entgelt dafür, daß auch des Promachos Gemahlin den heimkehrenden Gemahl nicht werde begrüßen können. V. 440—507.

Das letzte Wort des Peneleos setzt die Absicht des Dichters ins Licht, sämtliche Kämpfe von Hektors Entfernung an in eine abgerundete Gruppe zu vereinigen. Entscheidend sind sie nicht, obwohl im ganzen für die Achäer günstig. Es ist die nämliche Art des Aufbaus wie in den Kampfszenen auf der linken Seite des Schlachtfeldes im 13. Buch, und das ist nicht zufällig. Das alte Poseidongedicht ließ Zeus gleich nach Hektors Verwundung die Augen auf den Kampfplatz richten, und das schien dem Dichter, der eine so lange Schlacht eingelegt hatte, für sein Epos nicht stilgerecht zu sein. Die Partie ist sorgfältig zu einer unter sich verbundenen Schilderung gestaltet, für einige der gefallenen Troer erregt der Dichter persönliches Interesse, die Hauptsache ist ihm ein allgemeines Schlachtenbild vor dem gewaltsamen Umschlag. Daher schließt er mit einer Reihe einzelner Erfolge von Achäern ab, welche Rüstungen erbeuteten, nachdem Poseidon

die Schlacht gewandt hatte. Diese Bemerkung führt auf die Hauptsache zurück. Zu beachten ist, daß hier, vor der Wendung der Dinge, die achäischen Hauptheldeu hervortreten, der Telamonier Aias, Antilochos, Meriones, Teukros, Menelaos. Die meisten Feinde erlegt Aias Oileus' Sohn, da er in der Verfolgung Fliehender am behendesten war. Es soll, meine ich, die Vorstellung erweckt werden, daß die Verfolgung noch in ihrem Beginn ist. Daher der Dichter im Anfang des nächsten Buches Zeus erwachen läßt, nachdem die Troer die Palisaden und den Graben fliehend überschritten hatten. Die meisten hielten sich noch bei den Wagen standhaltend zurück. Dies erinnert an den Rat des Polydamas, die Wagen am äußern Grabenrande stehen zu lassen; aber von der Mauer spricht der echte Teil des Buches nicht, ein weiterer Beweis dafür, wie unbequem sie dem Dichter für den Fortgang der Erzählung war. V. 508—522.

Ilias XV.

Zeus erwacht, erhebt sich, sieht die Achäer, Poseidon unter ihnen, die Troer zur Flucht drängen und Hektor noch ohnmächtig von dem schweren Wurf in der Ebene liegen. Dessen Anblick erregt das Mitleid des Göttervaters, und furchtbaren Blickes wendet er sich zu Here. Ihre Tücke, so wirft er ihr vor, hat Hektor kampfunfähig gemacht und seine Völker gescheucht. Er weiß wahrlich nicht, ob er sie, die Hauptschuldige, zuerst mit Schlägen strafen soll, wie er schon einmal getan. Woran er sie erinnert, ist die Fortsetzung der Geschichte des Herakleseпos, an die Hypnos die Göttin gemahnt hatte. Das werde er ihr ins Gedächtnis zurückrufen, d. h. die Strafe wiederholen, damit sie von ihren Tücken lasse. Sie könne dann sehen, ob ihr die verstohlene Liebesbetörung etwas nütze. Der Dichter hat die grotesken Gewaltsamkeiten des Heraklesepos den Zeus als warnendes Beispiel verwenden, aber nie tatsächlich wiederholen lassen. V. 1—33.

Here erschaudert und schwört mit dem fürchterlichsten Eide, nicht auf ihr Anstiften hin sei Poseidon in den Kampf eingetreten, sondern wohl aus Mitleid mit den bedrängten Achäern. Sie schwört nicht falsch, denn sie hat Poseidon wirklich nicht in den Kampf getrieben. Aber das hatte ihr Zeus auch gar nicht vorgeworfen, sondern daß ihre List Hektors und der Troer Unglück veranlaßt habe, und diese Beschuldigung läßt ihr Schwur ganz unbeachtet. Um Zeus zu besänftigen, erklärt sie sich sogar bereit, Poseidon zum Gehorsam gegen seine Befehle zuzureden.

Zeus lächelt über den leeren Eid. Die Götter unseres Dichters durchschauen einander. Ohne weiter davon zu reden, knüpft er an Heres letztes Wort an. Sehr lieb wäre es ihm, wenn Here einträchtigen Sinnes mit ihm unter den Unsterblichen säße, dann würde sich Poseidon sogleich nach ihrer beider Willen richten. Gleiches spricht Here 4,62 aus, aber wenn es Zeus hier tut, so läßt ihn der Dichter bei allem Bewußtsein seiner Übergewalt den Frieden unter den Himmlischen wünschen. Daher findet er nach der Drohung die unerwartet freundliche Wendung. Nur soll sie die Auf-

richtigkeit ihrer Worte durch die Tat beweisen. Sie soll zum Olymp gehen und ihm Iris und Apollon rufen, damit jene Poseidon zum Verlassen des Schlachtfeldes auffordere, dieser Hektor gesund mache und ihm zum Sieg über die Achäer verhelfe. Damit, daß er sie zwingt, selbst zu deren Niederlage beizutragen, ist aber der himmlische Friede nicht geschlossen, und deshalb darf Zeus sie nicht ohne jeden Trost lassen. Der Entschluß, den er am Ende seiner Rede ausspricht, er werde seinen Groll gegen die Achäer nicht aufgeben und keinen der Götter ihnen helfen lassen, bis er die Bitte der Thetis erfüllt und Achilleus Genugtuung verschafft, erfordert als Gegensatz den Ausblick auf den endlichen Sieg der Achäer. Deshalb sagt er ihr die kommenden glücklichen Ereignisse voraus. Es wird dadurch das erweitert, was der Dichter 13,345 hatte ahnen lassen. Ich erachte darum die Bedenken des Altertums gegen die Echtheit der Stelle nicht für berechtigt. Wenn Zeus voraussagt, die fliehenden Achäer würden sich in des Achilleus Schiffslager ergießen, so ist das nur eine nicht einmal große Ungenauigkeit. Von den Ereignissen aber, die später sind als die Handlung der Ilias, wird auch sonst nicht selten gesprochen, und es ist nicht abzusehen, warum das Epos nicht einen Hinweis auf das Ende des ganzen Krieges sollte enthalten dürfen. V. 47—77.

Here ist freilich, wie sich im Folgenden zeigt, von dieser entfernten Aussicht nicht erbaut, aber sie gehorcht. Schön ist der Gegensatz ihrer Rückkehr in den Olymp zu ihrer Reise nach dem Ida. Fast Schritt für Schritt sahen wir sie dort den Weg zurücklegen, wie es der Wichtigkeit der kommenden Handlung gebührte. Jetzt eilt sie zurück, mit der Schnelligkeit des Gedankens, der einen weitgereisten Mann sehnsüchtig an die Stätten seiner Erinnerung führt. Sie wird im Olymp von den Göttern lebhaft begrüßt, schenkt ihnen aber keine Beachtung und nimmt nur aus Themis' Hand den Becher. Diese merkt ihr ihre Verstimmung an und fragt, ob Zeus sie in Schrecken gesetzt habe, aber sie weigert jede Auskunft. Themis kenne ja den schroffen Charakter des Zeus. Sie möge nur bei der Tafel der Götter den Vorsitz führen, früh genug werde sie mit allen andern von den bösen Taten erfahren, die Zeus in Aussicht stelle, und die manchem der Sterblichen wie der so heiter tafelnden Götter die Freude verderben würden. Die Götter werden unmutig, sie aber lächelt gezwungen, mit den Lippen bloß, ohne daß die Stirn heitere Freude zeigte, und noch von Unwillen ergriffen befiehlt sie ihnen Gehorsam gegen Zeus, wider den sich aufzulehnen Torheit sei. Er kümmere sich um ihren Zorn nicht, da er sich allen überlegen fühle. So sollten sie sich in das schicken, was Zeus ihnen immer Böses sende. Den geforderten Gehorsam stellt sie gleich auf eine Probe. Ares sei, so nehme sie an, Unheil widerfahren, denn sein Sohn Askalaphos liege tot. Deiphobos hatte ihn getötet, ohne daß Ares darum wußte 13,518. Ergrimmt fährt Ares auf. Die Götter, so ruft er ihnen zu, könnten ihm nicht unwillig sein, wenn er hingehe und den Tod des Sohnes räche. Er will es tun, sollte ihm auch beschieden sein, durch den Blitz des Zeus unter den Toten hingestreckt zu liegen. Er heißt seine Söhne Furcht und Schrecken ihm den

Wagen anschirren und rüstet sich. Aber Athene, die für alle Götter Angst bekommt, geht in die Vorhalle hinaus, nimmt ihm gelassen Helm, Schild und Lanze ab und schilt ihn einen Rasenden, der verloren sei. Umsonst habe er Ohren zu hören, Verstand und Respekt vor dem Vater seien ihm dahin. Ob er denn nicht höre, was Here sage, die doch eben von Zeus komme. Lauter Unheil werde ihm sein Tun bringen, und auch den andern Göttern schaffe er dadurch Böses. In offenbarer Anlehnung an die Heraklesgeschichte stellt sie ihm vor, wie Zeus unter ihnen wüten und zwischen Schuldigen und Unschuldigen keinen Unterschied machen würde. Ihre Rede klingt in gehaltener Resignation aus. Ares soll den Zorn um seinen Sohn fahren lassen, denn manch ein Besserer als dieser sei schon gefallen und werde noch fallen, und, fügt sie hinzu, es sei schwierig, aller Menschen Geschlecht zu schützen. Der Sinn der letzten Worte ist etwas dunkel, weil Ares doch seinen, einer sterblichen Mutter Sohn, nicht mehr retten könnte. Der Dichter hat mehr sagen wollen. Wie mehrfach geschieht, richten am Ende der olympischen Szene die Götter ihre Blicke auf das Geschick der Menschen, aber hier im Sinne des Bedauerns. Ihr Schicksal ist um so schlimmer, als es nicht einmal die Götter zu wenden vermögen. Damit führt sie Ares auf den Thronsessel zurück. S. 78—142.

Die olympische Szene nimmt auf das Verbot, das Zeus im 8. Buch ausgesprochen, nirgends direkt Bezug. Aber recht verständlich wird sie doch erst, wenn wir annehmen, daß jenes Verbot über den Göttern schwebt und Here das Bewußtsein des Ungehorsams hat. So erklärt sich auch der Zorn des Zeus am besten, ebenso die Worte des Anfangs des 13. Buches, Zeus habe nicht erwartet, daß einer der Götter für die Achäer oder Troer eintreten werde, und die Verwandlung Poseidons in Menschengestalt. Dann ist 13, 523 der Hinweis auf die am Kriege gehemmten Götter, die auf dem Olymp sitzen, eine deutliche Beziehung auf das Verbot und deshalb nicht auszuscheiden. Daß Polydamas in seiner Rede 13, 745 auf die Schlacht des 8. Buches hinweist, haben wir bereits hervorgehoben. Es scheint daraus hervorzugehen, daß das 8. bis 10. Buch bereits in die Ilias einbezogen waren, als im Anschluß an das alte Poseidongedicht das 13. bis 15. Buch gestaltet wurden.

Jetzt entledigt sich Here ihres Auftrags und befiehlt Iris und Apollon, zu Zeus auf den Ida zu gehen und seine Befehle zu gewärtigen. Wie er sie ankommen sieht, ist er befriedigt, daß sie den Worten seiner Gemahlin so schnell gehorchten. In der Wendung liegt, daß auch sein Zorn gegen Here vorüber ist.

In der Art, wie die Botschaften der Iris und Apollons erzählt werden, könnte man ein Beispiel dafür erblicken, daß Homer ein Nebeneinander in ein Nacheinander umzuwandeln pflege. Für unsere Partie trifft das jedoch nicht zu. Denn Zeus wartet Poseidons Entfernung ab, bevor er Apollon dem Hektor zu Hilfe sendet.

Iris soll Poseidon auffordern, vom Kampfe abzulassen und sich auf den Olymp oder ins Meer zurückzuziehen. Im Falle der Weigerung be-

droht ihn Zeus mit seiner größern Macht und beruft sich auf das Recht des höhern Alters. So stark Poseidon sei, werde er es nicht wagen, seinen Angriff auszuhalten, und dürfe nicht daran denken, sich ihm gleich zu wähnen, ihm, vor dem die andern sich entsetzten. Schnell wie Schneegestöber oder Hagel aus den Wolken daherfliegt, eilt Iris auf das Schlachtfeld und überbringt Poseidon den Befehl des Zeus, wörtlich, wie Homers Boten immer tun. Aber Poseidon ist in seiner Ehre gekränkt. Er, der bei der Teilung der Welt gleichen Anteil an der Erde erhalten hat wie Zeus, steht als Kronos' Sohn mit ihm in gleicher Würde und wird daher den Gedanken des Zeus nicht nachleben. Der soll sich auf seinen Anteil, den Himmel, beschränken und ihn nicht mit Drohungen einschüchtern wollen. Die schrecklichen Reden möge er seinen Kindern gegenüber ausstoßen, die ihm gezwungen Gehorsam leisten. Aber Iris redet ihm zu. Soll sie wirklich Zeus das Trotzwort überbringen, oder wird er einlenken? Der Edeln Herz lasse sich doch umstimmen, und er wisse ja, daß den Ältern die Erinyen immer zur Seite ständen. Die Berufung auf das uralte Recht beugt Poseidons Sinn. Er gesteht Iris zu, sie habe den ewigen Gesetzen Worte geliehen, ja er lobt es, daß die Botin diese Gesetze kennt. Freilich empört es ihn, wenn Zeus den in gleicher Würde Stehenden mit Zornesworten zu schmähen sich erlaubt, aber so unwillig er ist, nachgeben wird er. Aber das möge Zeus sich gesagt sein lassen: wenn er ihm und Athene zum Trotz Ilios schonen und den Achäern die Eroberung der Stadt nicht gewähren sollte, so würde ihr Groll nicht zu heilen sein. Damit taucht er ins Meer, von den Achäerhelden schmerzlich vermißt. V. 143—219.

Jetzt weist Zeus Apollon darauf hin, daß Poseidon einen Kampf mit ihm vermieden habe, dessen Getöse selbst die Titanen im Tartaros vernommen haben würden. Befriedigt und erleichtert zugleich spricht er es aus, es sei für sie beide zweckmäßiger, daß jener, wenn auch unwillig, nachgegeben habe, denn Schweiß genug hätte der Kampf gekostet. Nun soll Apollon die Aigis ergreifen, die Achäer damit schrecken und Hektor wieder mit Kampflust erfüllen. Seine Hilfe für Hektor soll dauern, bis die Achäer fliehend zu den Schiffen und dem Meere gelangen; dann werde er auf Mittel sinnen, auch die Achäer von der Mühsal aufatmen zu lassen. Das erinnert an die Botschaft, mit der er Iris zu Hektor sendet 11, 186. Während aber dort den Troern ohne Einschränkung bis zur sinkenden Nacht Sieg verheißen wird, stellt hier Zeus seine spätere Obsorge für die bis ins Lager gescheuchten Achäer in Aussicht. V. 220—235.

Mit der Schnelligkeit, nicht etwa in der Gestalt eines Falken eilt Apollon vom Ida auf das Schlachtfeld. Hektor hat sich, von Zeus aus der Ohnmacht geweckt, bereits etwas erholt, das schwere Atmen und der Schweiß haben aufgehört, da tritt Apollon in Menschengestalt zu ihm, aber so, daß Hektor sogleich den Gott ahnt. Er ist erstaunt, daß dieser von seinem Unheil nichts gehört hat, und erzählt es ihm kurz. Apollon gibt sich und den Zweck seiner Sendung zu erkennen, fordert ihn auf, die Wagenkämpfer in Masse gegen die Schiffe fahren zu lassen, und verheißt ihm den

Weg zu ebnen und die Achäer zu wenden. Die Hektor neu geschenkte Kampffreudigkeit veranschaulicht das prächtige Bild von dem ledig dahergaloppierenden Rosse, ein Gleichnis, das der Dichter mit höchster Wirkung für das Nahen des Paris verwendet hat 6,506. Zu entbehren ist es an keiner der beiden Stellen. Dem Dichter hat seine Erfindung so gut gefallen, daß er sie zweimal verwertete, wie Händel mit dem großen Triumphchor des Josua getan hat. Nicht minder wirksam ist das Gleichnis, das Hektors Eintritt in den Kampf begleitet. Bei seinem Erscheinen fahren die bisher so eifrigen Achäer zurück, wie Jäger und Hunde, die auf hitziger Verfolgung eines Wildes begriffen sind, vor einem plötzlich auftauchenden Löwen. V. 236—280.

Durch die Gleichnisse und die folgende Erzählung bereitet der Dichter darauf vor, daß er dem Kampf bei den Schiffen dieselbe breite Darstellung zu geben gedenkt, mit der er die ganze Schlacht seit Poseidons Erscheinen gestaltet hat. Der Hauptzug der Vorlage, der Hektor mit der Aigis voranstürmende Apollon, leuchtet hervor, im übrigen herrscht der nämliche Schlachtenstil wie seit dem Beginn des 13. Buches.

Der tapfere und redegewandte Aitoler Thoas spricht zu den Fürsten der Achäer. Ihm ist das unerwartete Erscheinen Hektors, den er für tot gehalten, ein sicheres Zeichen vom Eingreifen des Zeus, und er schlägt deshalb vor, die Masse der Achäer ins Lager zurückkehren zu lassen, während die Edeln den Rückzug decken sollen. Die hervorragendsten Führer der Achäer, welche die Edeln zum Kampf anfeuern, werden einzeln genannt. Idomeneus ist wieder zur Stelle, wogegen Menelaos fehlt, ein deutlicher Beweis, wie wenig man aus solchen Aufzählungen Schlüsse zu ziehen berechtigt ist. Die Masse der Achäer zieht sich ins Lager zurück. V. 281—305.

Es ist im ganzen die Situation hergestellt, wie sie am Ende des 13. Buches war. Die Edeln der Achäer sind zur Abwehr zusammengeschart, gegen sie führt Hektor die Troer. Aber vor ihm schreitet Apollon, die Schulter in eine Wolke gehüllt, mit der Aigis, die einst Hephaistos dem Zeus gefertigt. Es entbrennt ein höchst lebhaft geschilderter Kampf, der so lange im Gleichgewicht steht, als Apollon die Aigis ruhig hält. Aber wie er nun den Achäern gerade ins Antlitz schaut und unter gewaltigem Rufen die Aigis gegen sie schüttelt, ist es mit ihrem Widerstand zu Ende. Sie ergießen sich in wilde Flucht, gleich der hirtenlosen, im Dunkel der Nacht von zwei Löwen überfallenen Herde. V. 306—327.

Die Niederlage kennzeichnet der Fall einer Menge von Achäern, von denen die meisten sonst nicht vorkommen. Es sind zwei Boioter darunter, Arkesilaos und Klonios, der Athener Stichios, der Gefährte des Menestheus, und ein anderer Führer der Athener, Jasos, endlich jener Medon, Oïleus' Sohn, dessen Geschick mit denselben Worten erzählt ist wie 13,693. Die Helden stammen allesamt aus dem epischen Stücke, in dem Boioter, Athener und Epeier die Kämpfer waren, und das der Dichter im 13. Buche zweimal zur Überleitung verwendet. Aus diesem erfahren wir noch einige Namen. Hier hat der Dichter diese Kämpfer besonders gut verwenden können, weil

dadurch die Hauptthelden der Achäer geschont werden konnten. Von den Troern dagegen werden die ersten vorgeführt, Hektor, Aineias, Polydamas, Polites, Agenor. V. 328—342.

Während die Troer den Gefallenen die Rüstungen ausziehen, drängen sich die Achäer in wildem Durcheinander durch Graben und Pfähle und bergen sich hinter dem Wall. Diesen hatte das Poseidongedicht nicht gekannt, und bei dem Rückzug der Troer aus dem Achäerlager hatte ihn auch der Dichter nicht berücksichtigt. Aber jetzt erinnert er sich der Mauer und zaubert ein farbensprühendes Bild hervor. Nachdem Hektor mit schrecklichen Drohungen den Seinen die Plünderung der Gefallenen untersagt hat, stürmt er vor, zu Wagen, wie immer bei der Verfolgung, die Edelsten der Troer fahren neben ihm. Ihnen ebnet Apollon die Bahn. Mit den Füßen tritt er die Grabenränder ein und wirft sie mitten in den Graben, so daß eine Brücke entsteht, so breit wie der Wurf einer zur Probe geschleuderten Lanze. Die Mauer stürzt er um, leicht wie der spielende Knabe die Sandhäufchen, die er aufgetürmt. Damit hat der Dichter die Troer und sich selbst der Mauer entledigt; sie wird in den Kämpfen keine Rolle mehr spielen. V. 343—366.

Apollon verschwindet aus der Erzählung. Nach der Weisung des Zeus hatte er wohl in der Vorlage die Troer zum Siege zu führen, bis die Achäer an den Hellespont gedrängt waren. Aber eine allzu rasche Entwicklung der Dinge erlaubte dem Dichter sein Stilgefühl nicht, das auch für die letzte Phase des Kampfes eine möglichst viele Helden umfassende Schlacht forderte. Bis zum Ende des Buches lenkt Zeus die Schlacht allein.

Ins Lager gedrängt, suchen die Achäer einander anzufeuern und rufen die Götter an. Nestor vor allen erinnert Zeus daran, wie er ihnen zu Hause in Argos auf ihre Opfer hin die Rückkehr verheißen, und fleht ihn an, sie nicht den Troern so unterliegen zu lassen. Zeus hört das Gebet und sendet einen gewaltigen Donnerschlag, aber den deuten die Troer zu ihren Gunsten und dringen hitziger vor. Wir vernehmen den nämlichen Dichter, der Hektor so verächtlich von den Zeichen reden ließ. Diese, so lehrt er uns hier, kann man deuten, wie man will.

Wie die Woge des sturmgepeitschten Meeres die Schiffswand überflutet, so dringen die Troer gewaltig durch die Mauerlücke. Noch sind ihre Führer zu Wagen, wie auf der Verfolgung üblich ist, und von den Wagen schleudern sie die ersten Speerwürfe auf die Achäer, welche die Hinterborde der nächsten Schiffe bestiegen haben. Das braucht nicht aufzufallen, da die Estrade auf dem Hinterbord nicht hoch war und dieser Kampf auch offenbar nicht lange gedauert hat. Die folgenden Schlachtszenen sind sämtlich so gehalten, daß wir uns alle Kämpfenden zu Fuß denken müssen, wie ja im eigentlichen Kampfe die Führer ihre Wagen immer verlassen. Es ist das hier nicht ausdrücklich erwähnt, muß aber vorausgesetzt werden. Das Bild, wie die Troer von den Wagen aus werfen, ist sehr lebendig, besonders da die Achäer zur Abwehr mit den langen, aus mehrern Stücken zusammengesetzten Lanzen kämpfen, die

sonst zum Seegefechte dienten. Daß dies ihre gewöhnliche Verwendung war, steht ausdrücklich da und sollte nicht darum angezweifelt werden, weil die homerischen Gedichte von keinen Seegefechten erzählen. Daß es deren gegeben haben muß, ist ohne weiteres klar und wird durch unsere Stelle bestätigt. V. 367—389.

Jetzt erinnert sich der Dichter des Patroklos. Er fand selbst, daß dessen Abwesenheit von Achilleus durch die Einordnung des 13. bis 15. Buches ungebührlich lang geworden war, und hatte, um sie zu erklären, schon im 11. Buche die Obsorge für Eurypylos gedichtet, an die er jetzt anschließt. Patroklos sitzt in behaglichem Gespräch bei dem Verwundeten und pflegt ihn, aber wie er die Troer auf die Mauer anstürmen hört, fährt er auf, um sich zu Achilleus auf den Weg zu machen und ihn zum Kampfe anzutreiben. In welchem Momente des Kampfes er das tut, ist nicht genau angegeben, und das ist auch nicht notwendig. Handelt es sich doch nur um einen Hinweis auf die folgende Wendung, ohne daß der Dichter nachher notwendig befunden hätte, Patroklos dem Achilleus vom Falle der Mauer erzählen zu lassen. V. 390—404.

Die Episode hat dem Dichter ermöglicht, ohne viel Mühe die neue Lage der Dinge einzuführen. Die Heere stehen einander gegenüber, ohne daß die eine Partei einen Vorteil errungen hätte. Die Schlacht stand gleich, als wäre sie mit dem Richtscheit ausgerichtet, und zwar, wie wir annehmen müssen, bei den Hinterborden der am weitesten vom Meere ans Land gezogenen Schiffe.

Die erste folgende Kampfszene ist so gestaltet, wie schon verschiedene seit dem Beginn des 13. Buches. Im Mittelpunkt steht der Kampf Hektors mit Aias um ein Schiff, und dazu werden noch andere Streiter herangezogen. Ob Aias auf dem Hinterbord dieses Schiffes zu denken sei, ist nicht deutlich. Sein nahe bei ihm stehender Gefährte Lykophron stürzt getroffen vom Hinterbord des Schiffes in den Staub, aber sonst sieht das Gefecht ganz wie ein zu ebener Erde geführter Kampf aus.

Die Unebenheiten, die den Erklärern schon viel zu schaffen gemacht haben, finden wohl durch folgende Erwägung eine einfache Lösung. Die Niederlage der Achäer war in mindestens drei dem Dichter vorliegenden Gedichten erzählt, und jedes muß notwendig mit einem Kampf um die Schiffe geschlossen haben. Daß alle diese Darstellungen gleich gelautet hätten, ist unmöglich anzunehmen. Homer nun hat, um seine Schilderung möglichst zu bereichern, den verschiedenen Vorlagen Züge entnommen, ohne alle bis ins Einzelste auszugleichen.

Die größte Schwierigkeit besteht in der zweimal vorgeführten Verteidigung der Schiffe mit den langen Lanzen. Die eine Vorlage scheint erzählt zu haben, daß sich die Achäer alle so verteidigten, während eine andere diese Art des Kampfes auf Aias beschränkte. Der Dichter hat die erste Version auf die letzte Staffel der Schiffe, die zweite auf die hart am Strande liegenden bezogen und zwischen die beiden Verteidigungen der Schiffe den großen Kampf eingelegt. Daß Aias beidemal die Hauptrolle

spielt, ist leicht verständlich, da er nach der Überlieferung der einzige Verteidiger der Schiffe war. So konnten sich einzelne übernommene Züge stoßen, aber die Zusammenfassung zu einem Gesamtbild ist dem Dichter in hervorragender Weise gelungen.

Hektor strebt das ihm zunächst liegende Schiff in Brand zu stecken. Aber seinen Vetter Kaletor, der den Feuerbrand herbeibringt, tötet ein Speerwurf des Aias. Hektor fordert die Troer auf, nicht zu weichen „in dieser Enge", eine sehr zutreffende Bemerkung, da an den Schiffen eine freie Bewegung nicht möglich war. Er wirft auf Aias, trifft aber dessen Therapon Lykophron aus Kythera, einen hervorragenden Helden, dessen Vorgeschichte kurz vorgeführt wird. Ihn zu rächen, ruft Aias seinen Bruder, den Bogenschützen Teukros, heran. V. 405—441.

Auf Teukros vereinigt sich zunächst alles Interesse, wie in der gleichartigen Szene des 8. Buches, mit der die unsere große Ähnlichkeit zeigt. Wir erkennen die Vorliebe des Epos für gleiche Motive, wie sie Fraccaroli überzeugend dargetan hat. Im 8. Buche trifft Teukros zuerst eine Anzahl beliebiger Helden, dann schießt er zweimal vergeblich auf Hektor, der ihm schließlich mit einem Steinwurf die Sehne zerreißt und den Arm lähmt. An unserer Stelle erlegt er zuerst des Polydamas Wagenlenker Kleitos, dann schießt er vergeblich auf Hektor, den Zeus schirmt, wie dort Apollon getan hatte, und Zeus zerreißt ihm die Bogensehne. Der übereinstimmende Aufbau ist klar, aber die Szene des 15. Buches ist reicher. Teukros trifft des Polydamas Wagenlenker Kleitos, der den Wagen in der Nähe des Polydamas und Hektor hält, von hinten in den Nacken. Er hatte also die Pferde nach der Stadt zugewendet, damit sich die Herren jeden Augenblick auf die Flucht begeben könnten. Daß dem Polydamas an dieser Möglichkeit gelegen war, scheint der Dichter anzudeuten. Jener ersetzt Kleitos durch Astydamas, dem er befiehlt, mit den Rossen in der Nähe zu bleiben und ihn im Auge zu behalten.

Wie Teukros auf Hektor schießen will, zerreißt ihm Zeus die Bogensehne, weil eine Verwundung Hektors seinen Plänen zuwiderläuft. Es ist wieder nicht an tätliches Eingreifen noch an eigentliche Fernwirkung zu denken, sondern wie immer werden bedeutende Ereignisse auf den Willen der Götter zurückgeführt. Prächtig ist, wie verschieden die handelnden Personen den Vorfall aufnehmen. Teukros ruft ärgerlich, da zerhaue ihm ein Dämon die Pläne des Kampfes; habe er doch erst heute früh die Sehne neu aufgezogen. Ein Schütz unserer Tage würde vom Teufel reden. Der ernste Aias meint, es habe ein Gott aus Mißgunst gegen die Achäer den Bogen unwirksam gemacht, und daher sollte Teukros Bogen und Pfeile lieber mit Schild und Speer vertauschen. Teukros handelt danach. Hektor aber ruft in jubelnder Siegeszuversicht den Seinen zu, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Waffe eines edlen Helden durch die Wirkung des Zeus geschädigt wurde. Leicht erkennbar werde den Menschen die Stärke des Zeus, ob er ihnen nun Erfolg verleihe oder sie demütige, wie er jetzt den Achäern tue.

Dann ruft er die Seinen zum letzten Kampf. Wer fällt, soll tot sein; ehrenvoll ist es, für das Vaterland gestorben zu sein, sind ihm doch Weib und Kind, Hab und Gut gerettet, wenn die Achäer heimfahren müssen. Der Dichter hat für den edlen Helden die denkbar einfachsten, gerade in ihrer Schlichtheit ergreifendsten Worte gefunden. Nicht minder eindringlich, mit einem Anflug von spöttischer Ironie, mahnt Aias die Achäer zum Ausharren. Ob sie etwa meinten, zu Fuß nach Argos zurückkehren zu können, wenn Hektor die Schiffe erobere? Wahrlich, der lade sie nicht zum Tanze, sondern zur Schlacht, und besser setzten sie in einem Augenblick Tod und Leben aufs Spiel, als sich in furchtbarem Kampf aufreiben zu lassen: von schlechtern Männern, setzt der stolze Held hinzu. V. 442 bis 513.

Die Anreden der beiden Führer lassen den Kampf wieder im Gleichgewicht erscheinen. Es beginnt einer der nun mehrfach charakterisierten Kämpfe, in welchem, nachdem Aias und Hektor je einen Gegner erlegt haben, wieder ein Führer der Epeier, der 13,691 genannte Meges, im Mittelpunkte steht. Er geht gegen Polydamas vor, der seinen Kameraden Otos getötet hat. Der entgeht seinem Speerwurf auf ganz natürliche Weise dadurch, daß er sich bückt, und trotzdem wird seine Rettung der Gnade Apollons zugeschrieben. Meges trifft Kroismus, dem Dolops zu Hilfe eilt, der Sohn des vornehmen Troers Lampos. Er trifft Meges auf den Panzer, dessen ausführliche Geschichte zeigt, daß Meges vorübergehend die wichtigste Person sein soll. Ihm kommt im Kampfe mit Dolops Menelaos zu Hilfe, aber wie sie dem Toten die Waffen abziehen wollen, ruft Hektor seine Brüder auf, vor allem seinen Vetter Melanippos, der jetzt durch einige Bemerkungen über seine Person in den Vordergrund geschoben wird. Mit eindringlicher Mahnrede, durch den Hinweis auf das Entscheidende des Kampfes, treibt ihn Hektor an, während drüben Aias an das Ehrgefühl der Achäer appelliert, das auch im Kampfe größere Sicherheit gewähre, während den Fliehenden Ruf wie Wehrkraft verloren gingen. Sie sind selbst willig und hören auf ihn, und sie verschanzen die Schiffe mit einer Hecke von Erz, stellen sich also vor ihnen auf; drüben weckt Zeus die Troer zum Kampf. Zu weiterer Hilfe ruft Menelaos den Antilochos auf, den Tüchtigsten der Jungen, und dieser erlegt den herannahenden Melanippos. Er stürzt sich auf den Gefallenen wie der Jagdhund auf das vom Jäger getroffene Hirschkalb, aber wie Hektor auf ihn andringt, wendet er sich zur Flucht, wie ein Raubtier tut, das Schaden angerichtet, einen Hund oder Hirten bei der Herde getötet hat, aber entweicht, bevor sich ein Haufe von Männern wider ihn gesammelt hat. Die beiden Gleichnisse schließen die Kampfszene schön ab. V. 514—591.

Vor dem Beginn des letzten Akts tritt eine Pause ein. Die Lage ist die, daß die nachdrängenden Troer die Aufträge des Zeus vollziehen, der den Sinn der Achäer berückte und ihnen den Erfolg entzog, während er jene antrieb. Aber der Dichter verfehlt nicht, auf den bevorstehenden Umschlag hinzuweisen, und enthüllt den ganzen Ratschluß des Zeus. Er

wollte dem Hektor Erfolg verleihen, damit dieser das Feuer in die Schiffe werfe und er die Bitte der Thetis erfüllte. Der Dichter, der den Zorn des Achilleus fluchwürdig genannt hat, steht nicht an, der Thetis' Bitte als „ungebührlich" oder „maßlos" zu bezeichnen. Nach seinem Ratschluß wartete Zeus darauf, die Flamme des brennenden Schiffes zu sehen; dann wollte er die Wendung eintreten lassen. Darum trieb er den schon selbst begierigen Hektor gegen die Schiffe. V. 592—604.

Die in glänzenden Farben gehaltene Schilderung des in seiner Wut furchtbaren Hektor leitet die großartige Erzählung von der Niederlage der Achäer ein. Vor dem eigentlichen Kampf steht noch eine weitere Begründung der Haltung des Zeus, deren Echtheit schon im Altertum angefochten wurde. Zeus könne Hektor nicht vom Äther her unterstützen, da er doch auf dem Ida sitze: eine lächerliche Pedanterie. Sodann sei nicht zu verstehen, wieso Zeus Hektor ehre, der unter mehrern allein gewesen sei. Das ist indessen nur ein sehr weit getriebener Ausdruck für die mehrfach hervorgehobene Übermacht der Achäer; und daß der ganze Erfolg auf Hektor allein ruht, ist doch nicht zu bestreiten. Endlich ist das Mitleid des Gottes für den einem nahen Tode geweihten Helden begreiflich und schön. Aus diesen Gründen vermag ich an der Stelle keinen Anstoß zu nehmen. V. 605—614.

Für den Entscheidungskampf nimmt der Dichter mit höchster Wirkung das Mittel des Gleichnisses zu Hilfe. Erst stehen die Achäer noch mauergleich aneinander geschlossen wie der Fels im Meer, der Sturm und Wellen trotzt. Dann aber erfolgt Hektors wütender Angriff, der mit seinem vollen Siege endet. Es soll der Eindruck einer langen Schlacht und eines äußerst mühsam erkämpften Erfolges hervorgebracht werden, und darum halten die Gleichnisse die Handlung zurück und führen sie zugleich ganz sachte weiter. Ihr Anfang knüpft immer an Hektor an, ihr Ende zeigt den Erfolg bei den Achäern. Farbig und reich ziehen so die drei Stadien des Kampfes an unserem Auge vorüber, erst das trotzige Ausharren, dann die beginnende Mutlosigkeit der Achäer, endlich ihre entsetzte Flucht. Der bezweckte Eindruck ist vollständig erreicht. Die breite, prachtvolle Ausmalung der Gleichnisse spiegelt uns eine lange Schlacht vor, und doch ist alles in wenigen Versen erzählt. V. 615—637.

Nur einen einzigen Achäer erlegt Hektor auf dieser Verfolgung, Periphetes den Sohn des Kopreus, einer aus der Heraklesgeschichte bekannten Persönlichkeit. Beim Wenden stolpert er über den untern Schildrand, fällt und wird von Hektor erschlagen. V. 638—652.

Die Troer dringen, wie Christ und Cauer mit dem Scholiasten gut erklären, durch die Zwischenräume der hintersten Schiffsreihe vor. Von diesen gehen die Achäer zurück und stellen sich, ohne weiter zu weichen, bei den Zelten auf, die seitwärts von den Schiffen gedacht sein müssen. Ehrgefühl und Furcht vor der Niederlage halten sie fest, gegenseitig muntern sie sich zum Ausharren auf, und mit Berufung auf Kinder, Frauen, Besitz und Eltern beschwört Nestor sie auszuharren. Die Erwähnung der

Eltern soll sie ermuntern, sich ihrer würdig zu erweisen, denn ausdrücklich läßt er die Mahnung auch für die gelten, deren Väter tot sind. Sie dürfen den Ahnen keine Schande machen. V. 653—666.

Athene, heißt es weiter, zerstreute die Wolke des Dunkels von ihren Augen, so daß sie Hektor und ihre Gefährten sehen konnten, sowohl die im Hintergrund abgekehrt standen und nicht kämpften, als die, welche bei den Schiffen fochten. Die Stelle ist in dem Zusammenhang völlig unverständlich, sehr gut aber die Vermutung des Scholiasten, es fehlten andere Gedichte, durch die sie erklärt würde. Sie hat sich aus einer der Vorlagen in diesen Zusammenhang verirrt. V. 667—673.

Aias will nicht mit den andern zurückstehen, sondern die Schiffe verteidigen. Er besteigt mit gewaltigen Schritten die Plattformen der Schiffe, von der einen zur andern springend, gleich dem Gutsverwalter, der mit vier Rossen vom Gut in die Stadt sprengt und immer von einem auf den Rücken des andern hinüberspringt. Zur Verteidigung führt er eine jener langen, aus einigen Stücken gefügten und mit Ringen festgemachten, zum Seegefecht bestimmten Lanzen. Aus der Reihe der andrängenden Troer stürmt Hektor vor, mit der Wucht des Adlers, der auf einen Schwarm von Vögeln losfährt. Zeus stößt ihn mit gewaltiger Hand vorwärts. Das ist mit nichten eine grob sinnliche Vorstellung, sondern der ins höchste gesteigerte Ausdruck des Gedankens, daß Hektor seinen Erfolg dem Zeus verdankt.

Die Schlacht entbrennt von neuem, so wütend, als ob die Heere unermüdet einander gegenüberträten. Der Ausgang aber scheint unzweifelhaft: die Achäer sehen ihr sicheres Verderben voraus, die Troer sind des vollen Erfolges gewiß. In solcher Stimmung treten die Heere in den letzten Kampf.

Es entbrennt um das Schiff des Protesilaos, nicht mehr mit Pfeilen und Wurfspeeren, sondern mit Beilen, Streitäxten, Schwertern und Stoßlanzen, ein furchtbares Gemetzel im Nahkampf. Hektor läßt den Knauf des Schiffes, den er ergriffen, nicht mehr los und ruft nach Feuerbränden. Vor dem letzten, höchsten Moment blickt er auf das Errungene zurück. Heute hat Zeus ihnen einen Tag geschenkt, der alles aufwiegt: die Schiffe zu nehmen, die gegen Götterwillen hergekommen sind und den Troern viel Leid zufügen konnten, weil die troischen Geronten feigherzig ihn und das Volk nicht bei den Schiffen kämpfen lassen wollten. Wenn aber Zeus, sagt Hektor, damals unsern Verstand schädigte, so ist unser Tun heute sein eigener Befehl. Hektors unbedingtes Gottvertrauen hat in einem Moment, wo jeder Hörer den jähen Umschlag vorausweiß, etwas Erschütterndes. V. 674—725.

Aias weicht vor der Masse der Geschosse von der Plattform des Schiffes auf eine sieben Fuß hohe oder breite Bank, deren Bedeutung nicht recht ersichtlich ist, die aber offenbar vor der Plattform am hintern Ende des Schiffsraumes stand. Von dort wehrt er die Troer ab, die mit Feuerbränden nahen, und mahnt die Seinen mit furchtbarem Rufen. Was

in Wirklichkeit kurze, abgerissene, gellende Rufe gewesen sind, gestaltet sich nach Homers Technik zu einer wohlgesetzten Rede, welche die Lage der Achäer nach allen Seiten ins Licht setzt. Im Rücken haben sie keine Hilfstruppen, auch keinen Wall, die Feinde abzuwehren, keine Stadt in der Nähe, deren Volk ihnen den Sieg bringen könnte, sondern fern von der Heimat sitzen sie da, ans Meer gedrängt, und die Rettung ruht nur in ihren Armen. Noch Thukydides hat die Zurufe der Führer im Getümmel der Schlacht im Hafen von Syrakus ganz gleich stilisiert.

Unser Blick bleibt bis zum Ende des Buches auf Aias haften. Jeden Troer, der nach Hektors Geheiß den Schiffen mit Feuer naht, stößt seine lange Lanze nieder, und ihrer zwölf erliegen ihm. V. 725—746.

Ilias XVI.

Dem 16. Buch liegt, wie ich in der Einleitung hervorgehoben habe, ein altes Gedicht zugrunde, von dem Mülder wohl richtig annimmt, daß es einen Kampf der Myrmidonen mit den Paionen am Axiosfluß in Thrakien besang. Es muß die Enthaltung des Achilleus vom Kampfe bereits geboten, kann sie aber nicht mit dem Zorn des Peliden begründet haben. Das alte Motiv der Kampfenthaltung sehe ich in den Worten des Patroklos, wenn Achilleus einen über ihm schwebenden Götterspruch fürchte, möge er ihn ausziehen lassen. Achilleus blieb dem Kampfe fern, weil ihm vor der nahen Erfüllung seines Geschickes graute, und ließ Patroklos an seiner Statt ausziehen. Der Dichter der Ilias hat die Frage noch dahin erweitert, daß Patroklos wissen will, ob dem Achilleus vonseiten seiner Mutter noch Genaueres über sein Geschick mitgeteilt worden sei. Er lehnt damit an die Situation der Ilias an, wo Thetis 18, 96 dem Sohne weissagt, gleich nach Hektor sei ihm das Todeslos bereit.

Wenn das zugrunde liegende Gedicht am Axios spielte, kann der Gegner des Patroklos nicht Hektor gewesen sein. Das zwingt fast notwendig zu der Annahme, Hektor sei durch den Dichter der Ilias in den Kampf des Patroklos einbezogen worden. Erst dadurch wurde Hektors Tötung zu einer Rachetat des Achilleus.

Wie es jetzt vorliegt, ist das 16. Buch eine gewaltige Neuschöpfung. Die Handlung neu zu motivieren, dichtete Homer das 1. Buch, den Zorn des Achilleus. Dem Kampf des Patroklos gab er die Schlacht des 11. Buches zur Voraussetzung und behielt diesen Zusammenhang bei, auch nachdem er die dazwischen liegenden Bücher eingelegt hatte. Unsere Aufgabe ist vor allem, die Fassung zu verstehen, die der Dichter seiner Neuschöpfung gegeben hat.

Patroklos tritt weinend zu Achilleus. Sein reichlicher Tränenerguß gleicht dem Gießbach, der sein Wasser über den Felsen strömen läßt. Dasselbe Gleichnis hat der Dichter nachmals für Agamemnons Weinen 9, 15 verwendet. Freundlich scherzend vergleicht Achilleus die Tränen des Freundes mit denen eines kleinen Mädchens, das der Mutter nachläuft und

auf den Arm genommen sein will. Das Gleichnis hat retardierende Kraft. Achilleus weiß wohl, warum der Freund weint, aber er macht Worte, um die Sache nicht an sich kommen zu lassen. Darum stellt er sich auch, als verstehe er den Freund nicht. Schlimme Nachrichten aus der Heimat kann er ja nicht erhalten haben, denn davon müßte er doch auch wissen. Endlich muß er doch den Gedanken äußern, Patroklos weine über das selbstverschuldete Unglück der Achäer. Von Übertretung des ganzen Volkes gegen ihn kann er ja eigentlich nicht reden, aber es ist ganz verständlich, daß er es für die Tat des Führers mit verantwortlich macht. V. 1—19.

Patroklos beginnt mit einem begütigenden Worte. Achilleus darf ihm nicht zürnen, wenn er sich des Geschickes der Achäer annimmt; denn die Not ist wirklich groß. Diomedes, Odysseus, Agamemnon liegen verwundet in ihren Zelten. Eurypylos konnte ihnen erst beigefügt werden, als dessen Verpflegung durch Patroklos erfunden war. Darauf richtet sich dessen Rede in heftigem Unmut gegen die Unzugänglichkeit des Freundes. In den hastigen Worten drängt sich eine Menge von Gedanken zugleich hervor. Niemals möchte er von solchem Groll erfaßt werden, wie jener ihn so treulich hütet. Was denkt er eigentlich von der Zukunft? Wenn er nicht hilft, geht ihm ja alles Verdienst verloren. Er muß wohl ein Sohn des mitleidslos glänzenden Meeres, der schroffen Felsen sein, daß er so unbegreiflich hart ist. Wenn er aber einen über ihm schwebenden Götterspruch fürchtet und ihm Thetis in den letzten Tagen noch Genaueres mitgeteilt hat, etwas, das den Eintritt des ohnehin nahen Todes fester bestimmte, wenn also Achilleus die Hilfeleistung sicher mit dem Leben bezahlen müßte, so soll er ihn entsenden, ihm die Myrmidonen mitgeben und ihn seine Rüstung anziehen lassen. Die Troer würden dann glauben Achilleus zu erblicken, und die ermüdeten Feinde zur Stadt zurückzudrängen könne auch sonst nicht schwer sein. V. 20—45.

Daß Patroklos nicht wissen sollte, warum Achilleus sich des Kampfes enthielt, ist doch nicht zu glauben. Aber die Patroklie sollte an den Zorn des Achilleus angeschlossen werden, und der Dichter verwendet das Motiv der Kampfenthaltung, wie es die Vorlage bot, als Frage des Patroklos, um Achilleus den wahren Beweggrund aussprechen zu lassen. Daß er das tat, war in der ersten Anlage des Epos unbedingt notwendig, so überflüssig es uns auf den ersten Blick erscheinen mag. Und es läßt sich nicht bestreiten, daß durch diese Wendung die Szene sehr reich und mächtig geworden ist.

Die Rüstung des Patroklos mit des Peliden Waffen setzt die Schmiedung der neuen Waffen durch Hephaistos voraus, denn diese wird erst notwendig, wenn dem Achilleus die alte Rüstung verloren gegangen ist. Sie vorzubereiten, muß Patroklos des Achilleus Rüstung anziehen. Wieder ist eine Erfindung des Dichters dadurch veranlaßt, daß er ein bereits vorliegendes Gedicht, hier das vom Schilde des Achilleus, seinem Epos einverleiben wollte. Im 16. Buch ist der Waffentausch nur noch einmal verwendet. Die Troer glauben V. 278 in der Tat, Achilleus sei wieder in den Kampf

eingetreten. Er gehört zu den Erweiterungen, die der Dichter dem Epos angedeihen ließ, und ist ein erstes Beispiel für spätere Ausweitung auch der von ihm selbst gestalteten Patroklie.

Die Antwort des Achilleus ist in sich vollkommen abgerundet, wenn wir sie unter den Voraussetzungen des 11. Buches betrachten. Daß Patroklos es für möglich hält, die Rücksicht auf sein eigenes Leben könnte ihn vom Kampfe zurückhalten, verstimmt ihn. Er gibt zu, daß er einen Schicksalsspruch kenne, der über ihm schwebe, aber wegwerfend erklärt er, sich um diesen nicht zu kümmern. Bestimmt verneint er, Genaueres über sein Geschick erfahren zu haben. Einzige Ursache seiner Zurückhaltung sei seine, des Ebenbürtigen, schmachvolle Beleidigung durch den äußerlich Mächtigern. Die breite Begründung diente dem Dichter, die neue Orientierung kräftig hervorzuheben, und ganz unwahrscheinlich ist sie doch auch nicht. Sehr hübsch bemerkt der Scholiast TB, es sei die Art des Zornigen, auch den Wissenden die Sache auseinanderzusetzen.

Aber das soll nun abgetan sein. Es war also nicht möglich, unablässig zu grollen. Er hatte zwar gemeint, er würde den Zorn erst ablegen, wenn Schlachtlärm und Kampf zu seinen Schiffen gelangten. Nun gibt er nach, obschon er es anders im Sinne gehabt hatte, eine gute Erfindung des Dichters, die dann von dem Dichter der Gesandtschaft in der Antwort des Achilleus an Aias 9, 650 eine Steigerung erfahren hat, wie auch die vorhergehenden Verse dort verwertet sind.

Also soll Patroklos ausziehen. Das ist wahrlich nicht die notwendige Folge aus dem Entschluß des Achilleus, seinen Zorn aufzugeben. In der Vorlage war es natürlich, daß er Patroklos aussandte, um die Erfüllung der Schicksalssprüche von sich fernzuhalten. Eine neue Begründung hat der Dichter der Ilias nicht versucht und gleitet wie über etwas Selbstverständliches darüber weg.

Patroklos soll ausziehen, wenn wirklich die Wolke der Troer die Schiffe übermächtig umringt. Wie sich Achilleus das ausmalt, entspringt lediglich seiner eigenen Phantasie, wie die Achäer an die Küste gedrängt sind und nur noch wenig Raum ihr eigen nennen. Heben wir hervor, daß er von der Mauer kein Wort sagt, also die Feldschlacht des 11. Buches voraussetzt. Ganz gleich verhält es sich mit den folgenden frohlockenden Worten. Die Troer erblicken seinen blinkenden Helm nicht mehr; sie würden die Betten der Ströme mit ihren Leichen füllen, wenn Agamemnon ihm freundlich gesinnt wäre; jetzt kämpfen sie um die Schiffe. Denn nicht rast mehr des Diomedes Lanze in seiner Faust, noch hörte ich des Atriden Stimme aus dem verhaßten Haupt, wohl aber erschallt überall Hektors befehlende Stimme, und die Troer erfüllen mit ihrem Schlachtlärm die Ebene. Die Verse 69 bis 79 hat man gestrichen, weil sie zu den vorhergehenden Büchern und der Gesandtschaft nicht stimmen wollen. Sie sind eben gedichtet, bevor diese Stücke der Ilias angehörten. An die frohlockende Schilderung knüpft Achilleus die Worte „Aber trotzdem, Patroklos, brich mit Macht herein und halte von den Schiffen das Verderben ab, sonst

verbrennen die Troer die Schiffe und rauben uns die Heimkehr“. Das Wort „trotzdem“, für das man mit allen Streichungen keinen rechten Anschluß gewinnt, steht hier gut an seinem Platz, sobald man es mit den zunächst vorangehenden Versen verbindet. Es enthält die Mahnung, sich durch den Erfolg der Troer nicht einschüchtern zu lassen.

Wiederherstellung seiner Ehre und seiner Würde soll ihm Patroklos verschaffen, damit die Achäer ihm das schöne Mädchen zurückgeben und reiche Geschenke dazu; sehr begreiflich, wenn die Gesandtschaft dem Dichter noch nicht bekannt war. An die Worte, die dem Dichter der Ilias gehören müssen, schließen sich die folgenden etwas hart an, da sie offenbar der Vorlage entstammen. Aber sie haben einen guten Sinn. Wenn Patroklos die Feinde aus dem Lager getrieben hat, soll er zurückkehren, denn mit weiterem Vordringen schmälert er dem Freunde den Ruhm, den dieser sich vorbehalten hat, und bringt sich selbst in Gefahr. Achilleus fürchtet das Dazwischentreten eines Gottes, vielleicht Apollons selbst. Wiederholt schärft er dem Freunde ein, zurückzukehren, wenn er die Schiffe gerettet hätte, und die Heere weiter kämpfen zu lassen. Dem Ehrgeizigen schwebt vor, diese könnten sich gegenseitig aufreiben und er mit Patroklos ganz allein siegreich Ilios zerstören. V. 46—100.

Der entscheidende Augenblick ist gekommen, der Widerstand der Achäer gegen die auf die Schiffe stürmenden Troer erlahmt. Die hier vorausgesetzte Situation ist aber nur ganz im allgemeinen die des Endes des 15. Buches. Aias kämpft nicht vom Schiffe herab, sondern auf dem Erdboden, auch nicht mit der Schiffslanze, sondern mit dem gewöhnlichen Speer. Unserer Vorstellung von der Stellung der Patroklie entspräche die Annahme, daß auch das dem 11. Buche vorliegende Gedicht einen Kampf um die Schiffe enthielt, der hier verwendet ist. Die erste Fassung der Ilias muß ihn wenigstens teilweise noch enthalten haben, denn eine Überleitung war notwendig. Dann aber wurde er durch die breitere Erzählung des 15. Buches verdrängt.

In einem einzigen Satze nimmt der Dichter das Resultat vorweg, um die Ausführung nachträglich zu geben. Aias muß von dem verteidigten Schiffe weichen, denn ihn bewältigen der Wille des Zeus und die Troer mit ihren Würfen. Daß alles, was geschieht, des Zeus oder aller Götter Wille sei, wird nirgends mit solchem Eifer eingeschärft, wie in den Partien, wo Hektor im Vorteil ist. Das glaubt der Dichter den griechischen Hörern schuldig zu sein, aber den Kämpfern, auch wenn sie Feinde sind, nimmt es nichts von ihrem Verdienst. Prächtig ist die Schilderung des mühsam ringenden Aias. Der Helm dröhnt ihm von den Würfen, die Schulter wird von dem Schild ermüdet, schwer keucht seine Brust, von den Gliedern rinnt der Schweiß, und es gibt kein Aufatmen, aber zurückzudrängen ist er nicht. Nur scheinbar steht das im Widerspruch zum Eingang; was er dort verheißen hat, spart sich der Dichter für den Schluß auf.

Im Höhepunkt der Handlung ruft der Dichter die Musen an; die

dadurch eintretende Pause führt uns die Wichtigkeit des Augenblickes nachdrücklich vor. Darauf fließt die Erzählung erst gemessener, dann immer schneller dahin. Hektor durchhaut Aias den Speer, weit weg saust die Spitze, der Held schwingt nur noch den nutzlosen Stumpf. Da erkennt er, daß Zeus wider ihn ist. Er weicht, und sogleich fährt der Feuerbrand in das Schiff, das sofort in lodernden Flammen steht. Ohne jeden Schmuck, in atemloser Hast ist die Entscheidung erzählt. V. 101—123.

Achilleus sieht die wehende Flamme, und sich aufgeregt auf die Schenkel schlagend treibt er Patroklos zur höchsten Eile an, damit nicht auch seine Schiffe in Gefahr kommen. Aber wenn wir nun erwarten, die Erzählung in derselben Hast fortfahren zu sehen, so täuschen wir uns. Wir wissen, die Wendung der Dinge steht unmittelbar bevor. Das genügt dem Dichter, um uns in Ruhe die Vorbereitungen vor Augen zu führen, durch die er eine wichtige Aktion immer einleitet.

Erst rüstet sich Patroklos mit Achilleus' Waffen, nur dessen Lanze, die gewaltige Esche vom Pelion, nimmt er nicht, da sie kein anderer als Achilleus zu regieren versteht. Statt ihrer wählt er zwei Speere, die ihm passen. Neben den unsterblichen Rossen, die die Götter dem Peleus geschenkt, spannen die Gefährten rechts in den Nebensträngen den sterblichen Pedasos ein. Zu seinem Wagenlenker wählt Patroklos den Automedon. Das wird alles ohne jede Hast, fast umständlich berichtet. Wir hören, woher die Eschenlanze stammte, die Abkunft der göttlichen Rosse, die Tüchtigkeit des Pedasos, die hohe Schätzung Automedons durch Patroklos. Alles atmet die gewisseste Siegeszuversicht. V. 124—154.

Unterdessen ruft Achilleus seine Myrmidonen auf. Ihr Daherströmen zeichnet der Dichter durch ein Gleichnis, das den Eindruck des Unwiderstehlichen in unheimlichem Grade hervorruft, ohne daß von Angriff oder Kampf geredet würde. Das rudelweise Dahertraben der sattgefressenen Bestien, die Behaglichkeit, mit der das Gleichnis ausgeführt ist, erweckt die Vorstellung fürchterlicher Wildheit. V. 155—167.

Es folgt die Aufzählung der fünf Führer der einzelnen Heeresabteilungen der Myrmidonen, bei den zwei ersten mit ausführlichen Nachrichten über ihre göttliche Herkunft. Die Kritik hat an der Partie Anstoß genommen, weil sie für die folgende Darstellung des Kampfes ohne alle Bedeutung sei. Das ist aber auch mit der fünffachen Gliederung der Troer 12, 87 nicht gar viel anders, und hier steht die Aufzählung um ihrer selbst willen da, ohne Zweifel nach Überlieferung. Daß sie den Zusammenhang zerreiße, ist nicht richtig. Der homerische Hörer konnte auf die Anrede des Achilleus schon warten, bis ihm die Edlen der Myrmidonen vorgeführt waren. V. 168—197.

Achilleus redet die Myrmidonen an. Er erinnert sie der Drohungen, die sie während der ganzen Zeit seines Zornes gegen die Troer ausgestoßen, und ihrer Vorwürfe, die sie, zusammengerottet, ihm gemacht hätten. Mit Galle, hatten sie gesagt, müsse ihn die Mutter genährt haben, und sie möchten lieber heimkehren, als wider ihren Willen bei den Schiffen

gehalten werden. Jetzt könnten sie ihren Wünschen genug tun und sollten danach handeln. V. 198—209.

Dicht gedrängt steht die Sturmkolonne, so dicht, daß sich die Hörner der Helme berühren, wenn die Krieger den Kopf neigen. Das Gleichnis von den dichtgefügten Steinen einer gegen das Unwetter errichteten Wand erhöht die Vorstellung von der kompakten Masse und schließt zugleich die Vorbereitungen ab. Patroklos und Automedon stehen an der Spitze, der Ausmarsch kann erfolgen. V. 210—220.

Ein Dichter späterer Zeit würde einen Abschied der Freunde geboten haben. Zwischen Achilleus und Patroklos fällt nicht ein einziger Scheidegruß. Die äußerlich herbe Art der Ilias verleugnet sich nicht. Und doch macht auch unser Dichter vor dem Ausmarsch eine Pause, in der er die Gefühle des Achilleus laut werden läßt, zurückhaltender und doch nicht weniger schön, als eine Abschiedsszene vermöchte. Der Held zieht sich in sein Zelt zurück, tritt nach feierlicher Vorbereitung mit dem Becher in der Hand in den Hofraum, und nachdem er gespendet, betet er zum pelasgischen Zeus von Dodona, dessen Orakel mit dessen Auslegern, den Selloi, dem Dichter so merkwürdig ist, daß er sie erwähnen muß. Der Pelide fleht, der Gott möchte seine Bitte ebenso erhören, wie er auf sein früheres Gebet ihm die Ehre wiederherstellte. Aber es ertönt kein Wort selbstsüchtigen Ehrgeizes, nur Sorge um den Freund, für dessen Erfolg wie dessen Leben. Möge Hektor erfahren, daß Patroklos auch ohne Achilleus' Beistand zu kämpfen versteht, und der Freund kehre unversehrt wieder. Deshalb beruft sich Achilleus auf die Erhörung seiner frühern Bitte. Des Freundes Ruhm und Rettung steht ihm gleich hoch wie sein eigenes wichtiges Anliegen. Aber das sagt er nur Gott. Nachher tritt er scheinbar ganz gleichmütig vor das Zelt, dem Kampfe zuzusehen.

Wie der Dichter V. 46 Patroklos töricht gescholten hat, weil er sich durch die Bitte, ihn ausziehen zu lassen, Tod und Verderben erflehte, so läßt er uns auch hier den Ausgang sehen. Kampf und Schlacht von den Schiffen zurückzutreiben gewährte Zeus, die glückliche Wiederkehr versagte er. V. 220—256.

Der Ausmarsch ist durch ein Gleichnis eingeleitet. Mit der Wut gereizter Wespen rücken die Myrmidonen aus. Noch hält Patroklos eine kurze Ansprache an sie, in schönem Widerspiel zum Gebet des Achilleus. Wie dieser nur für ihn betete, so denkt Patroklos nur an den Freund. Es gilt, dem größten Helden der Achäer, der die trefflichsten Gefährten hat, Genugtuung zu gewinnen und Agamemnon zur Erkenntnis zu bringen, wie töricht er gehandelt hat. V. 257—274.

Sie stürzen mit wildem Geschrei auf die Troer, und diese glauben zuerst entsetzt, Achilleus nahe selbst heran. Sie machen sich mit dem Gedanken vertraut, sich zu retten. In das wildeste Getümmel, das um das Schiff des Protesilaos tobt, schleudert Patroklos den Speer und trifft Pyraichmes, den Führer der Paionen vom Axios. Es hat sich da eine Erinnerung an die ursprüngliche Lokalität der Patroklie erhalten. Die

Paionen fliehen, und wieder wird das wichtigste Ereignis in wenigen Worten erzählt. Patroklos treibt die Feinde aus den Schiffen, löscht das brennende Feuer, halb verbrannt bleibt das Schiff da liegen, die Troer fahren in furchtbarem Gewühl auseinander, durch das Lager strömen die Achäer zum Kampf herbei. Ihre Empfindungen zeichnet das Gleichnis vom Weichen der schweren Wolke, die auf dem Gebirge gelastet hatte. Die ganze Gegend wird in jeder Einzelheit sichtbar, und von oben bricht plötzlich der weite Himmel durch. Man spürt ordentlich das Aufatmen der Achäer, wenn ihnen auch nur kurze Erholung gegönnt ist. V. 275 bis 302.

Die Troer fliehen nämlich nicht durchaus, sondern leisten Widerstand. Der Dichter will den Kampf nicht den Myrmidonen allein überlassen, sondern strebt danach, das ganze Achäerheer in den Kampf zu bringen. Das erzielt er durch Heranziehung aller verfügbaren Achäerhelden, die in Einzelkämpfen neun Troer erlegen; von den Achäern fällt keiner. Die Darstellung ist absichtlich trocken, und es wird nur die Art der Verwundung berichtet. Nur bei den Lykiern Atymnios und Maris finden wir eine kurze Notiz über ihren Vater Amisodaros, der einst die Chimära aufzog. Aber die beiden sind erst nachträglich, zu gleicher Zeit mit der später eingelegten großen Sarpedonszene eingeführt. Sonst hält sich der Dichter nicht bei den Personen der Kämpfe auf, sondern eilt auf den Abschluß zu. Um aber den Kampf so ausgedehnt als möglich zu gestalten, bringt er eine Reihe prachtvoller Gleichnisse. Deren erstes, der Abschluß der eben erwähnten Kämpfe, veranschaulicht die Flucht der Troer durch die von hereinbrechenden Wölfen zerstreute Herde. Höchst wirksam tritt zwischen dieses und das folgende Gleichnis das Bild Hektors. Die Hauptthelden der vergangenen Schlacht, Aias und Hektor, treten einander noch einmal gegenüber. Jener sucht beständig zu treffen, aber Hektor schützt sich vorsichtig mit dem Schild. Wohl erkennt er die Wendung der Schlacht, aber er hält aus, um seine Gefährten zu retten. Das dauert aber nicht lange, und sein Weichen führt wieder ein Gleichnis ein. Die Troer ergießen sich aus dem Lager mit dem Ungestüm der Wolke, die aus heiterem Wetter vom Berge aus plötzlich mitten an den Himmel steigt, wenn jäher Sturm eintritt. Jetzt besteigt auch Hektor seinen Wagen und flieht, sogar seinem durch den Graben gehinderten Volke voraus. Prachtvoll lebendig ist die Schilderung der über den Graben fliehenden Troer. Hektors Rosse kommen leicht hinüber, aber das Fußvolk staut sich vor dem tiefen Graben und wird gehemmt. An vielen Wagen der fliehenden Herren brechen beim Versuch hinüberzukommen die Deichseln, hinterher stürmt Patroklos mit gellendem Rufen, Staub erfüllt die Ebene, die Helden stürzen aus den Wagen und geraten unter die Achsen, die Wagen selbst überschlagen sich im eiligen Rennen. Patroklos' unsterbliche Rosse setzen über den Graben, aber Hektor entrinnt ihm. In Vergleichung zu dem schnaubenden Rennen der fliehenden troischen Rosse steht das grandiose wundervoll ausgeführte Bild vom Tosen der regengeschwollenen Ströme, die sich zur Strafe für

ungerechte Richtersprüche verheerend über die Felder ergießen und brausend dem Meer zuströmen. Mit dem herrlichen Bild ist die ganze Partie abgeschlossen. V. 303—393.

Wenn die Flucht der troischen Wagen über den Graben mit nichts recht übereinstimmen will, was in den frühern Büchern berichtet ist, so muß uns das sehr natürlich vorkommen. Keines der Bücher vom 12. bis zum 15. gehörte der Ilias an, als unsere Patroklie gedichtet wurde, und da das 11. Buch nur einen Graben kennt, stand es dem Dichter frei, mit diesem zu schalten, wie er wollte. Auffallen könnte, daß in der folgenden Partie, dem Kampf des Sarpedon, ausdrücklich der Mauersturm Sarpedons und die Verwundung des Glaukos erwähnt wird. Aber auch diese Schwierigkeit ist leicht zu lösen. Die Sarpedonpartie wurde eingefügt, als das 12. Buch der Ilias einverleibt worden war, ohne Zweifel durch den Dichter der Ilias selbst.

Eine ganz freie Erfindung ist sie nicht. Von den zwölf Feinden, die Patroklos im Beginn dieses Kampfes erlegt, und die ausdrücklich als Gefährten Sarpedons bezeichnet werden, ist sonst in der Ilias kein einziger bekannt. Es ist doch kaum anzunehmen, daß der Dichter die Namen von zwölf Lykiern erfunden hätte, bloß um diese durch Patroklos umbringen zu lassen. Es wird von einer Eigentümlichkeit ihrer Rüstung berichtet: sie heißen amitrochitones. Es ist mir unmöglich, das mit den Erklärern so zu verstehen, daß die Lykier keine Mitre getragen hätten. Das Beiwort meint etwas Auffallendes in ihrer Rüstung, und ich glaube, es sei eine gewaltige Binde gemeint, die über dem Chiton, vielleicht sogar statt desselben getragen wurde, so daß das Wort Krieger bedeuten würde, die eine mächtige Mitre als Chiton trugen. Eine Eigentümlichkeit ist auch der Hinweis auf den mächtigen, mit aufragenden Säulen gekrönten Steinsarkophag der lykischen Fürsten, der Sarpedon in seiner Heimat errichtet wird. Das alles scheint auf ein episches Gedicht zu deuten, das einen in Lykien geführten Kampf verherrlichte. Auf den Süden weist auch der Name des Tlepolemos V. 416, der diesmal auf Sarpedons Seite steht. Wenn die Vermutung richtig ist, so kann in diesem Gedichte der Gegner Sarpedons nicht Patroklos gewesen sein und der Kampf keine Partie der alten Patroklie gebildet haben. Wie viel mehr das alte Gedicht noch enthielt, können wir nicht wissen. Aber so viel sehen wir, daß der Kampf in der Ilias in steigendem Maße an den troischen Krieg angelehnt wird. Es treten Achäer und Troer auf, die ihm fremd gewesen sein müssen, und vor allem muß das Gespräch zwischen Zeus und Here auf den Dichter der Ilias zurückgeführt werden, in dessen Sinn und Geist es geschaffen ist. Er hat mit großer Wirkung den fremden Stoff in seine Patroklie eingearbeitet und damit einen schönen Abschluß der Taten des von ihm eingeführten Sarpedon erreicht.

Daß der Dichter eine neue Partie einführt, sehen wir schon an deren Einleitung. Wie immer in solchen Fällen wird die gerade Linie der Erzählung verlassen. Patroklos sucht den fliehenden Troern den Weg zur

Stadt abzuschneiden und kehrt sich, nachdem er weit vorgedrungen ist, gegen die noch weiter zurückgebliebenen Feinde. Die nicht ganz leicht verständliche Erfindung ist mit der nicht selten vorkommenden „linken Seite der Schlacht" auf eine Linie zu setzen. Es soll für die neue Handlung Raum gewonnen werden. V. 397 scheint ein müßiger Zusatz zu sein.

Zwölf Gegner tötet Patroklos. Der Kampf ist gleich stilisiert, wie schon mehrmals der Fall war. Von den ersten drei Kämpfen wird eingehender berichtet, der mittlere durch ein Gleichnis hervorgehoben. Von den letzten neun Erschlagenen hören wir nur die Namen. Jetzt wendet sich Sarpedon, seine Lykier heftig anfeuernd, gegen den wütenden Patroklos. Beide springen vom Wagen, und schreiend wie kämpfende Geier stürzen sie aufeinander los. V. 394—430.

Ein Göttergespräch unterbricht die Erzählung. Zeus fühlt Erbarmen und würde es schmerzlich empfinden, wenn es bestimmt sein sollte, daß der ihm Nächste der Menschen, sein Sohn Sarpedon, dem Patroklos erliegen sollte. So erwägt er, ob er ihn nach Lykien entrücken oder seinen Tod zugeben soll. Aber Here hält ihm vor, es gehe nicht an, einen durch das Geschick längst dem Tode verfallenen Menschen zu retten. Jedenfalls wären nicht alle Götter zufrieden, und mancher würde später für seinen in der Schlacht mitkämpfenden Sohn dasselbe Vorrecht in Anspruch nehmen oder über ungleiche Behandlung grollen. Wie mehrmals geschieht, wird Zeus mit dem Unfrieden im Himmel bedroht, und das wirkt auch hier. Aber in Heres Worten findet sich diesmal ein versöhnender Zug. Wenn Sarpedon Zeus so lieb ist und er um ihn trauert, so mag er ihn, wenn er gefallen, durch Tod und Schlaf, die Zwillingsbrüder, nach Lykien tragen lassen. Dort würden ihn Brüder und Verwandte mit den heimischen Ehren bestatten. Zeus gibt nach und läßt blutigen Tau zur Erde fallen, seinen dem Tode geweihten Sohn zu ehren. Das nämliche Wunderzeichen hat den Kampf des 11. Buches eingeleitet. V. 431 bis 461.

Nachdem so Sarpedons Tod von den Göttern beschlossen erscheint, kehrt die Erzählung zu den Kämpfenden zurück. Sie ist kurz gehalten. Erst werfen beide Gegner fehl; von Patroklos' Wurf fällt Sarpedons sonst unbekannter Gefährte Thrasymelos, von Sarpedons Lanze das sterbliche Roß Pedasos, dessen Stränge Automedon durchhaut, nachdem der Fall des Beipferdes die andern Rosse des Achilleus in Verwirrung gebracht hat. Sarpedon wirft nochmals erfolglos, erliegt aber dem zweiten Wurfe des Patroklos. Den Kampf schließt das Gleichnis von dem gefällten Baume ab, das nächste leitet zu der folgenden großen Partie über, dem Kampf um die Leiche Sarpedons. Noch ist er nicht tot. Brüllend krallt er sich in den blutigen Staub, wie ein vom Löwen erlegter Stier brüllt, und wütend ruft er seinem Gefährten Glaukos zu, er solle jetzt seine Tapferkeit beweisen und mit den andern Lykierfürsten die Schande von sich abwehren, die ihm drohe, wenn er Sarpedons Waffen in die Hände der Feinde fallen ließe. Damit stirbt er. Patroklos zieht ihm den Speer

aus dem Leibe, mit der Lanzenspitze zugleich die Seele. Der Rosse Sarpedons bemächtigen sich die Myrmidonen; schon wollten jene durchgehen, nachdem die Herren, Thrasymelos und Sarpedon, den Wagen verlassen hatten. V. 462—507.

Glaukos ist tief betrübt, daß er nicht helfen kann. Ihn schmerzt der Arm, den ihm Teukros beim Sturm auf die Schanze zerschossen hat, und umsonst preßt er ihn. Da richtet er sein Gebet an Apollon. Er ist überzeugt, der Gott könne ihn hören, wo er auch sei. Ausführlich redet er zu ihm von der Art seiner Verwundung, die ihn verhindert, um Sarpedon zu kämpfen, dessen sich sein Vater Zeus selbst nicht annimmt. Er fleht um Heilung der Wunde und Kraft. Und der Gott hört ihn, stillt seine Schmerzen, läßt das Blut trocknen und verleiht ihm Kampfslust. Mit Freuden erkennt Glaukos die Erhörung, mahnt erst die Lykier zum Kampf um Sarpedon, schreitet dann zu den Troern und tadelt Hektor heftig, daß er den Bundesgenossen ihre uneigennützige Treue so schlecht vergelte und sich nicht einmal für ihren hervorragenden Regenten Sarpedon wehren wolle. Eindringlich verlangt er, die Troer sollten den Toten vor Beraubung und Mißhandlung durch die Myrmidonen und vor ihrer Rache für die gefallenen Achäer schirmen. V. 508—547.

Als ginge es zu einer neuen Schlacht, treten die Heere einander gegenüber. Der Kampf um Sarpedon ist dem Ganzen gegenüber als Einzelszene komponiert, durch Sarpedons und Glaukos' Reden ebensosehr damit verbunden wie davon abgehoben. Die Troer erinnern sich der Verdienste Sarpedons um ihre Stadt, Hektor ist über seinen Fall besonders erzürnt. Drüben feuert Patroklos die so schon kampfbegierigen Aianten zu gesteigerter Tapferkeit an. Welcher Erfolg würde es für sie sein, Sarpedon, der zuerst den Wall der Achäer durchbrochen, zu schänden, zu berauben und manchen der Seinen im Kampf um ihn zu töten. Troer und Lykier, Myrmidonen und Achäer stärken ihre Reihen. Der Kampf um Sarpedon ist damit völlig auf troischen Boden versetzt. Unter fürchterlichem Getöse prallen die Heere zusammen, und Zeus breitet über die Kämpfer verderbliche Nacht, um seinem Sohne zu Ehren die Not recht groß zu machen. V. 548—568.

Der Kampf gliedert sich in zwei Teile, deren erster aus zusammenhängenden Einzelkämpfen besteht. Ihr Ausgang ist auf das Ganze von Einfluß. Erst weichen die Achäer, da Hektor den Myrmidonen Epeigeus erlegt, einen Kämpfer, dessen Vorgeschichte vorgeführt wird. Darüber ergrimmt Patroklos, dessen Vordringen durch je ein Gleichnis eingeleitet und abgeschlossen wird. Er stürmt an, wie ein Falke auf Dohlen und Stare, und nachdem er den Sthenelaos erlegt, weichen die Troer so weit zurück, wie von kräftigem Arme geschleudert ein Speer fliegt. Durch die Einrahmung hebt sich die Szene von der Umgebung ab; als wichtig charakterisiert sie auch die persönliche Anrede des Dichters an Patroklos, die von jetzt an mehrfach wiederkehrt.

Zuerst wendet sich Glaukos und tötet den Myrmidonen Bathykles,

dessen Reichtum und Rang hervorgehoben wird, zur Freude der Troer, den Achäern zur Trauer. Jene scharen sich um Glaukos, diese vergessen der Wehrhaftigkeit nicht und drängen vorwärts. Meriones erlegt Laogonos, den Sohn Onetors, des Priesters des idäischen Zeus. Dem Wurf des Aineias entgeht Meriones dadurch, daß er sich vorwärts bückt und der Speer hinter ihm in die Erde fliegt. Ärgerlich nennt ihn Aineias einen geschickten Tänzer, den er doch zur Ruhe gebracht haben würde, hätte er ihn nur getroffen. Gelassen erwidert Meriones, jener könne als Sterblicher nicht erwarten, jeden Gegner zu überwältigen. Würde er doch selbst vertrauen, ihm das Leben zu rauben, wenn er ihn träfe. Das scheinbar triviale Wort bezieht sich auf das des Aineias, der gesagt hatte, es wäre mit Meriones aus gewesen, wenn er ihn getroffen hätte. Ja, sagt Meriones, so großartig du bist, wenn ich dich treffe, ist es mit dir auch aus. Aber Patroklos verweist ihm das nutzlose Zanken. Durch Schmähworte würden die Troer nicht weichen, und Worte seien im Rate am Platz, in der Schlacht handle es sich um Taten. V. 569—631.

Damit beginnt der zweite Teil des Kampfes, durch zwei Gleichnisse herausgehoben. Es dröhnt wie von dem weithin schallenden Krachen der Bäume, welche Holzhauer in den Bergen fällen, und die Kämpfer schwärmen um den Toten wie Fliegen im Sommer um die Milcheimer der Bauernhöfe. Dazwischen steht die Schilderung des von Geschossen, Blut und Staub bis zur Unkenntlichkeit bedeckten Sarpedon. Den Ausschlag gibt Zeus, der den Siegeslauf des Patroklos mit dem Kampf um Sarpedon ebensowenig abschließen will, als der Dichter es kann. Nach langer Erwägung beschließt er, ihn nochmals siegreich sein, die Troer zur Stadt treiben und viele erlegen zu lassen. Der Dichter läßt ihn darüber nachsinnen, weil er auch das Ende der Geschichte von Sarpedon in des Zeus Hände legen will. Der Gott macht Hektor mutlos. Er besteigt den Wagen und flieht, den übrigen Troern befiehlt er, sich zu flüchten, denn er erkennt die Wage des Zeus. Auch die Lykier fliehen, nachdem viele von ihnen über Sarpedons Leiche gefallen sind. Die Achäer erbeuten Sarpedons Rüstung. V. 632—665.

Und dann der feierliche, ergreifende Abschluß. Auf Zeus' Geheiß hebt Apollon Sarpedons Leichnam aus dem Gewühl, badet ihn im Fluß, salbt ihn mit Ambrosia, zieht ihm unsterbliche Gewänder an, und die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod, die raschen Geleiter, tragen ihn in die Heimat Lykien zur Bestattung. V. 666—683.

Es naht das Ende. Patroklos verfolgt zu Wagen die Troer, in arger Verblendung, der Tor. Hätte er die Weisung des Achilleus im Herzen behalten, er wäre dem Tode entronnen. Aber des Zeus Plan ist immer stärker als der der Menschen, und der Gott feuerte Patroklos an. So widerspruchsvoll das erscheinen mag, es ist der tiefste und wahre Grund der homerischen Psychologie. Was geschieht, ist wohl der Wille des Zeus. Aber der Mensch ist nicht sein willenloses Werkzeug, sondern

er hat sein Geschick in seiner Hand, wenn er verständig sein und der Leidenschaft nicht nachgeben will. Handelt er anders, so ist er ein Tor wie Pandaros, als er auf Athenes Geheiß den verräterischen Schuß abgab. Mit wechselndem Ausdruck sagt der Dichter gleich nachher, die Götter hätten Patroklos zum Tode gerufen.

Er tötet neun fliehende Troer, die zum Teil auch sonst bekannte Namen tragen, und sucht dann die Stadtmauer zu ersteigen. Er gelangt bis über die schräge Böschung der Mauer, aber Apollon ist auf den Mauerrand getreten und stößt ihn dreimal zurück. Wie er den vierten Ansturm wagt, ruft ihm der Gott furchtbar zu, er solle sich zurückziehen, denn weder ihm noch dem viel gewaltigern Achilleus sei die Zerstörung der Stadt bestimmt. Daß hier einige Unklarheit herrscht, da nachher Patroklos wieder auf dem Wagen erscheint, kann man ruhig zugeben, ohne daß deshalb der Sturm auf die Mauer ein späterer Zusatz zu sein braucht. Patroklos hat für den Sturm den Wagen verlassen und nachher wieder bestiegen. Der Ort, wo er stürmte, ist vermutlich die schwache Stelle der Mauer am Erineos 6, 434. Hektor aber hält am skäischen Tor, also, wo wir dieses auch suchen wollen, in einiger Entfernung, so daß es sehr verständlich ist, daß sie sich zu Wagen wieder antreffen. V. 684—711.

Hektor hält beim skäischen Tor und überlegt, ob er sich wieder in den Kampf stürze oder seine Leute veranlasse, sich in die Stadt zusammenzudrängen. Da naht dem Apollon in Gestalt seines Oheims Asios, des Sohnes des Dymas, des Fürsten der Phryger am Sangarios und Bruders der Hekabe. Der Mann, in dessen Gestalt der Gott auftritt, wird ausführlich gezeichnet, damit die kommende Handlung in ihrer Wichtigkeit erkannt werde. Er schilt Hektors Unlust zum Kampf und möchte nur, er wäre ihm so überlegen, wie er hinter ihm zurücksteht, dann würde ihn seine Tatenlosigkeit schwer reuen. Hektor befiehlt seinem Wagenlenker Kebriones, gegen die Achäer zu fahren. Apollon taucht in das Gewühl, erregt Verwirrung unter den Achäern und schenkt den Troern Erfolg. Es ist ganz richtig bemerkt worden, daß der weitere Verlauf davon nichts sehen läßt, aber auf den ist es auch gar nicht abgesehen. Nachdem Patroklos die Troer vor sich hergescheucht hat, müssen sie sich wieder stellen, wenn der Kampf weitergehen soll, und mehr will der Dichter nicht sagen. V. 712 bis 730.

Nur auf Patroklos geht Hektor los. Wie der Kampf um Sarpedon, so hebt sich die nächste Schlachtszene dadurch deutlich ab, daß Patroklos vom Wagen springt. Wie dort den Wagenlenker Sarpedons, so trifft hier Patroklos den Hektors, diesmal mit einem Steinwurf, aber der Unterschied ist der, daß der Getroffene in den Mittelpunkt des Interesses tritt, wodurch dieses vorübergehend von der Haupthandlung abgelenkt wird. Des Kebriones Verwundung ist mit grauenhafter Umständlichkeit geschildert. Wie ein Taucher stürzt er vom Wagen. Und wie nicht gar selten geschieht, hält der Dichter das einmal gewonnene Bild fest und läßt es Patroklos in der Weise eines größern Gleichnisses von dem Mann, der

nach Austern fischt, ausmalen. Dadurch entsteht in der Erzählung eine Pause, durch die sie in zwei scharf getrennte Teile zerfällt, den Tod des Wagenlenkers und den Kampf um dessen Leiche. Der Dichter wendet alle Mittel an, um den Eindruck von dessen gewaltiger Ausdehnung lebendig hervorzubringen. Er unterstützt die Darstellung durch drei Gleichnisse, von denen immer das folgende länger ist als das vorhergehende. Erst gleicht die Wut des Patroklos der des zum Tode verwundeten Löwen. Dann springt auch Hektor vom Wagen, und die beiden Helden kämpfen um den Toten, wie auf den Bergen zwei hungrige Löwen um einen von Jägern erlegten Hirsch. Hektor hat den Leichnam am Kopf, Patroklos am Fuß gepackt, die Heere treffen aufeinander, wie Südost und Scirocco in den Bergen die gewaltigen Bäume aneinander schlagen lassen und ihre Äste brechen. Von der außerordentlich lebendigen Schilderung der Geschosse aller Art werden wir auf den Toten zurückgeführt, der im Staubwirbel liegt und seiner Lenkerkunst vergessen hat.

Aber die Ausweitung des Kampfes genügt dem Dichter noch nicht, er fügt eine Zeitangabe hinzu. Solange es Mittag war, hafteten beider Heere Geschosse und fiel das Volk. Aber als sich die Sonne zum Feierabend wendete, waren die Achäer überlegen. Ähnlich heißt es im Beginn der langen Schlacht 11,87, während des Vormittags habe der Kampf unentschieden gedauert, aber zur Stunde, wo sich der Holzhauer sein Frühmahl bereitet, also um Mittag, neigte sich der Sieg auf die Seite der Achäer. Darin, daß es hier immer noch Mittag ist, liegt ohne Zweifel ein Widerspruch, aber es fragt sich sehr, ob es dem Dichter zum Bewußtsein gekommen war, daß immer noch der nämliche Schlachttag sei. Zudem ist doch zu beachten, daß der Ausdruck an beiden Stellen nicht derselbe ist, sondern der Dichter für die lange Dauer des Kampfes eine neue Form gefunden hat. Kein Hörer konnte nachrechnen, ob die Zeitbestimmung mit der des 11. Buches im Einklang sei, und ebensowenig, ob die Handlung des 17. Buches nach dem Feierabend der Sonne noch Raum habe, besonders da schließlich 18,239 der Tag ein vorzeitiges Ende nimmt. Die Stelle ist höchst geeignet, uns zu lehren, daß mit Berechnung homerischer Zeitangaben nichts auszurichten ist.

Wider Geschick, d. h. wider den Plan des Zeus, reißen die Achäer den Kebriones aus den Geschossen und rauben ihm die Rüstung. In dreimaligem Ansturm erlegt Patroklos je neun Troer, von denen wir nicht einmal die Namen erfahren. Damit ist die Überleitung zum entscheidenden Ende gegeben. Wie er zum vierten Male einem Dämon gleich anstürmt, erscheint ihm das Ende des Lebens. V. 731—787.

Unbemerkt, in dichten Nebel gehüllt, naht Apollon dem Patroklos, tritt hinter ihn und schlägt ihn in Rücken und Schultern, so daß Betäubung ihn befällt, die Glieder sich lösen und er starr stehen bleibt. Nach dem Schlage, so heißt es in unserer Ilias, warf ihm Apollon den Helm herunter, die Lanze zerbrach ihm, der Schild samt dem Riemen fiel zur Erde, und Apollon löste ihm den Panzer, d. h. riß ihm den ab. Das wider-

streitet nicht nur der Erzählung des folgenden Buches, wo Hektor dem Patroklos die Rüstung auszieht, sondern ist, trotz der Deklamation über den Helm des Achilleus, einfach brutal, wenn nicht lächerlich. Der Zusatz ist etwa so zu werten, wie der in einer Handschrift des Nibelungenliedes aus dem 14. Jahrhundert. Hildebrand haut da Kriemhild mitten entzwei, sie spürt aber nichts, und erst als sie sich nach dem ihr vor die Füße geworfenen Ring bückt, fällt ihr Leib voneinander. V. 788—804.

Dem vom Schlage des Gottes betäubten Patroklos sticht des Panthoos Sohn Euphorbos, der beiläufig als großer Held gerühmt wird, den Speer in den Rücken, bezwingt ihn aber nicht, sondern weicht in das Getümmel zurück. Auch Patroklos will zur Schar der Gefährten zurückweichen, da eilt ihm Hektor nach und versetzt ihm den Todesstoß. Sein Fall wird durch das Gleichnis von dem Eber begleitet, der in den Bergen beim Kampf um ein Rinnsal dem Löwen erliegt. Wir können uns wundern, daß der Dichter Hektor nicht den ganzen Sieg läßt, sondern er ihn mit Apollon und Euphorbos teilen muß. Aber wenn wir bedenken, daß auch Hektor nicht durch Achilleus allein, sondern durch den Trug der Athene fällt und Achilleus dem Alexandros nur unter Apollons Beistand erliegen wird, so beruht das, meine ich, auf der ungeheuren Schätzung der großen Helden. Ein Einzelner, so gewaltig er sei, bezwingt sie nicht, es gehören Götter dazu. V. 805—829.

In hohem und berechtigtem Selbstgefühl äußert Hektor seine Siegesfreude. Patroklos glaubte wohl Troja zu zerstören und ihre Frauen gefangen wegzuführen. Aber vor denen rennen Hektors Rosse zum Kampf, und er selbst wehrt ihnen mit seinem Speere den Tag des Zwanges. Er nimmt an, Achilleus habe dem Freunde verboten zurückzukehren, bevor er Hektor erlegt, und dem habe der Tor sein Ohr geliehen. Die Vermutung des Feindes lenkt uns auf den Anfang zurück. Patroklos war wohl ein Tor, aber in anderem Sinne, als Hektor meint. Dessen Hohn führt uns deutlich vor Augen, wie sehr Patroklos sein Geschick selbst vollendet hat.

Der Sterbende läßt den Ruhm des Siegers nicht gelten. Ihm haben Zeus und Apollon den Sieg verliehen, und wie jeder unterliegende Held ist er dessen sicher, daß ein Gott die Hand im Spiele hatte. Die schlichte Größe der Worte wird durch die folgenden Verse 846 bis 850, die zudem an die Interpolation anknüpfen, nur verderbt.

Den Sterbenden wohnt die Gabe der Weissagung inne, und so sieht Patroklos Tod und Moira bereits neben Hektor stehen, dem der Tod von Achilleus' Händen gewiß ist. Aber die Sicherheit der düstern Voraussage verfehlt ihres Eindrucks auf den freudigen Helden, der im Vollgefühl des Sieges selbst von der Überwindung des Achilleus träumt. Es ist derselbe Mann, der, nachdem er ebenso düster in die Zukunft geblickt, beim Anblick seines Kindes die sonnigste Zuversicht gewinnt; derselbe, der im Vertrauen auf Zeus die Rücksicht auf Wahrzeichen verwirft und das herrliche Wort ausspricht, nur e i n Wahrzeichen sei das beste, sich

für die Heimat zu wehren. Er wird Unrecht bekommen, und es ist traurig, daß es so ist. Aber in dem ungleichen Kampfe hebt den Helden seine helle Zuversicht zu der Menschenwürde, die nicht der Götterhöhe weicht.

Patroklos' Seele fliegt zum Hades, ihr Geschick beklagend, da sie Mannheit und Jugend lassen muß. Der Dichter klagt nicht selbst um den freundlichen Helden, den er liebt, sondern zurückhaltend tönt nur aus der schlichten Erzählung das Leid darüber, daß auch das Schöne sterben muß. V. 830—861.

Der mißlungene Versuch Hektors, auch Automedon zu erlegen und die unsterblichen Rosse zu erbeuten, ebnet dem 17. Buche den Weg. V. 862 bis 867.

Ich habe im letzten Hauptteil die Frage, wieviel der Dichter der alten Patroklie entnommen habe, nicht berührt, weil ich sie nicht beantworten kann. So viel ist ja sicher, daß sie des Patroklos Tod erzählte, aber mehr wüßte ich nicht zu sagen. Der Dichter hat sich alles, was vor ihm da war, in einer Weise zu eigen gemacht, daß die Züge der Vorlage nicht mehr zu erkennen sind.

Ilias XVII.

Unser Buch ist von der gesamten Kritik höchst ungünstig beurteilt worden. Selbst Fraccaroli sieht sich veranlaßt, darin die Hände späterer Interpolatoren anzuerkennen, ohne indessen das Ursprüngliche nachzuweisen, das durch sie verderbt worden wäre. Es ist überhaupt durch keine Streichungen ein tadelloser ursprünglicher Zusammenhang herzustellen, und deshalb müßte man annehmen, es sei durch eine Masse späterer Zudichtungen eine Verwüstung angerichtet worden, durch die der echte Zusammenhang rettungslos vernichtet worden wäre.

Als Ganzes betrachtet, füllt das Buch seine Stelle vortrefflich aus, und wenn es fehlte, würde eine unleidliche Lücke klaffen. Ein Kampf um die Leiche des Patroklos und deren Rettung in das Lager der Achäer war unumgänglich notwendig. Mehr noch. Der Stil aller Kämpfe seit dem Beginn des 11. Buches erforderte ein ausgeführtes Schlachtenbild, wenn nicht die Darstellung eine ganz neue und ungewohnte Gestalt annehmen sollte. Eines solchen Schlachtenbildes hat ja wohl die alte Patroklie entbehrt. Von den Helden des 17. Buches sind mit Ausnahme Hektors alle von dem Dichter der Ilias in den Kampf um Patroklos eingeführt worden. Wir werden also von vornherein auf ihn verwiesen, nicht minder durch prachtvolle Einzelheiten und besonders durch die eigenartigen Gleichnisse.

Aber die Komposition des Ganzen soll höchst mangelhaft sein und des wahrhaft „homerischen" Geistes entbehren. Nun haben wir bisher in allen Kampfschilderungen wahrnehmen können, wie stark die Komposition durch zwei Faktoren beeinflußt war: durch das vorgesteckte Ziel

und das Bestreben, die geradlinige Darstellung auszuweiten und das Bild einer ausgedehnten Schlacht zu entrollen. Je enger jedoch das eigentliche Thema umgrenzt ist, desto größer wird für den Dichter die Schwierigkeit. Man stelle sich nur die Frage, ob eine großartige Komposition wie die des 11. Buches für einen Kampf möglich gewesen wäre, der um den Leichnam des Patroklos geführt wird, und man wird die Unmöglichkeit sogleich erkennen. Die Lage, in die sich der Dichter versetzt sah, war ganz ähnlich wie im 13. Buche, nur schlimmer. Zwei Heere, deren entscheidender Zusammenstoß das Endziel bildet, können doch in hin- und herwogender Schlacht vorgeführt werden; der Kampf um einen Leichnam steht unbeweglich. Und doch entlastete dort der Dichter die Hauptsituation durch die große Schlacht auf der linken Seite, so daß jene da wieder aufgenommen werden konnte, wo er sie verlassen hatte. Hier blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als den Kampf um Patroklos stückweise durch Episoden zu unterbrechen, um nach einiger Zeit zur Hauptsache zurückzukehren. Ob ihm das gelungen ist, und inwiefern die im einzelnen erhobenen Vorwürfe zutreffend sind, muß die Erläuterung lehren.

Den Schluß des 16. Buches hat der Dichter in einer Weise gestaltet, daß er den Menelaos hervortreten lassen konnte. Euphorbos ist, nachdem er Patroklos verwundet, in die Masse der Troer zurückgewichen. Hektor hat sich, nachdem er die Lanze aus Patroklos' Leiche gezogen, gegen Automedon gewendet, der hinter Patroklos hielt. Den aber entführten des Achilleus unsterbliche Rosse der Gefahr. So bleibt der Leichnam des Patroklos einen Moment sich selbst überlassen. Aber Menelaos hat das Ende des Helden mit angesehen und eilt herbei, ihn zu schützen. Bisher ist der Atride in der großen Schlacht nur einmal bedeutender hervorgetreten, in der Fortsetzung der Aristie des Idomeneus, wo sich das Interesse eine Weile auf ihn vereinigte. Von da an hatte er nie im Vordergrunde gestanden. Ihm in unserem Buche nach Möglichkeit eine wichtige Rolle zuzuweisen, war Absicht des Dichters, und wenn auch der Titel „Aristie des Menelaos", den die antike Kritik unserem Buche gegeben hat, zu viel besagt, so tritt er darin doch kräftig hervor. Ihm allein von den großen Achäern fehlt noch die Heldenprobe. Die Wichtigkeit seines Eintretens kennzeichnet das hübsche Gleichnis von der noch unerfahrnen, für ihr erstes Kälbchen besorgten Kuh.

Ihm gibt der Dichter Euphorbos zum Gegner. Der nähert sich dem Toten, und mit Berufung darauf, daß er zuerst Patroklos verwundete, fordert er Menelaos auf, ihm die Waffenbeute zu lassen. Seiner Drohung, er werde ihn sonst töten, antwortet Menelaos mit einem Ausruf der Verwunderung über die Keckheit der Söhne des Panthoos. So habe auch Hyperenor geprahlt und ihn den schlechtesten Kämpfer der Achäer geheißen, und sei ihm doch erlegen. Es werde auch Euphorbos so gehen, der besser täte, es mit ihm nicht aufzunehmen. Wenn es zu spät sei, merke es auch der Tor. V. 1—32.

Wo Hyperenor dem Menelaos erliegt 14,516, wird von einem solchen Ausspruch nichts berichtet. Wir sehen wieder, daß vorhandenes episches Gut von unserem Dichter nach Bedarf verwendet worden ist, ohne daß wir sagen könnten, aus welchem Zusammenhange die Stelle stammt. Möglicherweise hingen in der Vorlage die Kämpfe des Menelaos mit Hyperenor und Euphorbos eng zusammen und suchte dieser sogleich den gefallenen Bruder zu rächen. Jetzt, wo der zweite Kampf an die Patroklie angegliedert ist, läßt der Dichter Euphorbos erst durch Menelaos vom Tode des Bruders Kunde erhalten und ihm dafür Rache drohen. Seinen zu Tode betrübten Eltern und Hyperenors Gemahlin werde es ein Trost sein, wenn er ihnen Kopf und Rüstung des Atriden bringe. Sie beginnen den Kampf, und Euphorbos erliegt. Mit tiefem Gefühl beklagt der Dichter, wie seine schönen, durch goldene und silberne Halter in der Form gehaltenen Locken mit Blut benetzt wurden, und liebevoll schildert er den mit aller Sorgfalt gepflegten, aber vom Winde entwurzelten Baum, mit dessen Geschick er das des Euphorbos vergleicht. Mit dem Gleichnis schließt er den Kampf ab, zeichnet aber sogleich durch ein neues, das vom Löwen, den Hunde und Hirten nicht von dem Fraß des geraubten Rindes fortzuscheuchen wagen, den furchtbaren Eindruck, den Menelaos auf die Troer macht. Sie scheuen davor zurück, ihn anzugreifen, und er würde des Euphorbos Rüstung leicht erbeutet haben, hätte es ihm Apollon nicht mißgönnt. V. 33—71.

Wenn hier von Leichnam und Rüstung des Patroklos nicht gesprochen wird, so ist das nicht auffallend. Erst muß die Kampfszene abgeschlossen sein, und zu Patroklos kommt der Dichter noch früh genug. Jetzt handelt es sich für ihn darum, Hektor wieder auf den Plan zu bringen, den er, um das Feld für Euphorbos freizuhalten, hinter des Achilleus Rossen herrennen ließ. Apollon tritt in Gestalt des Kikonenfürsten Mentes zu ihm und mahnt ihn. Unerreichbarem jage er nach, den Rossen des Achilleus, die für sterbliche Menschen außer Achilleus, der Göttin Sohn, schwer zu bändigen und zu lenken seien. In seinen Worten liegt ein herber Vorwurf: inzwischen, während der vergeblichen Bemühung, sei Euphorbos dem Menelaos erlegen, der des Patroklos Leichnam schirme. Hektors Gemüt verdüstert sich. Er sieht, wie Menelaos dem Euphorbos die Rüstung ausziehen will, und eilt scharf schreiend, der Flamme des Feuers zu vergleichen, herbei.

Menelaos erblickt ihn. Seine unmutigen Gedanken nehmen die Form eines Zwiegesprächs mit seinem Thymós an, in der Fassung ganz gleich wie 11,404 die des Odysseus in ähnlicher Lage, aber unähnlich im Ausgang. Wenn er weicht, fürchtet Menelaos sich dem Unwillen der Achäer auszusetzen; hält er aber aus Ehrgefühl Stand, so schreckt ihn die feindliche Übermacht. So weit decken sich seine Erwägungen mit denen des Odysseus. Aber während dieser zu dem Schlusse kam, der Edle habe unter allen Umständen auszuhalten, gehen des Menelaos Gedanken einen andern Weg. Wenn ein Mann wider böses Geschick mit einem Helden zu

kämpfen wage, dem ein Gott Erfolg verleihe, so habe sich noch immer Unheil gegen ihn herangewälzt. Es werde es ihm deshalb kein Achäer verdenken, wenn er ihn vor Hektor weichen sehe, da dieser unter göttlichem Schutze kämpfe. Schließlich verfällt er auf den Ausweg, Aias zu Hilfe zu rufen und mit ihm auch wider böses Geschick den Kampf aufzunehmen; vielleicht daß sie Achilleus den Toten heimbrächten. Das wäre, meint er, das beste der Übel; denn ein Übel ist, wie Odysseus es ausgesprochen, vor allem das Zurückweichen. Wie Hektor mit den Troern naht, weicht Menelaos, ungern wie ein vom Pferch weggetriebener Löwe, von Patroklos' Leichnam zurück. Er findet Aias auf der linken Seite der Schlacht, wie er den durch Apollon erschreckten Achäern Mut einspricht, und ruft ihn zur Rettung des Leichnams auf. Er kann nicht, wie V. 122 vorgibt, schon wissen, daß Hektor des Patroklos Rüstung erbeutet hat, denn das wird erst nachher erzählt; der Vers ist also zu streichen. Aias und Menelaos kehren zu Patroklos' Leichnam zurück, und von jetzt an fechten die beiden Seite an Seite. V. 72—124.

Die schnell verlaufende Begebenheit erscheint in der Erzählung zerdehnt, weniger durch die Erwägung des Menelaos als dadurch, daß der ganz unentbehrliche Aias seit dem Kampf um Sarpedon aus unsern Augen verschwunden ist. Am Ausgang der Patroklie konnte ihn der Dichter nicht mitwirken lassen, aber darum war er auch jetzt nicht gleich zur Stelle. So griff der Dichter zu seinem bequemen Auskunftsmittel von der linken Seite der Schlacht, wodurch dann allerdings die Handlung fast unbillig auseinandergezogen wird. Einigermaßen eingerenkt wird die Sache dadurch, daß Hektor in Abwesenheit des Menelaos dem Patroklos die Rüstung ausziehen kann und den Leichnam fortzuschleppen sucht, um ihn den troischen Hunden vorzuwerfen. Da naht Aias.

Hektor weicht zurück, springt auf seinen Wagen und übergibt die Rüstung den Troern, sie zu dauernder Kunde von ihm nach der Stadt zu bringen. Es hat den Anschein, als wolle sich Hektor dem Kampf mit Aias entziehen, wie es ihm nachher Glaukos tatsächlich vorwirft. Aber Hektor benutzt seinen Wagen weiter gar nicht. Es muß also der uns seltsam vorkommende Zug eine bestimmte Ursache haben, und das ist die Rüstung Hektors mit des Patroklos Waffen. Nun hätten wir freilich erwartet, er würde sie sich sogleich anziehen. Aber dazu mußte er sich unter allen Umständen hinter die Front begeben, denn im Kampfgetümmel wäre es unmöglich gewesen. Aus dem Waffentausch wollte der Dichter eine für die ganze Komposition bedeutsame Szene machen und ließ daher Hektor den Gedanken dazu erst nachträglich fassen und durch das Gespräch mit Glaukos eingeleitet werden. An unserer Stelle genügte es ihm, Hektor für den Augenblick aus dem Gefechte zu bringen, und er erfand zu dem Zweck die plötzliche Entfernung, die Hektor V. 177 selbst mit einem jähen von Zeus gesandten Schrecken begründet. Gar geschickt ist das alles ja nicht, aber großer Schaden ist nicht angerichtet worden. Denn außer Hektor ist kein Troer aus dem Kampfe gewichen, und so

Wo Hyperenor dem Menelaos erliegt 14,516, wird von einem solchen Ausspruch nichts berichtet. Wir sehen wieder, daß vorhandenes episches Gut von unserem Dichter nach Bedarf verwendet worden ist, ohne daß wir sagen könnten, aus welchem Zusammenhange die Stelle stammt. Möglicherweise hingen in der Vorlage die Kämpfe des Menelaos mit Hyperenor und Euphorbos eng zusammen und suchte dieser sogleich den gefallenen Bruder zu rächen. Jetzt, wo der zweite Kampf an die Patroklie angegliedert ist, läßt der Dichter Euphorbos erst durch Menelaos vom Tode des Bruders Kunde erhalten und ihm dafür Rache drohen. Seinen zu Tode betrübten Eltern und Hyperenors Gemahlin werde es ein Trost sein, wenn er ihnen Kopf und Rüstung des Atriden bringe. Sie beginnen den Kampf, und Euphorbos erliegt. Mit tiefem Gefühl beklagt der Dichter, wie seine schönen, durch goldene und silberne Halter in der Form gehaltenen Locken mit Blut benetzt wurden, und liebevoll schildert er den mit aller Sorgfalt gepflegten, aber vom Winde entwurzelten Baum, mit dessen Geschick er das des Euphorbos vergleicht. Mit dem Gleichnis schließt er den Kampf ab, zeichnet aber sogleich durch ein neues, das vom Löwen, den Hunde und Hirten nicht von dem Fraß des geraubten Rindes fortzuscheuchen wagen, den furchtbaren Eindruck, den Menelaos auf die Troer macht. Sie scheuen davor zurück, ihn anzugreifen, und er würde des Euphorbos Rüstung leicht erbeutet haben, hätte es ihm Apollon nicht mißgönnt. V. 33—71.

Wenn hier von Leichnam und Rüstung des Patroklos nicht gesprochen wird, so ist das nicht auffallend. Erst muß die Kampfszene abgeschlossen sein, und zu Patroklos kommt der Dichter noch früh genug. Jetzt handelt es sich für ihn darum, Hektor wieder auf den Plan zu bringen, den er, um das Feld für Euphorbos freizuhalten, hinter des Achilleus Rossen herrennen ließ. Apollon tritt in Gestalt des Kikonenfürsten Mentes zu ihm und mahnt ihn. Unerreichbarem jage er nach, den Rossen des Achilleus, die für sterbliche Menschen außer Achilleus, der Göttin Sohn, schwer zu bändigen und zu lenken seien. In seinen Worten liegt ein herber Vorwurf: inzwischen, während der vergeblichen Bemühung, sei Euphorbos dem Menelaos erlegen, der des Patroklos Leichnam schirme. Hektors Gemüt verdüstert sich. Er sieht, wie Menelaos dem Euphorbos die Rüstung ausziehen will, und eilt scharf schreiend, der Flamme des Feuers zu vergleichen, herbei.

Menelaos erblickt ihn. Seine unmutigen Gedanken nehmen die Form eines Zwiegesprächs mit seinem Thymós an, in der Fassung ganz gleich wie 11,404 die des Odysseus in ähnlicher Lage, aber unähnlich im Ausgang. Wenn er weicht, fürchtet Menelaos sich dem Unwillen der Achäer auszusetzen; hält er aber aus Ehrgefühl Stand, so schreckt ihn die feindliche Übermacht. So weit decken sich seine Erwägungen mit denen des Odysseus. Aber während dieser zu dem Schlusse kam, der Edle habe unter allen Umständen auszuhalten, gehen des Menelaos Gedanken einen andern Weg. Wenn ein Mann wider böses Geschick mit einem Helden zu

kämpfen wage, dem ein Gott Erfolg verleihe, so habe sich noch immer Unheil gegen ihn herangewälzt. Es werde es ihm deshalb kein Achäer verdenken, wenn er ihn vor Hektor weichen sehe, da dieser unter göttlichem Schutze kämpfe. Schließlich verfällt er auf den Ausweg, Aias zu Hilfe zu rufen und mit ihm auch wider böses Geschick den Kampf aufzunehmen; vielleicht daß sie Achilleus den Toten heimbrächten. Das wäre, meint er, das beste der Übel; denn ein Übel ist, wie Odysseus es ausgesprochen, vor allem das Zurückweichen. Wie Hektor mit den Troern naht, weicht Menelaos, ungern wie ein vom Pferch weggetriebener Löwe, von Patroklos' Leichnam zurück. Er findet Aias auf der linken Seite der Schlacht, wie er den durch Apollon erschreckten Achäern Mut einspricht, und ruft ihn zur Rettung des Leichnams auf. Er kann nicht, wie V. 122 vorgibt, schon wissen, daß Hektor des Patroklos Rüstung erbeutet hat, denn das wird erst nachher erzählt; der Vers ist also zu streichen. Aias und Menelaos kehren zu Patroklos' Leichnam zurück, und von jetzt an fechten die beiden Seite an Seite. V. 72—124.

Die schnell verlaufende Begebenheit erscheint in der Erzählung zerdehnt, weniger durch die Erwägung des Menelaos als dadurch, daß der ganz unentbehrliche Aias seit dem Kampf um Sarpedon aus unsern Augen verschwunden ist. Am Ausgang der Patroklie konnte ihn der Dichter nicht mitwirken lassen, aber darum war er auch jetzt nicht gleich zur Stelle. So griff der Dichter zu seinem bequemen Auskunftsmittel von der linken Seite der Schlacht, wodurch dann allerdings die Handlung fast unbillig auseinandergezogen wird. Einigermaßen eingerenkt wird die Sache dadurch, daß Hektor in Abwesenheit des Menelaos dem Patroklos die Rüstung ausziehen kann und den Leichnam fortzuschleppen sucht, um ihn den troischen Hunden vorzuwerfen. Da naht Aias.

Hektor weicht zurück, springt auf seinen Wagen und übergibt die Rüstung den Troern, sie zu dauernder Kunde von ihm nach der Stadt zu bringen. Es hat den Anschein, als wolle sich Hektor dem Kampf mit Aias entziehen, wie es ihm nachher Glaukos tatsächlich vorwirft. Aber Hektor benutzt seinen Wagen weiter gar nicht. Es muß also der uns seltsam vorkommende Zug eine bestimmte Ursache haben, und das ist die Rüstung Hektors mit des Patroklos Waffen. Nun hätten wir freilich erwartet, er würde sie sich sogleich anziehen. Aber dazu mußte er sich unter allen Umständen hinter die Front begeben, denn im Kampfgetümmel wäre es unmöglich gewesen. Aus dem Waffentausch wollte der Dichter eine für die ganze Komposition bedeutsame Szene machen und ließ daher Hektor den Gedanken dazu erst nachträglich fassen und durch das Gespräch mit Glaukos eingeleitet werden. An unserer Stelle genügte es ihm, Hektor für den Augenblick aus dem Gefechte zu bringen, und er erfand zu dem Zweck die plötzliche Entfernung, die Hektor V. 177 selbst mit einem jähen von Zeus gesandten Schrecken begründet. Gar geschickt ist das alles ja nicht, aber großer Schaden ist nicht angerichtet worden. Denn außer Hektor ist kein Troer aus dem Kampfe gewichen, und so

Wo Hyperenor dem Menelaos erliegt 14, 516, wird von einem solchen Ausspruch nichts berichtet. Wir sehen wieder, daß vorhandenes episches Gut von unserem Dichter nach Bedarf verwendet worden ist, ohne daß wir sagen könnten, aus welchem Zusammenhange die Stelle stammt. Möglicherweise hingen in der Vorlage die Kämpfe des Menelaos mit Hyperenor und Euphorbos eng zusammen und suchte dieser sogleich den gefallenen Bruder zu rächen. Jetzt, wo der zweite Kampf an die Patroklie angegliedert ist, läßt der Dichter Euphorbos erst durch Menelaos vom Tode des Bruders Kunde erhalten und ihm dafür Rache drohen. Seinen zu Tode betrübten Eltern und Hyperenors Gemahlin werde es ein Trost sein, wenn er ihnen Kopf und Rüstung des Atriden bringe. Sie beginnen den Kampf, und Euphorbos erliegt. Mit tiefem Gefühl beklagt der Dichter, wie seine schönen, durch goldene und silberne Halter in der Form gehaltenen Locken mit Blut benetzt wurden, und liebevoll schildert er den mit aller Sorgfalt gepflegten, aber vom Winde entwurzelten Baum, mit dessen Geschick er das des Euphorbos vergleicht. Mit dem Gleichnis schließt er den Kampf ab, zeichnet aber sogleich durch ein neues, das vom Löwen, den Hunde und Hirten nicht von dem Fraß des geraubten Rindes fortzuscheuchen wagen, den furchtbaren Eindruck, den Menelaos auf die Troer macht. Sie scheuen davor zurück, ihn anzugreifen, und er würde des Euphorbos Rüstung leicht erbeutet haben, hätte es ihm Apollon nicht mißgönnt. V. 33—71.

Wenn hier von Leichnam und Rüstung des Patroklos nicht gesprochen wird, so ist das nicht auffallend. Erst muß die Kampfszene abgeschlossen sein, und zu Patroklos kommt der Dichter noch früh genug. Jetzt handelt es sich für ihn darum, Hektor wieder auf den Plan zu bringen, den er, um das Feld für Euphorbos freizuhalten, hinter des Achilleus Rossen herrennen ließ. Apollon tritt in Gestalt des Kikonenfürsten Mentes zu ihm und mahnt ihn. Unerreichbarem jage er nach, den Rossen des Achilleus, die für sterbliche Menschen außer Achilleus, der Göttin Sohn, schwer zu bändigen und zu lenken seien. In seinen Worten liegt ein herber Vorwurf: inzwischen, während der vergeblichen Bemühung, sei Euphorbos dem Menelaos erlegen, der des Patroklos Leichnam schirme. Hektors Gemüt verdüstert sich. Er sieht, wie Menelaos dem Euphorbos die Rüstung ausziehen will, und eilt scharf schreiend, der Flamme des Feuers zu vergleichen, herbei.

Menelaos erblickt ihn. Seine unmutigen Gedanken nehmen die Form eines Zwiegesprächs mit seinem Thymós an, in der Fassung ganz gleich wie 11, 404 die des Odysseus in ähnlicher Lage, aber unähnlich im Ausgang. Wenn er weicht, fürchtet Menelaos sich dem Unwillen der Achäer auszusetzen; hält er aber aus Ehrgefühl Stand, so schreckt ihn die feindliche Übermacht. So weit decken sich seine Erwägungen mit denen des Odysseus. Aber während dieser zu dem Schlusse kam, der Edle habe unter allen Umständen auszuhalten, gehen des Menelaos Gedanken einen andern Weg. Wenn ein Mann wider böses Geschick mit einem Helden zu

kämpfen wage, dem ein Gott Erfolg verleihe, so habe sich noch immer Unheil gegen ihn herangewälzt. Es werde es ihm deshalb kein Achäer verdenken, wenn er ihn vor Hektor weichen sehe, da dieser unter göttlichem Schutze kämpfe. Schließlich verfällt er auf den Ausweg, Aias zu Hilfe zu rufen und mit ihm auch wider böses Geschick den Kampf aufzunehmen; vielleicht daß sie Achilleus den Toten heimbrächten. Das wäre, meint er, das beste der Übel; denn ein Übel ist, wie Odysseus es ausgesprochen, vor allem das Zurückweichen. Wie Hektor mit den Troern naht, weicht Menelaos, ungern wie ein vom Pferch weggetriebener Löwe, von Patroklos' Leichnam zurück. Er findet Aias auf der linken Seite der Schlacht, wie er den durch Apollon erschreckten Achäern Mut einspricht, und ruft ihn zur Rettung des Leichnams auf. Er kann nicht, wie V. 122 vorgibt, schon wissen, daß Hektor des Patroklos Rüstung erbeutet hat, denn das wird erst nachher erzählt; der Vers ist also zu streichen. Aias und Menelaos kehren zu Patroklos' Leichnam zurück, und von jetzt an fechten die beiden Seite an Seite. V. 72—124.

Die schnell verlaufende Begebenheit erscheint in der Erzählung zerdehnt, weniger durch die Erwägung des Menelaos als dadurch, daß der ganz unentbehrliche Aias seit dem Kampf um Sarpedon aus unsern Augen verschwunden ist. Am Ausgang der Patroklie konnte ihn der Dichter nicht mitwirken lassen, aber darum war er auch jetzt nicht gleich zur Stelle. So griff der Dichter zu seinem bequemen Auskunftsmittel von der linken Seite der Schlacht, wodurch dann allerdings die Handlung fast unbillig auseinandergezogen wird. Einigermaßen eingerenkt wird die Sache dadurch, daß Hektor in Abwesenheit des Menelaos dem Patroklos die Rüstung ausziehen kann und den Leichnam fortzuschleppen sucht, um ihn den troischen Hunden vorzuwerfen. Da naht Aias.

Hektor weicht zurück, springt auf seinen Wagen und übergibt die Rüstung den Troern, sie zu dauernder Kunde von ihm nach der Stadt zu bringen. Es hat den Anschein, als wolle sich Hektor dem Kampf mit Aias entziehen, wie es ihm nachher Glaukos tatsächlich vorwirft. Aber Hektor benutzt seinen Wagen weiter gar nicht. Es muß also der uns seltsam vorkommende Zug eine bestimmte Ursache haben, und das ist die Rüstung Hektors mit des Patroklos Waffen. Nun hätten wir freilich erwartet, er würde sie sich sogleich anziehen. Aber dazu mußte er sich unter allen Umständen hinter die Front begeben, denn im Kampfgetümmel wäre es unmöglich gewesen. Aus dem Waffentausch wollte der Dichter eine für die ganze Komposition bedeutsame Szene machen und ließ daher Hektor den Gedanken dazu erst nachträglich fassen und durch das Gespräch mit Glaukos eingeleitet werden. An unserer Stelle genügte es ihm, Hektor für den Augenblick aus dem Gefechte zu bringen, und er erfand zu dem Zweck die plötzliche Entfernung, die Hektor V. 177 selbst mit einem jähen von Zeus gesandten Schrecken begründet. Gar geschickt ist das alles ja nicht, aber großer Schaden ist nicht angerichtet worden. Denn außer Hektor ist kein Troer aus dem Kampfe gewichen, und so

kann der Dichter bis auf weiteres das Gefecht stehen lassen, bis Hektor wieder eintritt. Das Mittel hat er im 13. Buch zweimal angewendet. Aias tritt zu der Leiche des Patroklos, dem Löwen vergleichbar, der mit finster niedergezogener Stirnhaut den Jägern standhält, um seine Jungen zu schützen. Neben ihm Menelaos, der in seinem Herzen den Schmerz gewaltig nährte, eben darüber, daß er zurückgewichen war. Daß sie den Leichnam nicht an sich ziehen, erklärt sich doch leicht aus dem mächtigen Andrang der Troer. V. 125—139.

So ist für die dem Dichter wichtige Szene, wie Hektor die Waffen des Patroklos anzieht, Raum geschaffen. Eingeleitet wird sie durch die an das Vorhergehende anknüpfende Scheltrede des Glaukos. Hektor zeigt sich, sagt er zu ihm, seines Rufes als Krieger unwürdig. Er mag nun sehen, wie er mit den Troern allein die Stadt verteidigt, denn kein Lykier wird mehr für sie kämpfen. Sie haben für ihre Hilfe wenig Dank erfahren, da Hektor den Achäern den Leib des Sarpedon, ihres verdientesten Bundesgenossen, überlassen hat, den Hunden zum Fraß. So wird er den Lykiern anraten, Troja seinem Verderben zu überlassen. Wären die Troer von dem Mut erfüllt, der um ihr Vaterland kämpfende Männer beseelt, so würden sie jetzt den Patroklos nach Ilios schleppen, und seine Leiche, die des Gefährten des gewaltigsten Achäerhelden, würden die Feinde gerne gegen Leib und Rüstung Sarpedons eintauschen. Nun aber hat Hektor nicht gewagt, dem Aias Auge in Auge zum Kampfe gegenüberzutreten. Der Dichter darf Glaukos von der Bergung der Leiche Sarpedons durch Tod und Schlaf nichts wissen lassen, weil sonst sein Vorschlag sinnlos wäre. Dieser selbst ist für die Kriegssitten der alten Zeit nicht unwichtig. Daß wir vom Austausch von Gefangenen sonst nichts hören, ist wohl nur Zufall. Austausch erbeuteter Leichen wird hier als möglich vorausgesetzt und die Auslieferung des Patroklos für Sarpedon als ein Dank der Troer an die Lykier dargestellt. Sonst besteht der furchtbare Brauch, den Leichnam des hervorragenden Feindes zu schänden, zu Recht. Hektor will sich V. 126 der Leiche des Patroklos bemächtigen, um ihm den Kopf abzuhauen und den Rumpf, nachdem er ihn an sich gerissen, den troischen Hunden zu geben. Diese Absicht Hektors herrscht in unserem wie im folgenden Buche. Das zeigt, daß beide Bücher gedichtet wurden, bevor Homer den Schluß der Ilias zu gestalten unternahm. Denn die stoischen Interpreten hatten ganz Recht zu sagen, es geschehe Hektor kein Unrecht, wenn er selbst mit solcher Mißhandlung vorangehe. V. 140—168.

Hektor ist entrüstet, daß Glaukos, der doch für den Verständigsten der Lykier gelte, ihm Feigheit vorwerfen könne, ohne zu bedenken, daß der überlegene Sinn des Zeus auch den Wehrhaften schrecke und ihm den Sieg raube, so gut er ihn auch wieder zum Kampf antreibe. Glaukos soll neben ihn treten und seine weitern Taten beurteilen. Dann ruft er den Seinen zu, tapfer auszuhalten, bis er die Rüstung des Achilleus angezogen hätte, eilt den Gefährten nach, die sie nach der Stadt tragen, und legt sich die Waffen an. Der Dichter verweilt bei ihnen. Die Götter

hatten sie Peleus, dieser Achilleus gegeben, aber der Sohn alterte nicht in den Waffen des Vaters. Zeus selbst sieht dem Vorgang zu, und ihn jammert des Helden, der nicht an seinen ihm doch so nahen Tod denkt und nun die Rüstung des gefürchtetsten Helden anzieht. Dessen freundlichen und gewaltigen Gefährten hat er erschlagen und ihm die Rüstung abgezogen, nicht nach Gebühr, setzt er hinzu, doch wohl, weil Göttergeschenke nicht in Feindeshand fallen sollten. Er will ihm aber jetzt große Gewalt verleihen, zum Entsatz dafür, daß er Andromache die Rüstung nicht heimbringen wird. V. 169—208.

Die Rede des Zeus ist für die Komposition der Ilias von hervorragender Bedeutung und erklärt auch, warum das Anziehen der Rüstung so ausführlich eingeleitet und geschildert ist. Hektor, der mit festester Zuversicht auf die Hilfe des Zeus vertraut hatte, steht auf dem Höhepunkt seiner Erfolge. Er hat die Rüstung des Achilleus angelegt. Aber gerade dieser Moment soll der letzte seiner Siege sein. Schon zweimal hat Zeus verkündigt, daß die Achäer nicht gänzlich unterliegen würden. Jetzt droht dem Helden das nahe Ende, weil er den furchtbarsten Gegner herausgefordert hat. Er hat es ja längst gewußt und Andromache gegenüber deutlich genug ausgesprochen, daß das Ende des Krieges Trojas Fall sein wird. An jenes Wort erinnert der Dichter und damit an das innigste Verhältnis des ihm so lieben Helden. Aber freilich, die Worte des Zeus hinterlassen eine bittere Empfindung. Die Kraft, die er dem Helden heute noch gewähren will, ist doch ein kümmerlicher Ersatz dafür, daß Hektors unbedingtes Gottvertrauen in finsterem Tode erlischt.

Zeus läßt die Rüstung sich ihm anpassen. In dem glänzenden Waffenschmuck tritt er vor die Bundesgenossen und feuert jeden von ihnen an. Einige der Angeredeten sind sonst nicht bekannt, einige andere treten in den folgenden Kämpfen hervor. Nicht um überhaupt ein zahlreiches Heer zu haben, beginnt Hektor, hat er die Bundesgenossen aus ihren Städten versammelt, sondern damit sie ihm Frauen und Kinder vor den Achäern schirmen helfen. Deshalb erschöpft er seine Leute durch Geschenke und Unterhalt und mehrt dadurch den guten Willen der Bundesgenossen. So soll nun jeder geradeaus gehen, ob er nun falle oder heil davonkomme.

Die Anrede, sagen die Erklärer, sei durch nichts motiviert und stimme auch nicht zu der maßvollen Art, in der er des Glaukos Scheltrede beantwortet habe. Mit gleich wenig Recht ist getadelt worden, daß Diomedes in seiner Rede im 9. Buche nicht die bescheidene Zurückhaltung zeige wie bei Agamemnons Rundgang. Glaukos gegenüber hat sich Hektor gegen den Vorwurf der Feigheit verwahren müssen. Jetzt nimmt er Stellung zu den wiederholten Vorwürfen der Lykier, daß ihre uneigennützigen Dienste nicht genügend gelohnt würden, und macht den Bundesgenossen klar, daß sie denn doch nicht umsonst mitkämpften, sondern ihre Hilfe den Troern schwere Lasten auferlegte. Er verweilt aber nicht lange dabei, sondern verheißt dem, der den Leichnam des Patroklos herüberziehe und Aias zum Weichen brächte, die Hälfte der Waffenbeute und gleichen Ruhm

wie sich selbst. Er versteht wohl unter der Waffenbeute nicht die Rüstung des Achilleus, sondern die noch zu erbeutenden Waffenstücke. V. 209—232.

Damit ist die Episode abgeschlossen, und die Erzählung kehrt zum Kampf um Patroklos zurück. Die Bundesgenossen dringen wuchtig vor und meinen den Leichnam unter Aias wegzuziehen. Töricht waren sie, denn er raubte manchem von ihnen das Leben, so kündet der Dichter an. Aber Aias selbst erbebt vor dem Ansturm der Masse. Nicht sowohl um den Leichnam bangt er, der, wie er voraussieht, bald die Hunde der Troer und die Raubvögel sättigen wird, als um sein und des Menelaos Haupt. Den fordert er auf, Vornehme der Achäer zu Hilfe zu rufen. Menelaos macht seinem Beinamen des trefflichen Rufers Ehre. Mit ähnlichen Argumenten, wie sie Agamemnon gegen Idomeneus und Sarpedon gegen Glaukos ins Feld geführt, ruft er den achäischen Adel durchdringenden Rufes zum Kampfe auf. Er erinnert sie an die bei den Atriden auf gemeinsame Kosten gegebenen Gastmähler, an ihre Führerpflicht, an Stellung und Rang, die ihnen von Zeus verliehen sind. Nicht jeden kann er in dem furchtbaren Getümmel erspähen, aber es soll doch mancher von selbst kommen und die Rettung des Patroklos auf seine Ehre nehmen. Aias, Oileus' Sohn kommt, Idomeneus und Meriones; aber wer sonst alles zum neuen Kampfe herbeieilte, kann auch der Dichter aus eigenem Geiste, ohne Hilfe der Musen, nicht sagen. V. 233—261.

Den erneuten Kampf leitet ein Gleichnis ein. Wie die Küsten dröhnen, wenn die Meereswoge gegen die Flut des mündenden Flusses andrängt, so erscholl der Troer Geschrei. Aber die Achäer wankten nicht, und Zeus senkte schweren Nebel auf die Schlacht. Denn verhaßt war ihm der Gedanke, der im Leben von ihm nie gehaßte Patroklos sollte den troischen Hunden zur Beute fallen. Die Achäer weichen, die Troer unterlassen es bei allem Ungestüm, sie zu treffen, suchen vielmehr den Leichnam wegzureißen. Da kehren nach kurzer Zeit die Achäer, von Aias zur Umkehr gebracht, zurück. Er, der schönste und beste Kämpfer nach Achilleus, zerstreut die Reihen der Troer, wie im Bergwald der Eber den Jünglingen und Hunden tut. Schon hat einer der von Hektor aufgerufenen Bundesgenossen, Hippothoos der Pelasger, den Patroklos mit dem Schildriemen am Fuß gefesselt und will ihn wegschleppen, da durchsticht ihm des Aias Speer Helm und Haupt. Er läßt des Patroklos Fuß fallen und stürzt neben ihm hin. Seinen Tod begleitet das Mitgefühl des Dichters. Noch erlegen Hektor und Aias je einen Feind. Wie unter des Aias Lanze Phorkys fällt, der den toten Hippothoos schirmen wollte, treten die Vorkämpfer der Troer und Hektor zurück, jauchzend berauben die Achäer den Hippothoos und Phorkys der Waffen. V. 262—318.

Jetzt wären die Troer geflohen, und die Achäer hätten wider die Absicht des Zeus Erfolg errungen, wäre nicht Apollon in Gestalt des Periphas, des vertrauten Herolds des Anchises, zu Aineias getreten. Der Gott spottet über die geringe Widerstandsfähigkeit der Troer. Wenn sie jetzt, wo Zeus für sie sei, sich fürchteten und nicht kämpften, wie wollten

sie Ilios retten, wenn der Gott einmal gegen sie wäre? Er habe doch schon Männer gesehen, die bloß im Vertrauen auf ihre Kraft und die eigene Zahl wider Zeus' Pläne ihr Land bewahrten. Nun wollten sie fliehen, obwohl Zeus ihnen gnädig sei. Aineias sieht Apollon an, erkennt ihn und ruft das Ehrgefühl Hektors und der Troer auf. Bezeichnenderweise sagt er nur, ein Gott habe ihn des Beistandes des Zeus versichert, nennt aber Apollon nicht.

Die Troer wenden sich wieder, und es beginnt ein Kampf, der wieder im Anfang so stilisiert ist, daß ein Gefallener den Mittelpunkt bildet. Der Fall des von Aineias getroffenen Laokritos erbarmt seinen Genossen Lykomedes, der herbeieilt und mit einem Speerwurf den Paionen Apisaon erlegt. Vergeblich stürmt der Paionenführer Asteropaios auf die Achäer los. Aias hält die zur Verteidigung eng geschlossene Schar fest zusammen und läßt keinen vom Leichnam zurückweichen noch zum Einzelkampfe vorgehen. So heftig und blutig der Kampf tobt, so fallen doch weniger Leute, denn beide Parteien denken vor allem daran, die Kampfgenossen zu schirmen. V. 319—365.

Im Folgenden stört nichts das Verständnis als die in den Ausgaben gebräuchliche Abteilung des Stoffes. Der Dichter plant gar keinen Übergang auf einen neuen Schauplatz. Die vorhergehende Schilderung ist durch nichts abgebrochen, und das abschließende Gleichnis erscheint erst V. 389. Die Darstellung fließt lückenlos fort, in engstem Anschluß an die allgemeine Kampfschilderung. Die um Patroklos Ringenden staken in schwerem Nebel, der so dicht war, daß man nicht sagen konnte, ob Sonne und Mond noch gesund seien. Ihre Not stärker hervorzuheben, wirft der Dichter einen Seitenblick auf die übrigen Troer und Achäer, die behaglich, mit Unterbrechungen, in hellem Sonnenschein kämpfen, während die in der Mitte unter Kampf und Nebel gleich sehr leiden. Er benutzt die Gelegenheit, mit einem Worte der Nestoriden Thrasymedes und Antilochos zu erwähnen, die auf ihres Vaters Geheiß abseits kämpften und darum von Patroklos' Tode noch gar nichts wußten. Damit bereitet er auf die spätere Szene vor, wo Menelaos den Antilochos aufsucht. Gleich darauf setzt er aber seine Schilderung von dem hitzigen Kampfe um Patroklos fort. Um klar zu machen, wie sehr der Kampf im Gleichgewicht stand, bringt er das Gleichnis von der zum Gerben hin- und hergezogenen Rindshaut und versichert, weder Ares noch Athene würden, bei allem Groll gegen die andere Partei, an dem Kampfe etwas zu tadeln gefunden haben. Ein gewisser Abschluß ist insofern beabsichtigt, als dadurch für den kurzen Hinweis auf Achilleus Raum geschaffen wird. Aber der Blick bleibt auf dem Hauptkampf haften, und die Erzählung kehrt gleich dazu zurück.

Die kurze Erwähnung des Achilleus ist vielleicht nicht unbedingt notwendig, aber, nicht nur der angenehm anmutenden Abwechslung wegen, sehr wohl angebracht. Denn daß Achilleus von des Freundes Tod nichts wußte, durfte doch wirklich gesagt werden. Er wußte nichts, weil der Kampf fern unter den Mauern tobte, dachte aber nicht daran, daß

Patroklos tot sein könnte, sondern erwartete, er werde heil zurückkehren, nachdem er bis hart an die Tore gedrungen wäre. Das lautet freilich anders als der bestimmte Befehl, den er dem Freunde 16,89 gegeben, nicht zur Stadt vorzudringen. Aber dergleichen darf man bei Homer nicht zu streng nehmen. Die Hauptsache ist doch, daß Achilleus erwartet, Patroklos werde ohne ihn einen Sturm nicht wagen. Freilich erwartet er auch eine gemeinsame Eroberung der Stadt nicht, und damit weist der Dichter auf die Unerfüllbarkeit des Wunsches, den Achilleus 16,97 ausgesprochen, er möchte mit Patroklos allein die Stadt zerstören können. Der Gedanke daran ist ihm durch die oft wiederholte Mitteilung seiner Mutter vom Ratschluß des Zeus genommen worden. Aber das hatte sie ihm jetzt nicht mitgeteilt, daß sein liebster Gefährte gefallen sei. Der Dichter will den kurzen Vermerk nicht als besondern Teil seiner Erzählung angesehen wissen, denn er kehrt unverzüglich zum Kampfe zurück und läßt Achäer wie Troer den Genossen dessen Bedeutung klar machen. Die Achäer wollen lieber sterben, als den Troern die Ehre gönnen, den Patroklos in die Stadt zu bringen, und die Troer sind entschlossen auszuharren, sollte auch ihnen allen über Patroklos' Leiche der Tod beschieden sein. So feuern sie jeden zum Kampfe an. Eisernes Gedröhn, so schließt sehr schön der Abschnitt, dringt durch den ewig bewegten Äther zum ehernen Himmelsgewölbe. V. 366—425.

Jetzt ist der Moment da, wo der Dichter den Kampf bis auf weiteres sich selbst überlassen und eine Episode einlegen kann, an der ihm offenbar sehr gelegen ist. Die Rosse des Achilleus trauern um Patroklos, seitdem sie dessen Tod erfahren haben, und lassen sich von Automedon weder mit Güte noch Gewalt bewegen, zum Hellespont oder in die Schlacht zurückzukehren. Ihre Trauer ist mit rührender Anschaulichkeit geschildert. Da faßt den Zeus Mitleid für sie. Sein Selbstgespräch bildet die Ergänzung zu dem über Hektor. Die unsterblichen Rosse hat er doch Peleus, dem Sterblichen, nicht dazu geschenkt, um sie bei den elenden Menschen Leiden erdulden zu lassen. Von allem, was auf Erden atmet und schreitet, gibt es ja nichts Jammervolleres als den Menschen. Nach der Meinung des Dichters sind in den Augen des Zeus sogar unsterbliche Rosse wichtiger als die armseligen Menschen und dürfen deren Leid nicht teilen. Vor allem sollen sie nicht Hektor zur Beute fallen. Wie es Zeus schon nicht in der Ordnung gefunden hat, daß Hektor die Rüstung des Achilleus, das Göttergeschenk, erbeutete, so erklärt er jetzt, es sei genug, daß er die Waffen habe, und nennt geringschätzig sein Prahlen damit eitel. Den Rossen will er Mut einhauchen, daß sie Automedon zu den Schiffen retten, denn er gedenkt den Troern Erfolg zu geben, bis sie zum Lager vordringen und die Nacht einbricht. Daß er damit Hektor die letzte Gunst erweist, spricht er nicht nochmals aus, liegt aber dem ganzen Selbstgespräch zugrunde. V. 426—455.

Das angesponnene Thema führt der Dichter scheinbar fabulierend weiter, aber, wie sich zeigen wird, nicht ohne künstlerische Absicht. Auto-

medon stürmt mit den durch Zeus ermutigten Rossen ins Kampfgewühl, wie ein Geier unter Gänse. Leicht weicht er den Troern aus und macht Anstürme auf sie, kann aber keinen erlegen, weil Lanze und Zügel zugleich zu führen unmöglich ist. Der anmutigen Sorglosigkeit macht der Myrmidone Alkimedon ein Ende. Er findet es höchst unverständig, daß jener so durch die Schlacht fährt, obwohl doch Patroklos, der Wagenkämpfer, gefallen ist. Sogleich bietet ihm Automedon die Lenkung der Rosse an, da er nach Patroklos darin der geschickteste sei, und springt ab, um zu kämpfen.

Das sieht Hektor, und in der Hoffnung, das Gespann zu erbeuten, fordert er Aineias auf, mit ihm zusammen gegen jene loszugehen. Ihnen folgen Chromios und Aretos, denen der Dichter Torheit vorwirft, daß sie auf Sieg hofften, während sie nicht unversehrt zurückkehren sollten. Daß Hektor und Aineias den Kampf um Patroklos verlassen, ist beanstandet worden. Aber einmal ist Automedon ganz nahe, und dann vertraut der Dichter darauf, der Hörer werde sich gegenwärtig halten, daß um Patroklos gewaltige Massen streiten. Auch die Aianten und Menelaos können nachher vom Kampf loskommen, nachdem sie die besten Helden zum Ausharren ermutigt haben V. 509.

Automedon, der vorher mit dem Wagen so sorglos herumgefahren war, ist jetzt nicht besonders zuversichtlich. Zwar stärkt er sein Herz durch ein Gebet zu Zeus, aber er bittet Alkimedon, die Rosse so nahe zu halten, daß sie ihm in den Rücken schnauben, denn er ist überzeugt, daß Hektor bis zum letzten Ende kämpfen wird. Dann ruft er die Aianten und Menelaos auf, den Kampf um den Leichnam den besten Helden anzuvertrauen und ihnen, die noch lebten, das Verderben abzuwenden, denn die Gefahr sei groß. Es liege freilich auf den Knien der Götter, wer siegen werde, denn er werde auch selbst werfen, das übrige sei Sorge des Zeus. Er wirft und trifft Aretos, der fällt gleich einem mit dem Beil in den Nacken gehauenen Stier. Das ausgeführte Gleichnis verleiht der Szene einige Dauer. Dem Speerwurf Hektors weicht Automedon aus, und es wäre zum Schwertkampf gekommen, da treten die Aianten ein, und vor ihnen weichen Hektor, Aineias und Chromios, ja sie lassen sogar den toten Aretos liegen. Ihn beraubt Automedon der Rüstung und frohlockt, er habe durch Erlegung eines wenn auch schlechtern Feindes das Herz des Patroklos von Trauer erleichtert. Dann legt er die Rüstung auf den Wagen und steigt selbst auf, blutig wie ein Löwe, der einen Stier gefressen hat. Damit verschwindet er aus der Erzählung. Verfolgung hat er nicht zu fürchten, und sichere Rettung ins Lager hat Zeus ihm verheißen. Sein Erscheinen in der Schlacht, so anmutig behaglich es durchgeführt ist, hatte doch für den Dichter den tiefern Zweck, die Szene mit den trauernden Rossen an die große Schlacht anzugliedern, und das erreicht er durch die Teilnahme des Hektor und Aias an der Episode. Nachher läßt er Automedon verschwinden. V. 456—542.

Die Fortführung des Kampfes um Patroklos wird durch das Er-

scheinen von Göttern belebt. Athene tritt zu Menelaos, zu Hektor Apollon. Daß die Hauptthelden sämtlich zur Stelle sind, ist nicht auffallend, da Automedons Kampf in nächster Nähe stattfand, so nahe, daß er die Aianten und Menelaos rufen konnte. Von letzterem ist übrigens nicht berichtet, daß er dem Rufe folgte. Die Verse 545 f., nach denen Zeus Athene geschickt haben sollte, weil er andern Sinnes geworden sei, sind sicher unecht, da von einer solchen Sinnesänderung sonst kein Zeichen vorliegt. Das Auftreten der Götter ist ein Mittel, dem endlosen Kampf einen neuen Schmuck zu verleihen. In eine Wolke, rot wie ein Nordlicht, gehüllt, taucht Athene ins Achäerheer und feuert jeden Mann an. Zuerst tritt sie in des alten Phoinix Gestalt zu Menelaos. So kam sie auch 4, 75 in wundersamer Gestalt vom Himmel, sank wie ein Meteor zur Erde und nahm dann die Gestalt des Laodokos an. Auch hier will der Dichter nicht sagen, sie habe persönlich jeden angefeuert, sondern nur, die wunderbare Erscheinung habe belebend gewirkt. In Gestalt des Phoinix sagt sie Menelaos Schande voraus, wenn den Patroklos die troischen Hunde herumzerren würden. Sollte Athene, sagt Menelaos zu dem vermeintlichen Phoinix, ihm Kraft geben und die Geschosse abwehren, so würde er gerne gewillt sein, Patroklos zu verteidigen, dessen Tod ihm tief ins Herz gegriffen habe. Aber Hektor wüte dem Feuer gleich, und Zeus verleihe ihm Erfolg. Es ist richtig, was man der Stelle vorwirft, daß sie zum unmittelbar Vorhergehenden nicht stimme. Aber das ist auch nicht erforderlich, weil des Menelaos Ausspruch zur Führung der ganzen Schlacht, nicht zu einer ihrer Phasen paßt. Gerade so wird im 6. Buche der Bittgang zu Athene mit der ganzen Diomedesschlacht, nicht durch die unmittelbar vorangehenden kleinen Kämpfe motiviert. Hervorzuheben ist, wie konsequent der Charakter des Menelaos festgehalten wird. Er ist kein schlechter Kämpfer, aber die Furcht ist ihm nicht fremd, und seine Tapferkeit ist nicht unbedingt.

Athene freut sich, daß er von allen Göttern zuerst von ihr etwas erfleht hat, und sie verleiht ihm Kraft und die Keckheit der Stechmücke, die sich nicht scheuchen läßt. Er erlegt Hektors Kameraden Podes, den Bruder der Andromache, der mit besonderer Betonung eingeführt wird, und zieht den Leichnam zu den Achäern hinüber.

Darauf, daß Hektor das nicht hindert, geht der Tadel Apollons, der in seines Gastfreundes Phainops Gestalt zu ihm tritt, offensichtlich als Gegenstück zum Auftreten der Athene. Kein Achäer, sagt ihm der Gott, werde ihn mehr fürchten, da er vor Menelaos zurückgewichen sei. Das sei doch sonst ein weicher Krieger, und jetzt trage er ganz allein den edlen Podes, den er erschlagen, von den Troern fort. Apollon redet von Menelaos, wie Hyperenor 17, 24 getan hatte, und wir werden nicht fehlen, wenn wir annehmen, Menelaos sei in alten Gedichten so gezeichnet gewesen, während für unsere Ilias das Urteil zu scharf ist. Von der Wolke des Leides umhüllt, stürmt Hektor durch die Vorkämpfer. In diesem Moment erhebt Zeus die Aigis und schüttelt sie, hüllt den Ida in Gewölk, donnert ge-

waltig und verleiht den Troern Sieg, die Achäer setzt er in Schrecken. V. 543—596.

Der Dichter hat sich selbst in einige Verlegenheit gesetzt. Zeus bereitet den letzten Sieg der Troer vor, aber Patroklos muß geborgen werden, und deshalb dürfen die Haupthelden der Achäer, die Aianten und Menelaos, nicht fliehen. So greift er, wie er auch schon getan hat, zu Helden zweiten Ranges, um die Niederlage anzudeuten. Zuerst kommen Peneleos und Leitos, die Boioter, an die Reihe. Jenen trifft bei tapferem Vordringen Polydamas, und er ergreift vor ihm die Flucht. Den Leitos sticht Hektor in die Handwurzel, so daß er an weiterem Kampfe verzweifelt. Auf Hektor wirft, während er Leitos verfolgt, Idomeneus, aber die Lanze bricht da, wo die Spitze in den Schaft eingelassen ist. Nachgetragen wird, daß Idomeneus auf einem Wagen stand. Hektor wirft auf ihn, trifft aber Koiranos, den Wagenlenker des Meriones.

Die Stelle ist höchst merkwürdig. Meriones ist in der Ilias nicht überall der Therapon des Idomeneus. Im 13. Buche hat er sein Zelt weit von diesem entfernt und kämpft weiter, nachdem Idomeneus verschwunden ist. Auch sonst spielt er oft eine ziemlich selbständige Rolle. Das hat wohl den Verfasser des Schiffskatalogs veranlaßt, beide gleichmäßig als Führer der Kreter zu bezeichnen. Wagenlenker des Idomeneus ist Meriones nie, weil jener keinen Wagen hat, wie er auch hier zu Fuß von den Schiffen gekommen ist. Meriones aber hat einen Wagen, ist jedoch zum Kampf abgestiegen, natürlich in der Nähe des Idomeneus, da das Heer nach Völkerschaften geordnet kämpft. Nun hat des Meriones Wagenlenker Koiranos den Wagen des Meriones herangeführt, dem Idomeneus zum Heile, weil dieser sonst Hektor erlegen wäre. Er ist aufgestiegen, offenbar schon im Gedanken an Flucht. Hektor erlegt den Koiranos, dieser stürzt zur Erde und läßt die Zügel fallen, Meriones hebt sie auf, übergibt sie dem Idomeneus und rät ihm, ins Lager zu fahren, da nichts mehr zu machen sei. Das tut Idomeneus, von Schrecken befallen, Meriones aber bleibt im Kampfe. Die verschiedene Stellung der kretischen Helden zueinander geht ohne Zweifel auf verschiedene epische Tradition zurück, die uns, wenn sie klarer erhalten wäre, Genaueres lehren könnte. V. 597 bis 625.

Die lebhaft ausgeführte Erzählung hat die beginnende Flucht gut gezeichnet. Zum Zentrum des Kampfes zurückkehrend, ersetzt der Dichter die Schilderung des weitern Verlaufes mit höchster Kunst durch ein Stimmungsbild in den Worten des Aias. Vor allem erkennt der Telamonier, daß Zeus den Troern hilft, vornehmlich daran, daß alle Geschosse der Troer treffen, während die der Achäer nutzlos zur Erde fallen. Es muß deshalb ein Entschluß gefaßt werden, wie sie den Leichnam bergen und zur Freude der Ihren, die bereits am Siege verzweifeln, zurückkehren. Der Ausweg besteht darin, daß jemand dem Achilleus den Tod des Freundes meldet, von dem er sicher keine Kunde hat. Aber bei der herrschenden Finsternis sieht Aias niemand, dem er das auftragen könnte. Da entringt

sich seiner Seele das ergreifende Gebet: „Vater Zeus, rette du unter dem Nebel hervor die Achäer, schaffe helle Luft, gib, daß wir sehen können, und vernichte uns wenigstens im Lichte, da es dir nun so gefallen hat.“ Zeus erbarmt sich. Er stößt den Nebel fort, die Sonne leuchtet wieder auf die Streiter, die ganze Schlacht tritt ins Licht. Die herrliche Stelle erlaubt keine Erklärung. V. 626—650.

Jetzt kann Aias daran denken, Achilleus benachrichtigen zu lassen, und er fordert Menelaos auf, Antilochos aufzusuchen und ihm den Auftrag zu überbringen. Es tritt die dritte große Episode unseres Buches ein, durch ihren Eingang mit der Haupthandlung eng verknüpft. Menelaos geht ungern, wie sich der Löwe erst am Morgen bekümmerten Gemüts von dem die ganze Nacht berannten Rinderstall scheuchen läßt. Er fürchtet für das Schicksal des Leichnams und entfernt sich, nicht ohne Meriones und die Aianten an ihre Pflicht gegen den im Leben so freundlichen Gefährten zu erinnern. Die Anrede bewirkt, daß wir sozusagen im Atem gehalten werden und der Fortsetzung des Kampfes gewärtig sind. Wie der Aufbruch, so wird auch der Gang des Menelaos von einem Gleichnis begleitet. Er späht scharf, gleich dem hellblickenden Adler, der auch aus höchster Höhe den Hasen im Gebüsch entdeckt und ihn ereilt. Endlich entdeckt er den Antilochos. Der Dichter hat schon V. 377 vorgesorgt, uns wissen zu lassen, daß Nestors Söhne fern von der Hauptszene kämpfen; jetzt läßt er das wieder auf der ihm so bequemen linken Seite der Schlacht geschehen. Gar zu fern denkt er sich diese nie, und auch hier setzt Menelaos voraus, Antilochos könne die schlimme Lage der Achäer selbst erkennen. Nur das Schlimmste weiß er nicht, den Tod des Patroklos, und den soll er Achilleus melden, damit er den Leichnam zum Schiffe rette, freilich nur den nackten, denn die Rüstung sei in Hektors Händen. Trotz seinem heißen, trauervollen Schrecken, der ihm die Augen mit Tränen füllt, macht sich Antilochos auf, nachdem er seine Rüstung dem Laodokos übergeben hat. Die Eile, die er hat, wird durch nichts besser gezeichnet, als daß er nicht ein Wort zu sprechen Zeit findet. Sein Weggang ist den Pyliern nicht lieb, aber Menelaos tritt nicht an seine Stelle, sondern fordert Thrasymedes zu tapferem Aushalten auf und eilt wieder an die Seite des Aias. Die Episode ist ein Muster reichhaltiger Knappheit, so gehalten, um den Schluß des Kampfes nicht zu sehr zu verzögern. V. 651—706.

Menelaos berichtet Aias über seine Sendung, bezweifelt aber, daß Achilleus erscheinen werde, da er ohne Rüstung nicht in den Kampf eintreten könne. So handelt es sich für sie darum, selbst einen Ausweg zu finden. Seine Worte klingen fast wörtlich an die des Aias V. 634 an. Aber während dieser vom Eintreten des Achilleus die Rettung erhoffte, liegt jetzt, wo jenes aussichtslos erscheint, alles auf ihnen allein. So ordnet denn Aias an, Menelaos und Meriones sollten den Toten rasch auf die Schultern nehmen und wegtragen, während er mit seinem oft bewährten Namensbruder den Rückzug decke. So geschieht es. Die Troer drängen schreiend nach. Aber wie die den verwundeten Eber verfolgenden Hunde

auseinanderfahren, wenn er sich wendet und zur Wehr setzt, so tun auch sie jedesmal, wenn die Aianten sich stellen. V. 707—734.

Das Ende des Kampfes ist mit einer beträchtlichen Anzahl von Gleichnissen erfüllt. Es handelt sich hier nicht wie 15,605 darum, den Fortschritt der Handlung in seinen einzelnen Stufen vorzuführen, sondern es soll der Anteil der Einzelnen so kräftig als möglich hervorgehoben und zugleich ein breiter Abschluß gewonnen werden. Erst der wilde Kampflärm der nachsetzenden Troer, veranschaulicht durch das Prasseln der von heulendem Sturmwind angefachten Flamme der brennenden Stadt. Mit nachhaltiger und entschlossener Kraft, wie Maultiere Holzbalken auf rauhem Wege von den Bergen schleppen, tragen Menelaos und Meriones den Toten weiter. Den Verfolgern wehren die Aianten, wie ein durch die Ebene sich erstreckender waldiger Höhenzug den Ansturm des überschwemmenden Bergwassers hemmt und ihm den Weg weist. Die übrigen Achäer aber ergreifen vor Hektor und Aineias schreiend die Flucht, wie ein Volk von Dohlen oder Staren vor dem in der Ferne entdeckten Habicht. So ist der an sich einfache Vorgang unendlich belebt. Wenn der Aianten nicht mehr gedacht wird, so begreift sich das leicht. Zwei noch so Tapfere halten den Feind nicht auf, wenn sich der Menge die Panik bemächtigt hat. Viele werfen, am Graben angelangt, ihre Waffen weg, denn noch ist des Kampfes kein Ende. An die hier abbrechende Schilderung schließt das folgende Buch an. V. 735—761.

Vor uns liegt ein sehr wohl komponiertes Stück, das allerdings im ganzen nicht gleich packend ist wie andere Kampfszenen, aber in jedem Zuge die Art desselben Dichters verrät, der jene geschaffen hat. Der Annahme von Interpolatoren oder Nachdichtern bedürfen wir weder im ganzen noch im einzelnen. Stellen wir den Aufbau in Kürze nochmals fest.

Der Kampf geht um die Leiche des Patroklos, zuerst zwischen Menelaos und Euphorbos geführt, dann tritt Hektor ein, und fortan stehen auf achäischer Seite Aias und Menelaos gegen die Troer. V. 1—128.

Eine erste Episode erzählt die Rüstung Hektors mit des Patroklos Waffen; zu dem Zweck zieht sich Hektor aus dem Gewühl zurück. Eingeleitet ist sie durch des Glaukos Scheltrede, gekrönt durch das Selbstgespräch des Zeus, abgeschlossen durch Hektors Anrede an die Bundesgenossen. V. 129—232.

Der Kampf um Patroklos geht weiter, mit steigender Not der Achäer, die aber wieder einzelne Erfolge erringen. Die Berufung des Aineias durch Apollon stellt den Kampf wieder her. Während sie in dunklem Nebel kämpfen, strahlt auf das übrige Schlachtfeld die Sonne. Kurz wird erwähnt, daß Achilleus vom Tode seines Freundes noch nichts wußte. Der Kampf steht im Gleichgewicht. V. 233—425.

Eine zweite Episode führt zu den Rossen des Achilleus und dem das erste ergänzenden Selbstgespräch des Zeus; daran schließt sich die Wagenfahrt des Automedon und der Versuch Hektors, das Gespann zu erbeuten.

Durch des Hektor und Aias Erscheinen ist die Episode an den großen Kampf angegliedert. V. 426—542.

Dieser geht weiter, durch göttliche Erscheinungen belebt. Die beginnende Niederlage der Achäer zeigt sich am Zurückweichen von Helden zweiten Ranges, Peneleos und Idomeneus. Die schwere Lage im Haupttreffen zeichnet der Monolog des Aias mit dem ergreifenden Gebet. V. 543 bis 650.

Die dritte Episode führt Menelaos zu Antilochos mit dem Auftrage, Achilleus vom Tode des Patroklos zu benachrichtigen. V. 651—706.

Der Kampf um die Leiche nimmt ein in breiter Ausladung ausgeführtes Ende. Menelaos und Meriones tragen den Toten fort, von Aias gedeckt, von Hektor hitzig verfolgt. V. 706—761.

Ilias XVIII.

In engem Anschluß an das vorhergehende Buch geht die Erzählung auf Achilleus über. Er hört den Kampflärm näher kommen und schließt daraus auf eine Bedrängnis der Achäer. Die Ahnung des Unheils steigt in ihm auf, und er erinnert sich einer Weissagung seiner Mutter, während er noch lebe, werde der beste der Myrmidonen durch die Troer fallen. Nur langsam kommt er dazu, diesen Besten zu nennen und seine Gewißheit von dessen Tod auszusprechen. Damit verbindet er einen heftigen Tadel gegen den Freund, dem er doch den Kampf mit Hektor verboten hat. V. 1—14.

Da naht ihm in Tränen Antilochos, Nestors Sohn, dem Menelaos aufgetragen hatte, Achilleus die Trauerkunde zu melden. Sein Bericht galt den Alten als Muster vollendeter Knappheit: „Weh, Achilleus! Traurige Kunde wirst du hören! Wäre sie doch nicht wahr! Tot liegt Patroklos, um den nackten Leichnam kämpfen sie jetzt, die Rüstung ist in Hektors Händen." Die gleiche Knappheit herrschte schon 17, 691 im Auftrag des Menelaos.

Wildester Schmerz ergreift den Peliden. Seine Leidenschaft überschreitet auch in der Trauer alles Maß. So gebärden sich sonst in der Ilias nur die Troer, die der Dichter nicht selten mit den Zügen der Orientalen ausstattet. Die kriegsgefangenen Frauen stürzen herbei und schlagen sich die Brust. Vergebens faßt Antilochos des Peliden Hände, wie um ihn um Mäßigung zu bitten. Die Begründung V. 34, er habe befürchtet, Achilleus möchte sich die Kehle durchschneiden, bringt in die Stimmung einen falschen Ton und verrät sich auch durch den unbeholfenen Wechsel des Subjekts als eingeschoben.

Von dem Moment an, wo Thetis den Jammer des Sohnes vernimmt, hören wir nichts mehr von Antilochos. Es ist mir aber nicht mehr wahrscheinlich, daß darum angenommen werden müsse, die Botschaft des Antilochos habe der alten Patroklie angehört, die hier abbreche. In zahlreichen Fällen läßt der Dichter die Figuren verschwinden, die er

nicht mehr verwenden will, und dann waren bisher im 16. und 17. Buch alle Achäerhelden mit Ausnahme der Myrmidonen vom Dichter der Ilias eingeführt. Der Sohn Nestors würde eine unbegreifliche Ausnahme machen. V. 15—34.

Des Sohnes Jammergeschrei hört Thetis, die bei dem alten Vater in der Meerestiefe sitzt. Auf ihren lauten Schmerzensruf eilen die Nereiden herbei. Deren Verzeichnis ist, wie schon Aristarch erkannt hat, eine spätere Zutat. Der Dichter läßt Thetis nicht ahnen, was wirklich geschehen, sie hört nur, daß ihr Sohn unglücklich ist. Es erschallt in der tiefen Meeresgrotte eine wirkliche Totenklage um Achilleus, um seinen sichern Tod nach den trügerischen Hoffnungen, die der herrliche Jüngling erweckt, um sein verdüstertes Leben, dem Thetis nicht abhelfen kann, eine Klage auch der Mutter über ihr eigenes Geschick, die zu ihrem Unheil den besten Helden geboren hat. Jetzt will sie gehen und hören, welches Leid ihn betroffen, obwohl er bei den Schiffen geblieben war. V. 35—64.

Mit ihren weinenden Schwestern gewinnt sie den troischen Strand, tritt neben den Sohn und fragt ihn jammernd nach seinem Schmerz. Jetzt hätte er doch Grund zur Freude, da Zeus sein Gebet erhört und die Achäer so tief gedemütigt hat. Das sei wohl wahr, sagt Achilleus, aber Freude könne er doch nicht empfinden, da ihm der liebste Gefährte gefallen sei, Patroklos, den er liebte wie sein eigen Haupt. Von dessen Tode gehen seine Gedanken zu dem Verluste der herrlichen Waffen, die einst die Götter dem Peleus zu seiner Hochzeit mit Thetis schenkten, einer Hochzeit, die ihr aufgezwungen wurde. Das weckt seine rührende Teilnahme an der Mutter Geschick. Besser wäre es gewesen, sie wäre bei den unsterblichen Meeresgöttinnen geblieben, und Peleus hätte eine sterbliche Gemahlin heimgeführt. Nun steht auch ihr unendliches Leid um den Sohn bevor, den sie nie mehr rückkehrend begrüßen wird. Denn er will nicht leben, wenn er nicht an Hektor Rache üben kann. Da enthüllt ihm Thetis, daß er sich mit diesem Worte raschen Tod bestimmt; denn gleich nach Hektor erwartet ihn des Todes Geschick. V. 65—96.

Aber Achilleus hat nur für einen einzigen Gedanken Raum. Sein ganzes Sinnen und Denken beherrscht das bittere Weh, von dem Freunde das Verderben nicht abgehalten zu haben. Nicht erst morgen, sogleich möchte er tot sein, da er Patroklos nicht retten konnte. Das kommt ihm als schwere Schande vor, und leidenschaftlich malt er es sich aus. Der Heimat fern schwand der Freund dahin und mußte seiner entbehren, der sein Retter hätte sein sollen. Wenn er doch, so ist der folgende Gedankengang zu erklären, nicht heimkehren sollte, so hätte er wenigstens dem Patroklos und den andern Gefährten Rettung bringen können, die durch Hektor fielen; so aber sitzt er mit all seiner Heldenkraft müßig da, „eine nutzlose Last der Erde". In seiner trüben Stimmung denkt er auch der Ursache seiner Kampfenthaltung und wünscht, die Zwietracht möchte aus der Welt vernichtet werden, und der Groll, der auch einen Verständigen zur Heftigkeit treibt und süßer als Honig in des Menschen Seele träu-

selt, wo er wächst wie ein Rauch. Der Streit war ja wirklich die erste, wenn auch mittelbare Ursache am Tode des Freundes. Was Achilleus empfindet, ist menschlich schön und wahr: möchte es doch keinen Hader geben! Aber wenn damit eine Buße und Strafe des Achilleus ausgedrückt sein sollte, so konnte es der Dichter nicht bei dem einen Worte des Unmuts bewenden lassen. Es fehlt aber in allem, was folgt, jede Spur von Reue und Selbstanklage. Schon an unserer Stelle bürdet Achilleus die Schuld Agamemnon auf, und auch jetzt spricht er von der Notwendigkeit, den Zorn im Herzen zu bändigen und das Vergangene vergangen sein zu lassen. Das sieht nicht nach Reue aus.

Der Wunsch nach Rache beherrscht ihn ganz. Er gedenkt der Weissagung der Mutter, aber nur, um ihr zu sagen, daß er sich nicht daran kehre. Sterben wird er, wenn es Zeus will; dem Geschick ist ja noch keiner entronnen, selbst Herakles nicht, den die Moira und der Here Zorn bewältigten. So wird er auch auf die düstere Prophezeiung Hektors antworten. Furchtbar lautet die Drohung gegen die Feinde, und diese Furchtbarkeit seines Grimms tritt besonders darin hervor, daß sich der Entsetzliche den Jammer ausmalt, den er anrichten wird. Äußersten Ausdruck des Ingrimms werden wir bei ihm noch mehrfach finden. Zum Schluß bittet er die Mutter, sie möge keine vergeblichen Versuche machen, ihn umzustimmen, so sehr er das Liebevolle daran anerkennt. V. 97—126.

Thetis fügt sich ohne jede weitere Einwendung und gibt schonend zu, daß er sich mit Recht anklage, den Freunden in der Not nicht geholfen zu haben; schonend, denn sie sagt nur, es sei wirklich nicht übel, es zu tun. Und sie hat verstanden, daß für ihn nichts anderes übrig bleibt als auszuziehen. Aber da seine Waffen in Hektors Hand sind, wird sie ihm von Hephaistos neue verschaffen. Ja sie nimmt nun sogar für die Wünsche des Sohnes Partei und weissagt, Hektor werde nicht lange in der erbeuteten Rüstung prunken. V. 127—137.

Während die Nereiden ins Meer zurückkehren und Thetis den Weg zum Olymp einschlägt, entscheidet sich am Graben der Kampf um Patroklos' Leiche. Die Situation ist nicht genau die gleiche wie am Ende des 17. Buches. Dort tragen Menelaos und Meriones den Toten weg, die Aianten suchen die nachdrängenden Troer zurückzuhalten, die übrigen Achäer fliehen. Das tun sie hier auch, aber dann erreichen die Troer den Leichnam, Hektor packt ihn dreimal am Fuß und sucht ihn zu sich hinüberzureißen, dreimal hindern es die Aianten, aber sie können ihn nicht von der Leiche drängen, so wenig Hirten einen hungrigen Löwen von der Beute zu scheuchen vermögen. Es sieht so aus, als ob Patroklos am Boden läge und wie vorher um ihn gekämpft würde. Und doch ist vorausgesetzt, daß die Troer erst nach hitziger Verfolgung an den Toten gelangten und sich seiner zu bemächtigen suchten; also ein enger Anschluß an das 17. Buch, dem auch die abwehrenden Aianten entstammen. Mir kommt vor, der Dichter habe die Situation vereinfachen wollen und darum Menelaos und Meriones nicht mehr erwähnt.

Hektor hätte sich am Ende des Toten bemächtigt, wäre nicht Iris, heimlich vor Zeus und den andern Göttern, auf Geheiß der Here zu Achilleus getreten. Sie fordert ihn auf, Patroklos zu helfen, um den vor dem Lager die gewaltige Schlacht tobe. Er muß vor allem verhindern, daß Hektor den Kopf des Freundes auf einen Pfahl steckt und den Körper den Hunden vorwirft, denn das wäre für Achilleus zu große Schande. Er wendet ein, daß er auf Thetis Befehl sich nicht wappnen dürfe, bevor sie ihm von Hephaistos eine Rüstung gebracht, und daß er auch keines andern Helden Waffen brauchen könnte, außer dem Schilde des Aias, der sich indessen, wie er annehme, unter den Vorkämpfern um Patroklos bewege. Iris aber sagt, die Göttinnen wüßten freilich, daß ihm die Waffen fehlten, aber er sollte sich unbewaffnet den Troern zeigen, die dann wohl den Kampf aufgeben würden. V. 138—202.

Achilleus erhebt sich. Ihm wirft Athene den Götterschild um die Schultern, kränzt sein Haupt mit einer goldenen Wolke, läßt eine leuchtende Flamme daraus emporsteigen und hilft ihm nachher durch seinen Ruf die Troer erschrecken. Das kommt unvermittelt, und es sieht ganz so aus, als liege uns ein Zug der alten Patroklie vor, den der Dichter herübernahm. Er schmückte ihn durch das breit ausgeführte Gleichnis von dem Signalfeuer, das die Bewohner einer unvermutet überfallenen Stadt entzünden. Dreimal erhebt er, am Graben angekommen und vom Rufen Athenes unterstützt, die mächtige Stimme, deren Gewalt wieder durch ein Gleichnis, das von der Trompete, illustriert wird; zugleich hält das Gleichnis die Situation für einen Augenblick fest. Dann aber geht die Erzählung, wie immer in entscheidenden Augenblicken, rasch und ohne Bilderschmuck, in atemloser Eile weiter. Die durch das Rufen des Achilleus angerichtete Verwirrung ist durch Albracht sehr schön erklärt. Die Gespanne der troischen Führer halten hinter der Front, um jeden Augenblick zur Verfolgung bereit zu sein. Die Rosse ahnen Unheil und kehren um, die Wagenlenker erschrecken, wenden aber die Wagen doch wieder vorwärts. Dreimal wiederholt sich das, und daraus entsteht eine furchtbare Verwirrung. Zwölf Edle kommen in dem Getümmel um; wie sie die Wagen mit den wild gewordenen Rossen besteigen wollen, fallen sie herunter und spießen sich an den Lanzen. Da heben die Achäer den Patroklos auf und legen ihn auf eine Bahre. Trauernd treten die Achäer heran, mit ihnen Achilleus. Einen Blick wirft der Dichter auf die ganze Entwicklung der Dinge zurück. Achilleus bricht beim Anblick des Freundes in Tränen aus. Mit Roß und Wagen hatte er ihn hinausgesandt, aber nicht begrüßte er ihn wieder. Schlichter kann man es nicht sagen, aber ergreifender auch nicht. V. 203—238.

Here schickt den Helios, der ungern untergeht, vor der Zeit in den Okeanos, und damit hört der Kampf auf. Die Troer halten im Felde Rat, noch bevor sie speisen, und wagen nicht, sich zu setzen. Sie hindert daran der Schreck über das Erscheinen des Achilleus. Zuerst nimmt Polydamas das Wort. Er hat im Felde schon mehrfach Rat erteilt, wird

aber hier eingehend eingeführt, weil ihm der Dichter diesmal unbedingt Recht gibt und seine Rede eine für das Folgende wichtige Voraussetzung schafft. Er rät, unter den veränderten Umständen nicht im Felde zu bleiben. Um jeden Vorwurf von sich abzuwehren, hebt er hervor, daß auch er bis jetzt gern draußen geblieben sei, solange Achilleus zürnte und ein Sturm auf die Schiffe Aussicht bot. Jetzt aber werde es der Pelide nicht bei dem Kampf in der Ebene bewenden lassen, sondern einen Sturm auf die Stadt versuchen. So wollten sie nach Ilios zurückkehren, solange den Peliden noch die Nacht zurückhalte. Ein Kampf im freien Felde müßte mit ihrer gänzlichen Niederlage endigen, während sie hinter Toren und Mauern wohl geschützt wären. Er weiß wohl, daß er Unwillkommenes rät, aber besser schiene ihm, auf dem Marktplatze die Nacht über die Macht zusammenzuhalten und am Morgen die Mauer zu besetzen, dann müßte Achilleus den Angriff notgedrungen aufgeben. Ja Polydamas glaubt versichern zu können, Achilleus werde es nicht über einen Angriff vor der Stadt bringen und mit ermüdeten Rossen zurückfahren müssen. Hineinzudringen werde er nicht wagen, und die Stadt werde er nicht nehmen; eher würden ihn die Hunde fressen. V. 239—283.

Aber Hektor will davon nichts hören. Die Troer könnten doch, meint er, davon genug haben, in der Stadt zusammengedrängt zu sein und ihren einst so berühmten Reichtum für den Krieg aufzuzehren. Jetzt, da Zeus nicht mehr grolle und ihnen Erfolg verliehen habe, dürfe Polydamas keine solchen Gedanken mehr äußern, denn die Troer würden nicht auf ihn hören, und er gebe es nicht zu. Vielmehr wollten sie die Nacht wach im Felde zubringen und gute Wache halten. Ein Rückzug hinter die Mauern wäre das sicherste Mittel, die Stadt dem Feinde auszuliefern und ihr Gut dazu. Es muß einer, meint er, seiner Habe schon sehr überdrüssig geworden sein, der einen solchen Antrag stellt, und wenn er das ist, so verteile er doch seinen Reichtum unter das troische Volk, statt ihn für die Achäer zu sparen. Am Morgen wollten sie den Kampf am Lager wieder aufnehmen. Will Achilleus wirklich im Felde erscheinen, um so schlimmer für ihn. Er wird in Hektor einen Gegner finden, der ihm steht. Schon oft hat das Schlachtenglück den gefällt, der den andern zu erlegen meinte.

Der Schluß von Hektors Rede zeigt einen Zug von Prahlerei, der unangenehm berührt. Es ist nicht mehr nur das fröhliche Vertrauen auf den Beistand des Zeus, das ihn beim Sturm auf die Mauer die Mahnung des Vogelzeichens verachten ließ, sondern die Selbstüberschätzung des vom Siege Berauschten. Das ist vom Dichter so beabsichtigt, um Hektor selbst einen Teil der Schuld aufzubürden, wenn er ihn nun notgedrungen fallen lassen muß. Den Rat, den er den Hektor geben läßt, bezeichnet er selbst als übel und nennt die Troer, die ihm zujauchzen, Toren, denen Athene den Verstand geraubt habe. Selten drängt sich der Dichter mit seinem Urteil so stark vor; aber es liegt ihm daran, die Wendung der Dinge nicht ohne eine gewisse Verschuldung Hektors herbeizuführen. V. 284—313.

Die Ahnung des schreckenvollen Ausgangs vernehmen wir auch in dem furchtbaren Racheschwur des Achilleus, dem Gegenstück zu Hektors Rede. Durch ein Gleichnis ist zuerst der furchtbare Grimm des Helden veranschaulicht. Er gleicht dem des Löwen, dem ein Jäger die Jungen geraubt hat, und der ihn nun wütend verfolgt. Achilleus legt die Hände auf die Brust des Toten, trauert und droht. Mit einem Ruf des Unwillens gedenkt er des Versprechens, das er Patroklos' Vater gegeben, ihm den Sohn wohlbehalten und beutebeladen zurückzubringen. Aber jetzt ist von eigener Schuld nicht mehr die Rede, wie vorhin der Mutter gegenüber, sondern vom Willen des Zeus, der lenkt, wo die Menschen denken. Wie ist doch alles anders gekommen! Nicht nur bringt er den Freund nicht zurück, er selbst muß auf feindlicher Erde fallen. Ein kurzer ergreifender Klageton zeigt, wie schwer das Wort der Mutter nun auf ihn fällt. Aber er rafft sich schnell auf. Er, der überlebende von den beiden Todgeweihten, gelobt dem Freund eine furchtbare Totenfeier, die erst nach Hektors Überwindung abgehalten werden soll. Zwölf troische Jünglinge will er bei dessen Scheiterhaufen schlachten. Bis dahin sollen ihn die troischen Frauen beweinen, die sie beide erbeutet. Keine prahlerische Wendung, auch keine freudige Kampfslust bricht durch, alles atmet nur finstere Siegesgewißheit. Wir fühlen, sie wird in Erfüllung gehen, und die Myrmidonen, die jetzt, wie ausführlich berichtet wird, den Leichnam aufbahren, besorgen und die ganze Nacht beweinen, werden morgen furchtbar sein. V. 314—355.

Den Schluß der ganzen Partie bildet ein olympisches Gespräch. Zeus hat die Sendung der Iris beachtet, obwohl sie ihm verborgen bleiben sollte, und sagt zu Here, sie habe es durchgesetzt, Achilleus aufstehen zu lassen. Sie müsse ja wohl die leibliche Mutter der Achäer sein. Aber Here denkt nicht an ihr Volk, sondern nur an Rache an der verhaßten Stadt. Wenn sich ein Sterblicher rächen darf, wieviel mehr sie, die edelste Göttin und Gemahlin des Zeus. Nicht die Liebe zu Achilleus hat ihr Tun veranlaßt, sondern einzig ihr furchtbarer Haß. Die Stelle ist sehr merkwürdig. Achilleus würde sich ja ohnehin zur Rache aufgemacht haben; aber böse Götter tragen zum Verderben ihrer Feinde, soviel sie können, das ihrige bei. V. 356—368.

So ist die Vorbereitung zum Entscheidungskampf getroffen, nur fehlen Achilleus noch die versprochenen Waffen. Sie von Hephaistos zu erbitten, kommt Thetis in den Olymp, wo sie den göttlichen, humoristisch gezeichneten Künstler an der Arbeit findet. Ihr freundlicher Empfang durch Hephaistos und seine Gemahlin bringt nach den erregten Szenen ein Bild wohltuender Ruhe.

Wie an Zeus, so hat Thetis auch an Hephaistos eine alte Forderung der Dankbarkeit; aber hier braucht sie nicht daran zu erinnern. Der Gott selbst denkt sogleich daran und spricht seine Freude darüber aus, die Göttin, der er so großen Dank schuldet, bei sich zu sehen. In ganz knappen Zügen setzt sie ihm ihr Begehren auseinander. Sie beginnt mit ihrem Leid,

zum Teil in bereits bekannten Wendungen. Stärker als früher, wo es nur schwach angedeutet war, bezeichnet sie schon ihre Vermählung mit dem Sterblichen als Beginn ihres Unglücks und hebt stark hervor, daß sie dabei unter dem Zwange des Zeus gehandelt hat. Ihre Erzählung vom Auszug des Patroklos bedeutet keine neue und abweichende Version dieser Geschichte. Es sieht an unserer Stelle allerdings so aus, als ob die Aussendung des Freundes eine unmittelbare Folge der Gesandtschaft gewesen wäre. Das ist aber nur scheinbar. Die Ereignisse sind durch allzu starkes Zusammendrängen in eine unrichtige Perspektive geraten. Der Dichter hat es einfach unterlassen, die zweite Bedrängnis der Achäer vom 11. bis 15. Buch noch besonders zu erwähnen, woraus die Ungenauigkeit entstanden ist. V. 369—461.

Hephaistos wünscht, er könnte Achilleus so leicht vom Tode retten, wie er ihrem Begehren zu willfahren vermag. Er schmiedet die prächtigen Waffen, vor allem den Schild, und legt alles Thetis zu Füßen. Wie ein Falke schwingt sich diese mit der Rüstung vom schneebedeckten Olymp. Eines Dankwortes ist ebensowenig gedacht als nach ihrer ersten Unterredung mit Zeus, oder eines Abschieds zwischen Hektor und Andromache, oder zwischen Achilleus und Patroklos. V. 614—617.

Die Verfertigung des Schildes ist ein in sich völlig abgerundetes Gedicht, von dem sich nicht ausmachen läßt, ob es ursprünglich vollkommen selbständig war oder schon von vornherein als ein Teil der Ilias gedacht worden sei. Für die erste Annahme würde sprechen, daß in den Bildern des Schildes jede Beziehung auf Achilleus fehlt. Sicher ist, daß durch die Aufnahme des Stückes der Dichter der Ilias sich veranlaßt sah, Patroklos in des Achilleus Waffen ausziehen und sie in Hektors Hand fallen zu lassen. Vorbereitet wird die Darstellung des Schildes durch Hephaistos' Zurüstungen. Der Schild ist ein bronzener Rundschild von fünf Lagen, auf denen der Künstler eine Reihe von Szenen darstellt. Die Technik ist diejenige, die sich in einer Reihe mykenischer Funde zeigt. In den harten, etwas vertieften Untergrund werden ausgeschnittene Figuren aus verschiedenem Metall, Gold, Silber, Zinn eingelegt, entweder auf kaltem Wege durch Einhämmern oder durch Einschmelzen. Im Golde werden durch Legierung verschiedene Töne erzielt, bis zur schwärzlichen Farbe, die an dem dunklen Acker bewundernd hervorgehoben wird. Das blaue Wasser des Grabens, der den Weinberg umgibt, deutet auf Emaileinlage. Zu dieser Plattierkunst kommt die des Gravierens.

Zuerst hat Jean Boivin 1715 versucht, den Schild zu zeichnen. Von allem, was seither die Erörterungen über die Anordnung der Szenen zutage gefördert haben, kommt mir sein Versuch als der weitaus verständigste vor. Seither ist darüber ungeheuer viel geschrieben worden, aber es hat nie gelingen wollen, die Bilder auf die fünf Lagen des Schildes glaubhaft zu verteilen. Daß es zehn Bilder seien, hat Lessing im Laokoon Boivin gegenüber zu erweisen gesucht, der deren zwölf angenommen hatte. Ob er damit Recht habe, muß dahingestellt bleiben. Er betont gegen

Boivin stark, daß jedes Bild ausdrücklich eingeleitet sei, muß aber selbst zugeben, daß das bei dem der belagerten Stadt nicht der Fall ist; und obwohl er Recht hat, wenn er in der Gerichtsszene nur ein einziges Bild erblickt, so hat er doch unterlassen zu sagen, wie diese und der Hochzeitszug auf einem Gemälde vereinigt sein konnten. Offenbar ist, daß der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen die Mitte bildet und der Okeanos den äußersten Rand umläuft. Aber die übrigen Bilder anzuordnen, gibt sich der Dichter nicht die geringste Mühe. Gewisse Gegensätze liegen ja vor: die zwei Städte, die friedliche mit Hochzeit und Gericht und die belagerte Stadt; der Ackerbau mit Pflügen, Ernte, Weinlese nach den Jahreszeiten; die von Löwen überfallene Rinderherde und die ruhig weidende Schafherde. Aber eine glaubhafte Anordnung gelingt nun einmal nicht, und die Gewaltsamkeit, mit der von einigen Gelehrten das eine oder andere Bild ausgeschieden wurde, um Übereinstimmung zu gewinnen, richtet sich selbst.

Damit ist auch die Frage erledigt, ob der Dichter einen wirklich vorhandenen Schild beschrieben habe. Das ist gänzlich ausgeschlossen, abgesehen davon, daß die uns erhaltene Kunstübung der ältern Zeit keine derartigen Vorbilder zeigt. Etwas anderes ist es vielleicht, ob ihm für die einzelnen Szenen Muster vorgelegen haben, und Helbig hat das angenommen. Für die Szenen des Landlebens hat Moret uralte ägyptische Grabgemälde herangezogen, die bis in Einzelheiten hinein den homerischen Schilderungen entsprechen. Daß der Dichter durch Werke der Kunst angeregt sein konnte, ist ja wohl von vornherein zuzugeben. Aber eine Anregung und ein Kopieren ist doch noch zweierlei, und besonders bei den komplizierten Szenen des Eingangs macht die Annahme Schwierigkeiten. Es drängt sich da die nämliche Frage auf, wie bei der Anordnung der Gesamtheit: haben dem Dichter feste Bilder vorgeschwebt? Lessing spricht ihm die Freiheit zu, „sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblicks im Kunstwerk auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeigt, sondern auch das, was dieser nur erraten lassen kann". Damit ist die Sache deshalb nicht erledigt, weil die Bilder Homers noch viel mehr enthalten, als uns der Künstler erraten lassen könnte. Anders und tiefer faßte Melchior Cesarotti die Frage. „Homer hat nicht ein malerisches, sondern ein poetisches Gemälde geben wollen. Bei jenem erlaubt das Werkzeug des Künstlers nur die Darstellung eines einzigen Punktes, dieses dagegen ist den flüchtigen und biegsamen Worten des Dichters anvertraut, es wird entwickelt und erweitert, durch die Idee des wirklichen Faktums, die jeden Umstand ausführlich beschreibt, durch die interpretierende Reflexion, durch die belebende, beseelende, verschönernde Einbildungskraft. Homer wußte, daß sein Gemälde nicht betrachtet, sondern gehört werden würde, und überließ sich seinem darstellenden Talent, nur bestrebt, das Bild anmutig zu gestalten, und ohne sich viel darum zu kümmern, ob seine Bilder in einem wirklichen Gemälde stehen könnten."

Schon hundert Jahre vorher hatte Desmarets gesagt, Homer und Virgil hätten vergessen, daß sie Basreliefs schilderten, deren Figuren weder Bewegungen, noch Gedanken, Worte und Töne haben könnten. Sie beschrieben wie Dichter, nicht wie Bildhauer. Daß damit das Richtige getroffen ist, sieht man leicht; nur hat Desmarets das als Fehler angesehen, worin er das eigenste Wesen der epischen Poesie hätte erkennen sollen. Ganz ähnlich Carl Friederichs 1860: „Wenn die Beschreibung, die Homer von der belagerten Stadt gibt, nicht darstellbar ist, so folgt daraus, daß er kein wirkliches Kunstwerk beschreiben will, denn er hätte es als solches kenntlich machen müssen. Vielmehr verfolgt der Dichter nur den Zweck, den Schild, das Werk eines kunstfertigen Gottes, der Phantasie des Hörers als ein überaus reiches, wunderbares Erzeugnis auszumalen. Die ganze Welt bildet der Gott ab; so kahl aber drückt sich begreiflicherweise der Dichter nicht aus, sondern er detailliert, er häuft Bild auf Bild, und mit jedem neuen Zuge steigt unsere Bewunderung über den Wunderkünstler Hephaistos. O daß man nicht den Dichter begriff, daß man den Achilleusschild, das Werk eines Gottes, kopiert glauben konnte von einem Schilde der Wirklichkeit!" Zum Schluß das treffende Wort von Carl Robert, der zuerst wieder auf den vergessenen Friederichs aufmerksam gemacht hat: die Bilder des Schildes sind „Erfindung eines Dichters, nicht die eines Künstlers; eine Erfindung, die mit Kontrasten operiert, die in der bildlichen Darstellung nur abgeschwächt und verwischt werden".

So schön und befreiend das alles ist, so muß ich doch auf eine noch nie berührte Seite der Sache eingehen. Es ist meines Wissens noch gar nicht beachtet worden, daß keine einzige der Szenen des Schildes einen erzählenden Abschluß hat. Der Moment, den der bildende Künstler hätte wählen müssen, ist in die Mitte gerückt. Was die angeregte Phantasie aus diesem herauslesen kann, ist in reicher Fülle vorgetragen. Aber was eine Weiterführung der Handlung bedeutet hätte, wird grundsätzlich vermieden. Mit Flöten und Lauten zieht der Hochzeitszug durch die Stadt; man hört sogar den Hochzeitsgesang erschallen. Aber plötzlich wird die Bewegung eingestellt. Unter die Hauseingänge treten neugierige Frauen und sehen zu. Die Gerichtsverhandlung ist äußerst lebhaft geschildert, Veranlassung, Streit der Parteien, Wahrspruch der einzeln sich erhebenden Richter. Den Schluß bildet die von den Parteien hinterlegte Summe, die dem Obsiegenden ausbezahlt werden wird. Die lang ausgeführte Geschichte von der Belagerung endet mit dem Bilde der entfesselten, aber durchaus unentschiedenen Schlacht. Eine Rinderherde wird von Löwen überfallen. Hirten und Hunde eilen herbei, den geraubten Stier zu retten und die Löwen zu verscheuchen; aber der Schluß ist, daß die Hunde furchtsam stehen bleiben und sich mit Bellen begnügen. Gerade das letzte Beispiel ist bezeichnend, weil in den zahlreichen Gleichnissen, die vom Löwen erzählen, der Erfolg oder Mißerfolg des Angriffs immer berichtet wird. In den angeführten Fällen faßt der Dichter die Situation, löst sie in Handlung auf und stellt diese wieder still. Er stellt uns vor ein Bild,

läßt davor seine poetische Phantasie walten und führt uns zum Schlusse wieder in das Bild zurück. Er bleibt sich stets bewußt, daß er ein Werk der bildenden Kunst vorführen will, ob er es auch nur mit dem Auge des Geistes geschaut hat. Die ihm verliehene Freiheit braucht er mit weisem Maß und bringt dadurch den Eindruck hervor, als ob er vor einem wirklichen Bilde stehe. Daher muß durchaus angenommen werden, daß sich der Dichter allerdings von jedem einzelnen Bilde auch eine künstlerische Vorstellung gemacht habe.

Diese ist nun überall unschwer zu finden, nur die Belagerungsszene bietet Schwierigkeiten und erfordert deshalb eine genauere Untersuchung. Zwei Heere umlagern eine Stadt. Ihres Sieges im voraus sicher, sind sie nur darin noch uneinig, ob sie die Stadt gänzlich zerstören oder sich mit der Hälfte ihrer Habe begnügen wollen. Ob jedes der Heere darin einen eigenen Standpunkt einnehme, oder ob sich die Mildern und Grausamern auf beide Heere verteilen, ist nicht auszumachen und imgrunde auch gleichgiltig. Die Städter haben aber noch gar nicht in die Übergabe gewilligt, sondern entschließen sich zu einem Beutezug gegen die Herden der Belagerer. Sie lassen Frauen, Kinder und Greise auf den Mauern zurück und rücken aus, geführt von Ares und Pallas Athene, deren goldene Figuren die der Krieger überragen. Am Fluß, wo die bedrohten Herden ihren Tränkeplatz haben, legen sie sich in Hinterhalt. Zwei Späher melden das Nahen der Beute. Den Tieren folgen zwei Hirten, die ahnungslos auf der Rohrpfeife blasen. Jetzt springen jene hervor, töten die Hirten und fangen die Herde ab. Die Belagerer sitzen an ihrem Versammlungsplatz im Lager, wo sie sich noch beraten, als ihnen der Überfall gemeldet wird. Sie besteigen die Streitwagen, eilen herbei, und es kommt zu einer gräßlichen Schlacht, deren Schilderung plötzlich abbricht: sie suchen sich die Toten zu entreißen.

Für die nicht leichte Frage, wie sich der Dichter das Gesamtbild gedacht haben könnte, besitzen wir zwei Anhaltspunkte: die Stadt mit den Greisen, Frauen und Kindern auf den Mauern und die Schlacht. Diese findet nicht vor der Stadt, sondern in unbestimmter Entfernung davon statt, an einem Flusse. Es sind zwei Gruppen anzunehmen, die sich der Dichter nicht getrennt, sondern räumlich verbunden vorgestellt hat.

Der ganze Vorgang erinnert erstaunlich an Uhlands Schlacht bei Reutlingen in dem Zyklus Eberhard der Rauschebart. Reutlingen wird durch die Ritter Ulrichs berannt. Die Bürger überfallen nächtlicherweile ein Dorf des Grafen, töten die Hirten und treiben die Herden der Stadt zu. Ihre siegreich zurückkehrende Schar erwarten die Ritter, die von dem Beutezug gehört haben, vor der Stadt, der sie den Rücken zukehren. Die Erzählung ist der homerischen in den Hauptzügen genau entsprechend, nur mit weit weniger Details geschmückt, und eben dieses ist bei Homer dem Verständnis hinderlich. Wer Uhlands Gedicht im Gemälde darstellen wollte, könnte alles unterbringen, die Stadt, die widereinander anstürmenden Heere und die geraubte Herde. Mehr würde auch auf dem home-

rischen Bilde nicht zu sehen sein. Der ausmalenden Phantasie des Dichters gehören die Beratung der Feinde vor der Stadt, der Auszug, die Späher, der Rinderraub, die Fahrt der Streitwagen zum Kampfplatz, vor allem natürlich die Einführung in die Lage. V. 509—540.

Wie Heyne und Brunn erkannt haben, bietet der Dichter in der Schildbeschreibung ein Bild der Welt. In der Mitte das Weltall, am Rande der Okeanos, dazwischen die wechselnden Bilder des menschlichen Lebens. Wenn darin die Schiffahrt fehlt, so ist das nicht auffallender, als wenn der beliebten Wettkämpfe, des Kultus, der Bestattung und vieler anderer Dinge keine Erwähnung geschieht.

Den Schluß der Szenen bildete der kretische Reigen. Hephaistos arbeitet einen Choros, dem ähnlich, den einst Daidalos auf Knossos der schönlockigen Ariadne kunstvoll herstellte. Die schwierige Stelle hat Otto Benndorf aufgehellt. Es muß sich um die Vergleichung mit einem kunstreichen Bilde handeln, das der Künstlerhand des als Vater gerade dieser Kunstübung berühmten Daidalos entstammte. Da Choros gewöhnlich den Tanzplatz bedeutet, so mußte dieser dargestellt sein, um so mehr, als bei allen andern Szenen des Schildes die Örtlichkeit genau angegeben ist. Nun ist der Tanz so beschrieben, daß er in bald vorwärts, bald rückwärts laufenden Ringelbewegungen zu denken ist: wie der Töpfer die Töpferscheibe probierend andreht, d. h. mehrfach im Kreise vorwärts und im Kreise wieder rückwärts laufen läßt. Diese Bewegung konnte das Bild an dem Reigen der Tanzenden selbst nicht darstellen, wohl aber durch eine beigegebene Figur des Tanzplatzes für jeden, der den Sachverhalt kannte, klar andeuten. In der Weise naiver Kunst stellt Hephaistos die Dinge, die er nicht als Ganzes geben kann, nebeneinander. Neben den Figuren der Tänzer bildet er den Tanzplatz, und zwar im Grundriß, so daß seine kunstvoll gebauten Gänge zeigen, wie man sich den Verlauf des Reigens zu denken hat. Der Tanzplatz ist das Labyrinth mit seinen verschlungenen Gängen. Die Erwähnung des Daidalos hat noch eine besondere Bedeutung. Durch Nennung seines Namens ehrt ihn der Dichter als den Erfinder der Technik, die bei der Herstellung des Schildes angewandt wird. Benndorf nimmt an, daß dem Dichter ein ähnliches Bild bekannt war, das dem Daidalos zugeschrieben wurde. V. 590—606.

Ilias XIX.

Der Dichter, der die ganze Handlung des Epos unter den Zorn des Achilleus gestellt hatte, mußte notwendig eine Versöhnung dichten. Dringend notwendig war sie nicht für Achilleus, der Hektor ohnehin Rache geschworen hatte, wohl aber für die Gesamtheit der Ilias. Der Einheit des Gedichtes wäre es dienlich gewesen, wenn sie nach der Erlegung Hektors erfolgt wäre. Aber dort hafteten die Blicke des Dichters an andern Problemen, und so setzte er sie hier ein. Für die Frage der Kampfenthaltung des Achilleus war sie bereits gegenstandslos; aber die außerordentliche

Feinheit der Erfindung besteht gerade darin, daß Achilleus zur Versöhnung bewogen wird, nachdem er den Wiedereintritt in den Kampf bereits beschlossen hat.

Am frühen Morgen kommt Thetis mit den von Hephaistos geschmiedeten Waffen und findet die Myrmidonen in Trauer um Patroklos. Der Glanz der Rüstung schafft den Kriegern Entsetzen, so daß sie gar nicht hinzusehen wagen, Achilleus aber vermehrt der Anblick die Rachegedanken und erfüllt ihn mit stolzer Freude. Nach einem kurzen Worte der Befriedigung bittet er die Mutter, den Leib des Patroklos vor den Fliegen zu schützen, die in den Wunden Würmer erzeugen und den Körper zur Verwesung bringen könnten. Der Leib soll für die Beisetzung unversehrt erhalten bleiben, eine Erinnerung an die vorhomerische Sitte der Einbalsamierung. Thetis salbt ihn mit Ambrosia und Nektar, wie Apollon 16, 680 mit dem Leichnam Sarpedons getan. Dann fordert sie Achilleus auf, bevor er sich zum Kampfe rüste, die Achäer zur Heergemeinde zu rufen und Agamemnon das Aufhören seines Zornes anzuzeigen. V. 1—39.

Achilleus geht mit furchtbarem Rufen am Strande des Meeres hin und bietet die Achäer auf, wie er schon im 1. Buche die Heergemeinde berufen hatte. Der Aufruf macht so großen Eindruck, daß selbst die Nichtkombattanten ihm Folge geben, Steuerleute und Proviantmeister, die sonst bei den Schiffen zu bleiben pflegten. Hinkend, auf ihre Speere gestützt, kommen Diomedes und Odysseus, dann auch der verwundete Agamemnon. Es scheint dem Dichter wichtig, an ihre Verwundung im 11. Buche zu erinnern; ausdrücklich erwähnt er Koon, der damals Agamemnon die Wunde schlug. V. 40—53.

Achilleus erhebt sich. War es, so wendet er sich an Agamemnon, für uns beide gut, uns eines Mädchens wegen in herzfressendem Streit zu erzürnen? Hätte sie doch Artemis mit ihrem Pfeil an jenem Tage getroffen, als ich sie bei der Erstürmung von Lyrnessos erbeutete. Dann wären nicht so viele Achäer um meiner zornigen Kampfenthaltung willen erlegen, nur Hektor und den Troern zum Vorteil. Sicher würden die Achäer lange dieses Zwistes gedenken. Der Dichter, der mit so großer Tiefe den Zorn des Achilleus mit dem bittern Gefühl der Ohnmacht gegen unverdiente Ehrenkränkung begründet hatte, kann unmöglich die Person der Briseis so sehr in die Mitte stellen, als ob ihretwegen Achilleus vom Kampfe ferngeblieben wäre. Den Gesandten gegenüber hatte er ihre Rückgabe auf das schroffste abgelehnt, weil er darin keine Sühne erblickte. Aber es bildet die beste Brücke zur Versöhnung, wenn er die Ursache ihres Streites als minderwertig hinstellt und sich den Anschein gibt, zu glauben, es wäre das ganze Unheil unterblieben, wenn Briseis vorher gestorben wäre; als ob dann Agamemnon sein Eingreifen bei der Pest weniger übel genommen hätte. Das ist von dem Dichter äußerst fein gewendet und erlaubt auch Achilleus die Wiederholung des ihm beliebten Wortes, sie wollten das trotz allem Ärger vergangen sein lassen. Feierlich erklärt er, er gebe den Zorn auf, denn er dürfe nicht hartnäckig zürnen. So soll der

Atride die Achäer zum Kampf antreiben. Er werde erproben, ob die Troer noch länger vor dem Lager liegen wollten; mancher von ihnen werde froh sein davonzulaufen, wenn er überhaupt seinem Speere entrinne. Achilleus spricht nicht von seiner Rache, sondern von der Schmach, die für die Achäer darin liegt, daß die Troer nun schon die zweite Nacht vor dem Lager übernachten, und der er ein Ende zu machen gedenkt.

Was der Beleidigte tun kann, um dem Beleidiger entgegenzukommen, hat Achilleus getan. Es ist ihm ja freilich vor allem darum zu tun, in den Kampf zu kommen, aber das konnte er auch tun, ohne ausdrücklich als erster die Hand zur Versöhnung zu bieten und dem Gegner so sehr den Weg zu ebnen. Er durfte erwarten, daß ihm nun Agamemnon mit einem Worte der Abbitte entgegenkommen würde, aber das bleibt aus. V. 54—73.

Die Achäer freilich haben große Freude. Da erhebt sich Agamemnon. Es ist ihm nicht recht wohl dabei, denn er verlangt Ruhe und verbittet sich Unterbrechungen, die auch einem gewandten Redner lästig seien. Im Lärm höre man nichts und könne nicht reden, und auch ein Redner mit guter Stimme komme zu Schaden. Er gedenke sich mit Achilleus auseinanderzusetzen, die übrigen Achäer sollten es sich merken und sein Wort wohl auffassen. Die Ursache der ungewöhnlichen Ermahnung liegt, wie sich sogleich zeigt, in der Besorgnis, das Heer möchte seinen Unwillen über die Beleidigung des Achilleus kundgeben, wie es, so vernehmen wir, an Tadel dafür es auch bisher nicht hat fehlen lassen. Damit geht der König gleich auf die Hauptsache ein und erklärt ohne Umschweife, die Schuld liege nicht an ihm. Es ist großartig, wer alles schuld ist: Zeus und die Moira und die im Finstern wandelnde Erinys, die ihm in jener Versammlung wilde Verblendung in das Herz senkten, als er dem Achilleus sein Ehrengeschenk raubte. Er rückt dem wirklichen Grunde des Zornes schon merklich näher, denn er nennt Briseis nicht, sondern spricht vom Raube des Ehrengeschenks. Aber was wollte er machen? Ein Gott vollführt alles. V. 74—90.

Die folgende Geschichte von der Ate kann hier nicht ursprünglich sein, da Ate darin nicht, wie vorhin, die Verblendung, sondern die betörende List bedeutet. Sie ist aus einem Heraklesepos nachträglich eingesetzt. Es fragt sich nur, wie weit das zugesetzte Stück reicht, und da möchte ich weitergehen als bisher. Da ihm Zeus, Moira und Erinys die Verblendung, Ate, in die Seele gelegt haben, ist die Ate als Person in der ganzen Partie unangebracht. Die Interpolation beginnt also mit V. 91 und hört mit V. 136 auf. Die Verse 133—136 sind gemacht, die Heraklesgeschichte mit dem Streit zu verbinden.

Was folgt, schließt untadelhaft an V. 90 an. „Ein Gott führt alles zum Ziele. Aber da ich mich habe verblenden lassen und Zeus mir den Verstand raubte, will ich wieder gut machen." Er gedenkt Sühnegeschenke zu geben. Achilleus soll nur in den Kampf aufbrechen und die andern Völker antreiben; unterdessen wird er, der da bleibt, alles bereit halten, was dem Peliden gestern Odysseus bei der Gesandtschaft versprochen hat.

Wenn er aber lieber wolle, möge er, so sehr er nach dem Kampfe begehre, bleiben, bis die Therapонten, wie 1,321 die dienenden Herolde, die Geschenke von seinem Schiffe geholt hätten. Er werde dann sehen können, ob sie seinen Ansprüchen genügten. V. 137—144.

Agamemnon zeigt sich genau so wie damals, als er den Gesandten seine Aufträge mitgab. Wie er dort am Mißerfolg gesehen hat, daß er sich in Täuschung befinde, und durch Geschenke alles gut zu machen glaubte, so auch hier. Von Entschuldigung, Abbitte, ja von einem freundlichen Wort ist gar keine Rede. Achilleus ist denn auch auf das unangenehmste berührt und erwidert mit schneidender Kälte. Es stehe ganz bei dem König, ob er die Geschenke in genügender Zahl übergeben oder noch zurückbehalten wolle. Diesmal lehnt er sie nicht ab, aber aus seiner Geringschätzung macht er kein Hehl und geht so rasch als möglich darüber hinweg. Er drängt zu sofortigem Kampfe, da man bei der Größe der noch zu vollbringenden Taten nicht schwatzen und zaudern dürfe. So gern wir ihm glauben, daß es ihn zum Kampfe drängt, so gut sehen wir, daß er die Erörterung los sein möchte. Die innere Versöhnung, zu der er die Hand geboten, ist durch den König vereitelt worden. V. 145—150.

Das empfindet Odysseus, der nun zu voller Einigung die Brücke schlägt. Klüger und umsichtiger ist er auch bei der Gesandtschaft nicht zu Werke gegangen. Zuerst scheint er ganz nur im Interesse der Krieger zu sprechen, die man doch nicht ohne Speise und Trank in eine voraussichtlich lange dauernde Schlacht schicken dürfe, und höchst beredt setzt er den großen Unterschied zwischen dem hungernden und dürstenden und dem gesättigten Kämpfer auseinander. So möge Achilleus das Volk auseinander gehen und ein richtiges Mahl bereiten lassen. Aber das ist zugleich eine klug berechnete Art, Zeit zu gewinnen. Denn statt der formlosen Weise, in der Agamemnon seine Geschenke geben wollte, fordert Odysseus ein feierliches Vorgehen. Einmal soll Agamemnon die Geschenke mitten auf den Markt bringen lassen, daß alle Achäer sie sehen und Achilleus Genugtuung empfinde. Wenn Agamemnon damals durch die Gesandten einen Eid angeboten hatte, daß er Briseis nicht berührt habe, so fordert jetzt Odysseus diesen Eid vor dem ganzen Heere. Aber dann soll auch Achilleus gnädig sein, d. h. alle Verstimmung fallen lassen. Damit an der Genugtuung gar nichts fehle, soll Agamemnon Achilleus durch ein prächtiges Mahl zufrieden stellen. Dann, so schließt er, wird der Atride auch in der andern Augen gerechter dastehen; denn es ist kein Arg dabei, wenn ein König einen Helden versöhnt, den er ohne Not beleidigt hat. Mit dürren Worten mißt Odysseus Agamemnon alle Schuld bei und zwingt ihn zu wirklicher Genugtuung. Es könnte scheinen, diese falle immer noch etwas äußerlich aus, da ein ausdrückliches Eingeständnis der Schuld nicht gefordert wird. Aber das erläßt ihm Odysseus, weil er die feierlichen Handlungen vor aller Öffentlichkeit als genügend betrachtet. V. 154—183.

Agamemnon geht auf alles ein, ja er freut sich der einsichtigen Rede

des Odysseus. Den Eid will er leisten, und vor dem Kampfe, so sehr Achilleus danach dürstet, soll alles zu Ende geführt, sollen die Geschenke geholt und das Schwuropfer dargebracht sein. Er hat des Odysseus Meinung so gut verstanden, daß er jetzt nicht mehr durch seine Herolde die Geschenke holen lassen will, sondern Odysseus ersucht, vornehme junge Herren nach ihnen zu senden. Talthybios aber soll für das Eidopfer einen Eber bereitstellen.

Achilleus ist nicht einverstanden und meint, das könnte alles in einer Pause des Kampfes abgetan werden, wenn die Kampfwut in seinem Herzen nicht mehr so gewaltig sei. Er ist unzufrieden, daß sie vom Essen reden, während die von Hektor Erschlagenen noch daliegen, und möchte die Krieger nüchtern kämpfen und sich erst bei sinkender Sonne ein großes Mahl bereiten lassen, wenn sie die Schmach gerächt. Er jedenfalls wird vorher weder Speise noch Trank zu sich nehmen, da sein Freund tot im Zelte liegt, und an nichts will er denken, als an Mord und Blut und furchtbares Stöhnen der Männer.

Aber Odysseus läßt nicht locker. Die größere Kampftüchtigkeit des Peliden erkennt er gerne an, nimmt aber als Älterer und Erfahrnerer den Vorzug klugen Rates in Anspruch und fordert, Achilleus möge ihn geduldig anhören. Der Schlacht, meint er, werden die Menschen rasch überdrüssig, denn wie bei magerer Ernte fallen zwar die Halme massenhaft, aber der Ertrag ist gering, wenn Zeus die Wage neigt, d. h. die Entscheidung gibt. Der Kampf, meint Odysseus, bringt zwar zahllosen Kriegern den Tod, trägt ihnen aber am Ende wenig ein. Hat so schon der Kampf an sich nicht viel Verlockendes, wieviel schlimmer ist es, ihn ohne Speise und Trank bestehen zu müssen. Und wenn Achilleus das verlangt, weil so viele noch ungerächt daliegen, so wendet das Odysseus drastisch so, das heiße ja fordern, sie sollten die Toten durch Fasten betrauern. Bei der großen Zahl derer, die täglich fallen, wäre ja des Elends kein Ende. Sondern den Gefallenen soll man einen Tag beweinen, mitleidslosen Sinnes, d. h. man soll ihm nicht zu lange nachtrauern. Wer aber verschont geblieben ist, soll der Speise und des Trankes gedenken, dann wird er wieder kampflustig und hält aus. Daran knüpft er die Mahnung, es möge keiner, einer weitern Aufforderung gewärtig, im Lager zurückbleiben. Denn so laute seine Aufforderung: wer zurückbleibe, habe Unheil zu gewärtigen; insgesamt wollten sie aufbrechen und den Kampf erneuern. V. 184—237.

Eine weitere Antwort des Achilleus wartet Odysseus nicht ab, sondern nimmt sofort die vornehmsten jungen Herren zum Zelte Agamemnons mit, die Geschenke abzuholen. Schon daß er selbst mitgeht und die von Agamemnon versprochenen zehn Talente Goldes eigenhändig abwägt, verleiht dem Gang eine besondere Feierlichkeit, und eine vornehmere Gesellschaft hätte er für diesen kaum zusammenbringen können. Wie der Auftrag gegeben, so war er auch erfüllt. Die Geschenke, welche die Gesandten dem Achilleus verheißen hatten, bringen sie auf den Marktplatz, wo Talthy-

bios auch den zum Opfer ausersehenen Eber hinstellt. Die Eröffnung des Eidopfers ist etwas kürzer als im 3. Buche. Agamemnon ruft nur Zeus, die Erde und die Sonne an, dazu die Erinyen, die unter der Erde den Meineidigen strafen. Im 3. Buch waren Hades und Persephone als Rächer des Meineids angerufen worden. Niemals, so schwört der König, habe er Briseis berührt, sondern sie blieb unangetastet in seinem Zelte. Wenn er falsch schwört, sollen ihm die Götter die Strafen der Frevler auferlegen. Darauf sticht er den Eber in den Hals, das tote Tier schleudert Talthybios ins Meer. Es soll nicht zur Speise dienen. Im 3. Buche nimmt Priamos die geopferten Lämmer mit in die Stadt zurück. V. 238 bis 268.

Jetzt ist die Versöhnung vollkommen, das lehrt das Wort des Achilleus. Vater Zeus, sagt er, wahrlich du teilst den Menschen große Verblendungen zu. Niemals hätte sonst der Atride mein Innerstes durch und durch erregt, niemals mir zum Trotz unbeugsam das Mädchen fortgeführt. Aber es war wohl der Wille des Zeus, daß vielen der Achäer der Tod bereitet werde. Achilleus schließt sich der Darstellung Agamemnons an. Des Dichters Meinung hat Odysseus ausgesprochen; aber die entzweiten Helden finden sich in dem Gedanken, es seien beider Irrungen das Werk höherer Mächte gewesen. V. 268—275.

Achilleus hebt die Heergemeinde auf, die Achäer zerstreuen sich, jeder zu seinem Schiff, die Myrmidonen bringen die Geschenke unter. Briseis, die hier zum erstenmal handelnd eingeführt wird, erblickt den toten Patroklos, wirft sich laut weinend über ihn, schlägt sich Brust, Nacken und Gesicht und klagt unter Tränen um ihn. Es ist so menschlich wahr, wenn sie zuerst darüber klagt, daß sie ihn lebend verlassen und tot wiederfinden müsse. Derselbe Gedanke kam auch Achilleus zuerst, als er Patroklos wiedersah: „ich sandte ihn mit Roß und Wagen in den Kampf, nun habe ich den Heimkehrenden nicht empfangen". Dann zieht es ihr durch die Seele, wie sich für sie ein Leid an das andere knüpfte. Ihren Gemahl sah sie, von Achilleus getötet, vor der Stadt liegen, auch ihre Brüder sanken in den Tod. Da tröstete sie Patroklos mit dem Versprechen, er werde bewirken, daß Achilleus sie zu seiner rechtmäßigen Gemahlin mache, und ihr in Phthia das Hochzeitsmahl rüsten. Nun muß sie maßlos über den Toten weinen, der immer so freundlich war. Ihrer Klage folgt das Wehgeschrei der übrigen gefangenen Frauen, die mit der Klage um Patroklos beginnen, zugleich aber jede ihr eigenes Leid beweinen. So hat Heyne den Vers verstanden, nicht wie Voß, der sie „zum Schein" um Patroklos trauern läßt. Den richtigen Gedanken finden wir auch bei Schiller, dessen Troerinnen dasitzen „weinend um das eigne Leiden in des Reiches Untergang". V. 275—302.

Um Achilleus sind die Fürsten versammelt, die ihn drängen, Speise zu sich zu nehmen. Das muß doch wohl ebenfalls in seinem Zelte geschehen sein, denn sonst könnte er nicht die meisten Könige sich entfernen heißen, und die Klage um Patroklos hat doch nur einen Sinn, wenn er

den Toten vor sich sieht. Das prächtige Mahl, das Odysseus als Abschluß der Versöhnung von Agamemnon gefordert hat, ist vergessen, und wir sehen an einem prächtigen Beispiel, wie den Dichter seine eigene Erfindung führt. Er hat die Myrmidonen die Geschenke unterbringen lassen, und daran schloß sich die Klage der Briseis höchst ungezwungen an. Ihr setzt er, in paralleler Komposition, die des Achilleus entgegen, die ebenfalls in seinem Zelte stattfinden muß, und daneben hat das Mahl bei Agamemnon keinen Platz mehr und wird beiseite gelassen.

Achilleus weigert sich hartnäckig, vor dem Abend zu essen und zu trinken, und verabschiedet die Fürsten, von denen nur die vornehmsten mit Phoinix bei ihm bleiben. Seine Klage um den Freund ist ganz als Seitenstück zu der der Briseis gehalten. Auch er beginnt mit dem traurigen Gegensatze zwischen Einst und Jetzt, jener frohen Dienstwilligkeit, mit der Patroklos vor jeder Schlacht das Mahl zu rüsten pflegte, und der finstern Gegenwart, wo ihm der Anblick des Toten vor Sehnsucht jede Lust am Mahle nimmt. Wie Briseis an die Ihrigen dachte, so auch Achilleus. Er zwar hat sie nicht verloren, aber viel besser steht es um ihn nicht. Größern Schmerz würde ihm, sagt er, auch die Kunde vom Tode seines Vaters nicht bereiten, der sich in Phthia vereinsamt um den herrlichen Sohn härmt, während dieser in fremdem Land um der entsetzlichen Helene willen mit den Troern kämpft. Anders gewendet spricht er denselben Gedanken Priamos gegenüber aus 24,540. Es quält ihn dort, den alten Vater von Heimweh nach ihm verzehrt zu wissen, und dem gegenüber kommt ihm seine Heldenrolle in Troja unwichtig und wenig berechtigt vor. Auch der Tod seines Sohnes Neoptolemos würde ihn nicht so stark betrüben. Daß dieser in der Ilias sonst nicht vorkommt, als noch 24,467, hat nichts zu bedeuten. Der Dichter hatte eben sonst keine Veranlassung, ihn zu nennen, während hier eine solche vorliegt. Ganz wie Briseis von Patroklos Gutes für sich erhoffte, so auch Achilleus. Da er an seine eigene Rückkehr nicht glaubte, erwartete er, Patroklos würde den Sohn in sein Besitztum einführen. Daß diese Hoffnung eitel war, bringt Achilleus zu den schwärzesten Befürchtungen. Entweder ist Peleus schon tot, oder es ist nur noch wenig Leben in ihm, vor grausamem Alter und weil er stets die traurige Kunde vom Tode des Sohnes erwartet. Der Klage antwortet das Seufzen der Edlen, wie der der Briseis das der Frauen. Auch sie denken des eigenen Leides und dessen, was sie alles daheim zurückgelassen haben. V. 303—339.

Zeus fühlt Mitleid mit ihnen, vor allem mit Achilleus. Auf seine Weisung kommt Athene vom Himmel her und flößt Achilleus Nektar und Ambrosia in die Brust, damit er im Kampfe nicht vor Hunger ermatte.

Die Krieger, die ohne Zweifel ungewappnet zur Heergemeinde gekommen waren und sich zum Mahle in die Zelte begeben hatten, rüsten sich „durch das Heer hin", d. h. im Lager, und ergießen sich, „fern von den Schiffen"; sie stellen sich am Anfang der Ebene in Schlachtordnung. Zahllos wie die Flocken des Schneegestöbers sind ihre Waffen. Diese,

heißt es, wurden aus den Schiffen, d. h. aus dem Lager, herausgetragen, ein etwas seltsamer Ausdruck, der aber von allen Erklärern so gefaßt wird, daß die Krieger die Waffen am Leibe trugen. Der Ausmarsch ist mit wenig Worten prächtig gezeichnet: der Glanz dringt zum Himmel, rundum lacht die ganze Erde vom Blitzen des Erzes, der Boden dröhnt von den Schritten der Männer. Somit ist alles in Ordnung, nur nicht, daß Achilleus „in ihrer Mitte" sich rüstet. Die vorhergehende Szene kann doch nur in seinem Zelte gedacht werden, und gleich nachher ist er auch wieder darin. Es liegt wohl hier ein nicht mehr zu heilender Fehler der Überlieferung vor. In der echten Fassung, die ausführlicher gewesen sein muß, rüstete sich wohl Achilleus „inmitten" der Myrmidonen. V. 340 bis 364.

In Achilleus lodert die Kampfwut hell auf, wie er sich rüstet. Er knirscht mit den Zähnen, die Augen leuchten wie Feuerglanz, nicht hält das Herz den Zorn mehr aus, und er hüllt sich in die Waffen, die Hephaistos ihm geschmiedet. Die Wappnung ist in geläufigen Wendungen erzählt, aber bei dem Schilde verweilt der Dichter. Ein Glanz ging davon aus wie der des Mondes, und er leuchtete gleich dem lodernden Feuer, das neben einem einsamen Gehöft hoch auf dem Berge brennt, heimkehrenden Schiffern den Weg zu weisen. Wie ein Stern glänzt der Helm. Achilleus prüft, ob die Waffen ihm passen und die Glieder sich gelenkig darin bewegen, und sie erweisen sich wie Flügel und heben ihn empor. Endlich nimmt er aus einem Kasten die berühmte Lanze, die Esche vom Pelion, die einst Chiron dem Peleus geschenkt, und die Achilleus allein zu schwingen vermag. Automedon und Alkimedon, der hier kürzer Alkimos heißt, schirren ihm die Rosse an, Automedon besteigt als Lenker den Wagen, als Kämpfer steigt Achilleus auf, in Waffen glänzend gleich der Sonne. Schrecklich ruft er den Rossen zu, sie sollten daran denken, ihren Lenker anders zurückzubringen als den Patroklos. Wenn er vom Lenker spricht, ist das wohl damit zu erklären, daß der Dichter an Patroklos, den Wagenlenker des Achilleus, denkt. V. 365—403.

Die folgende berühmte Szene paßt zu dem Vorhergehenden nicht recht. Wenn im 17. Buche die Rosse des Achilleus fern vom Kampfe stehen und den Patroklos beweinen, so ist es ganz verständlich, daß sie die Köpfe senken, so daß ihre Mähne unter dem Jochkissen hervor bis auf den Boden fällt. Nicht verständlich ist das aber, das hat Wilamowitz ganz klargestellt, bei Tieren, die sogleich anziehen sollen. Sodann sollte man doch glauben, wenn das Pferd zu Achilleus spricht, so müßte dieser vor ihm stehen, nicht hinter ihm auf dem Wagen. Wie eine nachträgliche Interpolation sieht meines Erachtens die merkwürdige Geschichte dennoch nicht aus, sondern ich glaube, sie stamme aus einem andern Achilleusgedicht und sei von unserem Dichter hier aufgenommen worden. Ich schließe das besonders aus dem letzten Verse der Rede des Xanthos, wo das Pferd dem Achilleus den Tod durch einen Gott und einen Menschen voraussagt. Das war wohl im Original die Hauptsache, ist aber jetzt mit der etwas langatmigen

Verteidigung gegen den Vorwurf, die Rosse hätten den Tod des Patroklos verschuldet, nicht gut verknüpft. Die Verteidigung gehört wohl dem verbindenden Dichter. Wenn dem so ist, so müssen wir die Vorlage für die Seltsamkeit verantwortlich machen, daß Here dem Rosse menschliche Sprache schenkt und die Erinyen es schweigen heißen. Achilleus erklärt, Xanthos brauche ihm den Tod nicht zu weissagen. Er wisse selbst, daß es ihm beschieden sei, fern von Vater und Mutter hier umzukommen. Aber das werde ihn nicht hindern, den Troern den Kampf leid zu machen. Das entschlossene Wort schließt das Buch prächtig ab, und der Dichter hat vermutlich die Rede des Xanthos aus der Vorlage gerade deshalb herübergenommen, um diesen Abschluß zu gewinnen. V. 404—424.

Im Folgenden kämpft Achilleus, wie alle Helden, zu Fuß, außer wenn er zur Verfolgung den Wagen besteigt. Wie Albracht gezeigt hat, ist es das Gewöhnliche, daß die Führer beim Ausmarsch dem bereits ausgerückten Heere nachfahren und nachher absteigen, um an die Spitze zu treten. So stehen auch jetzt die Krieger bereits bewaffnet in der Ebene, ihnen folgt Achilleus unter den ersten Wagenkämpfern. Daß von solchen sonst nicht die Rede ist, kann nicht auffallen, weil diese Art des Ausrückens die gewöhnliche war.

Ilias XX.

Die wichtigste, sicher dem Dichter der Ilias gehörende Partie des Buches ist der Zweikampf des Achilleus mit Aineias. Die Episode hält den geradlinigen Fortgang des Kampfes auf, wie das so viele andere auch tun. Vorher aber lesen wir die Einleitung zu einer Schlacht der Götter.

Daß olympische Szenen den Zusammenhang unterbrechen, ist bekannt. Eine solche hier zu finden, wo die endgiltige Entscheidung bevorsteht, hat an sich gewiß nichts Auffallendes. Aber es wäre zu erwarten, daß sie auf den Gang der Handlung einen Einfluß übte und bestimmend im Mittelpunkte der Ereignisse stände. Statt dessen finden wir eine bis weit ins folgende Buch reichende, in Stücke verzettelte Erzählung, die für den Kampf des Achilleus nicht die geringste Bedeutung hat und ohne jedes Resultat abschließt. Die einzelnen Stücke sind in einen bestehenden Verband eingesprengt, und die Versuche ihres Verfertigers, sie mit dem Vorhandenen in Einklang zu bringen, zerstören teilweise den alten Zusammenhang. Oberflächlich ist schon die Einleitung des Buches, die gar nicht an das vorhergehende anschließt. Dort sind die Achäer in die Ebene vorgerückt, hier rüsten sie sich noch bei den Schiffen. V. 1—3.

Zeus befiehlt Themis, die Götter zur Versammlung zu berufen. Es kommen alle, selbst die höchst überflüssigen Flußgötter und Nymphen, auch Poseidon, der ahnt, Zeus habe mit Achäern und Troern etwas im Sinne. Zeus erwidert ihm, er habe richtig gesehen. Er selbst werde auf dem Olymp bleiben und sich am Zusehen freuen; die andern Götter sollten in die Schlacht gehen und helfen, welcher Partei sie wollten. Wenn man will,

kann man das als Aufhebung des Verbotes im 8. Buche betrachten; aber dieses ist ja längst durchbrochen, besonders durch die Beteiligung Apollons am Tode des Patroklos, und vom Dichter überhaupt längst außer acht gelassen, da mit der Entsendung des Patroklos die Bitte der Thetis erfüllt ist. Seinen Entschluß begründet Zeus damit, daß, wenn man Achilleus gewähren ließe, er über das Geschick hinaus Troja erobern könnte. Danach wäre zu erwarten, daß die Götterschlacht die Siegeslaufbahn des Achilleus irgendwie hemmte. Aber davon findet sich nicht die leiseste Spur. V. 4—30.

Was es an göttlichen Gestalten gibt, wird für den Kampf zusammengekratzt, darunter so unkriegerische Götter wie Hermes, Hephaistos, Leto und Aphrodite. Solange die Götter, heißt es, den Menschen fern waren, hatten die Achäer Erfolg, weil Achilleus nach der langen Enthaltung wieder erschienen war und die Troer sich bei seinem Anblick entsetzten. Dieser letzte Zug könnte, abgesehen von der Erwähnung der Götter, der echten Achilleusschlacht angehören, denn er würde gut an das 19. Buch anschließen. Gleich darauf aber mischen sich die Götter in den Kampf der Männer. Eris, die die Völker antreibt, erhebt sich, Athene läßt vom Graben aus und an den Gestaden gewaltigen Ruf erschallen, desgleichen Ares bald von der troischen Burg, bald an den Ufern des Simoeis. V. 31—53.

Hier hinein hat sich eine Götterschlacht von imposantester Großartigkeit verirrt, ein wirklicher Götterkampf, den Hesiod seinem Kampfe des Zeus mit Typhoeus zugrunde gelegt hat. Woher und aus welchem Zusammenhang das Stück stammt, können wir nicht wissen. Sicher ist nur, daß es zu seiner schwächlichen Einkleidung und Fortsetzung im schroffsten Gegensatze steht. Durch die Nennung des Ida, der Stadt Troja und der achäischen Schiffe, die bei dem Tumult erzitterten, ist es an das Lokal der Ilias angegliedert. Erst nach diesem prachtvollen Stück stellen sich die Götter paarweise zum Kampfe einander gegenüber auf. Dennoch kommt es bis in die Mitte des 21. Buches nicht zur Schlacht der Götter. Durch Zusätze zu den dazwischen liegenden ältern Stücken hat sich der Interpolator bemüht, die unleidliche Pause etwas auszufüllen. V. 54—74.

Es folgt nämlich die echte Fortsetzung der ursprünglichen Erzählung, der Kampf des Achilleus mit Aineias. Der Pelide brennt vor allem darauf, Hektor zu treffen, aber Apollon tritt in der Gestalt des Priamiden Lykaon zu Aineias und erinnert ihn daran, wie er den Fürsten der Troer beim Weine prahlend den Kampf mit Achilleus versprochen. Aineias hält diesen Kampf nicht für möglich. Wäre es doch nicht das erstemal, daß er dem Peliden entgegentreten würde. Einst hat ihn Achilleus auf der Bergweide des Ida überfallen, und es war Gnade des Zeus, daß die Schnelligkeit seiner Füße ihn rettete; sonst wäre er jenem und seiner Schützerin Athene erlegen. Denn stets ist der Pelide von einer Gottheit beschirmt, und sein Geschoß geht nie fehl. Wenn ein Gott für die Entscheidung im Kampfe gleiches Maß schaffen wollte, dann, meint Aineias,

würde jener ihn nicht leicht besiegen, auch wenn er sich rühme, ganz von Erz zu sein. Da mahnt ihn Apollon, auch selbst die Götter anzurufen. Gelte er doch für den Sohn der Aphrodite, einer weit vornehmern Göttin, als Thetis sei. So möge er nur tapfer vorgehen und sich nicht durch elende Worte und Drohungen abschrecken lassen. Ermutigt schreitet Aineias dem Peliden entgegen.

Die Partie ist, vom Stile der Ilias aus betrachtet, untadelhaft. Auf diese Weise sind Retardationen im geradlinigen Fortgang der Erzählung immer eingeführt worden und, wie wir nun oft gesehen haben, nie ohne dichterischen Wert. Wie die Glaukosepisode im 6. Buche, entspringt auch der Kampf mit Aineias einer ganz bestimmten künstlerischen Absicht. Jene ist gedichtet, um die durch Hektors Weggang entstandene Lücke auszufüllen; dieser dient dazu, den Siegeslauf des Achilleus sich nicht allzu rasch abrollen zu lassen. V. 75—111.

Diesem echten Anfang folgt ein fremdes Stück, das zur Götterschlacht gehört. Here sieht Aineias vorgehen und fordert Poseidon und Athene auf, sie wollten ihn zur Umkehr veranlassen, oder dann sollte auch dem Achilleus ein Gott helfend beistehen, damit er des Schutzes der edelsten Götter bewußt werde und die Helfer der Troer als ohnmächtig erkenne. Sie seien ja vom Himmel gekommen, damit Achilleus heute nichts begegne; später werde er sein Geschick erfüllen. Erfahre er aber das nicht durch Götterstimme, so werde er erschrecken, wenn ihm ein Gott im Kampfe entgegentrete. Poseidon mahnt Here, sich nicht zu ereifern. Er möchte keinen Kampf der Götter hervorrufen, sondern sie wollten beiseite treten und die Männer kämpfen lassen. Erst wenn Ares oder Apollon gegen Achilleus aufträten oder ihn hemmten, wäre für die den Achäern freundlichen Götter der Zeitpunkt zum Eingreifen gekommen. Dann würden die Freunde der Troer bald geschlagen den Kampf aufgeben.

Was Here und Poseidon sagen, widerspricht durchaus den Worten des Zeus, der durch die Götterschlacht Achilleus an der Eroberung von Troja verhindern wollte. Es wäre alles ganz unbegreiflich, wenn wir nicht sähen, daß dem Interpolator nur an seiner lächerlichen Götterschlacht gelegen war. Diese führte er hier noch nicht ein, wohl um eine engere Verbindung mit dem Ganzen zu gewinnen, und so benutzte er das Herannahen des Aineias, um durch ganz oberflächliche Argumente die Verschiebung der Götterschlacht herbeiführen zu lassen. Poseidon führt die den Achäern günstigen Götter zu dem Bollwerk, das einst die Troer und Athene dem Herakles zum Schutze gegen das Meerungeheuer gebaut hatten. Dort lagern sie sich, auf der Kallikolone Apollon und Ares mit den troischen Helfern. Den Übergang zum Folgenden soll eine allgemeine Schilderung des Kampfes der Heere vermitteln, die in den Zusammenhang der Aineiasepisode gar nicht paßt. V. 112—160.

Die Erzählung fährt mit dem Zweikampf des Achilleus und Aineias fort. Eröffnet wird er durch eines der herrlichsten Gleichnisse der Ilias. Den Achilleus beseelt die Wut des Löwen, wider den die ganze Gemeinde

ausgezogen ist, und der erst mit Verachtung einhergeht, bis er, von einem Speere getroffen, sich mit weit geöffnetem Rachen zusammenduckt. Geifer tritt ihm um die Zähne, in der Brust krampft sich das tapfere Herz. Mit dem Schweif peitscht er sich Seiten und Hüften, dann ermuntert er sich zum Kampf. Aufleuchtenden Blickes springt er gradaus, gehe es, wie es wolle.

Achilleus beginnt mit der spöttischen Frage, ob Aineias durch den Sieg über ihn die Stellung des Priamos zu gewinnen hoffe. Er könne doch nicht erwarten, daß der alte König bei seiner festen und verständigen Gesinnung seine Familie der Regentschaft berauben werde. Oder ob ihm die Troer ein Temenos versprochen hätten, wenn er ihn erlege? Schwerlich werde er das ausführen. Er erinnert ihn an den schon von Aineias erwähnten Überfall auf der Bergweide, wo nur Zeus ihn schützte. Jetzt werde das nicht geschehen, und darum fordert er ihn auf, es nicht mit ihm zu wagen, sondern in die Reihen der Troer zurückzukehren, damit ihm nichts Böses widerfahre und er, wie der Tor tue, zu spät zur Einsicht komme. V. 161—198.

Prächtig ist die höhnische Herablassung, die Achilleus an den Tag legt. Das greift Aineias auf, wenn er zuerst erwidert, Achilleus möge nicht hoffen, ihn wie ein Kind zu schrecken. Mit Scheltworten und maßlosen Reden wüßte auch er zu erwidern. Aber, ist die Meinung der folgenden Worte, wir sind dazu von zu vornehmem Geschlecht. Womit ihm Apollon Mut eingesprochen hat, daß seine Abkunft der des Achilleus überlegen sei, das bringt er vor, ohne es stark hervorzuheben. Er stellt vielmehr sie beide auf den gleichen Boden, um noch einmal zu begründen, daß sie nicht mit kindischen Worten auseinandergehen, sondern bis zur Vernichtung des einen kämpfen wollten. Daran schließt sich die Genealogie der troischen Fürsten.

Sie beruht ohne Zweifel, gleich der des Glaukos im 6. Buche, auf einem alten Gedicht, in dem sie Selbstzweck war. Eingeleitet ist sie mit den nämlichen Worten wie die des Glaukos 6,150, nur mit weniger glücklicher Motivierung, denn Achilleus kennt den Aineias schon und hat deshalb nicht nach dessen Geschlecht gefragt, wie dort Diomedes tun mußte. Sie ist aber deswegen kein späterer Zusatz, denn sie bildet die Grundlage der ganzen Episode. V. 199—243.

Mit einem Wort weist Aineias am Ende der Genealogie auf seine stolze Abkunft hin. Dann geht er auf den von Achilleus erhobenen Vorwurf der feigen Flucht ein und führt Erfolg wie Mißerfolg auf den Willen des Zeus zurück; der kann, so ist die unausgesprochene Meinung, sehr wohl den Sieg heute ihm verleihen. Dann nimmt er den unterbrochenen Gedanken wieder auf. Sie wollten das, sagt er, nicht Kindern gleich mitten in der Schlacht erörtern. Sie hätten ja beide zu Schmähungen Stoff genug, man könnte ein schweres Frachtschiff damit füllen. Gewandt sei die Zunge der Menschen, viele Gedanken berge sie, durch welche die Worte weit und breit reiche Weide fänden, und dem Ausspruch entspreche

die Antwort. Er schließt mit dem prächtigen Gleichnis, sie wollten es nicht machen, wie Frauen, die zornentbrannt auf die Straße rennen und einander vieles vorhalten, was wahr sei und auch nicht. Jedenfalls, und damit schließt seine Rede an ihren Anfang an, werde ihn Achilleus nicht mit Worten schrecken, und er fordert ihn zum Kampfe. Der hochmütigen Herablassung des Achilleus gegenüber sind seine Worte bescheiden, aber fest und mannhaft. V. 244—258.

Er wirft den Speer. Achilleus fürchtet, der möchte ihm den Schild durchbohren, und wird dafür ein Tor gescholten, weil er nicht bedachte, daß er ein Göttergeschenk war. Die Lanze durchbricht denn auch den Schild nicht. Die Erörterung über die fünf Lagen des Schildes sind schon von Aristarch als unechter Zusatz erkannt worden. Des Achilleus Wurf durchbohrt den obern Schildrand des Aineias. Der bückt sich, so daß die Lanze über ihn hinwegfliegt und sich in die Erde bohrt; dann richtet er sich, wenn auch recht erschrocken, wieder auf. Achilleus stürmt schreiend mit gezücktem Schwert auf ihn ein, Aineias ergreift einen gewaltigen Feldstein. Mit dem hätte er Achilleus an den Helm oder den Schild getroffen, aber die würden jenem das Verderben abgewehrt haben, er selbst aber hätte sein Leben verloren, hätte nicht Poseidon scharf achtgegeben. V. 289—291.

Die Erwähnung Poseidons, der schließlich den Aineias rettet, veranlaßt den Verfasser der Götterschlacht zu einer weitern Einlage. Poseidon wendet sich an die Götter. Er beklagt es, daß Aineias durch Apollons Aufreizung zum Hades hinuntersteigen muß, während ihm Apollon doch gar nicht hilft. Warum er denn unschuldig um fremder Nöte willen umkommen müsse, er, der doch den Göttern immer so gut geopfert habe? So wollten sie ihn denn retten. Here stellt ihm anheim, das zu tun oder zu lassen. Sie selbst wird nicht helfen, da sie und Athene geschworen haben, Troja auch in der ärgsten Bedrängnis nicht zu unterstützen.

So weit würden wir in dem Gespräch nichts erblicken als das Bestreben des Interpolators, die beiseite sitzenden Götter in unserem Gedächtnis festzuhalten. Aber in Poseidons Rede steht noch etwas sehr Bedeutsames. Er fürchtet, wenn Aineias fällt, den Zorn des Zeus. Es ist Aineias bestimmt, dem Tode zu entrinnen, damit nicht des Dardanos Geschlecht aussterbe, den Zeus von allen seinen Kindern besonders liebte. Schon sei des Priamos Geschlecht dem Zeus verhaßt geworden, und es werde nunmehr Aineias, es würden seine Kindeskinder die Herrschaft über die Troer erlangen.

Das kann nicht blanke Erfindung des Interpolators sein, sondern geht auf eine Tradition, nach der des Aineias Geschlecht nach dem Fall von Troja die Herrschaft hatte. Beachten wir, daß das sonst breit angelegte genealogische Gedicht mit V. 241 stumpf abbricht, weil mehr in des Aineias Rede nicht am Platze gewesen wäre, und man wird die Annahme nicht zu kühn finden, daß jenes Gedicht in seinem Schluß die Herrschaft der Aineiaden über die Troas feierte. Dort stand ohne Zweifel auch,

daß Poseidon der Schützer der Aineias war, ein Schutz, der ohne Zweifel in einem alten Gentilkult der Aineiaden ihren Grund hatte. In eine Schlacht hatte die Quelle die Unterstützung wohl nicht verlegt, denn Aineias ist erst durch den Dichter der Ilias mit Achilleus zusammengebracht worden. Dem Interpolator muß das alte Gedicht noch vorgelegen haben. V. 292—319.

Poseidon begibt sich auf das Schlachtfeld. V. 319 schließt sich lückenlos an 291 an. Er gießt Nebel über die Augen des Achilleus und zieht die Lanze des Peliden aus dem Schilde des Aineias. Das widerspricht der Angabe V. 279, die Lanze habe den Schild durchbohrt und sei in die Erde gefahren. Aber bei der auch sonst zu beobachtenden gelegentlichen Sorglosigkeit des Dichters dürfte zu großen Bedenken keine Veranlassung sein. Poseidon legt die Lanze vor Achilleus hin, hebt Aineias hoch und trägt ihn über die Reihen der Krieger, fern zu den sich rüstenden Kaukonen. Der Vorgang ist der nämliche wie 3,380, wo Aphrodite den Alexandros entrückt, nur viel drastischer dargestellt. Darauf tritt der Gott ganz nahe an Aineias heran und wirft ihm Tollkühnheit vor, gegen den weit überlegenen Achilleus kämpfen zu wollen. Er soll sich ihm nicht mehr stellen, um nicht über das Geschick hinaus zu erliegen. Nach des Peliden Tod kann er sich getrost in den Kampf wagen, denn kein anderer Achäer wird ihn töten. Vor Achilleus' Augen zerstreut der Gott den Nebel. Der Pelide ist über die Wendung der Dinge billig erstaunt und erkennt, daß Aineias den Göttern lieb sein muß, während er gemeint hatte, er prahle leer. Jedenfalls wird er ihm nicht wieder entgegentreten, und so will er jetzt die Achäer anfeuern und auf die übrigen Troer eindringen. V. 320—352.

Wir könnten erwarten, daß nun der Hauptkampf folgte, der mit Hektors Tode endigt. Aber der Dichter hat vorher noch den Kampf mit dem Strom in Bereitschaft, und dann würde es dem Schlachtenstil aller Partien seit dem 11. Buche vollständig widersprechen, wenn vor dem entscheidenden Ereignis nicht noch ein allgemeiner Kampf einträte. Dieser wird geschickt durch die Aufforderung des Achilleus an die Achäer eingeleitet, sich nicht mehr von den Troern abseits zu halten, sondern zum Kampfe Mann gegen Mann vorzugehen. In der Tat hat der Kampf mit Aineias die Aufmerksamkeit so sehr gefangen gehalten, daß wir ganz gern an die allgemeine Schlacht erinnert werden. Um den Peliden nicht ganz allein in den Vordergrund zu stellen, läßt ihn der Dichter die Aufforderung mit der Masse der Feinde begründen. Mit deren ganzem Heere könne er nicht kämpfen, selbst Ares und Athene vermöchten das nicht. Er werde sein Äußerstes tun, und kein Troer werde sich freuen, seinem Speere nahe zu kommen.

Der Dichter setzt voraus, daß des Peliden Worte drüben bei den Troern gehört werden, denn Hektor antwortet darauf. Die Troer sollten Achilleus nicht fürchten. Mit Worten, selbst gegen Götter, streiten, könne er auch, mit Taten sei es schon schwieriger. Damit stellt er des Peliden Worte als Prahlerei hin. Auch dieser werde nicht alle seine Worte wahr

machen. Er wolle ihm jetzt entgegentreten, selbst wenn jener an Kraft der Arme dem Feuer, an Wucht dem Eisen gleiche. So kann der Kampf beginnen. Aber gleich im Anfang tritt Apollon zu Hektor und mahnt ihn, nicht im Vorkampf Achilleus entgegenzutreten, sondern sich unter der Menge zu halten und da seinen Angriff zu erwarten. Daß der Dichter zu diesem Mittel greifen muß, wenn er Hektor nicht jetzt fallen lassen will, ist leicht zu verstehen. V. 353—380.

Der Kampf beginnt, aber Achilleus steht nicht nur im Vordergrunde, sondern führt die Handlung ganz allein. Kein Achäer erlegt einen Troer, kein Achäer fällt. Selbst ihre bedeutendsten Helden spielen nicht die geringste Rolle. Belebt wird die Schilderung dadurch, daß sie bei den einzelnen fallenden Troern verweilt. Der erste von ihnen, des Otrynteus Sohn Iphition, erregt unsere Aufmerksamkeit durch seine Herkunft: er ist ein vornehmer Lykier und Sohn einer Nymphe. Achilleus frohlockt über ihn, weil er ferne von seiner Heimat fällt. Über ihn fahren zermalmend die Wagen der Achäer. Diese haben also zur Verfolgung die Wagen bestiegen, und zum Teil haben das auch die Troer getan, die sich zur Flucht anschicken. Beim folgenden Feind, Antenors Sohn Demoleon, genügt die Angabe der Art der Verwundung. Der nächste, Hippodamas, kann, wie Ameis erklärt, seinen Wagen nicht rasch genug wenden, springt ab und will zu Fuß fliehen. Hier tritt ein Gleichnis hinzu. Der zu Tode Getroffene brüllt wie der beim Opfer des helikonischen Poseidon emporgezogene Stier: Polydoros endlich, dessen Verwundung ausführlich erzählt wird, des Priamos jüngster Sohn, hatte nach dem Willen des Vaters gar nicht in die Schlacht gehen sollen, wollte aber mit seiner Behendigkeit prunken und wurde von Achilleus getroffen. Die Verse 414 f. sind sinnlos. Denn obschon der Panzer auch hinten eine vertikal laufende Öffnung hatte, die durch Nesteln geschlossen wurde, so kann doch der Gürtel auf dem Rücken keine Schnallen gehabt haben. V. 381—418.

Wie in allen Kampfschilderungen, läßt der Dichter eine Pause eintreten. Hektor sieht den Bruder fallen, und es duldet ihn nicht mehr fern von Achilleus. Wie ihn der Pelide heranstürmen sieht, ist er äußerst befriedigt, daß ihm der, der seinen Freund getötet, nahe ist und sie einander nicht mehr ausweichen. Mit ganz kurzem Wort ruft er ihm zu, näher zu kommen, um sein Verderben zu finden. Wie vorher Aineias, so will sich auch Hektor nicht wie ein Kind einschüchtern lassen, denn Schmähworte zu brauchen versteht er auch. Wenn er des Achilleus Überlegenheit rückhaltlos anerkennt, so liegt es doch im Schoße der Götter, ob nicht er den Gewaltigen erlege, denn auch seine Waffe hat eine scharfe Spitze. Er wirft den Speer, aber Athene bläst den mit leisem Hauch auf ihn zurück. Achilleus stürmt furchtbar heran, aber da hüllt Apollon Hektor in Nebel und entrückt ihn. Dreimal sticht Achilleus wütend in den dicken Nebel, dann erkennt er, daß jener verschwunden ist, und ruft ihm nach, was ihm 11, 362 Diomedes nachgerufen hatte. Die Worte sind wohl wiederholt, aber die Lage ist verschieden. Dort hatte Diomedes bloß angenommen, daß Apollon Hektor gerettet habe, wie

alles Mißgeschick auf die Götter zurückgeführt wird. Hier hat Hektor Apollon wirklich gerettet, und wenn Achilleus die Hoffnung ausspricht, ihn zu erlegen, wenn auch ihm einmal ein Gott als Helfer beistehe, so dürfen wir wohl an die Teilnahme der Athene beim Entscheidungskampfe denken. Die Art, wie Hektor hier eingeführt wird, ist sehr geschickt. Er durfte weder ganz beiseite gelassen werden noch fallen. Der Dichter läßt ihn in einer Weise entkommen, die seiner kriegerischen Tüchtigkeit keine Unehre macht. V. 419—454.

Die noch folgenden Taten des Achilleus sind enger zusammengedrängt und kürzer erzählt, so daß sie das Bild eines unaufhaltsamen Mordens bieten, ganz ähnlich dem Ende des 14. Buches. Eine kurze Ruhepause bildet der verfehlte Versuch des Tros, das Erbarmen des Peliden zu erwecken. Wenn der Dichter seinen Mißerfolg damit begründet, daß Tros nicht einen freundlichen und mildherzigen, sondern einen höchst ergrimmten Gegner vor sich hatte, so denken wir unwillkürlich an die bald folgende herrliche Szene mit Lykaon. Es ist, wie es Fraccaroli als Eigentümlichkeit epischer Erzählung nachgewiesen hat, dasselbe Motiv zweimal verwendet. Hier, in dem Drange der wilden Verfolgung, ist es nur kurz berührt, um später zu ganzer Pracht entfaltet zu werden. Sonst bescheidet sich der Dichter streng mit der Angabe der verschiedenartigen, höchst anschaulich geschilderten Verwundungen. V. 455—489.

Zum Schluß aber faßt er das Ganze in gewaltigem Bilde zusammen. Wie die Flamme des Waldbrands, vom Sturm angefacht, in den Bergschluchten wütet, so stürmte Achilleus, einem Dämon gleich, mit seiner Lanze an allen Orten auf die Troer ein. Und wie auf der Dreschtenne die dreschenden Ochsen die Ähren austreten, so stampften seine Rosse Tote und Schilde. Bespritzt wurden Achse und Wagenrand von den Blutstropfen, die von den Hufen und Radreifen an sie hinaufflogen, bespritzt auch des siegesdurstigen Peliden unnahbare Hände. V. 490—503.

Ilias XXI.

Die Erzählung könnte mit 21, 526 weiter gehen, ohne daß wir etwas vermissen würden. Dazwischen steht aber die Schlacht am Skamandros, der, darin hat Mülder gewiß Recht, ein Kampf der Völker des Achilleus mit den Paionen am Axiosfluß in Thrakien zugrunde liegt. Einer der wichtigsten Gegner des Achilleus ist der Paionenfürst Asteropaios, auf den aufmerksam zu machen sich der Dichter schon früher angelegen sein ließ. Er steht 12,102 unter dem Kommando Sarpedons, gehört 17,217 zu den Bundesgenossen, die Hektor zum Kampf antreibt, und nimmt 17,352 am Kampf um die Leiche des Patroklos einen wenn auch wenig bedeutenden Anteil. Der Kampf mit den Paionen bildete den Inhalt eines ältern Gedichtes, das der Dichter der Ilias seiner Dichtung zugrunde legte, aber, wie immer, mächtig ausweitete, so daß wir die Vorlage nur in einzelnen Partien erkennen können. Die Verlegung des Schauplatzes vom Axios an

den Skamandros hat für die Erklärung einige Schwierigkeiten geschaffen. Schon gleich im Anfang sehen wir nicht, was wir mit der Furt des Skamandros anfangen sollen, die in der Ilias nur noch zweimal erwähnt wird. An dieser Furt legen die Troer 14, 433 den verwundeten Hektor nieder, und 24, 692 gelangt Priamos auf der Rückfahrt vom Achäerlager an die Furt. Daß sie je überschritten worden sei, steht nirgends, und auch an unserer Stelle flieht ein großer Teil der Troer durch die Ebene der Stadt zu, wo am Tage vorher die Achäer von Hektor gescheucht wurden. Der Fluß mußte demnach nicht überschritten werden, wenn man vom Lager zur Stadt gelangen wollte. Die Flucht der Troer hemmt Here durch dichten Nebel, der sich vor ihnen ergießt. Die Hälfte der Troer treibt Achilleus in den Fluß. Ganz ähnlich war 16, 394 der Kampf Sarpedons mit Patroklos eingeleitet worden. An beiden Orten ist das Bestreben ersichtlich, für die Einlage Raum zu schaffen, den die geradlinige Erzählung nicht gewährte. In belebtester Darstellung hören wir, wie die Troer lärmend in die Fluten stürzen, sich da tummeln und herumschwimmen, und das Gleichnis von den durch Feuer in einen Strom getriebenen Heuschrecken schließt glanzvoll das Bild ab. V. 1—16.

Um das Folgende richtig zu verstehen, müssen wir festhalten, daß von keinem einzigen der Fliehenden erzählt wird, er sei an das andere Ufer geschwommen und habe sich so gerettet. Dafür ist nach des Dichters Meinung der Strom viel zu gewaltig. Es geht alles auf dessen linker Seite vor sich. Die Uferränder sind wohl etwas hoch und ziemlich steil gedacht, aber in die Strömung geht es langsam hinein, so daß Achilleus im Wasser stehend mit dem Schwerte viele Troer erlegen kann, während sich zahlreiche andere unter den Uferböschungen zu bergen suchen, gleich Fischen, die sich vor dem räuberischen Delphin in die Winkel der Meerbucht flüchten. Nach furchtbarem Morden nimmt Achilleus im Strome zwölf Jünglinge gefangen, um sie, wie er 18, 336 geschworen hat, beim Leichenbegängnis des Patroklos zu schlachten. Er fesselt sie mit ihren eigenen Gürtelriemen und übergibt sie seinen Gefährten, sie zu den Schiffen zu führen. V. 17—33.

Zu diesem Zwecke hat er sich aufs Trockene begeben müssen. Wie er sich wieder dem Strome zuwendet, stößt er auf Lykaon, des Priamos Sohn, der aus dem Flusse fliehen will. Das auffallend zu finden liegt keine Veranlassung vor. Die in den Strom Getriebenen suchen doch wohl so schnell als möglich wieder herauszukommen, und Lykaon kann das um so eher wagen, als Achilleus die Gefangenen ans Ufer geführt hat. Die berühmte Szene ist in sich ganz abgerundet und mit dem Kampf am Strome nur lose verbunden. Mit dem ältern Gedichte kann sie nichts gemein haben, weil am Axios kein Sohn des Priamos fallen konnte. Sie gehört also ganz dem Dichter der Ilias, der uns in das Gemüt seines Helden vor dem letzten Kampfe einen tiefen und wundervollen Blick tun lassen will. Darum ist sie mit äußerster Sorgfalt eingeleitet und aufgebaut.

Lykaon war auf dem Gute seines Vaters von Achilleus gefangen

worden, als er nächtlicherweile die Äste eines Feigenbaumes für einen Wagenrand zurechtschnitt. Er hatte ihn nach Lemnos verkauft, durch Patroklos, wie wir 23, 746 hören. Gekauft hatte ihn Jasons Sohn Euneos und zwar um einen prächtigen silbernen Krater sidonischer Arbeit, den einst phönikische Handelsleute seinem Großvater Thoas geschenkt hatten. Von dort hatte ihn Eetion von Imbros, des Priamos Gastfreund, zurückgekauft. Aus V. 80 scheint hervorzugehen, daß die Lösungssumme den Wert jenes Kraters um das Dreifache überstieg und Lykaon sie zurückzahlen mußte. Warum ihn dann Eetion in Arisbe am Hellespont, wohin er ihn gebracht hatte, festhalten ließ, ist nicht ganz klar. Da Eetion wie ein späterer Proxenos handelt, ist wohl die Erklärung richtig, er habe ihn vom Kampfe fernhalten wollen. Er entrann aber der Hut, freute sich elf Tage lang bei den Seinen, und nun, am zwölften, lieferte ihn ein Gott in die Hände des Achilleus, der ihn zum Hades senden sollte. Der Dichter läßt ihn ganz wehrlos sein, um sein Geschick noch rührender zu gestalten. Schild, Helm und Lanze hatte er vor Schweiß und Ermattung fortgeworfen, als er aus dem Flusse zu fliehen suchte. Damit ist eine Steigerung jener Szene von Tros geschaffen, der geglaubt hatte, Achilleus würde sich des Gleichaltrigen erbarmen 20, 463.

Der Pelide ist über den Anblick billig erstaunt. Wahrhaftig, meint er, auch die von ihm erschlagenen Troer würden wieder aus dem nebligen Dunkel auferstehen, wenn Lykaon über das Meer zurückkehrt, das so viele wider ihren Willen zurückhält. Aber er will ihn seine Lanze kosten lassen, um zu sehen, ob er auch von dort wiederkomme oder ihn die Erde festhalte, die auch den Starken nicht fortläßt. V. 34—63.

Wenn Achilleus die Lanze wieder führt, die er V. 17 an ein Tamariskengebüsch gelehnt am Ufer gelassen hatte, so hat das nichts zu sagen. Derlei Kleinigkeiten brauchen bei Homer nicht aufzufallen. Achilleus erhebt die Lanze gegen den verstört nahenden Lykaon, der ihn um Schonung anflehen will, und wirft. Aber Lykaon unterläuft den Speer, der über ihn in die Erde fährt, und ergreift des Achilleus Knie. Rührend ist es, wie der Unbewehrte nur mit der einen Hand die Knie des Feindes umschlingt, mit der andern nach der Lanze greift und sie festhält, um flehen zu können, bevor Achilleus sie wieder aus der Erde zieht. Was der Hilflose nur aufbieten kann, bringt er vor. Ein Schutzflehender ist er, der Rücksicht und Erbarmen verlangen kann, um so mehr, als Achilleus als erster von allen Menschen ihm in der Fremde seinen Tisch geboten hat, als er ihn fing. Reichen Kaufpreis hat er ihm eingebracht, dreimal so viel hat er für seine Lösung gegeben, und nun ist er von vieler Mühsal kaum befreit, so gibt ihn das Geschick in die Hand des Achilleus. Er muß wohl Zeus verhaßt sein. Zu kurzem Leben gebar ihn Laothoe, des alten Lelegerfürsten Altes Tochter. Schon hat Achilleus deren einen Sohn Polydoros getötet, nun wird er als ihr letzter nachfolgen, denn er verzweifelt an seinem Geschick. Eines will er aber doch für sich geltend machen: er ist nicht leiblicher Bruder Hektors, der ihm den Freund erschlagen hat. Die

etwas ausführliche Erzählung von seiner Abstammung birgt unausgesprochen den Gedanken, daß er reiches Lösegeld zu zahlen vermöchte. So versteht es auch Achilleus, der auf diesen Punkt zuerst eintritt. V. 64—96.

Wie nutzlos Lykaons rührende Worte sind, spricht der Dichter aus: er bekam ein mitleidsloses Wort zu hören. Einen Törichten nennt ihn Achilleus; von Lösegeld dürfe er ihm nicht reden. Patroklos' Tod hat ihn unerbittlich gemacht. Vorher war es ihm lieb, die Troer zu schonen, und ihrer viele hat er lebendig gefangen genommen und verkauft. Aber jetzt entrinnt keiner, den ihm ein Gott vor Troja in die Hände gibt: überhaupt keiner der Troer, besonders kein Sohn des Priamos.

Die Stimmung grimmigsten Racheburstes wird durch einen neuen Gedanken verdrängt, neben dem zwar keine Regung des Mitleids mehr möglich ist, aber auch der Haß nicht mehr den Ausschlag gibt. „Aber, Lieber, stirb auch du." Achilleus ist von dem Schicksal des wehrlosen Jünglings nicht ganz ungerührt, aber was braucht er zu jammern? Hat doch auch Patroklos, der viel Trefflichere, sterben müssen, und vor allem soll er ihn ansehen, wie groß und schön er ist, der Sohn eines Edlen und einer Göttin, und den dennoch ein naher Tod bedroht. Es wird ein Morgen sein oder ein Abend oder Mittag, da tötet auch ihn einer mit Speer oder Pfeil. In ihm wird bei dem Gedanken, daß Trefflichere als Lykaon fallen müssen, die schreckliche Gewißheit seines unabwendbaren Schicksals lebendig, und in furchtbarer Großartigkeit spricht er sie aus. V. 97—113.

Lykaon hofft nicht mehr. Er läßt des Achilleus Speer los, setzt sich nieder und breitet wie hilfeflehend die Arme aus. Mit dem Schwert trifft ihn Achilleus in den Nacken und wirft ihn in den Fluß. Da sollen ihm die Fische die Wunden ablecken. Nicht wird ihn die Mutter auf dem Totenbette betrauern, sondern der Skamandros trägt ihn zum Meere, wo mancher Fisch, der durch die Welle schießt, im dunkeln Gekräusel aufspringen wird, nachdem er vom Leibe Lykaons gefressen. Über den Gegner zu frohlocken ist die Art homerischer Helden, und der Gedanke nicht selten, daß statt der warmen Totenklage den Gefallenen schimpfliches Los erwartet. Aber die Worte des Achilleus überbieten alles an grimmiger Grausamkeit.

Dann wendet sich seine Rede gegen die Troer. Sie sollen vertilgt werden, bis sie, und er mordend hinter ihnen, nach der Stadt gelangen. In voller Siegeszuversicht ruft er, ihnen werde auch der Skamandros nicht helfen, in dessen Fluten sie doch oft lebende Rosse als Opfer versenkten. Alle sollen sie bösen Todes sterben, bis sie den Tod des Patroklos und aller bei den Schiffen während seines Fernseins erschlagenen Achäer gebüßt. Er fühlt sich als Rächer des ganzen Heeres.

Der Flußgott ergrimmt und überlegt, wie er dem Wüten des Achilleus ein Ende mache, aber dabei bleibt es vorläufig. Die Verse sollen nur von der eingelegten Szene zum Gang der ursprünglichen Handlung überleiten. V. 114—138.

Es folgt der in seiner Hauptsache dem alten Gedicht angehörige Kampf mit dem Paionenfürsten Asteropaios, dem Sohne des Pelegon, dessen

Vater der Flußgott Axios war. Wie Lykaon kommt er aus dem Flusse, aber mit zwei Speeren bewaffnet, Achilleus entgegen, der noch auf dem Ufer steht. Lykaon war ihm unbewaffnet aus dem Flusse entgegengekommen. Der Flußgott hat Asteropaios Mut eingeflößt, sehr begreiflich, wenn es Axios war. Da die Begründung mit des Asteropaios Abstammung für den Skamandros keine Bedeutung mehr hatte, wird der Zorn des Flußgottes auf das Wüten des Achilleus zurückgeführt. Zur Einleitung des Kampfes hat der Dichter der Ilias den Eingang der Glaukosepisode verwendet. Achilleus fragt ihn erstaunt, wer er sei, daß er sich ihm zu stellen wage, denn, ganz wie Diomedes zu Glaukos sagt, unglücklich seien die Eltern, deren Kinder den Kampf mit ihm wagten. Wie Glaukos erwidert Asteropaios, weshalb jener nach seinem Geschlechte frage, aber nicht, weil ihm die Geschlechter der Menschen als etwas Hinfälliges vorkommen, sondern weil ihn in seinem Selbstgefühl die Frage seltsam berührt. Um solcher Stimmung Ausdruck zu geben, läßt ihn der Dichter seine Abstammung nochmals kundtun, obschon der Hörer daraus nichts Neues erfährt. Beachten wir, daß Asteropaios vor elf Tagen nach Troja gekommen ist, wie Lykaon.

Achilleus erhebt die Lanze, Asteropaios aber, mit beiden Händen zu werfen geschickt, wirft beide Speere zugleich. Mit dem einen trifft er den Schild, durchbohrt ihn aber nicht. Wenn der Schild das Geschenk eines Gottes heißt, so sind wir natürlich versucht, einen Hinweis auf die von Hephaistos geschmiedete Rüstung zu erkennen. Es wäre indessen doch sehr möglich, daß das Paionengedicht jene Rüstung des Achilleus kannte, welche die Götter dem Peleus gegeben hatten. Die zweite Lanze des Asteropaios ritzt den erhobenen rechten Unterarm des Achilleus, so daß er blutet, die einzige Stelle der Ilias, wo Achilleus verwundet wird. Auch dieser wirft, trifft aber nicht, und die Lanze fährt bis in ihre Mitte in den Uferhang. Achilleus stürmt mit dem Schwerte heran, Asteropaios versucht die Lanze des Peliden aus der Erde zu reißen, dann, da ihm das trotz dreimaligem Schütteln nicht gelingt, sie abzubrechen. Lykaon hatte die in die Erde gefahrene Lanze mit der einen Hand erfaßt, um Achilleus zu verhindern, sich ihrer wieder zu bemächtigen. Bevor Asteropaios mit seinem Versuch zu Ende kommt, tötet ihn Achilleus und wirft ihn nach einer frohlockenden Rede vom Uferrand hinunter, wo er auf bespültem Sande liegen bleibt und Aale und Fische an ihm fressen. Auch den Lykaon hat Achilleus den Fischen zur Beute hingeworfen. V. 139—183. 200—204.

Die große Ähnlichkeit des Kampfes des Asteropaios mit der Lykaonszene hat einige Kritiker veranlaßt, in der mit Asteropaios eine spätere Nachahmung zu erkennen. Aber an sich betrachtet ist diese untadelhaft, und das Verhältnis der beiden Szenen ist umgekehrt. Der Dichter hat den Kampf des Lykaon nach dem mit Asteropaios gestaltet. Er bediente sich der äußern Züge der Vorlage, gestaltete aber seine Neuschöpfung weit schöner und rührender, ein Beispiel dafür, daß von zwei ähnlichen Szenen nicht immer die vollkommenere das Original sein muß.

Die frohlockende Rede des Achilleus ist höchst auffallend. Asteropaios könne nun sehen, wie schwierig es auch für den Sproß eines Flußgottes sei, mit den Söhnen des Zeus zu kämpfen. Zeus und sein Geschlecht seien stärker als ein Fluß, und selbst der gewaltige Acheloos könnte den Kampf mit Zeus nicht aufnehmen. Der Name des westgriechischen Flusses Acheloos tritt ganz unmotiviert auf. Er weist auf den großen Kampf des Herakles mit diesem Flußgott, und auf Herakles, nicht auf Achilleus, paßt auch die Prahlerei mit der Stärke der Zeussöhne. Wir haben ein auf ein Heraklesepos zurückgehendes Stück, das von irgend jemand in die Asteropaiosszene hineingedichtet worden ist. Um es einigermaßen der Ilias anzugliedern, läßt der Interpolator den Achilleus auseinandersetzen, sein Großvater Aiakos sei ein Sohn des Zeus gewesen. Die Reminiszenz an Herakles wird am Schluß durch die breite Erörterung über Okeanos verwischt. V. 184—199.

Nachdem Achilleus den Asteropaios über den Uferhang hinabgeworfen, verfolgt er die dem Stromlauf entlang, offenbar im Flußbett, fliehenden, über den Fall ihres Führers entsetzten Paionen. Er erschlägt ihrer sieben, von denen nur der erste, Thersilochos, neben Asteropaios 17,216 unter den von Hektor angefeuerten Bundesgenossen genannt wird, während wir die übrigen sonst nicht kennen. Sie stammen wohl sämtlich aus der Vorlage. Achilleus hätte noch mehr Paionen getötet, da erhebt sich der Flußgott in Gestalt eines Mannes aus den Wassern und redet ihn an. Offen erkennt er die dem Achilleus von den Göttern gewährte Überlegenheit an. Aber wenn Zeus ihm verliehen hat, alle Troer zu vernichten, so möge er sie auf die Ebene jagen und dort wüten. Denn von den vielen Leichen beengt, vermöge er seine Wasser nicht mehr dem Meere zuzuführen. Wenn er zum Schlusse sagt: „aber wohlan, laß es nun auch, denn Entsetzen faßt mich", so kann er nur das Wüten im Flusse meinen, da er ihn unmittelbar vorher aufgefordert hat, den Kampf auf die Ebene zu beschränken. Achilleus verspricht ihm zu tun, wie er verlangt, d. h. natürlich vor allem, den Kampf im Fluß aufzugeben. Die Verfolgung der Troer aber werde er fortsetzen, bis er Hektor zum Kampfe vor sich habe. Darauf stürmt er einem Dämon gleich auf die Troer ein, der Ebene zu. V. 200—227.

Jetzt wendet sich der Flußgott an Apollon und wirft ihm vor, er befolge die Weisung des Zeus nicht, der ihm aufgetragen habe, die Troer bis zum späten Abend zu schützen. Er sprach's, und Achilleus springt vom Uferrand mitten in den Fluß. Das ist alles vollkommen unverständlich. Man kann ja sagen, ein homerischer Gott sei immer zur Stelle, wenn der Dichter ihn nötig habe. Aber dann muß die Anwesenheit des Gottes einen Zweck haben. Von einem Auftrag des Zeus an Apollon, wie der Flußgott ihn voraussetzt, wissen wir wohl aus dem 15. Buch, aber das war gestern und hat für die Schlacht des heutigen Tages keine Bedeutung. Des Xanthos Worte beziehen sich darauf, daß Zeus die Götter zum Kampf aufforderte, damit nicht Achilleus heute Troja erobere. Genau ist ja jene Stelle nicht zitiert, aber Apollon ist doch der erste, der das verhindern kann und soll.

Damit treten wir in den Kreis der Interpolationen, die auf die Götterschlacht hinauslaufen. Auch hier will deren Verfertiger nur bewerkstelligen, daß der Hörer die in der Nähe sitzenden Götter nicht vergißt. Aber er hat mit seiner geistreichen Erfindung Unheil angerichtet. Es ist nämlich dadurch eine Anzahl von Versen verdrängt worden, die begründeten, warum Achilleus wieder in den Fluß sprang. So stehen wir vor einer Lücke in der Überlieferung, die wir nicht auszufüllen vermögen. V. 228—232.

Wie Achilleus wieder hineinspringt, erhebt der Flußgott seine Wogen wider ihn. Die Leichen wirft er auf den Strand, die noch Lebenden birgt er mit gewaltigen Wirbeln. Die ganze Wucht der Wogen dringt auf Achilleus ein, so daß er den festen Stand verliert und in seiner Not eine am Ufer wachsende Ulme erfaßt. Die gibt nach, wird entwurzelt und reißt in den Uferhang eine gewaltige Lücke. Sie stürzt in den Fluß, ihre dichten Blätter hemmen die Wogen, aber für Achilleus schafft sie eine Brücke, so daß er sich an ihr aus dem Strudel hinausschwingen und, in Schrecken gesetzt, in fliegender Eile durch die Ebene rennen kann. Aber damit ist der Gott nicht zufrieden; jetzt will er dem ganzen Kampf ein Ende machen und die Troer retten. Er läßt ihm seine Wasser nachrauschen. Zwei Gleichnisse stützen die Erzählung. Achilleus ist schnell wie ein Adler, der rascheste der Vögel, aber hinter ihm braust die Flut, ja sie überholt ihn, wie der in einen frisch gezogenen Graben abgeleitete Bach den überholt, der den Graben gezogen. Furchtbar ist das Ringen des in gewaltigen Sprüngen fliehenden Helden mit dem Wasser, das ihn umzuwerfen droht und ihm den Boden unter den Füßen wegspült. Verzweifelnd richtet er an Zeus ein Gebet, nicht eigentlich um Rettung. Es offenbart sich darin die ganze Hoheit seiner Gesinnung. Er beklagt, daß keiner der Götter es auf sich genommen, ihn aus dem Flusse zu retten. Nachher möchte er ja gerne den Tod dulden. Er sieht, daß er zu verwegen gewesen ist, aber das geschah im Vollgefühl der Sicherheit, da ihm seine Mutter verkündigt hatte, er würde unter Trojas Mauern durch das Geschoß Apollons fallen. So trägt sie die Schuld an seiner jämmerlichen Lage. Wäre er doch Hektor erlegen, dann wäre ein Edler durch einen Edlen gefallen. Nun war es ihm bestimmt, in elendem Tode von dem Fluß umschlossen zu erliegen, wie ein Hirtenbube, den zur Winterszeit der Wildbach wegriß, als er ihn überschreiten wollte. Nicht der Tod schreckt ihn, sondern das unwürdige Ende. V. 233—283.

Der in jeder Hinsicht großartigen Szene folgt eine sehr schwächliche. Poseidon und Athene erscheinen in Menschengestalt, halten ihn jeder an einer Hand, ermutigen ihn, und Poseidon stellt ihm sichere Rettung in Aussicht und mahnt ihn, nicht zu ruhen, bis er die Troer in die Stadt gedrängt und Hektor erlegt hätte. Dann trollen sie sich wieder. Hier hat wiederum der Interpolator eingegriffen. Wenn die Götter in der Nähe saßen, mußten sie sich doch irgendwie bemerklich machen. Durch die matte Fortsetzung hat er auch hier die Überlieferung etwas gestört. Denn die folgenden Verse wiederholen nur schon Bekanntes und erwecken den Glauben,

Achilleus hätte, durch Athene gestärkt, der Wogen Meister werden können. Dadurch wird der glänzende Schluß der ganzen Partie abgeschwächt. In Wahrheit haben die beiden Götter gar nichts geholfen, als daß sie den schönen Zusammenhang unterbrachen. V. 284—304.

Es muß nach dem Gebet des Achilleus etwas ausgefallen sein, des Inhalts etwa, daß Zeus ihn erhörte, aber nicht sogleich, wie nach Agamemnons Gebet 2, 419. Dann schloß gleich der Ruf des Skamandros an seinen Bruder Simoeis an, den er zur Hilfe auffordert. Die Rede ist äußerst effektvoll. Der Flußgott beschwört den Simoeis, die Rettung der gefährdeten Vaterstadt vor Achilleus vollführen zu helfen. Seine Strömung soll er aus den Quellen mit Wasser füllen, die Waldströme sich erheben, seine Woge anschwellen lassen und krachend Steine und Baumstämme daherführen. Es schließt mit triumphierender Aussicht. Achilleus wird seine Stärke nichts helfen, sondern er begräbt ihn am Ufer des Meeres unter Schutt und Schlamm. Seine Gebeine werden die Achäer nicht sammeln können und ein Grabmal nicht aufzurichten brauchen, weil Schutt und Schlamm sein Denkmal sind. V. 305—323.

Des Simoeis Eingreifen wartet der Dichter nicht ab. Die schwellenden Wasser des Skamandros heben sich rings um den Peliden und fassen ihn, da ergreift Here Angst, sie möchten ihn wegschwemmen, und sie fordert ihren Sohn Hephaistos zur Hilfe auf. Here ist ganz gleich eingeführt wie bei der Pest und der Flucht der Achäer nach den Schiffen in den ersten zwei Büchern. Wie dort, ist sie im Olymp gedacht, aber der Anfang ihrer Rede verrät die Hand des uns bekannten Interpolators. Denn wenn sie sagt, die Götter hätten in Hephaistos den geeigneten Gegner für Xanthos gesehen, so geht das auf 20, 73; wo Hephaistos und Xanthos einander gegenübertreten. Ohne Zweifel hat dort der Interpolator auf den Stromkampf Rücksicht genommen. Dann aber schreitet die Erzählung in lebendigster Anschaulichkeit fort. Here verspricht die Stürme zu erregen, auch einen Wirbelsturm vom Meere her, Hephaistos aber soll zuerst die Bäume am Xanthos in Brand setzen und ihn selbst mit Feuer bedrängen, auch sich weder durch Bitten noch Drohungen abwenden lassen, bis sie selbst ihm Halt gebiete. Von den durch sie erregten Winden hören wir nachher nichts; unsere Aufmerksamkeit gehört ganz dem Hephaistos. Dieser entzündet in der Ebene das Feuer, verbrennt die ausgespülten Leichname und legt die ganze Ebene trocken, wie der Nordwind im Herbst ein frisch bewässertes Gut. Dann wendet er seine Flamme gegen den Strom. Die Bäume und alle Pflanzen am Ufer brennen, Aale und Fische machen verzweifelte Sprünge, Xanthos erkennt seine Ohnmacht und fleht Hephaistos an, einzuhalten. Seinetwegen könne Achilleus die Troer gleich aus der Stadt treiben, er wolle mit Kampf und Abwehr nichts zu schaffen haben. Das hilft ihm zunächst nichts. Seine Fluten brodeln wie das Wasser im Kessel, in dem über hellem Feuer ein fettes Stück Schweinefleisch gesotten wird, und der Fluß wagt nicht, sein Wasser weiter zu ergießen, sondern es hält in seinem Laufe an. Da wendet er sich an Here. Er ver-

dient, sagt er, ihren Groll nicht so sehr, wie die anderen Helfer der Troer, und wird aufhören Achilleus zu verfolgen, aber auch Hephaistos soll innehalten. Dann schwört er, die Troer nicht mehr zu schirmen, selbst wenn die Achäer ihre Stadt verbrennen sollten. Da heißt Here Hephaistos aufhören, mit dem bezeichnenden Wort, es gehöre sich nicht, einen unsterblichen Gott um der Menschen willen so zu mißhandeln. Hephaistos löscht das Feuer, und die Wasser des Flusses stürzen in ihr schönes Bett zurück. V. 324—384.

Heres letztes Wort weist mit Sicherheit auf den Dichter der Ilias, dessen Götter bei aller leidenschaftlichen Parteinahme schließlich finden, es sei um derer da unten willen nicht der Mühe wert, einander zu befehden. Ebenso gewiß gehört ihm die hervorragend schöne Anrede des Skamandros an den Simoeis, die mit dem Kampf am Axios nicht ausgeglichen werden kann, weil dort der Simoeis keinen Raum hat. Skamandros ist in der Rede der Hüter der Heimat. An den Axios gehören auch weder Here noch Hephaistos, und die ganze großartige Szene erwähnt der Paionen nicht mehr. Sie muß also vom Dichter der Ilias zugedichtet sein, ist aber wohl nicht rein erfunden, sondern geht gewiß auf eine Vorlage zurück. Denn ohne durch eine solche veranlaßt zu sein, hätte der Dichter den Entscheidungskampf sicher nicht durch die fremdartige Erzählung verschoben.

Jetzt endlich kommt es zu der seit dem Beginn des 20. Buches erwarteten Götterschlacht, ohne jeden Zusammenhang mit dem Kampf am Flusse, und ohne jede Einwirkung auf die folgenden Ereignisse. Der Verfertiger hat es nicht gewagt, die Götter wirklich einander verwunden zu lassen, und begnügt sich mit komischen oder grotesken Effekten. Zeus freut sich innig ob dem Streit. Zuerst geraten Ares und Athene aneinander. Dieser stößt sie vor den Schild, nachdem er ihr gedroht hat, sich für die Verwundung durch Diomedes zu rächen. Sie aber schlägt ihn mit einem gewaltigen Steine nieder; der Gefallene deckt sieben Morgen Landes. Aphrodite ergreift ihn an der Hand und will ihn fortführen, aber auf Heres Geheiß eilt Athene herbei und stößt sie vor die Brust, daß sie neben ihm hinsinkt. V. 383—434.

Den Apollon fordert Poseidon zum Kampfe heraus, bezichtigt ihn aber der Torheit, daß er den Troern helfe und sich gar nicht erinnere, wie treulos einst Laomedon ihre Dienste lohnte. Apollon erwidert, es wäre unklug, wollte er sich der elenden Menschen wegen, die den Blättern des Waldes glichen, mit Poseidon in einen Streit einlassen, und wendet sich ab, da er sich scheut, mit seinem Oheim zu kämpfen. V. 435—469.

Dafür schilt ihn Artemis. Here aber ergreift deren Hand mit der Linken, reißt ihr mit der Rechten Bogen und Köcher von den Schultern und schlägt ihr die lächelnd um die Ohren, so daß sie weinend entrinnt. V. 470 bis 496.

Zu Leto sagt Hermes, er werde sich nicht mit einer Gemahlin des

Zeus herumschlagen, sondern erlaube ihr, sich des Sieges über ihn zu rühmen. Leto sammelt die Pfeile auf, die aus der Artemis Köcher gefallen sind. Diese geht zu Zeus und klagt ihm, der über ihre Betrübnis sehr belustigt ist, die Behandlung durch Here. Darauf begibt sich Apollon nach Troja, die andern Götter kehren in den Olymp zurück. V. 497—520.

Die Götterschlacht ist voll von Reminiszenzen an die übrige Ilias, ohne Erfindung und ohne Poesie. Neu ist die Notiz über die Aigis der Athene, der selbst der Blitz des Zeus nichts anhaben könne, ferner der Zorn der Here über Artemis, die Zeus zum Löwen für die Frauen gemacht habe, endlich die Geschichte von Laomedon, die bereits 7, 452 angetönt war, und die der Verfasser leicht kennen konnte. Der Abhängigkeit von der Ilias im einzelnen nachzugehen, würde zu weit führen. Es möge genügen, darauf hinzuweisen, daß am stärksten die Diomedesschlacht des 5. Buches benutzt ist und der Verfasser das einzige Gleichnis V. 493 aus 22, 139 geborgt hat. Apollons Antwort an Poseidon stammt aus der Rede der Here an Hephaistos und dem schönen Gleichnis des Glaukos von den Blättern des Waldes.

Mit einem Gleichnis stellt der Dichter die Situation vom Ende des 20. Buches wieder her. Achilleus mordet die Troer und schafft ihnen Not und Trübsal, wie es eine Feuersbrunst den Menschen einer brennenden Stadt tut.

Die große Entscheidung, der Kampf zwischen Achilleus und Hektor, ist in einem in sich vollständig abgerundeten Stück erzählt, das hier beginnt. Die Bucheinteilung der spätern Zeit ist unrichtig vorgenommen worden.

Priamos erblickt vom Turme die von Achilleus wütend verfolgten Troer, die sich nicht mehr wehren können. Mit Seufzen stürzt er herunter und läßt das Tor weit öffnen, die Flüchtigen hereinzulassen, dann aber soll es, gleich nachdem sie sich hereingedrängt, wieder geschlossen werden. Prachtvoll ist der Gegensatz der geängstigten, dürstenden, bestaubten Troer und des in rasender Wut und Siegesgier sie verfolgenden Peliden. V. 520—543.

Schon bevor sie in den Mauern sind, geht Apollon aus der Stadt, ihnen das Verderben abzuwehren. Die Achäer, sagt der Dichter, hätten jetzt Troja eingenommen, wenn Apollon nicht Agenor, Antenors Sohn, Mut ins Herz geflößt hätte. Er trat ihm nahe, in Nebel gehüllt, ihm den Tod abzuwehren. Was der Dichter mit dieser Retardation beabsichtigt, zeigt sich erst nachher.

Agenor bleibt stehen, aber unruhig wallt sein Herz. Seine hin- und herwogenden Gedanken gestalten sich, wie früher bei Odysseus und Menelaos, zu einem wohlgesetzten Selbstgespräch. Seine Lage ist ganz die gleiche, wie die der genannten Helden, aber Gedanken wie Entscheidung sind wieder besonders gewendet. Soll er hinter den andern herfliehen? dann ereilt ihn Achilleus und bringt den Wehrlosen um. Oder soll er bis

in die den Ida umgebende Macchia fliehen und am Abend nach erquickendem Bade nach Ilios zurückkehren? Aber wie kann ihm ein solcher Gedanken nur kommen! Erblickt ihn Achilleus, wie er von der Stadt weg der Ebene zurennt, so ereilt er ihn, und der Tod ist ihm sicher. Und wenn er ihm entgegenträte? ist doch auch Achilleus verwundbar; er hat nur eine Seele, und man nennt ihn sterblich.

So nimmt er sich zusammen und erwartet den Peliden, unerschrocken wie ein Panther, der noch mit dem Speer im Leibe auf Tod und Leben kämpft. Kühn ruft er Achilleus entgegen, seine Hoffnung, Ilios zu zerstören, sei töricht. Noch viel tapfere Männer berge die Stadt, die für ihre Frauen und Kinder kämpften, und Achilleus werde hier fallen. Aber sein Speer prallt an der von dem Gotte geschmiedeten Beinschiene ab, und nun stürmt Achilleus auf ihn heran. Da entrafft ihn Apollon, der ihn in dichten Nebel hüllt, und läßt ihn dem Kampf entrinnen. Der Gott nimmt selbst Agenors Gestalt an und flieht vor Achilleus in die Ebene hinaus. Der Pelide läßt sich täuschen, da der Gott immer nur kleinen Vorsprung hat, und hofft ihn zu ereilen.

Unterdessen stürzen die Troer in die Stadt. Sie haben nicht, wie früher wohl, das Herz, vor der Mauer auseinander zu warten und zu erkunden, wer gerettet und wer gefallen war, sondern ergießen sich hinter die Mauer, froh, dem Verderben entronnen zu sein. V. 544—611.

Ilias XXII.

In die Stadt gescheucht, kühlen sich die Troer den Schweiß und löschen den Durst, während die Achäer heranrücken, die Rundschilde zum Schutz gegen die Geschosse von oben mit vorgestrecktem Arm auf die Schulter gelehnt.

Aber es kommt nicht zum Sturm. Gleich nach dem Anrücken der Achäer hören wir nichts mehr von ihnen. Es ist, als hätte die Erde sie verschlungen. Später, wenn der Dichter sie braucht, sind sie plötzlich wieder da.

Wir haben eine der kühnsten Forderungen vor uns, die je ein Dichter an die Phantasie seiner Hörer gestellt hat. Wir sollen vergessen, daß sich ein siegreiches Heer der Stadt zu bewegt, und unser Auge nur auf den beiden Helden ruhen lassen. Es ist ihm vollständig gelungen, uns zu seiner Absicht zu zwingen. Fast ungern erinnern wir uns später, daß die beiden nicht allein sind. Aus der lärmenden Schlacht entrückt er sie in eine erhabene Einsamkeit. Wie hat er das fertig gebracht?

Zuerst sondert er Hektor von den Troern ab. Ihn fesselte das Geschick vor Ilios, während alle andern hinter den Mauern waren. Das eine Wort läßt uns das Kommende nicht zweifelhaft erscheinen. Achilleus ist durch Apollon weit in die Ebene hinausgelockt worden, und dadurch hat der Dichter die Möglichkeit gewonnen, auch ihn zu isolieren. Zu diesem Zweck hat er also die Szene mit Agenor gedichtet, zugleich aller-

dings in der Absicht, die Troer ihre Rettung ungestörter vollziehen zu lassen. Nunmehr lenkt er durch den Wortwechsel zwischen Apollon und Achilleus unsere Gedanken noch mehr von der Vorstellung eines allgemeinen Kampfes ab. Nachher wendet sich Achilleus allein der Stadt zu, gegen Hektor, der allein davor steht.

Das Gespräch ist auch an sich merkwürdig genug. Der Gott spottet der vergeblichen Bemühung, ihn zu verfolgen, verlacht Achilleus, daß er sich hat täuschen lassen, und weist höhnend darauf hin, daß sich inzwischen die Troer gerettet haben. Der sterbliche Held aber reckt sich verachtungsvoll in übermenschliche Höhe und zahlt jenem den Hohn zurück. Er gibt seine Ohnmacht sich zu rächen zu, aber nicht wie ein Besiegter, sondern wie einer, an dem ein Stärkerer unedel gefrevelt hat. Der Mensch ist im Recht, nicht der Gott, und dessen Überlegenheit ist das Einzige, was ihn über jenen erhebt. Denn er, der nichts als Partei ist, muß sich des Sterblichen trotzigen Tadel gefallen lassen, und hocherhobenen Hauptes kehrt ihm dieser den Rücken. V. 1—20.

Die Entscheidung naht in banger Eile. Zwei Gleichnisse künden sie an, das kürzere von der Hast des galoppierenden Rennpferdes, das längere von dem Glanz, den Achilleus ausstrahlt, und der dem des Sirius gleichkommt. Überhaupt ist im ganzen Buch das Strahlende in Achilleus' Erscheinen hervorgehoben; dieser Glanz hat etwas Furchtbares und Mitleidsloses. Zwischen den beiden Gleichnissen hören wir, daß Priamos den Helden sieht. V. 21—32.

In der Seele der alten Eltern, die angstvoll auf dem Torturm stehen, spiegelt sich das Entsetzliche der Lage. Priamos beschwört den Sohn, sich in der Stadt zu bergen. Er wird den Feind ja nicht besiegen. Sein ganzer Haß gegen Achilleus bricht durch, der ihm so viele Kinder gemordet oder verkauft hat. Auch jetzt vermißt er wieder zwei, Lykaon und Polydoros, die in der Schlacht gefallen sind. Vielleicht, daß sie noch leben und er sie zurückkaufen kann. Reich genug ist er dazu. Wie vorhin 21, 84 Lykaon, spricht er von dem großen Gut, das Altes der Laothoe, der Mutter der Brüder, mitgegeben hat. Aber wenn sie auch tot sind, so ist das nur für die Eltern ein Schmerz; dem Volke liegt doch an Hektors Leben am meisten. Nachdem er ihn abermals aufgefordert, in die Stadt zu kommen, fleht er ihn mit der ergreifendsten Bitte: mit dem alten Vater möge er Mitleid haben. In brennendem Schmerze malt er sich sein furchtbares und jammervolles Ende aus: vorher muß er seine Söhne vernichtet, die Töchter weggeschleppt, den Palast verwüstet, die kleinen Kinder auf die Erde geschmettert sehen, um endlich, zu Tode getroffen, den eigenen Hunden, die er aufgezogen, zum scheußlichen Fraße zu dienen. Und er scheut auch das Würdelose eines solchen Todes. An einem jungen Mann ist auch im Tode alles schön, aber der durch reißende Hunde geschändete Leichnam eines getöteten Greises ist der jämmerlichste Anblick für die armen Menschen. V. 33—78.

Andere Töne schlägt Hekabe an. Bei der mütterlichen Brust be-

schwört sie Hektor, sich zu retten, weil sie und die Gattin ihn nicht bestatten können, wenn er jetzt fällt, sondern Achilleus ihn den Hunden vorwerfen wird. Sie hat einen Ton gefunden, der auf Hektor den größten Eindruck machen muß; aber er gehorcht den Bitten nicht. Mit dem Kampfzorn einer Schlange, die sich, mit giftigen Kräutern genährt, in furchtbarer Bosheit vor ihrer Höhle ringelt, erwartet er den Herannahenden. Das Gleichnis schließt der Eltern Reden ab, die so von den Bildern des glänzend Anstürmenden und des kampfbegierig Harrenden eingerahmt sind. Zugleich bringt es in die Erzählung einen Ton der Ruhe, die für das folgende Selbstgespräch Hektors Raum schafft. Es ist wieder als Zwiegespräch mit seinem Innern, dem Thymós, gestaltet, wie bei Helden in bedrängter Lage gewöhnlich geschieht.

Haben wirklich die ergreifenden Bitten gar keinen Eindruck auf ihn gemacht? Warum erwägt er denn plötzlich die Möglichkeit, sich hinter den Mauern zu bergen? Vorher hat er doch gar nicht daran gedacht, und jetzt weist er den Gedanken nicht mit freudiger Zuversicht, sondern in gedrückter Stimmung ab. Er fürchtet den Vorwurf des Polydamas, dessen Rat er bekämpft hat, und die Schmähreden des Volkes für sein übermäßiges Selbstvertrauen. Der Erfolg hat ihm Unrecht gegeben, und nun ist er zu stolz, das, was er sich selbst vorwirft, sich von Geringern vorhalten zu lassen. Besser wäre es für ihn, es auf den Entscheidungskampf ankommen zu lassen. Seine Gedanken sind die Antwort auf die Worte der Eltern, aber so spricht nicht die unbedingte Entschlossenheit.

Er ist unsicher geworden, und in dieser Stimmung kommt ihm ein Gedanke, der von noch stärkerer Erschütterung seines Mutes zeugt. Wie wäre es, wenn er Achilleus waffenlos entgegen ginge und ihm einen Vertrag anböte? Helene könnte er ihm bieten und die mit ihr geraubten Schätze, dazu die Hälfte des Besitzes der Troer; die Adligen würden für gewissenhafte Teilung einen Eid ablegen. Aber er denkt den Gedanken nicht einmal ganz aus, sobald er sich erinnert, mit wem er es zu tun hat. Achilleus würde ihn nicht einmal an sich herankommen lassen und weder Erbarmen noch Rücksicht kennen, sondern ihn niederstoßen wie ein wehrloses Weib. Nicht würden sie, wie ein Jüngling und ein Mädchen tun, „von Baum und Felsen ausgehend" plaudern. „Von Baum und Felsen" stammen nach der Sage mancher Stämme die Menschen. Hektor meint also, von den ältesten Geschichten ausgehend plaudern, wie man in traulichem Gespräch tut. Die behagliche Breite, die sich der Dichter gestattet, läßt durch den Kontrast die furchtbare Wirklichkeit noch stärker hervortreten.

Am Ende entschließt sich Hektor wieder zum Kampf. Aber wir zweifeln an der Unerschütterlichkeit des Entschlusses, da so viel schwächende Erwägungen dazwischen getreten sind. Diese Betrachtung anzustellen überläßt der Dichter jedoch uns. Er gibt nur das psychologisch so wohl vorbereitete Resultat: bei Achilleus' Herannahen ergreift Hektor die Flucht V. 99—130.

Wir sehen Achilleus wieder, wie vorhin, in strahlendem Glanz. Die Spitze seines Speers glüht wie Feuer oder Sonnenstrahl. Zittern ergreift Hektor, er bringt es nicht über sich, auf der Stelle zu bleiben. Ohne alle Überlegung, in panischem Schrecken sucht er ihm zu entrinnen. Gewiß wäre es klüger gewesen, sich in das Tor zu retten; aber zum Nachdenken läßt ihm die plötzliche Mutlosigkeit keine Zeit. Zu den wechselnden und schwächenden Gedanken, die ihn vorhin bewegten, paßt nur toller Schreck und kopfloses Davonlaufen. V. 131—137.

Die wilde Jagd geht vom skäischen Tor zuerst auf dem Fußweg an der Mauer hin, unter der Hektor unwillkürlich Schutz sucht. Dann muß diese Richtung verlassen werden, weil der Erineoshügel sich in den Weg stellt. Also laufen sie jetzt von der Mauer weg. Darauf gewinnt Hektor den Fahrweg, der vom dardanischen Tor, im Südosten der Stadt, in weitem Bogen nach Nordwesten, zum Hellespont geht und in der Nähe dieses Tores an den zwei Brunnen vorüberführt, an denen zur Friedenszeit die troischen Frauen zu waschen pflegten. Dort hofft Hektor das zu ebener Erde gelegene, durch einen mächtigen Mauerturm geschützte Tor zu erreichen, um unter den Schutz der Verteidiger zu gelangen. Dreimal rennen sie um die Stadt, dreimal mißlingt die Rettung, weil Achilleus zu dicht hinterher ist und dem Fliehenden den Weg abschneidet. So kann der Dichter sagen, der Verfolger habe ihn immer wieder nach der Ebene gejagt und sei selbst auf der Stadtseite dahingeflogen.

Von der gleichförmigen Jagd ist nicht viel zu erzählen. Darum hat der Dichter jedes Mittel angewandt, welches das Schauspiel zu verlängern geeignet ist, und dazu dienen ihm vor allem die Gleichnisse. Wie ein Weih gierig die Taube verfolgt und immer wieder zu stoßen versucht, so oft sie ihm auch entwischt, so grimmig war die Verfolgung. Mit der Schnelligkeit von Rennpferden, die um großen Preis laufen, kreisten sie um die Stadt. Hartnäckig wie der Laufhund, der ein Hirschkalb aufgespürt hat und läuft, bis er es findet, so hartnäckig verfolgte Achilleus. Die Erfolglosigkeit der Jagd veranschaulicht das Gleichnis vom Traum. Der Schlafende träumt von Verfolgung, aber weder der Fliehende noch der Verfolger scheinen von der Stelle zu kommen. Einmal hören wir, daß das Achäerheer der Jagd zusieht. Achilleus gibt den Kriegern durch Winke mit dem Kopf ein Zeichen, sie sollten nicht schießen, weil er keinem andern den Ruhm lassen will, Hektor zu töten. Verlängert wird die Schilderung ferner durch die Beschreibung der zwei Brunnen und die Reflexion des Dichters, daß es sich bei dem Wettlauf nicht um einen gewöhnlichen, sondern um den höchsten Preis handelte, Hektors Leben. V. 138—164, 188—201.

Die Verfolgung ist durch ein olympisches Gespräch unterbrochen. Zeus hätte gern den ihm lieben Helden, dem er für viele Opfer verpflichtet ist, gerettet. Aber Athene droht ihm mit dem Unwillen der übrigen Götter, wenn er den dem Geschicke Verfallenen löse, und Zeus sagt ihr darauf, es sei ihm gar nicht so ernst, und gibt ihr Erlaubnis, ja Auftrag, zu handeln wie sie wolle. V. 165—187.

Damit ist Hektors Schicksal entschieden. Dann begreifen wir aber die folgende erhabene Szene nicht, wo Zeus die Todeslose der beiden Helden wägt. Was in dem alten Gedichte die Hauptsache, der Mittelpunkt der Handlung war und im Anfang schon durch die Worte „die Moira fesselte den Hektor" angedeutet wurde, wird durch das Göttergespräch zu einer sinnlosen Dekoration herabgedrückt. Dem Dichter der Ilias, der das ganze Stück neu gestaltet hat, lag daran, hier, bei der letzten Entscheidung, seine Götter nochmals in ihrer ganzen Unbarmherzigkeit hinzustellen. Zeus liebt den frommen Helden, aber dem angekündigten Unwillen der anderen Götter gegenüber gibt er ihn mit leichtfertigem Worte preis. Wir sehen wohl, wie dadurch der Gedanke des ursprünglichen Gedichtes verändert worden ist. Dort herrschte die Moira, deren Willen Zeus durch die Wage erkundete. Wie diese für Achilleus entschieden hatte, verließ Apollon seinen Schützling Hektor, und zu Achilleus trat Athene. Die Götter führten den Willen des Schicksals durch. Rühmlich war ihre Rolle auch so nicht, aber das ganz Empörende kommt doch nur dadurch in die Erzählung, daß Zeus den ihm lieben Helden verrät, obwohl er ihn retten könnte, und Athene in bewußter Absicht, nicht als Dienerin des Schicksals, eingreift. V. 202—214.

Trotzdem wäre es nicht notwendig gewesen, die Rolle, die Athene spielt, gar so schmählich zu gestalten. Was uns hauptsächlich empört, ist der Betrug, den sie gegen Hektor ausübt. Wenn wir aber davon absehen, so handelt Apollon, der Patroklos in den Rücken schlägt, nicht würdiger. Am auffallendsten ist, daß Athene dem Achilleus die Lanze zurückbringt, wodurch sie ihm doch seinen Ruhm ebenso schmälert, wie Apollon den Hektors durch sein Eingreifen bei Patroklos' Tod. Es dürfte dabei wohl an das ungeheure Selbstgefühl des Standes gedacht werden, für den der Dichter singt. Seine größten Helden erliegen ihresgleichen nicht ohne überirdische Hilfe. Und wie Patroklos und hier Hektor, so fällt dereinst Achilleus nicht dem Alexandros, sondern Apollon.

Den Übergang macht sich der Dichter leicht. Daß er meldet, Athene trete ganz nahe zu Achilleus, muß genügen uns einsehen zu lassen, daß der Held nun im Laufe innehält und dadurch auch Hektor die Möglichkeit gibt, aufzuatmen. Zu Achilleus tritt sie ohne Verwandlung. Er weiß sogleich, wer zu ihm spricht. Hektor gegenüber ist die Verwandlung notwendig, wenn die Göttin Erfolg haben soll.

Dem Achilleus tritt sie als Helferin zur Seite: sie wollten durch Erlegung Hektors vollen Erfolg ernten, denn er werde ihnen nicht mehr entrinnen; selbst wenn Apollon sich noch so sehr mit Bitten abmühte und vor Zeus sich flehend winde. Er solle nun stillstehen und aufatmen, indes sie Hektor zum Kampfe ermuntere. Das tut sie in Gestalt seines Bruders Deiphobos. In ihr Gespräch mischt der Dichter einen Zug, durch den das Verwerfliche ihrer Handlungsweise noch greller hervortritt: Hektors rührende Freude über die Treue des Bruders, der ihm sonst schon der liebste war, und dem er nie vergessen wird, daß er allein von allen

aus der Mauer zu treten wagte. Aber das Herz dieser Göttin ist von Stein. Sie geht auf den warmen Ton ein, um den Helden sicherer zu verderben. Mit beweglichen Worten schildert der vermeintliche Deiphobos, wie Eltern und Gefährten ihn in grauser Furcht vor Achilleus kniefällig baten zu bleiben, ihm aber das Leid um Hektor das Herz verzehrte. Nun wollten sie bis zur Entscheidung kämpfen. V. 215—246.

Wie die Bitten der Eltern seinen Mut erschütterten, so hat Hektor durch die Worte des vermeintlichen Bruders die Fassung wiedergewonnen. Würdig tritt er Achilleus entgegen, gesteht vorhin allzusehr erschrocken zu sein und fordert ihn zum Kampfe auf. Gleichzeitig bietet er ihm den Vertrag an, daß der Sieger den Leib des erlegten Feindes nicht schände, sondern den Seinen zur Bestattung zurückgebe. Es ist das Motiv, das von hier an den Schluß der Ilias beherrscht. V. 247—259.

Jetzt läßt der Dichter den Schrecklichen zu Worte kommen, und sein erstes Wort ist Unversöhnlichkeit. Für Hektor gibt es kein Vergessen, er bleibt auch im Tode der Todfeind. Die Bilder des tödlichsten Hasses, desjenigen zwischen Löwen und Menschen, Wölfen und Schafen, sollen die Unmöglichkeit eines solchen Vertrages dartun. Alle Tapferkeit soll er zusammennehmen, denn jetzt wird Athene ihn erliegen lassen. Nur mit einem letzten kurzen Wort spricht Achilleus von der Rache für seine durch Hektor gefallenen Gefährten, den Namen des Patroklos spricht er nicht aus. Der tiefe Ingrimm findet nur kurze, fast abgebrochene Worte, und sogleich folgt der erste Speerwurf. V. 260—272.

Hektor hat sich niedergekauert, der Speer fliegt über ihn weg. Athene bringt ihn Achilleus zurück, ohne daß Hektor es bemerkt. Gegenüber der grausamen Haltung der Göttin wird das warme Empfinden des Helden erst recht fühlbar.

Denn ein rechter liebenswürdiger Sanguiniker ist dieser Hektor. Der Mißerfolg des Gegners genügt, ihn in die gehobenste Stimmung zu versetzen. Leere Drohungen hat jener ausgestoßen, mit der sichern Voraussicht von Hektors Tode geprahlt, um ihn heimtückisch zu erschrecken und den Fliehenden zu erstechen. Daraus wird nichts. Von vorn muß er ihn treffen, wenn ihm wirklich ein Gott das verliehen hat. Hektor glaubt jetzt an seinen Sieg; aber nicht den eigenen Ruhm sucht er. Zuvorderst steht ihm die Rettung der geliebten Stadt, die durch Achilleus' Tod ihres ärgsten Bedrängers entledigt würde. V. 273—288.

Der aufleuchtenden Freude folgt unvermittelt die tiefste Niedergeschlagenheit. Wohl trifft Hektor des Gegners Schild; aber der Speer prallt davon ab, und er bleibt bestürzt stehen. Sein Rufen nach Deiphobos um einen frischen Speer hört der ferne Bruder nicht, und Hektor erkennt sein Geschick. Aber er läßt keinen Ausruf der Klage hören, nur den der Einsicht, daß ihn die Götter zum Tode gerufen haben. Daß ihn Athene getäuscht hat, ahnt er. Zeus und Apollon müssen seinen Tod beschlossen haben, die ihn doch, wie er schmerzlich hinzufügt, bisher gnädig beschirmten. An den Göttern, denen er vertraut hat, ist er irre geworden. Aber

nun gilt es ruhmvollen Tod nach rühmlicher, des Liebes werter Tat. Der Dichter liebt die Menschen. Wenn ihre Götter sie verlassen, stehn sie am größten da. V. 289—305.

Der entscheidende Augenblick steht unmittelbar bevor. Hektor zieht das Schwert und stürmt an. Aber der Dichter hält die Handlung zurück und läßt uns durch zwei Gleichnisse erst noch einmal die beiden Helden sehen. Die Entschlossenheit Hektors, der mit Sammlung aller Kräfte losstürmt, vergleicht er dem Niederstoßen des Adlers auf seine Beute; denn dieser preßt beim Sturz die Flügel hart an den Leib. Breiter und glänzender ist das Bild des Gegners, der sein Herz mit wilder Wut erfüllt hat und in herrlichem Waffenschmucke anstürmt. Wie der Abendstern glänzt die Spitze seines Speeres; wieder wird auf das Funkeln seiner Waffen die Aufmerksamkeit gelenkt. V. 306—320.

Die Hauptsache, der Gipfelpunkt der Erzählung, ist so schlicht als nur möglich erzählt. Schwert gegen Speer ist ungleicher Kampf, und Achilleus kann sich bedachtsam die Stelle auswählen, wo er treffen will. Zwischen dem Panzer und dem großen Visierhelm öffnet sich ein Stück des nackten Halses, wo die große Schlagader durchläuft. Hier trifft er ihn tödlich, verletzt aber den Halswirbel nicht, so daß der Verwundete noch sprechen kann.

Jetzt macht sich die grimmige Befriedigung des Rächers Luft. Jetzt nennt er den Namen des Patroklos, durch dessen Tod der Sieger schon sicher zu sein glaubte, der aber, woran er nicht dachte, einen Rächer hinterließ. In vollen Zügen genießt er den Triumph des Sieges und der Rache wie seiner Überlegenheit und schließt mit den grausamen Worten, Hunde und Raubvögel würden Hektor herumzerren, indes den Patroklos die Achäer feierlich bestatteten.

Der Besiegte, der vorher den Vertrag über die Rückgabe des Leichnams des Unterlegenen angeboten hat, beginnt zu flehen. Was er nur weiß, jenen zu rühren, bringt er vor und bietet reiches Lösegeld. Aber Achilleus ist unerbittlich wie gegenüber den Gesandten in seinem Zelt. Dort hat er nicht nur die Hilfe geweigert, sondern mit der Abfahrt gedroht; hier steigert er die Ablehnung durch den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß ihn seine Wut nicht so weit treibe, den Feind stückweise zu verschlingen. Wie dort, so verwirft er hier nicht einfach die gebotene Lösung, sondern spricht deren Verachtung in immer stärkerer Steigerung und Übertreibung aus. Und er weiß, wie man weh tut. In unmenschlichster Weise führt er dem Sterbenden das Bild der Mutter vor, deren heißester Wunsch es sein muß, dem toten Sohne die letzte Ehre zu erweisen, und die sich nun darin getäuscht sieht.

Hektor verzichtet diesem eisernen Herzen gegenüber auf nutzloses Flehen. Aber wie Patroklos ist auch ihm im Sterben die Gabe der Weissagung verliehen. Doch sieht er nicht nur einen menschlichen Rächer sich für ihn erheben. Denn über Achilleus' unmenschliche Weigerung werden die Götter zürnen, und sein Tod durch Paris und Apollon wird die

Strafe sein. Aber Achilleus kümmert sich um die Prophezeiung so wenig, als dort Hektor getan hat, und spricht das mit denselben Worten aus wie Thetis gegenüber. Nur daß seine Worte nicht wie die Hektors frohe Siegeszuversicht atmen; denn er weiß, daß er bald sterben muß, und so sind seine Erfolge nur noch das Mittel seinen Haß zu befriedigen. „Sei du jetzt tot", sagt er zu dem Gestorbenen. Es genügt ihm, ihn entseelt vor sich zu sehen. V. 320—366.

Es folgt eine Szene unsäglicher, in der Ilias sonst unerhörter Roheit. Das Achäerheer, das nur V. 205 einmal vorübergehend auf der Bildfläche erschien, ist wieder zur Stelle. Mit grimmigen Witzen stechen die Krieger in den Toten, den Liebling des Dichters. Er, der menschlichste von allen, ist einer Horde von Barbaren in die Hände gefallen. V. 367—374.

Aber der Dichter weiß maßzuhalten und zeigt uns gleich auch Achilleus von einer menschlichen Seite. Seine Rede ist von dem furchtbaren Grimm der letzten Vorgänge weit entfernt. Nachdem er den Göttern die Ehre gegeben, ist sein erster Gedanke ein Angriff auf die nun wehrlos gewordene Stadt. Aber kaum gefaßt, wird der Plan auch schon wieder verworfen. Denn ihn ruft die Pflicht, den toten Freund zu bestatten, und seine Liebe zu ihm spricht sich in rührenden Worten aus. Im Leben wird er ihn nie vergessen, ja selbst den Tod, der sonst das Gedächtnis auslöscht, wird das Andenken an ihn überdauern. So wendet der Dichter dem Helden unsere Teilnahme wieder zu.

Indessen muß ein Ende gemacht, die gewaltige Geschichte zu einem auch äußerlich scharf bezeichneten Abschluß geführt werden. Das geschieht in dem kurzen Siegesliede des Achilleus, das die Kämpfe der Ilias abschließt. Was das Gedicht noch enthält, dreht sich um die beiden Toten, Patroklos und Hektor. V. 375—394.

Achilleus durchbohrt Hektor die Sehnen, zieht durch die Löcher Riemen und bindet ihn an den Wagen. Er hebt die erbeutete Rüstung hinein, steigt selbst auf und peitscht die Rosse dem Lager zu, die eifrig dahinfliegen. Um das Haupt des Geschleiften wirbelt der Staub, zu beiden Seiten flattert das aufgelöste dunkle Haar, und das Haupt liegt ganz im Staube. Zweimal bricht hier, was in der Ilias so selten geschieht, das subjektive Empfinden des Dichters durch. Er verurteilt die Schleifung, die er ungehörig nennt, und schließt mit der wehmütigen Betrachtung darüber, daß Zeus es Übelgesinnten gestattet habe, Hektors bisher so anmutiges Haupt auf der eigenen Heimaterde zu mißhandeln. V. 395—404.

Die Handlung kehrt zum Anfang zurück. Noch stehen Priamos und Hekabe auf dem skäischen Tor, von dem aus sie den Kampf nicht hatten sehen können, da er im Südosten der Stadt, am dardanischen Tor, ausgefochten wurde. Auf dem von dort ausgehenden Fahrweg schleift nun Achilleus Hektor nahe am skäischen Tor vorbei, und Hekabe erschaut zuerst den Sohn. Laut jammert sie auf, ihrem Wehruf folgt der des Priamos und des ganzen Volkes. Es hört sich an, als sei das Ende der Stadt gekommen. Damit ist ein allgemeiner Untergrund gegeben, von dem sich

die Klagen der Einzelnen wirksamer abheben. In der Erregung aller wirkt die der Nächststehenden stärker. V. 405—411.

Den alten König können die Seinen kaum zurückhalten, sogleich zum Lager der Achäer zu eilen und um Lösung des Sohnes zu flehen. Er hofft, Achilleus werde ihn, den Altersgenossen des Peleus und selbst einen Greis, mit Ehrfurcht behandeln. Bei dem Gedanken an Peleus übermannt ihn die Erinnerung an alles, was dessen Sohn ihm Böses zugefügt, an all die blühenden Kinder, die er ihm erschlagen. Aber um alle klagt er doch nicht so wie um den einen. Der Schmerz um den wird ihn zum Hades senden. Was er in der Bitte zu Anfang als das Gefühl des Volkes bezeichnet hatte, das macht er sich nun ganz zu eigen. Der größte Schmerz ist, daß der Sohn nicht in seinen Armen starb, und er und die Mutter sich nun nicht an der Klage sättigen können. Die zarte Rücksicht auf die alte Mutter des Helden schließt die Rede prachtvoll ab.

Hekabe fährt nicht im selben Tone fort. Sie hat den Stolz ihres Lebens verloren, das nun zwecklos geworden ist. Ihre Gedanken schwelgen in der Erinnerung an ihn, ihren Ruhm, den Segen der Stadt, an die Ehrungen, die er empfing. Aber das war, als er lebte, jetzt ist er tot. In jäher Verzweiflung bricht die Klage rasch ab. V. 412—436.

Die Szene krönt das Erscheinen der Andromache, die der Dichter nicht mit auf dem Turm stehen, sondern zu Hause weilen ließ. Dadurch gewinnt dieser Schluß den Charakter des Selbständigen, einer in sich abgeschlossenen Handlung, und das Ganze klingt in mächtigern Tönen aus. Andromache weiß nicht einmal, daß Hektor vor dem Tor geblieben ist. Still lebt sie ihrer Arbeit und ordnet ein warmes Bad für den Heimkehrenden an. Wenn der Dichter sie dafür eine Törin nennt, so ist das ein Ausdruck des tiefsten Gefühls für das Vergebliche ihrer liebevollen Anordnungen; das tritt auch in dem Worte hervor, fern vom Bade habe ihn Athene unter Achilleus' Händen bezwungen. Es sind nur herbe und kurze Bemerkungen. Der Dichter gleicht darin den Menschen, die der Welt für kalt, ja hart gelten, und deren tiefes Gemüt nur diejenigen kennen, welche dessen kleine Äußerungen zu deuten gelernt haben.

Plötzlich hört Andromache Hekabes gellenden Wehruf und das Klagegeheul des Volkes. Da erzittert sie, das Weberschiff entsinkt ihrer Hand. Wie gut kannte der das erschrockene Menschenherz, der Andromache ihren Frauen ihr Herzklopfen, die lähmende Starrheit ihrer Glieder schildern, aber ihre furchtbare Ahnung scheu umgehen ließ. Erst wagt sie nur zu sagen, gewiß sei Priamos' Söhnen etwas zugestoßen. Dann wünscht sie es gar nicht hören zu müssen. Endlich kommt die Befürchtung, Achilleus habe Hektor von der Stadt abgeschnitten und verfolge ihn der Ebene zu. Aber noch kommt das entscheidende Wort nicht über ihre Lippen, noch umschreibt sie es. Hat etwa Achilleus Hektors Stolz ein Ende gemacht, der ihr so viel Schmerz bereitet hat? Er war ja immer unter den Vordersten und gab in seiner Kampflust keinem nach. Hier spricht nicht wie aus He-

kabe der Stolz auf den Herrlichen, sondern ein schmerzlicher Vorwurf, daß er sich nie schonen wollte.

Einer Rasenden gleich war Andromache vor dem Abschied mit Hektor zum Tore gestürmt; mit absichtlicher Steigerung vergleicht hier der Dichter ihr Hinausstürmen dem Toben einer Mänade. Sie erreicht das Tor, tritt spähend an den Mauerrand, sieht, wie Achilleus' Rosse ihren Gemahl unbekümmert schleifen, und fällt in Ohnmacht. In dem schweren Fall verliert sie den Kopfschmuck, auch die große Kopfbinde, die ein Hochzeitsgeschenk von Aphrodite gewesen war, als Hektor sie heimführte. Der kurze Rückblick auf das vergangene Glück färbt das Leid tiefer, wie ein verirrter Sonnenstrahl die Regenwolken trüber erscheinen läßt.

In den Armen der Schwägerinnen erwacht, findet Andromache Kraft zur Klage um Hektor und um sich selbst, die zu gleichem Geschicke geboren wurden. Wieder, wie beim Abschied, irren ihre Gedanken zu ihrem Vater, dessen jammervolles Los durch das der Tochter noch überboten worden ist. Zuerst findet sie nur die allgemeinsten Ausdrücke für ihren Schmerz. Nicht geboren zu sein wünscht sie. Hektor ist tot; sie bleibt in jammervollem Leid als Witwe zurück. Erst mit dem Gedanken an ihr Kind löst sich der starre Schmerz in einer verzweifelten Ausmalung des Geschickes, das dieses Kindes harrt. Das ärgste, daß es vielleicht nicht einmal den Krieg überlebt, wagt sie kaum anzudeuten. Dafür beklagt sie, daß dem Sohn der Vater fehlt und jener die schönste Pflicht, die Sorge für die alternden Eltern, nicht erfüllen kann. Und dann zeichnet sie in rührenden Zügen das Los des verwaisten Knaben. Von dem Verkehr mit den Altersgenossen bei den Mahlzeiten des Männerbundes wird er ausgeschlossen, ja selbst sein Hab und Gut ist in Gefahr. Wie steht zu alledem die schöne Vergangenheit in so jammervollem Gegensatz. Den Stadtfürsten haben einst die Troer den Sohn genannt, weil Hektor allein die Stadt schirmte. Wie sehr ist das alles jetzt vergangen, jetzt wo Hektors nackter Leichnam dort draußen liegt.

Dabei kommt ihr zum Bewußtsein, daß sie auch des letzten Trostes, ihren Mann zu bestatten, beraubt ist. Sie kann nur noch eines tun. Die schönen Gewänder, in denen er hätte verbrannt werden sollen, wird sie auf einem Holzstoß verbrennen. Er wird freilich nicht darin liegen, aber es wird doch vor allem Volk eine für ihn ehrenvolle Erinnerungsfeier werden. V. 437—515.

Das ganze Buch ist mit wundervoller Symmetrie aufgebaut. Nachdem der Dichter das Kämpferpaar isoliert hat, beginnt die eigentliche Handlung mit den drei Reden des Priamos, der Hekabe und Hektors. Ihr Resultat ist dessen Flucht und die Verfolgung. Dann steht im Scheitelpunkt die Wägung der Todeslose durch Zeus, nach dieser, der Flucht entsprechend, der Zweikampf. Den Schluß bildet, wieder in drei Reden, die Klage um Hektor. Beide Redegruppen sind so gehalten, daß je die dritte Rede von den beiden ersten abgesondert und in sich einheitlich gebildet ist.

Der Held des Buches ist der Unterliegende. Er ist nicht durchaus heldenhaft gefallen. Aber dafür hat sich der Dichter liebevoll in seine Zeichnung vertieft und ihm in der bewundernden Liebe der Seinen ein Denkmal gesetzt, das auch der Ruhm seines wilden Überwinders nicht überragt.

Ich habe das 22. Buch eine Neuschöpfung des Dichters der Ilias genannt. Es sei mir gestattet, das nochmals kurz zu begründen.

Wenn Mülder, wie ich glaube, mit vollem Recht annimmt, die Patroklie gehe auf ein altes Gedicht zurück, das den Kampf der Myrmidonen mit den Paionen am Axiosflusse besang, so schließt er mit gleichem Rechte, daß der, welcher dort den Patroklos erlegte, nicht Hektor gewesen sein kann. Dann ist aber die Verbindung der beiden Helden und damit auch die Rache des Achilleus für Patroklos ein Werk des Dichters der Ilias; und der Gedanke der Rache kann dem alten Gedichte nicht angehört haben, das dem 22. Buche zugrunde liegt, und das mit dem Tode des Achilleus schloß. Hier erkennen wir die erste grundlegende Änderung, die der Dichter an seiner Vorlage vornahm. Er hat ferner den Tod des Achilleus nicht aufgenommen, um durch die Lösung Hektors einen harmonischen Schluß zu gewinnen.

Von dem alten Gedicht hat er die Wägung der Todeslose durch Zeus und die Unterordnung von Apollon und Athene unter das Gebot der Moira beibehalten. Aber wenn wir diese Szene recht erwägen, so erscheint es kaum möglich, daß ihr eine Verfolgung Hektors durch Achilleus vorangegangen sei, denn durch eine solche ist doch die Entscheidung bereits besiegelt. Die Schicksalswägung bekommt ihren richtigen Sinn nur dann, wenn ebenbürtige Helden einander zum Kampfe gegenübertreten und der eine durch Schicksalsspruch fällt. So wäre denn die Verfolgung ein Werk des Dichters der Ilias. Damit fällt ihm ohne weiteres die Begründung der Flucht zu, die Reden der Eltern und ihr Einfluß auf Hektors Seelenstimmung. Hat er aber dadurch das ganze Bild vorn eingerahmt, so tat er das auch durch den Schluß des Buches, die Klagen des Priamos und der Hekabe und die der Andromache, die sich zu denen der Eltern künstlerisch genau so verhält wie im Anfang die Erwägungen Hektors zu ihren Bitten. In ihrer Klage tritt uns eine Wiederholung und Vertiefung des Bildes entgegen, das Andromache bei Hektors Abschied bot. Auf die übrigen Beziehungen des Buches zur Ilias ist bereits aufmerksam gemacht worden. Gehören also ihrem Dichter Anlage und Durchführung des Ganzen, so atmen seinen Geist die Götterversammlung und besonders die ins Empörende gewendete Teilnahme der Athene an Hektors Schicksal.

Auf eins sei noch hingewiesen. Die attische Tragödie weiß, daß Hektor am Wagen des Achilleus totgeschleift wurde. Das ist sicher keine grausame Erfindung der Tragiker, sondern, wie Murray es nennt, die rohe ungereinigte Sage, die sich wohl in andern Epen fand. Durch seine Ände-

rung, nach der Hektor tot war, als er geschleift wurde, bewies Homer denselben menschlichen Sinn, der ihn die Zerstückung von Hektors Leib mit dessen Rückgabe an den Vater vertauschen ließ.

Ilias XXIII.

Im engsten Zusammenhang mit der Klage um Hektor steht die ernste, fast furchtbare Feier, die der Sieger dem toten Freunde veranstaltet. Von den Bestattungsgebräuchen und den Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, die das Stück enthält, habe ich im ersten Bande, in dem Abschnitt über Tod und Jenseits gesprochen.

Das Heer ist zu den Zelten zurückgekehrt, und die meisten Achäer zerstreuen sich, nur die Myrmidonen behält Achilleus beisammen. In feierlichem Zuge, mit Roß und Wagen, umfahren sie dreimal den im Freien aufgebahrten Leib des Patroklos und weinen dann um ihn. Die Totenklage ist äußerst heftig. Das wird doppelt begründet, durch die Einwirkung der Thetis und die Sehnsucht nach dem tapfern Führer. Dem Toten legt Achilleus die Hände auf die Brust und fordert ihn auf, sich auch im Hades noch zu freuen. Denn er werde den Hektor den Hunden vorwerfen und zwölf troische Jünglinge am Scheiterhaufen schlachten. Darauf wirft er Hektors Leib auf das Antlitz in den Staub, eine Behandlung, die der Dichter als ungehörig tadelt, wie vorher die Schleifung. Es schließt sich ein gewaltiges Totenmahl an, bei dem die Tischgenossen das aufgefangene Blut der geschlachteten Tiere in Schalen auffangen und als Totenspende ausgießen. V. 1—34.

Die Fürsten führen Achilleus zu Agamemnon und suchen ihn zu bewegen, ein Bad zu nehmen. Er aber weigert sich hartnäckig das zu tun, bevor er Patroklos beerdigt und sich das Haar geschoren hat; denn nie wird er einen zweiten so großen Schmerz erleben. Er fordert Agamemnon auf, morgen das Holz zum Scheiterhaufen holen zu lassen, um die Feierlichkeit rasch zu fördern. Nachdem die Achäer ihr Mahl eingenommen haben, streckt sich Achilleus am Strande aus. Die Natur verlangt nach den Anstrengungen ihr Recht, und er schläft ein. V. 35—64.

Da erscheint ihm im Traum die Seele des Patroklos, ganz ihm gleich an Gestalt und Gewandung, und redet ihn an. Ihr erstes Begehren ist, Achilleus möge die Bestattung so rasch als möglich vollziehen, damit sie Ruhe finde. Das ist aber für den Dichter nur das Mittel, die Berechtigung der Erscheinung zu begründen. Die Hauptsache ist ihm der rührende Abschied, den Patroklos vom Freunde nimmt. Die Seele erklärt, daß, wenn einmal der Leib verbrannt sei, sie nie wiederkehren werde, darum erscheine sie noch einmal. Als Patroklos auszog, hatte Achilleus im Gebet heiße Worte gefunden, aber kein Scheidegruß, kein Händedruck sprach von der Stimmung der letzten Stunde. Jetzt, in der Stille der Nacht, kommt die Seele des Toten und bittet um einen Druck der Hand, weil Achilleus den Freund zum letztenmal sieht. Was

die Lebenden nicht aussprachen, dem Abgeschiedenen legt es der Dichter in den Mund. Patroklos erinnert an die schönen Tage, die nun vergangen sind. Nie mehr werden sie sich zu vertrauter Beratung von den übrigen Gefährten zurückziehen; denn schon hat Patroklos sein Geschick erfüllt, und Achilleus wird ihm bald folgen. So dauere denn die innige Verbindung, die seit frühester Jugend bestand, im Tode fort. Patroklos' Gedanken schweifen in jene Kindertage zurück, da ihn, der in unglücklichem Jähzorn einen Gespielen erschlagen hatte, sein Vater Menoitios nach Phthia brachte, Peleus ihn liebevoll erzog und zu Achilleus' Waffengefährten machte. So mag denn auch derselbe Sarg ihre Asche umschließen. V. 65—91.

Gewiß würde sich ein moderner Dichter mit den knappen Worten nicht begnügt haben, denn der Ausdruck ist auch hier so zurückhaltend als nur immer möglich. Aber der tiefe Schmerz und die innige Freundschaft in den Worten des Toten vereinigen sich zu einer wunderbaren Harmonie, die durch die scheinbar kühle Fassung warm und voll durchklingt. Das Epos begnügt sich gern damit, die Gefühle der Hörer durch Andeutungen zu erwecken, ohne sie ihnen im einzelnen vorzuschreiben.

Der Schlafende antwortet erstaunt, denn er ist ja im Begriff zu tun, was der abgeschiedene Freund verlangt. In innigster Sehnsucht begehrt er jenen zu umarmen und sich gemeinsam mit ihm der traurigen Klage zu erfreuen. Er streckt die Arme nach ihm aus, aber das Traumbild versinkt in die Erde wie ein Rauch. Da fährt Achilleus aus den Träumen auf. Aber den Myrmidonen gegenüber hat er nur Worte des Erstaunens über die Erscheinung, ein nachdenkliches Sinnen über die Dinge im Jenseits. Er berichtet, daß Patroklos' Seele weinend und klagend die ganze Nacht vor ihm gestanden, daß sie ihm Aufträge gegeben hat, und wie wunderbar ähnlich sie dem Lebenden gewesen ist. Aber kein Laut gedenkt des ergreifenden Abschieds. Das gehört ganz in die Seele des Helden und nicht vor die Ohren der andern. V. 93—107.

Seine Erzählung erweckt neue Klagen, über denen die Morgenröte erscheint. Jetzt läßt Agamemnon Leute und Maultiere unter Meriones' Befehl ausrücken, um das Holz für den Scheiterhaufen herbeizuholen. Die belebte Schilderung unterbricht in glücklichster Weise die Stimmung der Klage und ermöglicht nach der ergreifenden Traumerzählung die Erweckung neuen Interesses. Gleich glücklich war in Hektors Abschied das Gleichnis vom galoppierenden Pferd verwendet. Die weihevolle Stimmung wird nicht nach und nach, sondern ganz plötzlich verlassen und macht einer durchaus anders gearteten Platz. V. 108—128.

Wie die Holzfäller ihr Werk vollendet haben, folgt die Bestattung. In reisiger Rüstung, die Wagenkämpfer voran, darauf die Wolke des Fußvolks, geben die Myrmidonen dem edlen Toten das letzte Geleit. In der Mitte tragen Glieder des Männerbundes der Myrmidonen die Bahre, dahinter schreitet Achilleus, das Haupt des Freundes mit den Händen haltend. Die Leiche ist ganz in Haare gehüllt, welche die Myrmi-

donen ihm weihten, und Achilleus selbst schneidet für ihn sein prächtiges Haar ab.

Einst hat Peleus dem Spercheios, dem Stromgott der Heimat, dieses Haar für den Fall gelobt, daß der Sohn glücklich heimkehre. Nun er nicht mehr zurückkehrt, will er das Haar dem Freunde mitgeben. Überall tritt es hervor, daß auch er dem nahen Untergang geweiht ist und ihn selbst vor Augen sieht. V. 129—151.

Finster und gewaltig wirkt das Bild der Verbrennung. Ingrimmig schlachtet Achilleus die zwölf Jünglinge der Troer und verheißt dem toten Freunde, Hektor den Hunden vorzuwerfen. Aber es folgt darauf ein Wort der Versöhnung. Des toten Feindes nehmen sich die Götter an. Die Hunde können ihm nichts anhaben, denn die scheucht Aphrodite und salbt Hektor mit Rosenöl, damit ihn Achilleus beim Schleifen nicht schürfe. Apollon aber hüllt den Platz, wo er liegt, in eine dunkle Wolke, ihn vor der Wut des Sonnenbrandes zu schützen. Noch sind es nur die Götter der Troer, die ihn schirmen, aber durch die schöne kleine Szene deutet der Dichter bereits die endliche Lösung an. V. 152—191.

Und nun hebt er uns durch eine überaus anmutige Erfindung aus dem Schauspiel der racheheischenden Trauer in eine frische und helle Sphäre, zugleich mit einer poetischen Absicht, die nachher klar wird. Der Scheiterhaufen des Patroklos, dichtet er, will nicht brennen. Da betet Achilleus unter Spenden zu den Winden Boreas und Zephyros. Das Gebet überbringt Iris, hier wie im 3. Buche die Botin nicht des Zeus, sondern des Dichters. Die Windgötter halten eben bei Zephyros einen Schmaus ab. Wie das göttliche Jungfräulein auf der Schwelle erscheint, springen sie auf, und jeder lädt sie ein, neben ihm Platz zu nehmen. Aber die ungeschlachte Höflichkeit der Ungetüme verfehlt ihres Zweckes. Gar zierlich ist der Iris Entschuldigung, daß sie gleich zu den frommen Äthiopen eilen müsse, um an dem gegenwärtig dort den Göttern gebotenen Opfermahl auch ihren Anteil zu erlangen. Sie fackelt, um sich die unbequeme Einladung vom Halse zu schaffen; so hat ein antiker Interpret richtig erklärt. Die Götter sind gar nicht bei den Äthiopen. Dann richtet sie umständlich ihren Auftrag aus und entfernt sich. Die zwei Winde aber machen sich mit ungeheurem Lärm auf, fahren über das aufschäumende Meer, werfen sich auf den Holzstoß, und sogleich jauchzt die Flamme auf. Die ganze Nacht schüren sie pfeifend das Feuer. V. 192 bis 218.

So sind wir zu Achilleus zurückgeführt. Aber wir finden ihn allein, nicht mehr ergrimmt, sondern in schmerzlich tiefer Trauer. Statt den Übergang in seiner Stimmung durchzuführen, hat der Dichter die frische Unterbrechung gewählt, um an deren Ende den Helden gesammelt und gefaßt vorzuführen. Für diese Stimmung findet er das schöne Gleichnis von dem Vater, der am Holzstoß des jung vermählten Sohnes weint. Kein harter und grausamer Zug stört mehr die Reinheit der Trauer. Die ganze Nacht umwandelt Achilleus unter Spenden den Holzstoß und ruft den

Freund beim Namen. Am Morgen, als die Flamme heruntergebrannt ist, findet er ruhigen Schlaf. V. 218—232.

Das Geräusch herannahender Tritte weckt ihn. Die Fürsten, Agamemnon an der Spitze, kommen, und Achilleus trägt ihnen auf, die Feuerstätte mit Wein zu löschen und die Gebeine des Patroklos in eine Urne zu sammeln. Ganz ruhig und gefaßt gedenkt er des eigenen nahen Todes. Bis dahin soll Patroklos' Asche auf die endgiltige Beisetzung in dem großen Grabhügel warten, den ihm selbst die Überlebenden aufführen werden. Sie tun nach seinen Worten. V. 233—257.

Ruhige Fassung zeigt Achilleus auch in den Wettkämpfen, die er zu Ehren seines toten Freundes veranstaltet. Er steht immer im Mittelpunkt, gegen alle freundlich und gefällig, und setzt die Preise mit freigebiger Hand. Er nimmt sie aus dem eigenen Gut oder der Hinterlassenschaft des Toten. Denn in dessen Erbe ist er eingetreten und tritt auch als Festgeber auf, eine Stellung, die sonst die nächsten Verwandten einzunehmen pflegen.

Der Dichter versammelt die ganze Heldengesellschaft der Ilias. Keine irgendwie hervorragendere Gestalt fehlt. Auch die Verwundeten, Agamemnon, Diomedes, Odysseus, erscheinen vollständig gesund und frisch auf dem Platz. Weder der Dichter noch seine Hörer haben nachgerechnet, daß Agamemnons Arm und Diomedes' Fuß seit vorgestern unmöglich heilen konnten. Die Kämpfe liegen für uns schon in weiter Ferne zurück.

Gleichwohl ist der Dichter bemüht, die Erinnerung daran frisch zu erhalten, denn er spielt in jeder Weise darauf an. Diomedes fährt mit den Rossen des Tros, die er von Aineias erbeutet hatte, und auch dessen Rettung wird kurz erwähnt. Der Krater, der Preis für den Wettlauf, war von Euneos dem Patroklos als Kaufpreis für Lykaon gegeben worden, als Achilleus diesen nach Lemnos verkaufte. Für den Zweikampf wird die Rüstung Sarpedons ausgesetzt, als zweiter Preis das Schwert des dem Achilleus erlegenen Asteropaios. Dessen Erzpanzer mit dem darum gegossenen Rande von Zinn schenkt er dem Eumelos. Die große Eisenscheibe, zugleich Instrument und Preis für den Weitwurf, stammt aus dem Besitze Eetions, des Vaters der Andromache.

Unter den Wettkämpfern treten zwei auf, die der Ilias sonst unbekannt sind, Eumelos, Admetos' Sohn aus Pherä in Thessalien, und Epeios, Panopeus' Sohn, den die Odyssee als Erbauer des hölzernen Rosses kennt.

Eigentümlich ist die Rolle der Götter. Man denke dabei nicht an irgendwelche religiöse Auffassung. Es ist ein ziemlich frivoles Spiel, das der Dichter mit ihnen treibt. Wie im Kampfe, so bildet auch hier die Einmischung von Göttern die beliebte Erklärung oder Ausrede für Erfolg oder Mißerfolg, nur daß hier der Dichter die Erklärung zu seiner eigenen zu machen scheint. Diomedes verliert die Peitsche: Apollon hat sie ihm aus der Hand geschlagen. Er hascht sie noch: Athene hat sie ihm zurück-

gegeben. Das Joch an Eumelos' Wagen bricht: es ist das Werk der Athene, und diese feuert auch Diomedes' Rosse an, wie Antilochos, der hinter ihm fährt, ganz genau weiß. Wenn Achilleus aus Mitleid Eumelos den zweiten Preis geben will, widersetzt sich Antilochos mit der Bemerkung, Eumelos hätte eben zu den Göttern beten sollen, dann wäre er nicht zuletzt gekommen. Ihm selbst ist es gar nicht eingefallen zu beten. Die sehr natürliche Sache, daß Aias der Lokrer in dem Rindermist ausglitscht, führt er so gut wie der Dichter auf Athenes Einfluß zurück. Der Fehlschuß des Teukros kommt vom Neid Apollons, wie der Erfolg des Meriones von dem Gelübde, das er an den Gott gerichtet hat. Apollon spielt hier ungefähr die Rolle, wie bei unsern Schützen der Teufel. Nur das Wort des großen Aias, sie wollten den Ausgang des Ringens Zeus überlassen, ist ernst gemeint, wie jedes Wort dieses Helden. Sonst führt der Dichter die Götter nach Laune ein, verwendet sie dagegen an wichtigen Punkten gar nicht.

Es ist nicht schwer zu beobachten, daß die Darstellung gegen das Ende weniger spannend wird. Das wäre nicht der Fall, wenn das Rennen den Schluß bildete, denn so prachtvolle Züge erlaubten eben die andern Spiele nicht. Wenn es der Dichter unterließ, sich dieses Vorteils zu bedienen, so war er wohl durch den Brauch gezwungen, nach dem das Rennen zuerst kam. Indessen hat er aus den andern Spielen gemacht, was sich daraus machen ließ, und alle anmutig belebt.

Für das Wagenrennen sind die prächtigsten Preise ausgesetzt, und nur diesen Wettkampf eröffnet Achilleus mit einer längern Ansprache. Er würde, sagt er, wenn er sich selbst beteiligte, ohne Zweifel den ersten Preis gewinnen; aber um die Äußerung des Selbstgefühls nicht verletzend wirken zu lassen, begründet er sie mit der Überlegenheit seiner unsterblichen Rosse. Diese wären ohnehin nicht zum Laufen gewillt, da sie um ihren Lenker trauerten. Die Schilderung der liebevollen Sorgfalt des Patroklos um die Rosse und ihrer Trauer um ihn bildet den guten Übergang von der Bestattung zu den Spielen. Es ist noch ein wehmütiger Rückblick, dann herrscht lauter freudiges Leben. V. 257—286.

Wie sich gebührt, werden nicht nur die Lenker, sondern auch die Rosse vorgeführt. Zwar merkwürdigerweise die des Eumelos nicht, obwohl dem Dichter vorschwebt, daß sie die besten waren. Wie der Schiffskatalog berichtet, hatte sie Apollon dem Admetos aufgezogen. Auch von den schlechtesten Pferden, denen des Meriones, wird über die Abstammung nichts beigebracht. Kurz nur erwähnt der Dichter die Rosse des Tros, die Diomedes lenkt, da ihre Trefflichkeit jedem Hörer bekannt war. Ebenso verhält es sich mit den in Pylos gezogenen Rossen des Antilochos. Der breiteste Raum wird Agamemnons Stute Aithe gewährt, die Echepolos, Anchises' Sohn von Sikyon, dem König gegeben hatte, um sich vom Heerdienste zu befreien. V. 287—304.

Vor der Abfahrt gibt Nestor seinem Sohne guten Rat, wie er, auch mit langsamen Rossen, durch Klugheit den Sieg erringen könne. Es ist

wahr, daß die Rede den Fortschritt der Handlung hemmt und die Ratschläge Nestors nachher nicht zur Anwendung kommen. Allerdings können sie es auch nicht, weil nicht Antilochos, sondern Eumelos als erster um das Ziel fährt und jenem so die von Nestor aufgestellten Voraussetzungen fehlen. Es muß daher aus der Rede selbst abgeleitet werden, ob sie in diesem Zusammenhang berechtigt sei.

Sie enthält zunächst ausgedehntes Lob der Umsicht, die viel wertvoller sei als die Körperkraft, dann in anziehendem Wechsel Theoretisches über die Lenkerkunst und eine genaue Beschreibung des Rennplatzes. Es wird hier nicht zum erstenmal gefahren, denn mehrfach ist von einem Weg oder einer Laufbahn die Rede, deren Einzelheiten bekannt sind. Entgegen späterem Brauch ist die Rennbahn nicht eingezäunt, aber es gibt eine Piste, die durch frühere Fahrten gebildet ist und um ein altes Mal herumläuft, einen durch zwei Steine gestützten Pfahl; um diesen ist der Hufschlag besonders eben ausgetreten. Auf dieser Bahn zu fahren und nicht links oder rechts davon auszubrechen, ist die erste Bedingung des Erfolgs; die zweite, so nahe als möglich um das Ziel zu biegen, wozu es einer starken Leistung des rechten, eines sorgsamen Zurückhaltens des linken Pferdes bedarf. Wie vertraut der Dichter mit den Einzelheiten ist, zeigt die Vorschrift an den Lenker, beim Wenden das Schwergewicht auf die linke, innere Hand zu verlegen und das Gespann so nahe dem Pfahl zu halten, daß die Radnabe den Stein zu streifen scheint, ohne ihn wirklich zu berühren. Tut Antilochos so, und biegt er als erster um das Ziel, so holt ihn keiner mehr ein.

Alle diese Dinge mußten für den Kenner ebenso interessant sein, als sie in der eigentlichen Erzählung schwer unterzubringen waren. Sie in einer Mahnrede vorauszunehmen, erscheint deshalb als ein vortreffliches Mittel der poetischen Ökonomie, um die Darstellung der Fahrt zu entlasten. Ebenso beschreibt Kirke in der Odyssee dem Odysseus die Reise zum Hades, und der Dichter kommt dann nicht mehr auf die Einzelheiten zurück. Um diesen Preis lassen wir gern die Erwähnung des letzten Wagenlenkers, des Meriones, etwas nachhinken. V. 304—351.

Die Wettkämpfer losen um die Ablaufsplätze; den links, den besten, bekommt Antilochos. Achilleus weist das Ziel, das wir schon kennen, und vorwärts geht es mit lebendigster Anschaulichkeit. Daß, wie V. 359 berichtet, Achilleus den alten Phoinix als Beobachter zum Ziel gesetzt habe, erweist sich, weil es eine reine Unmöglichkeit enthält, als törichten Zusatz.

Die Bahn geht zum Ziele geradeaus und ebenso zurück. So hält das Wenden um das Ziel auf, und erst nachher ist es möglich, die Rosse in voller Karriere laufen zu lassen. Der Weg wird nur einmal durchmessen und ist deshalb bedeutend länger als das spätere Stadion. Vom Umfahren des Zieles ist nicht viel berichtet, weil sich das ganze Interesse auf die Rückfahrt konzentriert. Eumelos ist voraus, ihm folgt Diomedes in so kurzem Abstand, daß es ist, als wollten seine Rosse jenem hinten auf den Wagen steigen, und ihr Hauch ihm den Rücken warm macht.

Da verunglückt Eumelos, Diomedes fährt ihm vor, und nun lenkt der Dichter unsere Aufmerksamkeit auf Antilochos, der zwar erst in vierter Linie kommt, auf dessen Leistungen wir aber schon durch Nestors Rede gespannt sind. V. 352—400.

Er ruft den Ehrgeiz seiner Hengste auf, sich von Menelaos' Stute nicht den Vorrang abgewinnen zu lassen, und droht ihnen mit fürchterlicher Strafe von Nestor. Auch heute ist jeder echte Reiter überzeugt, daß das Pferd alles versteht, was er sagt, und seine Gedanken teilt, wie hier Antilochos' Rosse tun. V. 401—418.

Antilochos hat darauf gerechnet, an einer bösen Stelle des Weges den vor ihm fahrenden Menelaos zu überholen. Die Örtlichkeit wird vollkommen verständlich, sobald wir uns klar machen, daß die Ebene gewellt ist und es auf diesem Punkte bergab geht. Oberhalb hat sich im Winter Regenwasser gesammelt, ist dann mit einem Male durchgebrochen und hat ein Stück des Weges mitgerissen. Dadurch entstand eine vertiefte Rinne mit hohen Rändern, so breit, daß wohl ein Wagen bequem durchfahren konnte, nicht aber zwei. Menelaos verlangsamt bedächtig den rasenden Lauf und läßt Diomedes unbestritten die gefährliche Mitte passieren. Das benutzt Antilochos, biegt ein wenig aus, fährt Menelaos vor und gewinnt den Eingang der Mulde vor ihm. Darauf lenkt er in diese ein und versperrt ihm den Weg. Menelaos getraut sich in der engen Stelle nicht rasch zu fahren, um nicht mit jenem zusammenzuprallen, und so kommt Antilochos um Speerwurfsweite vor. Wieder im freien Felde, rückt Menelaos, der seine Rosse ebenfalls anfeuert, bald wieder auf. Dem Gegner hat er drohend zugerufen, daß ihm das nicht ohne weiteres hingehen werde. V. 419—447.

Ähnlich wie in Uhlands Roland Schildträger geschieht, wechselt jetzt die Szene. Anstatt das Rennen weiter zu verfolgen, läßt der Dichter die Zuschauer dessen Ende sehen. Eine Eigentümlichkeit der homerischen Erzählungsweise tritt hier stark hervor. Wenn Diomedes schon so nahe ist, daß Idomeneus von seinem günstigen Platz aus sein Pferd und seine Stimme erkennen kann, so ist streng genommen für ein Gespräch wie das folgende kein Raum mehr. Dergleichen stört den homerischen Erzähler nicht. Er hält den Zuhörer bei dem Gespräch fest, das er behaglich stilisiert, und läßt den Diomedes unterdessen weiter rennen, bis seine Absicht erreicht ist. Diese besteht darin, durch die Spannung der Wartenden das Bild des Rennens nach allen Seiten abzurunden.

Die Zuschauer können offenbar nicht bis zum Ziele sehen, obwohl sie, wie Gruhn richtig anerkannt hat, auf einem erhöhten Platz, an einem Abhang, gedacht werden müssen. Sie konnten nicht, wie der Zusatz V. 462 bis 464 glauben machen will, die Wagen um das Ziel biegen sehen, sondern hatten nur wahrgenommen, daß Eumelos beim Abfahren voraus war. Nun glaubt Idomeneus in dem ersten herannahenden Gespann das des Diomedes zu erkennen. Seiner gutmütig geschwätzigen Rede antwortet Aias, Oileus' Sohn, gehässig und verletzend. Er ist offenbar dem Dichter

unsympathisch, vielleicht weil dieser die Mißhandlung der Kassandra durch Aias kennt. Aus der Ilias jedenfalls läßt sich diese Charakteristik nicht erklären. Idomeneus wird zornig und schlägt eine Wette vor, aber Achilleus verweist ihnen den ungehörigen Zank. V. 448—498.

Diomedes naht heran, in prächtig siegreicher Haltung. Ein Kampfgericht und eine Preisverteilung gibt es nicht. Wer zuerst ankommt, dessen Gefährte nimmt den ersten Preis und läßt ihn in sein Zelt bringen. V. 499 bis 513.

Gleich darauf kommt Antilochos an, aber obwohl er Tücken angewandt hat, nicht mit großem Vorsprung vor Menelaos. Mit höchstem Eifer mißt der Dichter den Abstand zwischen den Nebenbuhlern. Wir sprechen von Nasen- und Pferdelängen. Derlei technische Ausdrücke hat Homer nicht, aber seine Maße sind trotzdem erstaunlich einleuchtend. Wie vorher die Rosse des Diomedes dem Eumelos so nahe waren, daß ihr Hauch ihm den Rücken warm machte, so ist hier Menelaos nur so weit zurück wie das Rad hinter dem rennenden Pferd, dessen äußerste Schweifhaare den Radbeschlag berühren. Wäre die Fahrt, so schließt der Dichter, noch weiter gegangen, Menelaos hätte unbestritten gesiegt. V. 514—527.

Antilochos könnte nun wie Diomedes seinen Preis mit Beschlag belegen. Aber dann mußte der Streit mit Menelaos sofort ausbrechen, und was noch zu erzählen war, hinkte nach. Dieser Schwierigkeit ist der Dichter in bewundernswerter Weise Herr geworden. Nach der eingehenden Erörterung des geringen Vorsprunges, den Antilochos hatte, konnte er sicher sein, daß wir diesen und seinen Widerpart nicht aus dem Auge verlieren würden. So kann er die letzten Wettkämpfer ankommen lassen, erst Meriones mit seinen Rossen, die ebensowenig taugten als der Lenker, dann den verunglückten Eumelos in bedauerlichem Aufzug. Vor sich her führt er die Rosse am Zügel, mit der andern Hand zieht er den Wagen nach. Nun hat Achilleus den Einfall, Eumelos den zweiten Preis zu geben. Die Versammlung stimmt zu, aber Antilochos protestiert, und Achilleus gibt nach. Daß er für Eumelos ein besonderes Geschenk holen läßt, wird gleich hier erzählt, und das ist sehr gut. Denn so bildet nun der Streit zwischen Antilochos und Menelaos den Abschluß, ohne daß etwas nachzutragen wäre.

Nicht minder anziehend als diese vollendete Anordnung ist die Durchführung im einzelnen.

Eumelos dauert den Achilleus. Aber obwohl er die Preise aus eigenem Gut ausgesetzt hat, kleidet er den Gedanken, ihm den zweiten Preis zu geben, in die Form eines Antrages an die versammelten Helden und begründet ihn mit seiner Billigkeit. Die Achäer stimmen zu, und darauf nimmt Antilochos in seiner Antwort Rücksicht. Achilleus, meint er, kann der Zustimmung des Heeres auch dadurch gerecht werden, daß er Eumelos ein besonderes Geschenk macht. Reich genug ist er dazu. Den eigenen Rechtsanspruch auf den Preis stützt er mit höchst persönlichen Argumenten: er bedroht Achilleus mit seinem Zorn und verheißt, sich der Wegnahme des Preises tätlich zu widersetzen. V. 528—554.

Achilleus hat an dem Sprudelkopf Freude, weil er ihn auch sonst gut leiden kann, und geht auf den Ausweg ein, nicht ohne den Eumelos durch Hervorhebung des Wertes, den sein Geschenk hat, zufrieden zu stellen. Aber nun erhebt sich Menelaos, und zwar als Rechtsuchender vor der Gemeinde. Schon Achilleus hat ihre Zustimmung nachgesucht, jetzt wird sie, oder wenigstens der Adel, zum Gerichtshof. Der Herold reicht dem Sprecher das Zepter, das Symbol der Gemeindegewalt, und gebietet Stille.

Aber ein eigentliches Rechtsverfahren erfolgt nicht. Zwar bezichtigt Menelaos den Antilochos unredlicher Handlungsweise und bittet die Achäer um einen ganz unparteiischen Spruch. Denn er möchte nicht den Schein auf sich laden, als ob er seine Geburt und seinen Rang in die Wagschale geworfen hätte. Aber er wartet die Verteidigung des Antilochos nicht ab, bringt auch nicht einmal den Tatbestand vor, noch läßt er die Achäer zu Worte kommen. Er bestimmt den Gang des Streithandels selbst. Antilochos soll in feierlich zeremoniöser Weise bei Poseidon schwören, ihn nicht listig übervorteilt zu haben.

In liebenswürdigster Weise gesteht Nestors Sohn sein Unrecht ein. Er entschuldigt sich mit dem raschen und unbesonnenen Geist der Jugend und verzichtet nicht nur auf den Preis, sondern bietet noch weitere Gaben, jenen zu versöhnen. Denn er möchte sich ihm nicht entfremden und sich nicht durch einen Meineid an den Göttern versündigen. Daß es nun Menelaos ablehnt, den Preis anzunehmen, und sich mit der Abbitte begnügt, ist für einen Helden der Ilias ganz außergewöhnlich, aber um so vornehmer. Durch Antilochos' Erklärung und Abbitte ist seiner Ehre genug getan; sie tun ihm wohl wie der Tau den Ähren im wogenden Feld. Eine ernste Warnung, sich in Zukunft vor dergleichen in acht zu nehmen, läßt er ihm zwar zukommen und betont auch, daß er einem andern nicht so leicht Gehör geschenkt hätte. Aber er erinnert sich der Verdienste Nestors und seiner Söhne um ihn, hebt nochmals die Abbitte hervor und gesteht, daß er nicht hochfahrend und unfreundlich scheinen möchte. Dann nimmt er gelassen den dritten Preis, Meriones bekommt den vierten. V. 555 bis 615.

Den Abschluß der schönen Szene bildet die Überreichung des nicht verwendeten fünften Preises an Nestor, mit dessen Reden das Wagenrennen beginnt und schließt. Der Greis empfängt die Gabe mit freundlichem Danke, zugleich aber auch als einen ihm gebührenden Ehrentribut. Denn wie im Kampf, so war er einst auch in den edlen Spielen allen Zeitgenossen überlegen. Seine Erzählung von den Wettkämpfen zu Ehren des Amarynkeus in Elis reiht seine Gestalt in die der übrigen Kämpfer ein und läßt ihn sie alle übertreffen. Es ist nicht ganz klar, ob nicht der Dichter eine leise Ironie anbringt, wenn er Achilleus weggehen läßt, „nachdem er Nestors Lobrede ganz angehört hat". Unmöglich wäre es nicht. V. 615 bis 652.

Es folgt der Faustkampf, den der Dichter mit allen Zeichen des Mißbehagens und der Abneigung schildert. Den Sieger Epeios führt er

als einen rohen, im edlen Waffenhandwerk zurückstehenden Menschen ein, der aber hier seiner Sache sicher ist und den herausfordert, der sich den zweiten Preis holen wolle. Von vornherein schon ist es ihm eine Lust zu denken, wie er den Gegner mißhandeln werde. Dieser ist des berühmten Mekisteus adliger Sohn Euryalos. Der Preis seines Vaters und die eifrige Fürsorge, die ihm Diomedes angedeihen läßt, ließen eigentlich erwarten, daß er den rohen Prahler Epeios unterkriegen würde. Das ist aber nicht der Fall. Bei so rohem Sport soll die Roheit siegen, will der Dichter.

Der Kampf wird nicht mit bloßen Fäusten ausgefochten, sondern wie in späterer Zeit umwickeln sich die Kämpfer Hände und Vorderarme mit ledernen Riemen. Wie nachher die Ringer, kämpfen sie mit einem Lendenschurz umgürtet. Thukydides hat ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Sitte ganz nackt zu ringen erst nach der homerischen Zeit Eingang gefunden hat. Die Streiche der Kämpfer gelten dem Kopf, so daß die Kinnladen krachen, und solch ein wütender Hieb bringt Euryalos zu Fall. Der Gegner wahrt ihn vor dem Umsinken, und er wird halbtot weggeführt. V. 653—699.

Darauf treten zwei der berühmtesten Helden, der große Aias und Odysseus, zum Ringkampfe an. Unsere Ringer und Schwinger würden darüber erstaunt sein, wie es erlaubt sein konnte, sich derart an der Haut zu packen, daß blutige Schwielen aufliefen. Sonst ist vieles ähnlich wie beim Schwingen der Schweizer. Die Gegner zerren und drängen sich, ein entscheidender Griff will lange nicht gelingen, und die Zuschauer werden ungeduldig. Verschieden ist aber der Versuch, die Sache zum Austrag zu bringen. Der eine Gegner gestattet dem andern ihn hochzuheben und zu versuchen, wie er ihn auf den Rücken werfe. Mit Leichtigkeit hebt Aias den Odysseus, aber die Gewandtheit siegt über die gewaltige Kraft. Durch einen Stoß mit der Ferse, von hinten in die Kniekehle geführt, bringt Odysseus den Aias zu Fall. Aber den Koloß nun seinerseits aufzuheben, bringt er nicht fertig, er fällt um, und Aias neben ihn. Wir sehen, warum der Dichter bei den Preisen für den Ringkampf in ungewöhnlicher Weise den Wert angegeben hat. Soll Achilleus beide gleichmäßig ehren, so ist es gut, zu wissen, was er auf den zweiten Preis hat drauflegen müssen. V. 700—739.

Der Schnellauf wird durch die Beschreibung und Geschichte des prächtigen Kraters eingeleitet, der den ersten Preis bildet. Für den kurzen Abstand, um den Aias der Lokrer dem Odysseus voraus ist, findet der Dichter neue Mittel der Anschauung: so nahe war ihm Odysseus wie der Weberstab von der Brust der webenden Frau, und er trat in seine Fußstapfen, bevor nur der Staub aufwirbeln konnte.

Der dem Dichter mißliebige Aias erleidet eine lächerliche Niederlage. Er fällt in den Rindermist, in dem er ausgeglitten ist, und die Achäer, die vorher schon dem Odysseus den Sieg wünschten, lachen ihn behaglich aus, wie er den Unrat ausspuckt und dafür Athene verantwortlich macht. Antilochos dagegen ist nochmals in all seiner Liebenswürdigkeit aufgeführt.

Er ist zuhinterst geblieben, aber er erklärt das gewandt mit der Vorliebe der Götter für die ältern Herren und schließt daran ein Kompliment gegenüber Achilleus, für das ihm dieser mit Verdoppelung des letzten Preises dankt. V. 740—797.

Wie ernst das Spiel genommen wird, zeigt der Zweikampf in Waffen. Ist auch die Forderung, daß die innern Organe getroffen werden müßten, vielleicht nicht allzu wörtlich zu nehmen, so bleibt es doch eine recht gefährliche Sache, und die Zuschauer bekommen für Aias Angst. Der Kampf wird deshalb von ihnen unterbrochen; aber da Aias als der Gefährdetere gegolten hat, erhält Diomedes den Preis des Siegers. Die Waffen Sarpedons teilen sie, wie Achilleus vorher schon festgesetzt hatte. V. 798—825.

Am schwersten war es für den Dichter, das Diskoswerfen zu beleben. Er tut es durch eingehende Würdigung des Preises, der großen Eisenscheibe aus der Beute Eetions, den ungeschickten Wurf des Epeios, der alle zum Lachen bringt, die stetige Steigerung der Erfolge und endlich durch die ungewöhnliche Art, wie er die Weite des siegreichen Wurfes bezeichnet. Der Kalaurops wird von den alten Erklärern als ein mit einer Schlinge versehener Stab gedeutet, den der Hirt wirft, um die zu sehr aneinander sich drängenden Kühe zu trennen. Bemerkenswert ist, daß in diesem Agon nur ein einziger Preis gesetzt wird, der zugleich Kampfinstrument ist. Jeder Wurf wird durch ein Zeichen markiert. Den Preis gewinnt Polypoites der Lapithe, der mit Leonteus zusammen beim Mauerkampf den Ansturm des Asios gehemmt hatte. V. 826—849.

Der letzte Wettkampf, der ausgeführt wird, ist das Bogenschießen auf eine mit einer Schnur auf einem hohen Mast angebundene Taube. Wer den zweiten Preis erhalten soll, muß wenigstens die Schnur treffen. So weit bringt es Teukros, dem Apollon den Sieg mißgönnt. Die Wettkämpfer müssen mit dem gleichen Bogen schießen, damit sie gleiche Vorteile haben. Darum reißt Meriones gleich nach dem Schuß dem Teukros den Bogen aus der Hand und legt den längst bereit gehaltenen Pfeil darauf. Und nun folgt die Schilderung des siegreichen Schusses im herrlichsten Jägerlatein. Die befreite Taube hat sich bis unter die Wolken geschwungen. Dort erblickt sie Meriones, sein Pfeil durchbohrt sie, fährt durch und durch und bohrt sich gerade vor dem Fuß des glücklichen Schützen in die Erde. Die getroffene Taube sinkt auf den Mast nieder und fällt dann weit von diesem zu Boden. Das Staunen der Achäer bei dem Anblick macht die Geschichte noch viel glaublicher. Es ist ja wohl richtig, was eingewendet worden ist, daß es schwieriger gewesen sei, die Schnur zu treffen, als den Vogel. Aber durch eine andere Anordnung hätte sich der Dichter der Möglichkeit beraubt, den kostbaren Schluß anzubringen. V. 850—883.

Für den letzten Kampf, den Speerwurf, melden sich Agamemnon und Meriones. Anstatt aber den Wettkampf vor sich gehen zu lassen, findet hier der Dichter geschickt den Abschluß der gesamten Spiele. Achilleus erklärt es als unbestrittene Überzeugung aller, daß Agamemnon im Speer-

wurf ebensosehr der erste sei wie im Rang, und überreicht ihm den ersten Preis ohne Probe, falls er einverstanden ist. Agamemnon ist es zufrieden. V. 884—897.

Der Abschluß lenkt uns auf den Anfang der Ilias zurück. Die Aussöhnung der Helden ist vollkommen. Es war dem Dichter daran gelegen, das bei dieser Gelegenheit noch einmal zu sagen, da seit der Versöhnung Agamemnon kaum mehr hervorgetreten ist und an dieser Stelle zum letztenmal erscheint.

Ilias XXIV.

Der Wettkampf ist zu Ende, die Völker zerstreuen sich, und Achilleus ist seinem Schmerze zurückgegeben. Jetzt, da er allein ist, überkommt ihn mit Macht die Erinnerung, nicht nur im allgemeinen an den herrlichen Freund, sondern „an jeden kleineren Umstand" ihres Zusammenlebens. Schlaflos wirft er sich hin und her, um in der Morgenfrühe sein Rachewerk von neuem zu beginnen. Von der Schilderung des einmaligen Verlaufs einer solchen Nacht führt uns der Dichter fast unmerklich zu der Vorstellung hinüber, daß sich der Vorgang mehrmals wiederholte. So kann Apollon nachher von zwölf Tagen sprechen, die seit Hektors Tod verflossen seien. Diese zwölf Tage sollen die Handlung der Ilias ebenso abschließen, wie sie die zwölftägige Abwesenheit der Götter bei den Äthiopen im 1. Buche eingeleitet hat. Wie Apollon durch eine dunkle Wolke den Leib des Toten vor der Sonne geschirmt hat, so schützt er ihn jetzt vor jeder Verletzung des Körpers durch den großen goldenen Aigisschild, in den er ihn vor jeder Schleifung bettet. Noch streiten nur die Götter der Heimat für den toten Liebling. V. 1—21.

Aber das grausame Schauspiel weckt schließlich auch das Mitleid der andern Götter, und sie fordern Hermes auf, den Leichnam zu entwenden. Nur Here und Athene, denen sich Poseidon gesellt, widersetzen sich aus Haß gegen Troja, für den hier das Urteil des Paris als Grund angegeben wird. Für Poseidon trifft dieser allerdings nicht zu. Wenn er doch genannt wird, entspringt das dem im ganzen Buche wahrnehmbaren Bestreben, die Voraussetzungen der übrigen Ilias zusammenzufassen. Poseidon wird genannt, weil er den Achäern im 13. Buche zu Hilfe gekommen ist.

Am zwölften Tage ergreift Apollon unter den Göttern das Wort und hält ihnen eine Strafrede dafür, daß sie es nicht über sich gebracht haben, den Toten für die Seinen retten zu lassen, damit sie ihn bestatten. Er spricht den oft ausgesprochenen Gedanken aus, daß die Götter den Menschen für ihre treulichen Opfer verpflichtet seien, und insofern weicht seine Rede vom Standpunkte der übrigen Ilias nicht ab, die das Verhältnis zwischen Gott und Mensch gewöhnlich rein äußerlich faßt. Aber selten, und nirgends in solcher Stärke wie hier, wird an die Götter die Forderung gestellt, das Denken und Handeln der Menschen zu richten. Sie sollen nach Recht und Billigkeit fragen und sich über ein Übermaß der Leidenschaft entrüsten. In zwei

Wendungen schildert Apollon des Achilleus Tun. Einmal hat er keinen Sinn für das, was sich schickt, sondern hegt eine wilde Gesinnung wie ein Löwe, wild im strengsten Sinne des Wortes, im Gegensatz gegen alle menschliche Gesittung. Und dann schlägt der Held den Verlust des Freundes übermäßig hoch an und sondert sich auch dadurch von menschlicher Art, die doch selbst schwereres Leid, den Verlust eines Bruders oder Sohnes, zu tragen versteht. Er begnügt sich nicht, den Feind erschlagen zu haben, sondern setzt seine Rache auch noch an dem Toten fort, dessen fühllosen Staub er mißhandelt. Und eines solchen Wüterichs Partei nehmen die Götter!

Apollon spricht aus, was schon bei Hektors Tode der leitende Gedanke war. Der sterbende Held hat dort den Sieger vor dem Zorn der Götter gewarnt, wenn er seinen Leib nicht zurückgebe, und so tut hier der Gott. V. 22—54.

Aber seine Rede ist weit davon entfernt, alle Götter von ihrem Unrecht zu überzeugen. Here wird vielmehr sehr zornig. Zwar macht sie keinen Versuch, Achilleus zu verteidigen, behauptet aber, durch eine Einmischung der Götter zugunsten Hektors würde dieser, der Sterbliche, mit Achilleus, dem Sohne der Göttin, auf die gleiche Stufe der Ehre gestellt. Man begreift zuerst gar nicht, was sie sagen will, bis man einsieht, daß, wie nicht selten, ihre Eitelkeit verletzt ist. Ein Schritt der Götter gegen Achilleus erschiene ihr als eigene Kränkung, da sie selbst Thetis auferzogen und genährt und dem Peleus zur Gemahlin gegeben hat. Nicht ungeschickt ist der persönliche Ausfall gegen Apollon, dem sein Auftreten gegen Achilleus als Treulosigkeit gedeutet wird, weil er doch bei Thetis' Hochzeit zugegen war. V. 55—63.

Da greift Zeus ein. Mit seinem ersten Wort, Here solle gegen die Götter nicht gar zu zornig sein, erklärt er sein Einverständnis mit Apollon. Mit dem zweiten, es würde Hektor durchaus nicht die gleiche Ehre erwiesen, tut er ihre jämmerliche Einwendung kurz ab. Dann erkennt er die Verpflichtung an, die alle Götter und besonders er selbst gegen Hektor haben, da er ihm so reichliche Opfer gebracht. Aber er verwirft den Plan, den Leichnam entwenden zu lassen. Was er zur Begründung vorbringt, daß Achilleus es merken würde, weil Thetis immer bei ihm sei, ist freilich kaum ernst zu nehmen und dient dem Dichter nur dazu, das wahre und würdige Motiv des Zeus auf den passenden Augenblick zu versparen. Diesen führt er durch die Sendung der Iris zu Thetis herbei, die er in den Olympos berufen läßt. V. 64—76.

Der Iris Botengang ist ausführlich geschildert, wie zur Einleitung wichtiger Dinge immer geschieht. Wie die Bleikugel an der Angel des Fischers taucht sie in das aufklatschende Meer. Thetis sitzt in der Meerestiefe und klagt mit ihren Schwestern um den nahen Tod des Sohnes. Iris' Aufforderung kommt sie gehorsam nach, aber mit ängstlicher Scheu. Das Erdenleid, das sie im Herzen trägt, paßt in den heitern Himmel nicht.

Auch ihr Aufbruch hat etwas Besonderes an sich. Sie schlägt das dunkelblaue Gewand um sich, das dunkelste, was es gibt, den Mantel der Meereswoge. Bei den Göttern angelangt, setzt sie sich neben Zeus. Athene räumt ihr den Platz neben dem Vater, Here reicht ihr zum Willkomm den Becher und redet sie mit erfreuenden Worten an. Die freundliche Aufnahme der Thetis bei den beiden Göttinnen, deren Widersacherin sie so lange war, bedeutet den Frieden im Himmel. Von nun an werden Here und Athene nicht mehr genannt, Zeus handelt allein. Die Feindinnen der Troer werden sich Hektors Lösung nicht mehr widersetzen. V. 77—102.

Zeus gedenkt in teilnehmenden Worten ihres Leides. Er teilt ihr mit, daß der Plan bestanden habe, Hektors Leiche zu entwenden und enthüllt jetzt den wahren Grund, warum er dagegen gewesen ist. Er will nämlich Achilleus die Genugtuung lassen, Hektor selbst zurückzugeben, aus Rücksicht auf Thetis und Freundschaft für sie. Das erinnert mit bewußter Wendung an den Anfang der Ilias. Dort hat der Bittgang der Thetis den Zeus veranlaßt, für ihren Sohn Partei zu ergreifen; jetzt sendet Zeus die Mutter zum Sohn, seine Befehle auszurichten.

Es folgt in sehr ernsten Worten der Auftrag. Zeus hat sich die Auffassung Apollons vollkommen angeeignet und bedroht Achilleus mit seinem und aller Götter Zorn, wenn er in seinem Tun fortfahre, das er das eines rasenden Herzens nennt. Er zeigt den Ausweg, der auch des Achilleus stolze Seele befriedigen kann. Bitten soll er sich lassen und Lösegeld nehmen. Er will dem Priamos Iris senden und ihn veranlassen, durch erfreuende Geschenke den Sohn zu lösen. V. 103—119.

Rasch entfernt sich Thetis. Bei dem Sohne angelangt, beginnt sie mit der freundlichen Mahnung, nicht ewig sein Herz in Trauer zu verzehren, sondern seines Lebens die kurze Spanne Zeit noch froh zu sein, des Mahles und der Frauenliebe zu gedenken. Der Dichter läßt sie wohl daran erinnern, daß Briseis wieder sein ist. Dann entledigt sie sich ihres Auftrags. Er soll Hektor lösen und sich dafür entschädigen lassen. Daß Priamos selbst kommen würde, sagt sie nicht.

Achilleus gibt nach. Die Schnelligkeit, mit der er es tut, ist wohl begründet. Gegen den Willen des Zeus ist doch nichts auszurichten, und deshalb ergreift der Held den Ausweg, den ihm die Mutter gezeigt hat. Es ist nicht zufällig, daß er zuerst von dem Lösegeld und erst nachher von Zeus' Gebot spricht; bietet ihm doch jenes die Möglichkeit, in Ehren nachzugeben. V. 120—142.

Es ist behauptet worden, mit dem Auftrage des Zeus stehe das Erstaunen, das Achilleus nachher beim Eintritt des Priamos empfinde, im Widerspruch, da er ihn doch erwartet haben müsse. Dem ist aber nicht so. Wohl hat Zeus zu Thetis gesagt, er würde durch Iris den Priamos auffordern lassen, selbst ins Lager zu gehen und den Sohn auszulösen. Aber Thetis hat das dem Sohne nicht wiederholt, sondern ihn nur angewiesen, Lösung anzunehmen, und dieser weiß nicht, wer ihm diese bieten wird. Daß er dann erstaunt ist, wenn der königliche Greis in tiefer Nacht, unbe-

heiligt von den Lagerwachen, selbst in seinem Zelte erscheint, ist doch wahrlich sehr zu begreifen.

Zeus sendet Iris zu Priamos, mit einläßlichem Auftrag. Priamos soll Achilleus Lösegeschenke bringen, allein, nur von einem alten Herold begleitet. Der Zusatz, nach dem er ihm einen Geleiter und volle Sicherheit verheißt, ist außerordentlich töricht, denn er zerstört den wundervollen Aufbau der ganzen Handlung. V. 143—158.

Iris findet im troischen Königspalast ein ergreifendes Bild fassungslosen Jammers. Um den König, der nach orientalischer Weise in Sack und Asche trauert, sitzen im Hofe die Söhne, der Palast ertönt vom Wehgeschrei der Frauen, die um die Erschlagenen klagen. So ist auch in Hektors Abschied zuerst der düstere Untergrund gezeichnet, auf dem sich dann die einzelnen Gestalten scharf abheben.

Die Götterbotin tritt zum König. Sie spricht ganz leise, und doch befällt ihn ein Zittern, denn er spürt die Nähe der Gottheit. Sie spricht ihm Mut ein, da sie ihm nichts Böses verkünden will, sondern eine Botin des um ihn besorgten Zeus ist, richtet ihren Auftrag aus, und er ist sogleich entschlossen und voll Vertrauen. Aber er nennt nachher der Iris Namen nie, sondern spricht stets nur von einem himmlischen Boten, dessen Stimme er gehört und dem er ins Antlitz geschaut habe. Das erhöht den Eindruck des Geheimnisvollen und läßt doch zugleich dem Zweifel einigen Raum, der es dem Dichter ermöglicht, die Fahrt des Priamos zugleich als Resultat eines eigenen Willensaktes hinzustellen. V. 159—180.

Sogleich befiehlt er seinen Söhnen, ihm einen Wagen zu rüsten. Aber er will nicht eigenmächtig handeln, sondern seine alte Gemahlin an seinem Entschluß teilnehmen lassen. Wie er sich in die Schatzkammer begeben hat, ruft er Hekabe, teilt ihr die himmlische Botschaft mit und fragt, was sie dazu meine. Auch sein eigenes Herz, versichert er, dränge ihn gewaltig zu dem Gange. Dem Befehl der Götter steht der eigene Entschluß selbständig zur Seite. Aber Hekabe nimmt von dem Auftrage des Zeus nicht die geringste Notiz, sondern sieht nur des Königs Entschluß, über den sie sich entsetzt, und der sie an seinem klaren Verstande zweifeln läßt. Ein Herz von Eisen muß er haben, daß er daran denken kann, zu dem Mörder seiner Söhne zu gehen, und sie weissagt ihm den Tod von den Händen des Wilden, des tückischen Raubtiers. Ihre Angst offenbart sich in den stärksten Ausdrücken über den verhaßten Peliden. Dann folgt die tiefste Hoffnungslosigkeit. Die Moira hat es Hektor zugesponnen, daß ihn die Hunde fressen sollten, und ihnen bleibt nichts übrig als zu Hause zu sitzen und zu weinen. Beim Gedanken an Achilleus schlägt der Schmerz in wilde Wut um. Hatte sie ihn vorher ein Raubtier und treulos genannt, so wünschte sie jetzt sein Herz (im Original die Leber) mit den Zähnen zu zerfleischen und zu verschlingen. Denn empörend ist es, daß er das an ihrem tapfern Sohne tut, der sich furchtlos für die Heimat wehrte. Wir erkennen die furchtbare Greisin der Tragödie des Euripides, die noch in ihrem Elend Rache für ihre geliebten Kinder findet. V. 188—216.

Ihre Heftigkeit verfehlt ihres Eindrucks auf Priamos nicht ganz. Zwar lehnt er die böse Vorbedeutung, die in ihren Worten liegt, ab: sie soll ihm nicht im eigenen Hause zum Unglücksraben werden, und er beharrt auf seinem Entschluß. Aber er beginnt die Echtheit der Botschaft zu erwägen. Wenn ein Mensch sie ihm gebracht hätte, ein Seher oder Priester, so möchte man es eine Lüge nennen und sich davon abkehren. Nun hat er aber doch den himmlischen Boten selbst geschaut und ihm ins Antlitz gesehen. Und doch, bei aller Zuversicht, hält er es für möglich, daß er bei Achilleus den Tod finde. Das schreckt ihn aber nicht, wenn er nur den Sohn in die Arme fassen und sich der Klage ersättigen kann. Hinfort wird von Iris nicht mehr gesprochen. Die Möglichkeit des Mißerfolges, ja eines furchtbaren Endes hat sich der Seele des Königs bemächtigt, und nun gehört der Entschluß ihm allein. V. 217—227.

Er schreitet zur Wahl der Geschenke, für deren Aufnahme er schon vorher den vierräderigen, von Maultieren zu ziehenden Wagen zu rüsten befohlen hat. Unter ihnen ist ein Becher besonders wertvoll, da er eine Ehrung gewesen ist. Eine Gabe hat mehr Wert, wenn sich das Herz des Gebers daran geheftet hat, und daß es einer ganz außerordentlichen Veranlassung bedurfte, sich dieses Prunkstückes zu entäußern, betont der Dichter. Darauf geht Priamos hinaus. Jetzt, wo er ganz mit seinem Vorhaben beschäftigt ist, ärgern ihn die anwesenden Troer, und er jagt sie scheltend fort. Sie würden doch zu Hause auch genug zu trauern haben, so daß sie nicht herzukommen brauchten, um ihm Verdruß zu bereiten. Wenn sie etwa sein Leid zu gering fänden, würden sie selbst auch genug davon zu fühlen bekommen, daß Hektor dahin ist. V. 228—248.

Dann ärgert er sich, daß der Wagen noch nicht dasteht, den er den Söhnen zu rüsten befohlen hat. Sehr heftig fährt er sie an und wünscht, sie möchten alle miteinander erschlagen liegen, wenn nur Hektor noch lebte, der unter den Menschen ein Gott war. Überhaupt hat er die edeln unter seinen Söhnen verloren. Was übrig bleibt, ist Gesindel, das nur zu tanzen, zu verführen und den Bauern das Vieh zu rauben versteht. V. 248—264.

Eilends rüsten die gescholtenen Söhne die Fuhrwerke, einen vierräderigen Wagen für Maultiere und einen zweiräderigen für Rosse. Die eingehende Schilderung, wie sie das Joch an der Deichsel befestigen, gibt einen angenehmen Ruhepunkt vor der Abfahrt, die dann noch besonders eingeleitet wird. V. 265—280.

Bevor nämlich Priamos abfährt, tritt Hekabe mit einem Becher Weines zu ihm. Ohne Rücksicht auf die Botschaft der Iris verlangt sie, daß der König mit einer Spende um glückliche Heimkehr und um ein Zeichen bete, den mächtigen Adler des Zeus. Wenn er das nicht erhielte, würde sie ihn trotz seinem Verlangen nicht ziehen lassen. Der König ist bereit. Nach dem Ida, Zeus' Sitz, gewendet, fleht er, er möchte bei Achilleus Freundlichkeit und Mitleid finden, und um das Adlerzeichen, damit er die Fahrt vertrauend unternehme. Jetzt ist er ganz auf sich selbst

gestellt, ein mutiger Mensch, der seinen Gott um Hilfe anruft. V. 281 bis 313.

In breiter, mächtiger Ausführung läßt der Dichter den von Zeus gesendeten Adler erscheinen. Von rechts her stürmt er über der Stadt auf. Dann besteigt Priamos den Streitwagen, mit dem andern fährt der Herold Idaios vor ihm her. So warm ihnen allen bei dem Wahrzeichen das Herz geworden war, begleiten doch Söhne und Schwiegersöhne den König mit lautem Jammer bis vor das Tor, als ginge er in den Tod. Und eine schwere und gefahrvolle Aufgabe wartet seiner in der Tat. V. 314—330.

Die Hauptsache, Priamos' Zusammenkunft mit Achilleus, steht dem Dichter so sehr im Vordergrund des Interesses, daß er sich mit den äußern Schwierigkeiten der Fahrt nicht abgeben mag. Er läßt sie durch einen Gott überwinden. Aber er hat daraus eine wunderbare Szene gestaltet, die nach den Bildern der Angst und des Zweifels eigenartig und beruhigend wirkt. Neben den tiefen Schönheiten der Partie kommt uns die wirkliche Hilfe des Hermes beim Eintritt ins Lager wie etwas Nebensächliches vor.

Beim Eintritt der Greise in die Ebene erfaßt Mitleid den Zeus, der sie erblickt. Er wendet sich zu Hermes und fordert ihn mit Berufung auf seine bekannte Menschenfreundlichkeit auf, den Priamos unbemerkt ins Lager zu bringen. Die Wichtigkeit der Sache erfordert, daß Hermes' Zurüstungen eingehend beschrieben werden.

Nicht, wie vorhin in Iris, erkennt Priamos in Hermes den Gott. Der Dichter hätte dadurch sein eigenes Werk zerstört. Es steht eben bei den Göttern, ob sie erkannt sein wollen, und um das zu vermeiden, wählt der Dichter die Menschengestalt. Der Schrecken, der den Herold beim Anblick des Herannahenden ergreift, teilt sich Priamos mit. Er hat sein ganzes Vertrauen vergessen. Das ist die richtige Stimmung, uns das folgende Gespräch voll genießen zu lassen. V. 331—360.

Rasch naht der schöne Jüngling dem Entsetzten, ergreift seine Hand und redet ihn „Vater" an, der zutrauliche Gruß der Jüngern, mit dem auch das Mädchen bei den Phäaken den Odysseus grüßt. Er wundert sich über die nächtliche Fahrt, die so gefährlich ist, beruhigt ihn aber sogleich. Er werde ihm nichts zuleide tun und ihn auch gegen andere schützen, da er ihn an den eigenen lieben Vater erinnere. Aus dem Tone teilnehmender Neugier ist warme Herzlichkeit geworden.

Priamos gibt das Gefährliche seines Unternehmens zu. Aber im Erscheinen des Fremden erkennt er die huldvoll schützende Hand der Götter. Und selbst in dieser Stunde der Not hat er die innere Freiheit, die Schönheit und den Verstand des Jünglings zu bewundern und die Eltern für einen solchen Sohn glücklich zu preisen. So hat er einst von der Mauer aus seiner Bewunderung über Agamemnons Glück herzliche Worte verliehen. Der Fremde gibt seiner Befriedigung Ausdruck. Mit der weitern Frage, wohin er mit den Schätzen wolle, verrät er, daß er den König kennt. Er könnte es wohl begreifen, wenn die Troer ihr Gut, ja sich selbst in Sicherheit brächten. Haben sie doch ihren besten Mann verloren, „deinen Sohn".

überrascht fährt der Greis auf. Daß der Fremde ihn kennt, überhört er ganz, nur das Wort vom Sohn hat er vernommen. Wer kann der nur sein, der ihm von seinem Sohn erzählt? Der Fremde stellt sich, als ob er darin einen Zweifel an sich erblickte, und redet ausführlich und liebevoll von Hektor. Er hat selbst dessen höchsten Triumph bewundernd mit angesehen, denn er gehört zu den Myrmidonen, die Achilleus nicht kämpfen ließ. Einläßlich beantwortet er auch die Frage nach seiner Herkunft und erklärt sein Erscheinen in der Ebene mit einem Spähergang. V. 360—404.

Nun hat er, wie er es wollte, des Greises ganzes Vertrauen gewonnen, und jetzt tut dieser die Frage nach dem Schicksal der Leiche, denn das liegt ihm am nächsten. Er und wir nicht minder haben die Sendung der Iris vergessen, die doch voraussetzt, daß der Leichnam noch nicht den Hunden vorgeworfen worden ist. So sehr hat es der Dichter verstanden, unsere ganze Aufmerksamkeit auf den Gang des Königs zu lenken. Wunderschön ist die Antwort des Gottes. Der unumgänglichen Erwähnung der täglichen Schleifung geht die beruhigende Schilderung des schönen und unentstellten Leichnams voran, die gleich nach dem Wort über die Schleifung in bewundernder Steigerung wieder einsetzt, um in der Gewißheit zu enden, die Erhaltung des Toten müsse das Werk der Götter sein. Selbst die Erinnerung an die Roheit, mit der die Achäer ihre Waffen in die Leiche bohrten, wird in Hermes' Munde zu einem Trost: die Wunden sind alle geschlossen.

Der König erkennt, daß sich die Götter der vielen Opfer erinnert haben, die ihnen Hektor einst dargebracht, und bietet in der Freude seines Herzens dem Fremden den schönen Pokal an. Zugleich fleht er ihn an, ihn sicher zu Achilleus zu führen. Dies verspricht Hermes gern, ja bis nach Argos würde er ihn sicher geleiten. Aber das Geschenk lehnt er ab, weil sich Achilleus beeinträchtigt fühlen und ihm selbst dadurch Schaden erwachsen könnte. Auch der Pelide ist nicht frei von der Habsucht, welche uns bei den homerischen Helden so oft begegnet. V. 405—439.

Hermes springt auf den Wagen und geleitet Priamos und den Herold sicher durch die Lagerwachen und bis in den Hofraum von Achilleus' Zelt. Dort gibt er sich zu erkennen, will aber nicht mit ins Zelt treten. Warum es seiner göttlichen Würde weniger angemessen sein sollte, sich dem Achilleus zu zeigen als dem Priamos, ist nicht ersichtlich. Für den gottesfürchtigen König genügt die Erklärung vollständig. Hörer und Leser erkennen, daß der Dichter Priamos ohne göttlichen Beistand handeln lassen will. Die letzte Mahnung des Gottes ist sehr allgemein gehalten und wird von Priamos nur zum Teil befolgt. Dieser hatte übrigens schon gleich nach Hektors Tod daran gedacht, Achilleus durch die Erinnerung an seinen Vater zu rühren. Darauf geht Hermes in den Olymp zurück. V. 440—468.

Vor der großen Begegnung macht der Dichter eine kurze Pause. Er schildert die Situation, in der Priamos den Achilleus trifft, und dehnt die Szene des Eintritts durch ein Gleichnis. Die Myrmidonenhelden erstaunen wie Leute, bei denen ein mit einem Morde belasteter Mann Zuflucht sucht.

Wie seltsam das Ganze ist, spricht er in kurzer Reflexion aus: der König küßt dem Achilleus die mörderischen Hände, die ihm so viele Söhne erschlagen haben. V. 469—485.

Mit der Erinnerung an Peleus beginnt Priamos. Jener steht im gleichen hohen Alter wie er, wird vielleicht von bösen Nachbarn bedrängt und hat niemand, der ihn beschirme. Aber wie glücklich ist er doch; er hat die Freude, zu hören, daß sein Sohn lebt, und hofft ihn wiederzusehen. Wie ganz anders Priamos. Im Gedanken an Hektor sagt er zuerst übertreibend, es sei ihm keiner seiner Söhne geblieben. Nachher verbessert er sich: die meisten seiner fünfzig Söhne hat der Krieg verschlungen. Aber nun nennt er Hektor seinen Einzigen, ihn, der die Stadt schirmte, und den er nun zu lösen gekommen ist. Er beschwört Achilleus die Götter zu scheuen, sich seiner zu erbarmen, und kehrt dann nochmals zu Peleus zurück. Ist er doch noch viel bedauernswerter als dieser. Denn er hat über sich gebracht, was noch nie ein Mensch auf der Welt: er hat die Hände flehend zum Mörder seiner Kinder ausgestreckt. Sonst nämlich ist Rache an dem Feind oberste Pflicht und höchste Genugtuung. Darum fordert schon die Selbsterniedrigung, die Priamos sich auferlegt hat, Erbarmen. V. 486 bis 506.

Achilleus ist gerührt, aber zunächst nicht über Priamos' Geschick, sondern durch den Gedanken an seinen Vater. Er drängt die Hand des Greises sanft weg und weint um Peleus und dann wieder um Patroklos; Priamos, der sich vor Achilleus' Füßen windet, um Hektor. Endlich steht Achilleus auf, ergreift des Greises Hand und heißt ihn sich erheben; beim Anblick der grauen Haare hat ihn Mitleid erfaßt. Noch hat er die Bitte nicht gewährt, sondern nur schönes menschliches Mitleid empfunden. Es liegt noch ein Bann über ihm, und er muß die Stimmung zu freundlicher Zusage erst gewinnen. Der Dichter will nicht, daß er sich einfach dem Gebote des Zeus füge. Es muß auch in seinem Herzen eine Versöhnung eintreten.

Nun spricht Achilleus. Er beginnt mit einem Ausruf des Mitleids und des Staunens. Nicht ohne Absicht läßt ihn der Dichter Hekabes Wort wiederholen, daß der Greis ein eisernes Herz haben müsse. Aber was im Munde der Königin Entsetzen war, das spricht hier die unverhohlene Bewunderung. Dann lädt er ihn ein, sich zu setzen und das Leid in der Brust ruhen zu lassen, trotz aller Betrübnis, da ja die Klage nichts besser mache.

Statt aber gleich auf die Bitte einzugehen, überläßt er sich einer trüben Betrachtung über das Menschenschicksal. Sie ist durch die Worte des Priamos über Peleus und sich selbst veranlaßt. Die Götter haben es den Menschen zugesponnen in Leid zu leben, während sie selbst ohne Sorgen sind. Im Saale des Zeus stehen zwei Fässer, gemeint sind große bauchige Tongefäße mit breitem flachem Boden, aus denen Zeus den Menschen ihr Geschick zuteilt. Daß jemand nur aus dem Fasse des Guten zugeteilt erhalte, wird gar nicht in Betracht gezogen; das kommt überhaupt

nicht vor. Die Glücklichsten sind, die aus beiden Fässern gemischte Gaben bekommen, wie Peleus und Priamos, und das Traurige dabei ist, daß das Unglück immer das spätere war. Achilleus erwägt die Geschicke der greisen Könige, die sich schließlich in ihm vereinigen. Er kann den alten Vater nicht pflegen, denn er ist zu frühem Tode bestimmt und sitzt fern von ihm in Troja, wo er Priamos und den Seinen wehe tut. Es beherrscht ihn dasselbe Gefühl von der Nichtigkeit dieser Heldentaten wie in dem Worte, das er den Gesandten sagte: „Was ist schließlich der Zweck dieser Kämpfe, als fremden Männern die Frauen zu rauben?" Nichts ist die Folge als Elend für andere, die ihm nichts getan haben. So möge denn der alte König, so kehrt Achilleus zum Anfang zurück, aushalten, denn er ändert mit Klagen nichts, eher möchte er selbst ein Leid erfahren. V. 507—551.

Was das heißen soll, wird deutlicher, nachdem Priamos den Sitz abgelehnt hat, bevor die Zusage der Lösung ausgesprochen ist. Da fährt ihn Achilleus rauh an. Er will nicht mehr gequält sein, denn er hat ja im Sinn, Hektor herauszugeben. Zeus hat es ihm durch Thetis befehlen lassen, und daß ein Gott den König zu ihm geleitet haben muß, ist deutlich genug; kein Sterblicher käme allein durch. Aber noch gibt er bloß dem Zwange nach, noch gärt der alte Groll, und er fürchtet sich vor sich selbst. Klagen und heftiges Drängen möchten ihn erbittern, daß er sich, wider Zeus' Gebot, an dem Schutzflehenden vergriffe. V. 552—570.

Der Greis erschrickt und schweigt, Achilleus aber springt hinaus, in jähem Sprung wie ein Löwe. Man spürt dem Bilde den Zwang an, den er sich antut. Ungern genug, mit gewaltiger Selbstüberwindung gibt er nach. Zur Vorsorge gegen seine eigene Leidenschaft läßt er den Leichnam zum Waschen weit wegtragen. Aber er erweist ihm alle gebührende Ehre und bahrt ihn schließlich selbst auf dem Wagen auf. Die Seele des Patroklos bittet er nicht zu zürnen. Er hat ihr versprochen, Hektor den Hunden vorzuwerfen; nun verheißt er ihr, sie durch einen Teil des Lösegeldes zu versöhnen. V. 571—595.

Noch verfügt er, daß Priamos den Toten heute nicht mehr schauen solle. In dem Worte liegt das letzte Verklingen der Leidenschaft. Der Dichter hat nur schlicht erzählt, aber die Ausführlichkeit, mit der die Besorgung der Leiche geschildert ist, ersetzt jede eingehendere Motivierung des Stimmungswechsels. Eingeleitet und ermöglicht war dieser durch das Mitleid mit dem Geschick des Greises und das Gedenken an den eigenen Vater, vollzogen durch die Selbstüberwindung, mit der Achilleus selbst Hand anlegte. Jetzt ist das Schwerste hinter ihm, und das gibt ihm die Ruhe.

Wie er wieder in das Zelt eintritt, ist der Flehende sein Gast. Er lädt ihn ein zu essen, mit dem Hinweis auf Niobe, die doch alle Kinder verlor und dennoch der Speise gedachte, als sie des Weinens müde war.

Zu der Erzählung von Niobe paßt die Erwähnung ihres Sitzbildes auf dem Sipylos oberhalb Magnesia nicht recht. Gleichwohl sind die Verse nicht zu verwerfen. Der Dichter kannte die populäre Meinung, daß das mächtige Steinbild an der Nordwand des Sipylos die trauernde Niobe vor-

stelle, und unbekümmert fügte er seiner Erzählung die Merkwürdigkeit bei, gerade wie die homerische Poesie das Gleichnis in behaglicher Ausführung vorübergehend zum Selbstzweck macht.

Nach der Einleitung zum Mahle, die er wiederholt, bringt es Achilleus über sich, von Hektor zu sprechen, dessen Name bis jetzt nicht über seine Lippen gekommen ist. Der Haß ist geschwunden, und teilnahmsvoll sieht Achilleus die vielen Tränen voraus, die um Hektor fließen werden. V. 596—620.

Der Dichter macht durch die Vorbereitungen zum Mahl eine kurze Pause; dieses selbst wird in den zwei bekannten Versen abgetan. Dann aber folgt eines der herrlichsten Bilder der Ilias. Da sitzen sie einander gegenüber und schauen einander an. Bewundernd sieht der König die Kraft und götterähnliche Schönheit des Achilleus, bewundernd betrachtet dieser des Greises edles Gesicht und lauscht seiner Rede. Kurz, fast herb ist die Zeichnung, aber doch scheidet der Dichter von dem Bilde nicht, ohne zu sagen, daß beide sich des Anblicks erfreuten. Jetzt ist Friede eingekehrt.

Vertrauensvoll bittet Priamos um ein Lager zur ersten Rast seit Hektors Tod, wie er auch seither heute zum ersten Male gegessen und getrunken hat. Achilleus läßt sogleich in der Vorhalle Betten rüsten und begründet die durch den Mangel an Fremdenzimmern in der Vorhalle etwas eigentümliche Wahl der Schlafstelle mit einer kleinen Neckerei. Im Saale kann er ihn nicht lagern lassen, denn es könnten Fürsten zur Beratung kommen, und wenn Agamemnon von seiner Anwesenheit erführe, könnte eine Verzögerung der Lösung eintreten. Achilleus drückt sich sehr reserviert aus. Was eigentlich gemeint ist, sagt am Morgen Hermes dem Priamos im Traum: Hört Agamemnon, daß Priamos im Lager ist, so legt er seine Hand zu weit größerem Lösegeld auf ihn. Habsucht war der erste Vorwurf, der im 1. Buch Agamemnon gemacht wurde. Der Dichter schließt den Ring der Ilias mit der Besorgnis vor der nämlichen Eigenschaft des Königs. Aber Achilleus zeigt Priamos nicht die ganze Größe der Gefahr, und auch sonst ist seine Rede voll Zartheit. Nicht nur, daß er den König mit „lieber Greis" anredet, er fragt auch unaufgefordert, wieviel Zeit er zur würdigen Bestattung bedürfe, damit er selbst so lange eine Waffenruhe veranlasse. Priamos antwortet, er würde es ihm zu Dank machen, wenn er ihm elf Tage gewährte. Er fordert nicht, sondern bittet unter sorgfältiger Begründung. Am zwölften Tage, schließt er wehmütig, können wir wieder kämpfen, „wenn es denn sein muß". Nicht nur der König, auch Homers Leser und Hörer möchten wünschen, es müßte nicht sein. Nach dieser Erzählung hat der Gedanke an Fortsetzung des Krieges etwas Beleidigendes.

Achilleus verheißt Gewährung und führt den Greis selbst an der Hand zu seiner Lagerstätte; er versichert ihn so seines Schutzes. Auch er sucht sein Lager auf. Dort ruht Briseis neben ihm, mit deren Wegnahme die gewaltige Geschichte begonnen hat. V. 621—676.

Die Ilias ist abgeschlossen. Aber es widerspräche aller homerischen Gepflogenheit, Priamos im Lager zu verlassen, zumal nach der leisen Besorgnis, die Achilleus geäußert hat. Auf die Gefahr, die von Agamemnon droht, weist auch Hermes, wie er noch in dunkler Nacht den König weckt und zum Aufbrechen mahnt. Mit seiner Hilfe ist Priamos ins Lager gekommen, ihn führt der Gott, diesmal ohne Auftrag des Zeus, noch in der Nacht wieder hinaus. Bei der Furt des Skamandros verläßt er ihn.

Es wird Morgen, und von der Höhe der Burg entdeckt Kassandra die Herannahenden. Auf ihren Ruf strömt ihnen das Volk entgegen, aber dem lauten Leid macht der König ein Ende. Er führt Hektor in den Palast und läßt ihn dort aufbahren. V. 677—722.

Und nun hält der Dichter noch einmal inne. In der Totenklage der drei Frauen um Hektor zeichnet er ein abgerundetes Bild des Helden wie der Trauernden selbst. Manches klingt an die Klage bei Hektors Tod und an den Abschied an, aber das Ganze ist doch neu gestaltet und um manchen Zug bereichert.

Den Vortritt hat Andromache. Wie immer nimmt sie Hektors Los und das ihre in eins zusammen, um dann in neuer Wendung bei dem Geschicke des Sohnes zu verweilen. Sie sieht diesen als Knecht eines harten Herrn oder von einem der Achäer vom Turme geschleudert, aus Rache für einen von Hektor erschlagenen Verwandten. Jetzt zum ersten Male bricht auch der Stolz auf den tapfern Mann durch, der im Kampfe so unmild war, und dem so viele erlagen, als er die Stadt schirmte. Darum beklagen ihn die Völker, unnennbaren Jammer hat er den Eltern bereitet, ihr aber am meisten. Und jetzt spricht sie ihr rührendstes Wort. Immer hat sie in Hektor nur den Mann ihrer Liebe gesehen, in seinem Verlust nur ihre Vereinsamung gefürchtet. Dieses Gefühl ist in ihren letzten Worten zur höchsten Steigerung zusammengefaßt. Ihr größter Schmerz ist, nicht weinend eines letzten Händedrucks, eines lieben Abschiedswortes gedenken zu dürfen. V. 723—745.

Ihr folgt Hekabe. Sie hatte sich schon bei Hektors Tode stärker erwiesen als die andern. Auch jetzt beherrscht sie der Triumph darüber, daß er, wie ihr, auch den Göttern der liebste ihrer Söhne war, den sie im Tode noch schirmten. Sie gedenkt ihrer andern Söhne, die Achilleus fing und verkaufte; sie gedenkt der Tötung und Schleifung Hektors und frohlockt in leidenschaftlichem Ausbruch, daß Achilleus seinen Freund auch so nicht vom Tode erwecken konnte; ein Seitenstück zu den wilden Worten im Beginn des Buches. Die Klage ihres starken Herzens endet in lauterer Freude, daß sie ihn wieder hat, schön, als wäre er Apollons schmerzlosen Pfeilen erlegen. V. 746—759.

Endlich klagt Helene um den ritterlichen Helden, an dem sie, die Ursache all des Elends, stets eine Zuflucht vor den Vorwürfen der andern gefunden, und der ihr nie ein hartes Wort gegeben hat. Nun hat sie niemand mehr, der gütig und lieb mit ihr ist, sondern alle betrachten

sie mit Abscheu. Der Dichter spinnt die Erinnerung an ihr Gespräch mit Hektor in ihrem Hause zu schöner Wirkung aus; mit der Erwähnung der beständigen Freundlichkeit des Priamos erinnert er an die gütigen Worte, die der König auf dem Turme zu ihr gesprochen. Nach der Zeichnung, die der Dichter von Hekabe gibt, glauben wir gern, daß diese die Urheberin des Unheils oft genug hart angelassen hat. V. 760—775.

So ist uns Hektor noch einmal vorgeführt worden, in seiner ganzen edlen Größe. Schlicht, wie sein Heldentum war, ist seine Bestattung, die zu Patroklos prunkender Leichenfeier in denkbar größtem Gegensatze steht. Auf riesigem Holzstoß wird Hektor verbrannt, die Feuerstelle mit Wein gelöscht, die Asche in goldener Urne gesammelt und in einem Grabhügel beigesetzt. Neun Tage betrauern ihn die Troer und feiern dann den Leichenschmaus, zu dem sie Priamos lädt. Knapp ist das alles erzählt. Der Dichter will keine neuen Töne mehr erklingen lassen, und so endet das unsterbliche Gedicht in sanft verhallenden Akkorden. V. 776—804.

Die Odyssee.

Unsere Odyssee bietet eine Reihe von Motiven, die ursprünglich voneinander unabhängig sind, und die es zunächst zu sondern gilt. Sie sind sagen- oder märchenhaft und haben in vielen Geschichten der Welt ihre Parallelen.

Das erste dieser Motive, wahrscheinlich mythischen Ursprungs, ist der Freiermord. Der Held kehrt nach langer Abwesenheit zurück, findet die treue Gemahlin von Freiern bedrängt und erschießt diese mit dem unentrinnbaren Bogen.

Davon verschieden ist die Geschichte von dem lange abwesenden Hausvater, der gealtert und im Bettlergewande zurückkehrt und bei der Fußwaschung erkannt wird. Von Freiern der Gemahlin berichtete diese Form nicht.

Wieder ein anderes Motiv ist das von dem Sohne, der auszieht, den lange fortgezogenen Vater zu suchen. Es gab darüber ein Gedicht, das die Geschichte bereits schon an den Namen des Odysseus knüpfte. Telegonos, des Odysseus und der Kirke Sohn, zieht auf Kunde nach dem Vater aus. Er findet ihn als Fürsten eines fernen Landes, der den Ankömmling für einen nahenden Feind hält, ihm entgegenstürmt und seinem Lanzenwurf erliegt. Die ursprüngliche Fassung dieser Erzählung kann Ithaka und Penelope schwerlich gekannt haben.

Mit ihr ist die des Telemachos verwandt, die auch recht alt sein muß. Der Name des Sohnes scheint darauf zu weisen, daß der Vater in einen fernen Krieg gezogen ist, wie Hildebrand, und eine Parallele mit der Geschichte dieses Helden liegt wohl auch darin, daß Hildebrand eine junge Frau mit einem kleinen Sohn in Bedrängnis zurückließ. Auch in dieser Erzählung ist Telemachos längst mit Odysseus verbunden, der schon in der Ilias sein Vater ist. An sich steht der Annahme nichts entgegen, daß auch die Geschichte von Telemachos in ihrer ältesten Fassung ähnlich ausging wie die Telegonie und das Hildebrandslied.

Vor allem wichtig ist der mächtige Komplex der Märchen. Zahlreiche Züge der Irrfahrten sind auch sonst bekannt, einige erscheinen auch außerhalb der Odyssee miteinander verbunden, freilich nicht in demselben Zusammenhang. Wieviel davon schon vor unserer Odyssee auf Odysseus zurückgeführt wurde, wird im einzelnen schwer auszumachen sein. Das Abenteuer mit dem Kyklopen jedenfalls stammt direkt aus dem Volksmärchen und hatte vor unserer Odyssee nicht den Odysseus zum Helden.

Es fragt sich nun, auf welchem Wege diese verschiedenen Elemente zu der Einheit geworden sind, die unsere Odyssee bietet. Hören wir zunächst, wie sich Aristoteles den Aufbau des Gedichtes vorstellt.

„In den Dramen“, sagt er, „sind die Episoden kurz, das Epos wird durch sie erweitert. Die Fabel der Odyssee z. B. ist klein. Es ist jemand viele Jahre einsam außer Landes und wird von Poseidon verfolgt. Zu Hause stehen die Dinge so, daß sein Gut von Freiern aufgezehrt wird und seinem Sohne von ihnen Nachstellung droht. Da kehrt er nach stürmischer Irrfahrt zurück, gibt sich einigen zu erkennen und greift die Freier an, ihm zum Siege, den Feinden zum Verderben. Das ist das Eigentliche, das übrige sind Episoden.“

Aristoteles erkennt die Sage nicht an. Was er als den Kern der Odyssee betrachtet, ist ihm Erfindung eines Dichters, Zeichnung eines Grundrisses, zu dem allerlei Ausschmückungen traten. Wir sehen in dem von ihm gegebenen Kern den wesentlichen Inhalt der Sage, müssen aber davon den Mordanschlag auf Telemachos ausnehmen. Der war ihr ebenso fremd, als er in unserer Odyssee wichtig ist. Sehen wir davon ab, so müßte nach Aristoteles die ganze Rolle des Telemachos den Episoden angehören, und in der Tat hat die Homererklärung seit der Renaissance als solche wenigstens das behandelt, was man gewöhnlich Telemachie nennt, die ersten vier Bücher. Deren Voraussetzungen und Hinweise stehen jedoch mit dem ganzen Gedicht im engsten Zusammenhang und sind nicht daraus auszulösen.

Schon vor dreißig Jahren hat Wilamowitz gesehen, daß die „Telemachie“ mehr umfaßt als die vier Bücher. Ich gehe aber weiter und meine, ihre Erzählung sei in vielen Szenen bis ans Ende der Odyssee wahrnehmbar.

Daneben steht eine Reihe von Szenen, und zwar gerade die prächtigsten, die keine ursprünglichen Teile der Telemachie gewesen sein können. Vor allem ist der Gipfelpunkt der ganzen Geschichte, der Freiermord, in einer Weise dargestellt, die in hohem Grade auffällt. Der furchtbare, mit dem unentrinnbaren Bogen bewaffnete Rächer hat nicht genug Pfeile, um alle Freier zu erschießen, und muß sich, um das Rachewerk zu vollenden, mit ritterlichen Waffen rüsten. In diesem Teile des Kampfes tritt Athene zu ihm, die beim Kampf mit dem Bogen fehlte. So geschickt die Verbindung beider Teile durchgeführt ist, so kann doch das Ganze nicht einheitlicher poetischer Konzeption entsprungen sein. Mit vollkommener Sicherheit hat Otto Seeck erkannt, daß zwei Versionen vereinigt sind, der Kampf mit dem Bogen und der in ritterlicher Rüstung, der Speerkampf. Dieser letztere wird bereits 1,255 und noch mehrfach angekündigt, ist also die Fassung der Telemachie.

Aus der Erkenntnis von zwei Versionen des Freiermordes geht die Folgerung, es müßten zwei oder mehrere Odysseusgedichte unserer Odyssee vorliegen, nicht mit Notwendigkeit hervor. Die Annahme ist erlaubt, daß ein vollständig durchgeführtes Gedicht von einem zweiten Dichter in die gegenwärtige Form gebracht worden ist. Das zugrunde liegende Gedicht muß so beschaffen gewesen sein, daß es, von den später eingetretenen Umwandlungen befreit, einen lückenlosen Fortgang zeigt und in den wichtigen

Motiven mit sich selbst übereinstimmt. Solcher Forderung entspricht die Telemachie, die Geschichte von dem bedrängten Sohne, der auszieht, den Vater zu suchen, und ihn natürlich auch findet.

Das Wichtigste ist, daß das Gedicht diese Geschichte mit der Rache des zurückkehrenden Odysseus verband und den Schauplatz nach Ithaka verlegte, dessen Örtlichkeiten es genau kennt. Den Namen der Penelope entnahm es der Sage. Die Verknüpfung beider Motive gewann es dadurch, daß es den heimkehrenden Sohn mit dem gesuchten Vater in der Hütte des Eumaios zusammentreffen ließ. Den Mord der Freier mit dem furchtbaren Bogen kannte der Dichter nicht oder verwarf ihn, um die Rachetat mit dem Speer, der ritterlichen Waffe, vollziehen zu lassen. Er lehnt überhaupt jeden märchenhaften Zug ab, stellt aber dafür die ganze Handlung unter die wunderbare Leitung der Athene, die in einer für homerische Poesie ungewöhnlichen Weise mitwirkt und zum Schluß beim Freiermorde tatkräftigen Anteil nimmt. Mit ihrem Auftreten beginnt und schließt die Telemachie. Telemachos tritt so viel als möglich in den Vordergrund, und seine Entwicklung vom zaghaften Jüngling zum kräftigen Widersacher der Freier wird schön durchgeführt. Interessant gezeichnet ist die Gestalt der Penelope. Wohl denkt sie mit Schmerzen des lange abwesenden Gemahls, und eine neue Heirat ist ihr verhaßt. Aber bei seinem Abschied hat Odysseus sie angewiesen, sich wieder zu vermählen, wenn er nicht zurückkehre, bis sie den Sohn erwachsen sähe, und das gibt ihrer Haltung eine gewisse Unentschiedenheit, die den Sohn unsicher macht, und über die die Freier sich beklagen. Endlich, kurz vor der Entscheidung, entschließt sie sich, eine Wahl zu treffen. Ein besonderes Charakteristikum der Telemachie ist die Verwandlung des Odysseus. Erfunden wurde sie, um die Erkennung zwischen Vater und Sohn zu ermöglichen. Aber dann war sie in der Telemachie unverbrüchlich bis hart vor dem Freiermord festgehalten. In diesem Zeitpunkte muß die Rückverwandlung durch Athene bewirkt worden sein.

Der Inhalt des Gedichts ist nach diesen Merkmalen nicht schwer zu bestimmen. Es gehören die ersten vier Bücher dazu. Dann erfolgte eine Landung des Odysseus, den Athene vor den ihm in seinem Hause drohenden Gefahren warnte und in einen häßlichen Greis verwandelte; der Gang der Erzählung ist aus dem 13. Buche erkennbar. Athene rief im 15. Buche Telemachos von Sparta zurück. Dessen Reise wird nur durch die dem Gedichte nicht angehörige Szene in der Hütte des Eumaios unterbrochen. Fast ganz gehören hierher das 16. und 17. Buch, Erkennung von Vater und Sohn und die Szenen in der Stadt Ithaka, der Eintritt des Odysseus in sein Haus und der Schemelwurf des Antinoos, an den sich das Gespräch mit Amphinomos 18, 108 anschloß. Eine besondere Einführung erforderte das Auftreten der Penelope vor den Freiern 18, 158. Der Abschluß ist nicht erhalten. Das Buch schließt mit dem Schemelwurf des Eurymachos. In der folgenden Nacht bargen Vater und Sohn 19, 1 die Waffen, und Athene erschien dem vor dem Unternehmen sich ängstigen-

den Odysseus 20, 23 und richtete ihn auf. Aus der weitern Erzählung der Telemachie sind nur einige Stücke erhalten, ein neuer Mordplan der Freier, der Wurf des Ktesippos, der heftige Tadel des Telemachos gegen ihn und das Gelächter der Freier darüber, das Theoklymenos zu seiner Weissagung veranlaßte. Die Wappnung mit Rückverwandlung des Odysseus, welche die Telemachie hier brachte, sind weggestrichen. Von ihrer Darstellung des Freiermordes ist nur das Auftreten der Athene geblieben, auch dieses nur zum Teil, und die Weisung zu täuschender Lustbarkeit. Dagegen gehört von 23, 344 an der ganze Schluß dem Gedicht, abgesehen von der Unterweltsfahrt der Freier.

Die Umschaffung der Telemachie in die uns vorliegende Odyssee vollbrachte ein anderer, den ich den Dichter der Odyssee nenne. Er hat das Gedicht mit den der Überlieferung entnommenen Zügen aus Sage und Märchen vervollständigt und ihm dadurch erst die rechte Weihe gegeben. Den Gang und auch den Inhalt der Telemachie behielt er auf weite Strecken bei, ohne selbst anders einzugreifen, als ihm notwendig erschien. Zunächst schuf er, zum Teil in Anlehnung an bereits in Gedichtform vorliegende Stoffe, die Irrfahrten vom 5. bis zum 12. Buch und legte sie da ein, wo die Telemachie von einer Landung des Odysseus erzählte. Um seine Darstellung dem frühern Gedicht etwas anzunähern, ließ er Athene in den Phäakenbüchern den Odysseus beschirmen, freilich in einer sehr obenhin gehaltenen Art, ohne daß sie die Handlung beherrscht.

Von vornherein ist sein Bestreben darauf gerichtet, die Handlung des Gedichtes im Winter spielen zu lassen, weil der Freiermord am Neumondsfest Apollons, am Neujahrsfest, stattfinden soll. In Apollons Schutz wächst 19, 86 Telemachos auf. Das Bild der Penelope, das die Telemachie gibt, ist ihm unsympathisch. Er stellt die unverbrüchlich treue Frau der Sage wieder her, biegt ihre Absicht, sich zu einer Wahl zu entscheiden, in ein Werben nach Geschenken um und läßt der Fürstin im 19. Buche nur einen Kampf zwischen Gattentreue und Mutterliebe. Unsympathisch ist ihm auch der in einen abscheulichen Greis verwandelte Odysseus. Zwar ändert er die Stellen der Telemachie nicht, die ihn so zeichnen, aber er trägt Sorge, die Greisengestalt nur als äußere Hülle erscheinen zu lassen, beim Fußtritt des Melanthios, beim Schemelwurf des Antinoos, im Faustkampf mit Iros. Wo er selbst zum Erzählen kommt, ist Odysseus ein durch die Mühsale gealterter Mann, aber von fürstlichem Aussehen trotz den Lumpen des Bettlers. Daher hat der Dichter die Rückverwandlung der Telemachie gestrichen. Seiner künstlerischen Hand entstammen die meisterhaften Charakterzeichnungen des Eumaios, Melanthios, Philoitios und der Melantho. Vom Beginn des 19. Buches an ist fast alles sein ausschließliches Eigentum: das Gespräch mit Penelope, das er am Ende des 17. Buches sorgfältig vorbereitet, die Nacht vor dem ereignisreichen Tage, die Bogenprobe, selbst der Freiermord. Denn den Bogenkampf hat er mit den Gestalten der Telemachie belebt und den Speerkampf aus einer mit Hilfe der Göttin bewirkten Abschlachtung Wehrloser zu einem homerischen Kampf

gestaltet. Ihm gehört bis auf wenige Trümmer der Telemachie auch die Erkennung der Gatten. Von da an sind nur wenige Spuren seiner Tätigkeit wahrzunehmen. Seine Kenntnis von Ithaka ist eine sehr allgemeine. In der Ansetzung von Pherai, dem Wohnorte des Ortilochos, setzt er sich mit der Telemachie in direkten Widerspruch. Sein Bestreben, auch der Erkennung des heimkehrenden Hausvaters durch die Fußwaschung eine Stätte zu schaffen, hat in den Zusammenhang eine leichte Störung gebracht.

Schon die Telemachie hatte in dem Kriege, zu dem der Vater ausgezogen war, den troischen erkannt. Dem folgte der Dichter der Odyssee und ließ die Irrfahrten mit der Abfahrt von Troja beginnen. Die Verbindung des Odysseus mit Troja ist aber noch älter als die Telemachie. Er gehört in der Ilias zu der Heldengesellschaft von Troja, und sein Verdienst um die Einnahme der Stadt ist vielleicht schon diesem Gedichte bekannt, wird jedenfalls in der ganzen Odyssee vorausgesetzt.

Es verhält sich mit der Tätigkeit des Dichters der Odyssee wie mit jeder dichterischen Großtat. Was wir vor uns haben, gehört jetzt alles ihm. Aber da er das ältere Gedicht möglichst schonend behandelte, gewinnen wir die wertvollsten Einblicke in seine Werkstätte.

Odyssee I.

Es sei mir gestattet, die Besprechung des Prooimions auf den Schluß der ganzen Arbeit aufzusparen. Erst nachdem wir über den Aufbau des Gedichts Einsicht gewonnen haben, ist ein abschließendes Urteil über jenes möglich.

Die ersten beiden Bücher bieten eine ungewöhnliche Fülle kritischer Fragen, die nicht umgangen werden können. Neues ist da nicht mehr viel beizubringen; das Für und Wider ist hinlänglich erörtert worden. Es handelt sich für mich nur darum, meiner Ansicht Ausdruck zu geben und sie zu begründen. Von einer Polemik, die hier besonders weitschweifig werden müßte, sehe ich ab.

Die Handlung der Telemachie steht unter der Leitung der Athene, und mit Athene beginnt sie. In Gestalt eines Gastfreundes des Odysseus, des Taphierfürsten Mentes, tritt die Göttin unter das Hoftor von Ithaka. Sie findet die Freier im Hof mit dem Brettspiel sich vergnügend, auf Häuten von Rindern sitzend, während Herolde und Diener ihnen im Saale den Tisch bereiten und den Wein mischen. Unter den Freiern sitzt Telemachos und schaut in betrübten Gedanken nach dem Vater aus, ob er wohl einmal komme, die Freier zu verjagen und Regentschaft und Haus wieder zu übernehmen.

Telemachos sieht den Fremden zuerst. Mit dem feinen gesellschaftlichen Takt, der eine besonders schöne Eigenschaft des Gedichtes ist, ärgert er sich, daß jener lange warten muß, springt auf, gibt ihm die Hand, nimmt ihm den Speer ab und lädt ihn zum Mahle. Hernach möge er sagen, was ihn herführe. Im Saale angelangt, lehnt Telemachos den Speer des

Fremden an eine Säule, um die unten ein Schuh herumläuft. Dorthin pflegten die vielen Speere des Odysseus gestellt zu werden. Es ist wohl nicht zufällig, daß wir schon hier, gleich im Anfang, auf die im Saale befindlichen Waffen aufmerksam gemacht werden. Dann führt er den Gast zu einem Thronsessel und nimmt neben ihm Platz, von den Sitzen der Freier entfernt, damit sich der Fremde über ihr Gelärm nicht ärgere. Eine Dienerin trägt Wasser zum Waschen der Hände herbei, ein Tisch wird hereingetragen, die Schaffnerin legt Brot darauf, der Koch trägt auf hoch erhobener Schüssel Fleisch herbei, ein Herold kommt mit der Weinkanne und schenkt ihnen die Becher voll. Jetzt kommen auch die Freier herein, essen, trinken und beginnen zu tanzen; dazu spielt ihnen der Sänger Phemios auf, den sie zu ihrem Dienste gezwungen haben. Zum Schluß hebt er zu singen an. V. 103—155.

Damit sind wir, soweit es nötig ist, über die Zustände im Hause des Odysseus vollkommen unterrichtet, und nun kann der Dichter auf den Zweck des Besuches der Athene eingehen. Zuerst nimmt Telemachos das Wort. Zu Mentes hinübergebeugt, damit die Freier es nicht hören, bittet er um Entschuldigung für das, was er sagen will. Aber wir sehen, wie übervoll ihm das Herz ist. Die da, sagt er, können sich gut an Spiel und Gesang erfreuen, da sie ungestraft fremdes Gut verzehren. Hier hören wir, daß die Schmausenden keine Gäste sind. Freier hat sie der Dichter von vornherein genannt, da ja seine Hörer die Geschichte im allgemeinen kennen. Aber es liegt ihm daran, die Verhältnisse durch den Mund des Telemachos darstellen zu lassen. Das verschleuderte Gut, fährt dieser fort, gehört einem Manne, der schon lange fern ist, und, fügt er mit dem Ausdruck vollkommener Hoffnungslosigkeit bei, dessen Gebeine im Regen faulen, oder es wälzt sie die Woge des Meeres. Ja, wenn die da ihn wieder kommen sähen, wie sehr würden sie sich flinkere Füße oder größern Reichtum wünschen, natürlich um Odysseus zu besänftigen. Aber damit ist's aus, und auch eine Nachricht von seiner Heimkehr bringt keinen Trost, denn er kommt nicht mehr. Die Überzeugung, daß Odysseus nie wiederkehren werde, teilen fast alle, die in Ithaka leben, die Freier wie die Getreuen; nur in Penelope glüht noch der Funke der Hoffnung, aber auch sie erliegt zuweilen der Hoffnungslosigkeit.

Darauf fragt Telemachos den Fremden nach Namen und Heimat, und wie er nach Ithaka gekommen sei; in den formelhaften Versen, deren sich die Ithaker gern bedienen, und mit dem neckischen Schluß, zu Fuß sei er doch wohl nicht gekommen. Wichtig ist es Telemachos auch, ob jener zum erstenmal nach Ithaka komme oder ein Gastfreund vom Vater her sei. Denn viele fremde Leute seien ins Haus gekommen, da Odysseus den Menschen immer Wohlwollen entgegen brachte. Der Gastfreund vom Vater her hat ohne weiteres ein Recht auf gastliche Aufnahme; aber Telemachos vermutet, den Fremden könnte auch der Ruf des gastfreundlichen Odysseus hergeführt haben. V. 156—177.

Der Gast gibt sich zu erkennen. Er ist Mentes des Anchialos Sohn, der

Regent der Taphier. Den Namen hat der Dichter der Ilias 17, 73 entnommen und nachträglich als den „Mahner" gedeutet. Entsprechend hat er den andern „Mahner", Mentor, erfunden. Wo Taphos zu suchen sei, ist noch nicht sicher festgestellt, jedenfalls nicht in großer Entfernung von Ithaka. Hier unternimmt der Fürst der Taphier eine Handelsreise; anderwärts treten sie als Seeräuber auf, denen Eumaios 14, 452 auch einen Sklaven abkauft, und mit denen Antinoos' Vater Eupeithes 16, 426 einen Raubzug gegen die Thesproter macht. Kauffahrtei und Seeraub sind eben in homerischer Zeit nicht geschieden. Der Hafen Rheitron, Port Phrikes, liegt auf der östlichen Seite der Nordhälfte der Insel, am Fuße des waldigen Neion, der dachförmigen Erhebung im Norden. Von dort führte Mentes ein nicht langer Weg quer über die Insel nach der Stadt. Da er zu Schiff von Norden oder Nordosten kommt, ist es ihm, einem echten Griechen der alten Zeit, bequemer, die Reise durch ein Stück Landweg abzukürzen, als um die Nordspitze der Insel herum nach dem Hafen Polis zu fahren. Seine Reise geht nach Temese in Unteritalien, um dort Bronze gegen das Eisen einzutauschen, das er mit sich führt; ein deutlicher Beweis, daß die Bronze ein Importartikel war, während Eisen im Lande selbst gefunden wurde. V. 178—186.

Dafür, daß er ein Gastfreund des Odysseus von jeher sei, beruft sich Mentes auf das Zeugnis des alten Laertes. Zur Schilderung des mühseligen Alters, in dem Laertes auf seinem Gute lebt, bewegt den Dichter das Bestreben, die Personen des Gedichts möglichst vollständig vorzuführen. Wenn er die Schilderung Mentes in den Mund legt, so verletzt das die Wahrscheinlichkeit nicht, da er annehmen kann, die Lage des alten Fürsten sei im benachbarten Taphos bekannt gewesen. Dort hat man auch die Kunde vernommen, Odysseus sei zurückgekehrt, und damit begründet Mentes seinen Besuch.

Wie er jetzt sieht, ist Odysseus noch fern. Aber mit voller Sicherheit spricht er es aus, der Held sei nicht tot, sondern werde durch die Götter an der Heimkehr gehindert. Er werde wohl durch wilde Männer auf einer Insel zurückgehalten. Als Seher zu sprechen lehnt Mentes ausdrücklich ab, gibt aber seine Überzeugung mit einer Zuversicht kund, die ihres Eindrucks auf den verzagten Jüngling nicht verfehlen kann. Verstärkt wird dieser durch des Mentes Vertrauen auf die Klugheit des Odysseus, der zurückkehren werde, auch wenn eiserne Bande ihn hielten, und der immer an die Heimkehr denke. V. 187—205.

Dann biegt sie zunächst ab: Und bist du wirklich des Odysseus Sohn? Die Ähnlichkeit ist ja überraschend. Ich habe ihn vor seiner Trojafahrt gar wohl gekannt, seither aber nie wieder gesehen. Wenn Telemachos darauf antwortet, kein Mensch könne seine Herkunft kennen, sondern er müsse sich dafür auf die Aussage seiner Mutter verlassen, so enthält das weder einen Zweifel noch eine besondere Naivität, sondern ist die fast notwendige Antwort auf die Aufforderung, wahrheitsgetreu zu sagen, ob er wirklich des Odysseus Sohn sei. Selbst bezeugen, meint Telemachos, könne das ja nie-

mand. Daß er nicht zweifelt, sehen wir sogleich, wenn er fortfährt, sicher stamme er vom unglückseligsten der Menschen und hätte doch so gern einen Vater gehabt, der im Besitze seines Reichtums das Alter erreicht hätte. Athene antwortet nicht direkt, sondern lenkt seinen Blick über die trübe Gegenwart hinüber in die Zukunft. Da Penelope einen solchen Sohn hat, haben die Götter sein Geschlecht nicht zu ewiger Vergessenheit verurteilt. V. 206—223.

Und nun rückt sie ihrem Ziele näher und fragt, was das denn für eine Gesellschaft sei, deren freches Treiben jeden anständigen Mann, der es sähe, in Unwillen versetzen würde. Da schüttet ihr Telemachos sein ganzes Herz aus. Wieder beklagt er zuerst das Fernsein des Vaters, durch das sich das Glück des Hauses infolge der bösen Ratschlüsse der Götter so gewendet. Nicht so sehr würde er sich härmen, wenn jener vor Troja gefallen oder, nachdem er den Krieg zu Ende geführt, in den Armen der Seinen gestorben wäre. Dann hätten ihm alle Achäer ein Grabmal errichtet, und er hätte seinem Sohne für die Zukunft große Kunde von sich gewonnen. Nun haben ihn die Harpyien spurlos dahingerafft, und neues Unheil ist gekommen. Alle die jungen Vornehmen, die in Ithaka und auf den Inseln die Herren spielen, werben jetzt um seine Mutter und verzehren sein Gut. Die Mutter aber weigert weder die verhaßte Hochzeit, noch kann sie sich entschließen, durch die Wahl eines neuen Gatten ein Ende zu machen. So geht sein Haus zugrunde, und die Freier werden bald auch ihn vernichten. V. 224—251.

Zum erstenmal tritt uns das Bild der Penelope vor die Augen, wie es die Telemachie gezeichnet hat. Wenn wir erwägen, was der Sohn von ihr sagt, so sehen wir in ihr nicht ganz die unter allen Umständen treue Gattin, als die sie im Gedächtnis der Menschen fortlebt, sondern eine Gestalt aus dem kräftigen, realen Leben. Eine neue Heirat ist ihr verhaßt, aber sie weist sie nicht entschieden ab und kann sich auch nicht entschließen, der Bedrängnis des Sohnes ein Ende zu bereiten. Daß ihr das Abschiedswort des Odysseus 18, 257 im Sinne liegt und zu schaffen macht, kann der Sohn nicht wissen. Die Zeichnung wird klarer und natürlicher, wenn auch wir zunächst nichts davon erfahren.

Athene sieht ein, wie sehr er jetzt des Vaters bedürfte, der an die Freier Hand anlegte. Träte er doch, ruft sie aus, mit Helm und Schild und zwei Speeren unter die Saaltür, in der Gestalt, wie ich ihn als Gast in unserem Hause sah. Dann würde die Freier ein schnelles Geschick ereilen und ihnen bittere Hochzeit werden. Das Bild des Odysseus ist dasjenige, das uns im zweiten Teile des Freiermordes entgegentritt, das des rittermäßig ausgerüsteten Helden, und ohne Zweifel weist der Dichter auf dieses Ende hin. Von dem Bogen, mit dem er nach der Sage oder, wenn man so will, nach dem Märchen die Freier erschießt, verlautet nichts. Um so mehr fällt auf, daß Mentes ihn zum erstenmal gesehen haben will, als er von Ephyre kam, wo er bei Ilos, dem Sohne des Mermeros, d. i. des Verderblichen, Pfeilgift holen wollte. Wir erkennen hier einen Rest uralter Über-

lieferung, der der Telemachie fremd ist; denn diese erfindet ihre Wundergeschichten selbst und kennt den Bogenkampf nicht. Die Einlage gehört dem Dichter der Gesamtodyssee, der dem Odysseus das Pfeilgift durch Mentes' Vater geben läßt. Er leiht ihm beim Bogenkampf keine vergifteten Pfeile, sondern ließ den uralten Zug fallen und gibt damit ein schönes Beispiel von der durch Gilbert Murray entdeckten Reinigung der alten Sage durch das Epos. Schon Ilos hat aus Furcht vor den Göttern Odysseus das Gift nicht geben wollen. Aber einen Hinweis auf den alten Sagenzug wollte er nicht missen. Den Namen Ephyre hat er gewählt, weil am folgenden Tage Antinoos spottet, Telemachos gedenke wohl nach Ephyre zu gehen und Gift zu holen, es ihnen in den Wein zu schütten 2,328.

Bei den Göttern steht es, fährt Athene fort, ob Odysseus kommen und sich selbst seine Rache holen werde. Aber Telemachos soll auch selbst daran denken, sich ihrer zu entledigen. Zunächst soll er am folgenden Morgen die Gemeinde berufen und vor allem Volk die Freier auffordern, sich in ihre Heimat zu zerstreuen. V. 252—274.

Der darauffolgende Rat, er möge die Mutter, wenn sie zur Heirat geneigt sei, ihrem Vater zurücksenden und dort um sie werben lassen, paßt nicht in den Zusammenhang, denn er macht alles folgende überflüssig. Wenn Penelope heiraten will, braucht sich der Sohn nicht mehr zu bemühen. Den nämlichen Vorschlag machen im nächsten Buche 2,113 Antinoos und 2,195 Eurymachos, und dem ersten gegenüber lehnt ihn Telemachos durchaus ab, mit besonderer Hervorhebung der kindlichen Pietät. Die Göttin kann ihm also das unmöglich raten, und die Stelle ist fast wörtlich aus dem 2. Buche hierher übertragen.

Jetzt kommt Athene zum wichtigsten Punkt ihres Rates. Telemachos soll auf Kunde von dem Vater ausziehen, zu Nestor und Menelaos. Hört er, daß Odysseus noch lebt, so soll er sich noch ein Jahr gedulden. Vernimmt er aber, er sei tot, so soll er ihm eine schickliche Leichenfeier veranstalten und ein Grabmal aufschütten, die Mutter aber einem Manne geben. Das heißt nicht, daß er über ihre Hand zu bestimmen hat. Der Sohn, nach des Vaters Tode das Haupt der Familie, wird Penelope, die dann an einem neuen Ehebund nichts mehr hindert, dem Manne vermählen. Wenn später 13, 422 Athene zu Odysseus sagt, sie habe Telemachos auf die Reise geschickt, damit er rühmlich bekannt würde, so ist das eine Nebenabsicht der Göttin, aber eine sehr wichtige. Auch König Gormo bei Saxo Grammaticus unternimmt die weite Wanderfahrt, um sich berühmt zu machen. V. 275—292.

Der Schluß der Rede der Athene ist rein unverständlich. Wie kann man glauben, die Freier würden, wenn Penelope wieder verheiratet sei, im Hause bleiben, um weiter zu schwelgen und sich nachträglich umbringen zu lassen? Das widerspricht schon ihrer wiederholten Ankündigung, sie würden erst gehen, nachdem Penelope eine Wahl getroffen hätte. Und was soll der Hinweis auf Orestes? Die Vergleichung mit ihm hat ja gar keinen Sinn mehr, wenn der Vater fern verstorben und die Mutter wieder

vermählt ist. Wir müssen durchaus annehmen, die ganze Stelle sei eine recht törichte Interpolation. V. 293—302.

Mentes will, um seine Gefährten nicht zu ungeduldig werden zu lassen, zu seinem Schiffe zurückkehren. Telemachos dankt ihm für den väterlichen Rat, den er nie vergessen wird, bittet ihn aber noch zu verweilen, zu baden und es sich wohl sein zu lassen und ein würdiges Gastgeschenk entgegenzunehmen. Das mag, meint Athene, auf ihrer Rückkehr geschehen; sie wird ihm ein entsprechendes Gegengeschenk mitbringen. Dann verschwindet sie gleich einem Vogel, d. h. in wirklicher Vogelgestalt, wie nachher in Pylos auch. V. 303—320.

Unmittelbar ist die Wirkung ihres Besuches auf Telemachos. Statt des vorher ihn beherrschenden Kleinmuts hat ihm die Göttin eifrigen Willen und Zuversicht ins Herz gesenkt und ihn lebhafter des Vaters gedenken lassen als zuvor. Das spürt er und kommt dadurch auf den Gedanken, der Fremde könnte ein Gott sein. Die Gewißheit göttlichen Beistandes hat ihn zuversichtlich gemacht. Das erweist sich sogleich.

Er wendet sich den Freiern zu, die eben schweigend den Sänger Phemios die leidvolle Rückkehr singen hören, die Athene über die Achäer verhängte. Diese Rückkehr, der Gegenstand eines der Odyssee zeitlich wenig vorausliegenden Epos, kehrt in unserem Gedicht mehrfach wieder und ist deshalb vom Dichter mit gutem Bedacht in den Rahmen der Exposition einbezogen worden. Der Gesang bringt auch Penelope auf die Szene. Sie hört im Obergemach den Sänger singen, steigt, von zwei Dienerinnen begleitet, hinunter und tritt unter die Saaltür. Wie sie immer tut, bleibt sie da stehen und hält sich das schirmende Kopftuch vor die Wangen. Weinend bittet sie Phemios, mit diesem Gesang aufzuhören und einen andern zu singen, deren er ja zur Bezauberung der Menschen viele wisse. Aber dieser verwunde ihr Herz zu sehr, weil sie beim Anhören das nie zu vergessende Leid anwandle, die Sehnsucht nach dem herrlichen Mann, dessen sie immer gedenke.

Das Wort ist für ihren Charakter höchst wertvoll. Sie ist zwar der Lage gegenüber unentschieden und kann nicht zum Entschluß kommen, aber unbewegt lebt in ihrem Herzen die Sehnsucht nach dem unvergessenen Gemahl. V. 320—344.

Telemachos verteidigt den Sänger. Er darf singen, wozu sein Geist angeregt wird, und an dem Unheil, von dem er singt, ist ja nicht er schuld, sondern die Götter, die jedem der Menschen geben, was ihnen gefällt. Man darf es ihm auch nicht übel nehmen, daß er das traurige Geschick der Achäer besingt, denn das ist das neueste Lied, und ein solches hören die Menschen immer am liebsten. So soll es auch die Mutter über sich bringen, von der Rückkehr von Troja zu hören; sind doch dabei noch viele umgekommen, nicht Odysseus allein. V. 345—355.

Die folgenden Schlußworte des Telemachos mit der Weisung an die Mutter, in ihr Gemach an die Arbeit zu gehen, sind Hektors Abschied entnommen und ungeschickt zurechtgestutzt. Besonders begreift man nicht,

warum er plötzlich die Mutter schweigen heißt und auf seine Stellung als Hausherr pocht, was anderwärts sehr wohl angebracht ist. Der Zusammenhang ist auch viel feiner, wenn Penelope nicht infolge der polternden Weisung geht, sondern im Erstaunen über das verständige Wort des Sohnes. Es ist das erstemal, daß er ihr so besonnen und entschieden zugleich begegnet. Die folgenden Verse, wie sie sich ins Obergemach begibt und von Athene in Schlaf versenkt wird, scheinen aus passendern Stellen hier zugeschrieben zu sein. V. 356—364.

Die Freier lärmen in entzücktem Verlangen hinter ihr her. Es mag auffallen, daß sie ihren Gefühlen nicht bei ihrem Eintritt Ausdruck gaben, aber da sie gleich zu sprechen anfing, hatten sie keine Gelegenheit dazu. Dann tritt Telemachos zu ihnen. Zum erstenmal wagt er gegen sie aufzutreten. Er beginnt mit dem Hinweis auf ihren frevelhaften Übermut; dann will er es geschehen lassen, daß sie jetzt zusammen speisen, verbittet sich aber jeden Lärm, damit man sich des Sängers erfreuen könne. Morgen aber, so kündigt er an, sollten sie sich auf dem Markte versammeln, da werde er ihnen rücksichtslos ein Wort heraussagen. Das genügt vollkommen: Heute möget ihr euer Wesen noch treiben, wobei ich jedoch um Anstand bitte, aber morgen wird euch vor der Gemeinde aufgekündigt. V. 365—373.

Derjenige täuschte sich schwer, der meinte, den Telemachos einen Teil seiner Rede jetzt schon halten lassen zu müssen, und deshalb aus der Rede vor dem Volke die folgenden Verse herüberschrieb. Mehr als sonst zeigt sich in den ersten beiden Büchern das Bestreben eines Schreibers oder Lesers, den Zusammenhang aus verwandten Stellen zu vervollständigen, wodurch regelmäßig eine Verschlechterung hervorgebracht wurde. Die entschiedene Art des Telemachos und die unbestimmte Drohung, gegen sie aufzutreten, rechtfertigen die Verblüffung der Freier vollkommen. Daß er ihnen mitteilen sollte, was er morgen zu sagen gedenke, ist völlig unkünstlerisch, und die Verse verraten sich schon dadurch als fremden Zusatz, daß niemand darauf antwortet. Wenn Antinoos sagt, die Götter hätten ja wahrhaftig Telemachos gelehrt, hochfahrend zu reden, so zeigt das die Überraschung über den neuen und ungewohnten Ton, den der Jüngling anschlägt. V. 374—380.

Von den Personen der Telemachie fehlten bis jetzt die Hauptvertreter der Freier, Antinoos und Eurymachos, die jetzt vorgeführt werden. Zugleich zeichnet der Dichter die Lage des Telemachos. Antinoos beginnt mit hochfahrendem Spott: Zeus behüte uns vor einem solchen König, fügt aber hinzu, daß die Würde sein angestammtes Recht sei. Telemachos gibt zu, er wäre recht gern König, aber da gebe es noch viel hohen Adel in Ithaka, von dem, da Odysseus tot sei, einer vielleicht die Regentschaft erhalte. Aber, fügt er entschlossen hinzu, die Herrschaft in unserem Hause werde ich mir wahren. Auch der zweite Führer der Freier, Eurymachos, behält die Frage, wer König sein werde, gern offen, verspricht aber mit der scheinheiligen Biederkeit, die ihm eignet, er werde Telemachos in seinem

Besitze gegen jeden verteidigen. Weiter will der Dichter hier nicht gehen, da ihm anderes am Herzen liegt. V. 381—404.

Den Eurymachos hat es nämlich besonders interessiert, wer der Fremde war, ob er Kunde von Odysseus brachte oder in eigener Angelegenheit kam. Auch befremdet ihn dessen plötzliches Verschwinden. Demgegenüber zeigt Telemachos die höchste Besonnenheit. Er beginnt mit dem Ausdruck der festen Überzeugung, daß sein Vater nie wiederkehre, und der Verachtung gegen alle Botschaften. Der Fremde sei vom Vater her sein Gastfreund, Mentes der Regent der Taphier. Gründlicher konnte Telemachos die neugierige Frage nicht abfertigen. Er spricht anders, als er denkt, und darauf macht der Dichter noch besonders aufmerksam. Telemachos sprach so, aber im Herzen hatte er den unsterblichen Gott erkannt; d. h. er wußte es besser, da er an die Göttlichkeit des Mahners glaubte. Aber das ging die Freier nichts an. V. 405—420.

Das in sich abgeschlossene Einzelstück schließt der Dichter mit einem selbständig gestalteten Rundbildchen. Es ist nur die Schilderung, wie Telemachos schlafen ging, aber sie ist sehr anmutig. Das Schlafgemach ist eines von den geschlossenen Zimmern, die an die dem Hofe zugekehrte Seite der Hauswand angebaut und für die erwachsenen Kinder und die Gäste bestimmt sind. Hoch ist es, weil es offenbar keine eigene Decke hat, sondern an das vorspringende Saalbach hinaufreicht. Dorthin leuchtet ihm die alte Eurykleia, die einst Laertes gekauft hatte, offenbar eine von Seeräubern geraubte Vornehme, denn sie kann Vater und Großvater nennen. Laertes hatte ihr gegenüber sein Herrenrecht nicht geltend gemacht, da er den Groll seiner Gemahlin meiden wollte. Er hatte sie gleich dieser geehrt, und Telemachos liebte sie besonders, denn sie hatte ihn aufgezogen. Mit ihr sind die wichtigsten Personen der Telemachie aufgeführt.

Telemachos wirft Eurykleia den ausgezogenen Chiton zu, den faltet sie, drückt ihn glatt, hängt ihn neben dem Bett auf und zieht dann von außen den innern Riegel mit dem Seile zu. Er aber, in Wolldecken gehüllt, plant die ganze Nacht die ihm von Athene aufgetragene Reise. Mit dem letzten Worte gibt der Dichter an, woran ihm bei der Sendung der Athene am meisten gelegen hatte. V. 421—444.

Odyssee II.

Am frühen Morgen läßt Telemachos die Herolde das Volk zur Gemeindeversammlung entbieten. Er tut es nicht als Königssohn, denn die Leute wissen nicht, wer sie aufgeboten hat, sondern als Glied des herrschenden Adels, wie Achilleus zweimal in der Ilias. Wie zu einem gewöhnlichen Spaziergang auf den Markt nimmt er zwei Luxushunde mit. Athene läßt ihn in Schönheit erstrahlen, so daß alle auf ihn sehen. Er nimmt den Sitz des Vaters ein, wieder nicht als Stellvertreter des Königs im Amt, sondern weil seine Rechte als Mitglied des Adels noch anerkannt werden. V. 1—14.

Einen Präsidenten gibt es nicht. Es erhebt sich zuerst der alte Aigyptios, der nach Bérards Erklärung der Ägypter hieß, weil er in Ägypten gewesen war. Seltsam ist die Begründung, warum er das Wort ergreift. Er gedachte nämlich seines Sohnes Antiphos, der mit Odysseus nach Troja ausgezogen und als letzter von dem Kyklopen gefressen worden war. Nicht daß der Vater vom Schicksal seines Sohnes keine Kunde gehabt haben kann, ist das Auffallende, denn dergleichen erzählt der Dichter den Hörern direkt, sondern daß auf die Irrfahrten hingewiesen wird, die sonst der Telemachie nicht bekannt sind, und er im Gedenken an seinen Sohn das Wort ergreift. Die Stelle zu streichen liegt aber kein Grund vor. Sie ist vom Dichter der Odyssee zugesetzt, um möglichst früh die Verbindung der Irrfahrten mit der Telemachie zu gewinnen. V. 15—24.

Aigyptios weist darauf hin, daß seit der Abreise des Odysseus keine Versammlung der Gemeinde noch des Adels stattgefunden hat, und wünscht zu wissen, wer der Einberufende sei, und ob ihn Nachricht von herannahendem Heere oder sonst eine die Gemeinde betreffende Sache veranlaßt habe. Auf das Haupt des Einberufenden fleht er den Segen des Zeus herab. Er erblickt in dem nach so langer Zeit wieder erfolgenden Zusammentritt der Gemeinde die Wiederkehr geordneter Zustände. V. 25—34.

Telemachos freut sich der guten Vorbedeutung, die in dem Segenswunsche liegt, erhebt sich, nimmt vom Herold das Zepter entgegen, das Symbol der Gemeindegewalt, und gibt sich als den zu erkennen, der die Gemeinde berufen hat. Keiner der von Aigyptios vermuteten Gründe ist für ihn maßgebend gewesen. Ihn treibt die eigene Not. Den edlen Vater, den gütigen Regenten, hat er verloren, und, was schlimmer ist, über seine Mutter sind wider ihren Willen die Freier Wölfen gleich hereingebrochen und belegen das ganze Haus mit Beschlag. Sie empfinden unüberwindlichen Schauder davor, bei ihrem Vater Ikarios um sie zu werben. So kommen sie alle Tage in das Haus und verzehren sein Gut. Hilfe hat er nicht, und selbst ist er zu schwach, dem Unheil zu wehren. So fleht er das Volk der Ithaker an, ihn zu schützen. Entrüstung über dieses Treiben, Scheu vor dem Urteil der umwohnenden Menschen, Furcht vor dem Zorne der Götter soll sie dazu bewegen. Bei Zeus und Themis, der Ordnerin der Versammlungen, fleht er sie an, einzuhalten, als ob sie alle beteiligt wären, und ihn sich allein in Leid verzehren zu lassen. Es wäre denn, daß Odysseus am Volke übles getan hätte, das sie nun strafen wollten. Besser, so schließt er, wäre es für ihn, das ganze Volk wäre an der Schädigung beteiligt; denn dann könnte er doch in der Stadt herum den Einzelnen um Schadenersatz angehen, bis alles erstattet wäre. So aber schafften sie ihm unheilbares Leid. V. 35—79.

Mit einer Zornesträne wirft er das Zepter zu Boden. Mitleid ergreift das Volk, aber sie bleiben alle stumm, und keiner bringt es über sich, ihm mit schweren Worten zu entgegnen. Nur Antinoos antwortet. Wir lassen uns, so beginnt er, keinen Makel anhängen. Denn nicht wir sind schuld, sondern deine Mutter mit ihren listigen Gedanken. Das ist

die Antwort auf das Wort des Telemachos, die Mutter wolle von den Freiern nichts wissen V. 50. Antinoos behauptet nämlich, seit drei Jahren täusche sie sie, mache allen Hoffnung und jedem Versprechungen, die sie durch Botschaften vermittle, im Herzen aber denke sie anders. Da dies wohl keine Erfindung des Antinoos ist, will der Dichter wieder das Schwankende in der Haltung der Penelope hervorheben, aber so, wie es in den Augen der Freier aussieht. Antinoos glaubt selbst, es sei ihr nicht ernst, aber er empfindet ihr Benehmen als unredliche Täuschung und Falschheit. V. 80—92.

Nach diesen Worten läßt unser Text den Antinoos die weltberühmte Geschichte von dem Gewebe erzählen. An ihrer richtigen Stelle steht sie aber nur 19, 138. Widersprüche sind ja bei Dichtern häufig und geben vielfach der Kritik keine berechtigte Handhabe. Aber es ist unglaublich, daß irgendein Dichter der Welt sagen sollte, es sei jetzt das dritte Jahr, und bald werde das vierte kommen, um fast im gleichen Atem zu sagen, Penelope habe die Freier drei Jahre lang mit ihrem Gewebe getäuscht, im vierten hätten sie den Trug entdeckt. Da helfen weder Änderungen im Text noch die feinsten Interpretationen. Bestände nur der Widerspruch von 19, 151 zu 2, 89, so hätte er nichts zu bedeuten, da niemand sich dessen bewußt würde; aber innerhalb des nämlichen Buches ist er unerträglich. Sodann kann Penelope unmöglich die Freier bitten, sie mit ihrem Drängen bis zur Fertigstellung des Gewebes zu verschonen, wenn sie zugleich jedem durch Botschaften Hoffnung macht. Die Geschichte vom Gewebe ist uralte Überlieferung wie der Bogenkampf. Der Dichter der Telemachie hat sie entweder nicht gekannt oder bewußt durch seine eigene Fassung ersetzt. Die Jahresberechnung zeigt übrigens, daß die Stelle aus der zweiten Nekyia 24, 141 interpoliert ist. V. 93—110.

Dann antwortet Antinoos dem Telemachos im Namen aller Freier, zu seiner Kenntnis und der aller Achäer. Er soll die Mutter aus dem Hause senden, damit sie nach dem Willen ihres Vaters und eigenem Gefallen sich den Gatten wähle. Hält sie aber, stolz auf die Gaben der Athene, Kunstfertigkeit, Verstand und List, die Achäer noch weiter hin, so werden diese so lange das Gut verzehren, als sie an ihrer Gesinnung festhält. Ob die Einschiebung von den Frauen der Vorzeit hier echt sei, möchte ich sehr bezweifeln, da sie nichts besagt und unnötig unterbricht. Sie ist wohl durch das Wort veranlaßt, man habe auch von Frauen der Vorzeit solche Listen nicht gehört V. 119—122. Sich selbst, fährt Antinoos fort, schaffe ja Penelope freilich, daß alle Leute von ihr redeten, dem Sohne aber bereite sie den Verlust seiner Habe. Denn, so wiederholt er seinen Hauptgedanken, die Freier weichen nicht, bis sie einen von ihnen geheiratet hat. V. 111 bis 128.

Das Ansinnen, seine Mutter zum Verlassen des Hauses zu bewegen, lehnt Telemachos des entschiedensten ab. Es wäre höchst unkindlich, und dann weiß man ja gar nicht, ob sein Vater tot ist oder noch lebt; nur daß er fern weilt, ist sicher. Dessen Zorn würde er auf sich ziehen. So-

dann müßte er, was ihm offenbar schwer fiele, Penelopes Vater Ikarios die Mitgift zurückbezahlen. Die Mutter würde beim Verlassen des Hauses die grausen Erinyen herbeiwünschen, und die Menschen würden sich über ihn entrüsten. So wird er dieses Wort nie aussprechen. Einen Augenblick hält er es für möglich, die Freier könnten das Unwürdige ihres Treibens selbst einsehen, worauf ja die Rede des Antinoos schließen lassen konnte, nur hatte dieser Penelope dafür verantwortlich gemacht. Kämen sie zu solcher Einsicht, so sollten sie sein Haus verlassen und abwechselnd ihr eigenes Gut verzehren. Beharrten sie aber auf ihrer Gesinnung, so werde er die Götter zu furchtbarer Rache anrufen. V. 129—145.

Wie er geendet, schickt Zeus ein Zeichen: Vom Bergeshaupt kommen zwei Adler geflogen, erst nebeneinander. Über dem Marktplatz angekommen, blicken sie unheilverkündend auf die Menge, fallen einander wütend an und entschwinden rechtshin über der Stadt. Dem bänglichen Sinnen aller, was das bedeuten könnte, gibt der alte Halitherses Ausdruck, der sich auf den Vogelflug versteht und Schicksalsworte zu reden weiß. Verderben, weissagt er den Freiern, wälzt sich gegen sie heran. Nicht lange mehr wird Odysseus fern sein, sondern er ist wohl schon mit Rachegedanken in der Nähe, und nicht nur ihnen, sondern auch vielen andern steht Unheil bevor. So wollen sie denn darauf denken, den Freiern Einhalt zu tun, und diese sollen auch selbst aufhören. Er selbst spricht in klarer Voraussicht des Kommenden. Hat er doch Odysseus bei der Ausfahrt geweissagt, er würde nach vielen Leiden und dem Verlust aller Gefährten im zwanzigsten Jahre unkenntlich zurückkehren. Nun wird das alles vollendet werden. V. 146—176.

Wichtig ist in der Prophezeiung vor allem, daß Odysseus unkenntlich zurückkehren wird. Der Dichter der Telemachie bereitet damit schon von weitem auf seine wichtigste Erfindung, die Verwandlung, vor.

Dem Halitherses tritt Eurymachos mit hart anfahrenden Worten entgegen. Er soll heimgehen und seinen Kindern weissagen, damit es ihnen nicht übel bekomme. Er selbst ist viel besser imstande zu weissagen. Auf das Zeichen gibt er nichts, denn viel Vögel, meint er, fliegen unter der Sonne hin, und nicht alle sind schicksalsdeutend. Odysseus ist tot, und am besten wäre es Halitherses auch, dann würde er nicht, um von ihm ein Geschenk zu erhalten, den ergrimmten Telemachos so aufreizen. Und dann droht er. So gewiß Halitherses mit Berufung auf seine Erfahrung den jungen Mann aufstiftet, wird er diesem nur größere Not bringen, ihm selbst aber werden die Freier eine empfindliche Buße auferlegen. Eurymachos gebärdet sich ganz als Regent, da er auf die Macht des jungen Adels vertraut.

Darauf wiederholt er die Forderung des Antinoos in etwas anderer Form. Telemachos soll die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückkehren heißen. Dort soll sie sich ausstatten lassen, wie bei einem zu verheiratenden Mädchen zu geschehen pflege; es soll also ihre Stellung als Witwe nicht in Betracht gezogen werden. Aufhören werden die Freier nicht, da sie weder den wortreichen Telemachos fürchten, noch sich um die Weissagun-

gen des Halitherses kümmern, der sich dadurch nur verhaßt macht. Er schließt mit der nämlichen Versicherung wie Antinoos, nur schroffer. Die Freier werden fortfahren, des Telemachos Gut aufzuzehren, und ihn nie entschädigen, solange Penelope sie mit der Hochzeit hinhält. Ihrer Vorzüge wegen werden sie sich wetteifernd um Penelope mühen und um keine andere noch so ebenbürtige werben. V. 177—207.

Telemachos gibt es auf, sie weiter zu bitten oder noch von der Sache zu reden. Die Götter und das Volk wissen jetzt, wie es steht. Aber er bittet sie um ein Schiff und zwanzig Ruderer, die ihm eine Reise vollenden helfen. Warum er das will, muß gesagt sein, und darum hat es seinen guten Grund, daß er Ziel und Zweck seiner Reise angibt, wie Athene sie ihm geraten hat V. 208—217. Ganz unmöglich aber ist, daß er auch die übrigen Weisungen der Göttin wiederholt. Daß diese Verse aus ihrer Rede im 1. Buche unpassend hier zugesetzt sind, zeigt schon ihre mechanische Übertragung. Der erste Teil ihres Rates ist in freierer Weise wiedergegeben. V. 218—223.

Telemachos hat nichts mehr zu sagen und setzt sich. Für ihn erhebt sich Mentor, ein Genosse des Odysseus im Männerbunde, dem jener scheidend die Obhut über sein Haus anvertraut hat. Erbittert beginnt er, es sollte jeder Regent nur Frevelhaftes tun, da dem gütigen Regiment des Odysseus so gelohnt werde. Den Freiern zürne er nicht so sehr. Sie setzten frech ihre Köpfe aufs Spiel, weil sie an Odysseus' Rückkehr nicht glaubten. Aber dem übrigen Volk nehme er es übel, daß es so ruhig dasitze und nicht seine Übermacht benutze, dem Unfug der Wenigen mit tadelnden Worten ein Ende zu machen. V. 224—241.

Wenn ihm darauf der Freier Laokritos erwidert, es wäre mißlich, gegen die Übermacht der Freier um das Mahl zu kämpfen, so liegt darin kein Widerspruch. Mentor hat nur von Worten gesprochen, mit denen das Volk dem Treiben Einhalt tun sollte. Laokritos aber denkt nicht daran, in Güte nachzugeben, und ist überzeugt, daß einem tätlichen Angriff die Freier überlegen wären; denn er kann sich nicht denken, daß sich das gemeine Volk in Masse erhebe. Ja, setzt er prahlend hinzu, selbst wenn Odysseus in eigener Person käme und uns aus seinem Hause zu vertreiben gedächte, würde Penelope trotz aller Sehnsucht seiner Ankunft nicht froh werden, sondern er würde der Übermacht schmählich erliegen. Das vermessene Wort, mit dem die streng und schön aufgebaute Handlung gut abschließt, weist wieder auf das Ende hin.

Die Rede des Laokritos hat indessen einen Schluß, der sich auf die Bitte des Telemachos um ein Schiff bezieht. Mentor und Halitherses, sagt er wegwerfend, würden ihm die Reise betreiben, da sie ja vom Vater her seine Freunde seien. Aber, fügt er hinzu, der bleibt, glaube ich, in Ithaka sitzen und sucht Botschaften zu erfahren, die Reise wird er nicht vollenden. Daraus geht klar hervor, daß Telemachos den Zweck seiner Fahrt angegeben haben muß, sonst wäre der Spott nicht verständlich. Es zeigt sich aber auch, daß die Freier an die Reise gar nicht glauben.

Darum sind sie später 4,632 so erstaunt, zu vernehmen, daß er sie wirklich angetreten hat. V. 242—256.

Laokritos hebt die Versammlung auf, die Leute zerstreuen sich, und Telemachos geht fern am Meeresstrande dahin. Nachdem er die Hände gewaschen, spricht er ein Gebet. Der Dichter weiß, daß es an Athene gerichtet ist, Telemachos aber ruft den Gott an, der gestern in sein Haus kam und ihm die Reise anbefahl. Die suchten jetzt die Freier in ihrem Übermut aufzuhalten. Wir sehen jetzt, warum der Dichter den Telemachos die Freier um ein Schiff bitten ließ. Es kann ja wirklich auffallen, daß dem Fürstensohn kein eigenes zur Verfügung gestanden haben sollte. Aber es soll hier die tatkräftige Unterstützung der unbekannten Gottheit beginnen, und darum fingiert der Dichter, die Freier, die in allem die Herren spielten, hätten die Verfügung auch über Schiffe und Gefährten.

Dem Mutlosen erscheint Athene in Mentors Gestalt und richtet ihn durch den Gedanken an seinen Vater auf. Wenn ihm dessen Tatkraft innewohnt, so muß ihm sein Vorhaben gelingen. Die Verse 274—280 sind lächerliche Interpolation. Um das Dichten und Trachten der Freier, fährt dann Athene fort, soll sich Telemachos nicht kümmern, denn die wüßten nicht, wie nahe ihnen das Verderben sei. Er möge jetzt in sein Haus gehen, mit den Freiern verkehren und sich Wegzehrung verschaffen. Sie wolle für ein gutes Schiff sorgen, deren es in Ithaka viele gebe, alte und neue, und ihm Gefährten sammeln, auch werde sie ihn selbst begleiten. Damit hat der Dichter die selbstgeschaffene Hemmung spielend wieder aufgehoben. V. 257—295.

Telemachos geht nach Hause und findet die Freier mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit beschäftigt. Antinoos lacht auf, wie er ihn sieht, ergreift seine Hand und zieht mit den ersten Worten das ganze Auftreten des Telemachos in der Versammlung ins Lächerliche. Er nennt ihn einen erhaben Sprechenden von unwiderstehlicher Kampflust, ersucht ihn aber, keine feindseligen Worte und Taten mehr in der Brust zu hegen, sondern wie sonst mit ihnen zu essen und zu trinken. Ein Schiff und Gefährten für seine Erkundigungsreise nach Pylos soll er auch bekommen. Wie zu einem schmollenden Kinde redet er zu ihm, dem man sagt, es solle alles haben, was es begehre. Das versteht Telemachos sehr wohl. Kühl ablehnend erwidert er, damit sei es vorbei, daß er stumm unter ihnen sitze und es sich ruhig wohl sein lasse. Es genüge wohl, daß sie bisher, als er noch jung war, unter dem Namen von Freiern seine Habe zerstörten. Jetzt ist er groß, versteht, was er zu hören bekommt, sein innerer Mensch ist im Wachsen, und nun geht er auf die Reise, die sichern Erfolg verspricht. Als Passagier auf fremdem Schiffe gedenkt er zu gehen, haben jene ihm doch das Schiff verweigert, vermutlich aus eigennützigen Gründen. Mit überraschender Geistesgegenwart ignoriert er die höhnische Gewährung des Schiffes durch Antinoos vollständig, sagt aber auch nicht, daß ihm Mentor ein solches versprochen hat. Das brauchen die Freier gar nicht zu wissen. Unser Text enthält V. 316 noch eine Todesdrohung gegen die Freier, aber diese

fällt ganz aus dem Gedankengang heraus und ist aus den folgenden Mutmaßungen der Freier zurechtgemacht. V. 296—320.

Heftig reißt Telemachos seine Hand aus der des Antinoos. Die Freier aber spotten und höhnen. Am Ende sinne ihnen Telemachos den Tod und wolle aus Pylos oder Sparta Hilfstruppen mitbringen, oder er gehe nach Ephyre, Gift zu holen, um es ihnen in den Wein zu schütten. Seine Worte dienen den Leichtfertigen zum Spaß, und sie treiben ihr Gespött damit. Andere meinen, und das ist schon ernster, vielleicht komme er unterwegs um wie Odysseus. Noch ist das kein Mordplan, aber der Wunsch ist unverkennbar, so sehr sie ihn auch ins Lächerliche ziehen und die gewaltige Mehrarbeit hervorheben, die ihnen sein Tod bereiten würde. Sie würden nämlich dann seine fahrende Habe unter sich teilen und das Haus der Mutter und ihrem künftigen Gemahl geben. So witzig sie sich anstellen, es liegt in ihren Worten schon der Grund zu dem kommenden Plan, ihn zu ermorden. Im Ernste glauben sie aber an seine Reise nicht. V. 321—336.

Auch unser Buch schließt mit einem abgerundeten Bilde, den Vorbereitungen zur Reise. Telemachos begibt sich in die Vorratskammer, wo die treue Eurykleia Tag und Nacht Wache hält und besonders die Fässer des auserlesenen Weines hütet, die zum Empfang des heimkehrenden Odysseus aufbewahrt werden. Gerade von diesem wünscht Telemachos mitzunehmen und heißt Eurykleia auch den übrigen Reisevorrat rüsten. Er wird ihn holen, wenn die Mutter zur Ruhe gegangen ist. Ganz kurz belehrt er sie über Ziel und Zweck seiner Reise. Die treue Alte heult vor Entsetzen auf und hält ihm vor, wie nutzlos es sei, das Wagnis zu unternehmen und sein kostbares Leben aufs Spiel zu setzen, während doch Odysseus längst tot sei. Sie sieht voraus, die Freier würden ihm gleich nach der Abreise tückischen Mord sinnen und sein Gut teilen. Auch hier wird auf den kommenden Mordplan verwiesen. So beschwört sie ihn, zu Hause zu bleiben. Aber er beruhigt sie: sein Plan ist mit eines Gottes Hilfe gefaßt. Er verlangt aber einen Eid, der Mutter vor dem elften oder zwölften Tage nichts von seiner Reise zu sagen, es sei denn, daß sie selbst nach ihm verlange. Denn er will nicht, daß sie durch Weinen ihr Gesicht entstelle. Sie schwört es ihm und macht die Vorräte zurecht, Telemachos kehrt zu den Freiern zurück. V. 337—381.

Unterdessen ist Athene nicht müßig gewesen. In Gestalt des Telemachos wirbt sie zwanzig Gefährten und fordert sie auf, sich am Abend beim Schiff einzufinden. Das Schiff stellt ihr Noemon, des Phronimos Sohn. Beim Dunkelwerden zieht es dieser ins Wasser, macht es seefertig und befestigt es an der äußersten Spitze des Hafens, wo sich die Gefährten sämtlich einfinden. Darauf geht Athene ins Haus des Odysseus, und nachdem sie die Freier schläfrig gemacht, so daß sie nach Hause gehen, fordert sie in Mentors Gestalt Telemachos zur Eile auf. Sie holen die Gefährten vom Schiff, damit sie die Vorräte einschiffen helfen, und Telemachos besteigt mit Athene die hintere Plattform des Fahrzeugs. V. 382—419.

Die Abfahrt spiegelt, wie Victor Bérard prächtig ausgeführt hat, in ihren kleinsten Einzelheiten die Verhältnisse des Mittelmeeres. Das Schiff muß mit Einbruch der Nacht seefertig sein und an die äußerste Spitze des Hafens gebracht werden, damit es den Landwind abwarten kann, der in Ithaka abends um elf Uhr einsetzt und bis vormittags neun Uhr weht, und der hier Zephyros, Nordwest, heißt. Zuerst wird das Schiff ins offene Fahrwasser gerudert; dort angekommen, richten sie den Mastbaum auf, machen alles zum Segeln fertig, und dann läuft es die ganze Nacht und den Morgen seine Bahn. Die Schiffer machen einen Krater zurecht und spenden den Göttern, vor allen andern der Athene. V. 420 bis 434.

Odyssee III.

Die Sonne steigt aus der prächtigen See, und die Reisenden kommen nach Pylos, einer Stadt wenig südlich von der Alpheiosmündung, ob wir sie nun mit Bérard beim Samikon oder mit Dörpfeld bei Kakovatos suchen wollen. Die Pylier feiern eben dem Stammgott ihres Herrscherhauses, dem Poseidon, ein prächtiges Fest, bei dem die neun Abteilungen des Volkes je neun Stiere darbringen. Sie sitzen gesondert, zu je fünfhundert Mann. Das Schiff fährt an den Strand und wird festgelegt. Athene und Telemachos steigen aus, und die Göttin mahnt den Jüngling, jetzt alle Scheu fahren zu lassen. Handle es sich doch um den Zweck seiner Reise, zu erfahren, wo den Odysseus die Erde berge, und welches Todeslos er erfüllt habe. Es verdient beachtet zu werden, daß Athene nicht mit der Zuversicht spricht, mit der sie im 1. Buche den Telemachos zu erfüllen suchte, weil Mentor, der Freund seines Vaters, an der allgemeinen Hoffnungslosigkeit notwendig teilnehmen muß. Sie will ihn damit jedoch nicht mutlos machen. Möglich wäre es ja, daß Nestor Einsicht in seinem Herzen berge, d. h. Besseres wisse, und deshalb mahnt sie ihn, den alten König darum selbst anzugehen. Eine Lüge werde dieser nicht sagen, da er sehr verständig sei. Bei Homer sind guter Verstand und edle Gesinnung identisch, wie auch das Böse so oft als Torheit gefaßt wird. Telemachos ist befangen und weiß bei seiner Unerfahrenheit im Reden und dem Respekt gegen das Alter nicht, wie er ihn anreden und fragen soll. Die einen Worte, ermutigt ihn die Göttin, würden ihm schon selbst einfallen, andere werde ihm ein Gott eingeben, denn nicht ohne den gnädigen Schutz der Götter, glaube sie, sei er geboren und aufgewachsen. V. 1—28.

Sie schreiten zu dem Platze, wo Nestor unter seinen Söhnen sitzt und die Gefährten eben das Opfermahl rüsten. Was folgt, atmet die ungezwungenste Herzlichkeit und zeigt zugleich die Wirksamkeit festen Brauches. Wie die Söhne die Fremden erblicken, eilen sie ihnen entgegen, grüßen sie mit Handbewegungen und laden sie zum Sitzen ein. Vor allem nimmt Peisistratos beide an der Hand, läßt sie neben Nestor und seinem Bruder Thrasymedes auf weichen Fellen Platz nehmen, gibt ihnen Teile der innern

Organe der Opfertiere, von den Stücken, die zuerst gebraten und gekostet werden, und reicht Athene einen Becher Weins. Zu Poseidon, zu dessen Feste sie gekommen sind, soll sie sprechen und zu ihm beten, wie Brauch ist, dann den Becher dem Telemachos reichen. Auch er wird ja beten wollen, da alle Menschen der Götter bedürfen. Aber er hat den Becher zuerst Athene gereicht, weil ihr Gefährte, sein Altersgenosse, der jüngere ist. V. 29—50.

In Athene verbindet sich das Wohlgefallen an der Beobachtung guter Sitte mit dem Vergnügen über die ihr zuteil gewordene Ehrung. Sie fleht zu Poseidon: für Nestor und seine Söhne um Gedeihen, für die Pylier um freundlichen Entgelt für das herrliche Opfer, für Telemachos und sich selbst um Gelingen ihres Vorhabens. Und darauf folgt das herrliche Wort, das auch Conrad Ferdinand Meyer zu einem schönen Gedicht begeistert hat: „so flehte sie und vollendete alles selbst". V. 51—62.

Auch Telemachos betet, dann begibt man sich zum Mahle, und danach fragt Nestor die Fremden nach Herkunft und Namen. Für die Zeit des Dichters ist es bezeichnend, daß der alte König wissen will, ob sie in Staats- oder Handelsgeschäften kommen oder unstet umherschweifen wie Seeräuber, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um fremden Menschen Unheil zu bringen. Nun faßt sich Telemachos, von Athene innerlich ermutigt, ein Herz. Aus Ithaka sind sie gekommen, und ihn führt seine eigene Sache. Kunde von seinem Vater Odysseus will er vernehmen, der, wie man sagt, mit Nestor vor Troja kämpfte und die Stadt zerstörte. Von allen andern, die dort stritten, haben sie erfahren, wo jeder sein Verderben fand, nur von jenem nicht. So geht er Nestor kniefällig an, ihm von dessen Verderben zu berichten, ob er es nun mit eigenen Augen angesehen hat oder vom Hörensagen weiß. Dringend fleht er, nicht aus Rücksicht und Mitleid etwas zu mildern, sondern zu erzählen, was er gesehen. Wenn Odysseus ihm je vor Troja etwas versprach und erfüllte, so bittet er ihn um untrügliche Antwort. Es ist durchaus homerische Denkweise, daß Nestor bei einem Verdienste, das Odysseus um ihn haben könnte, behaftet wird. Die Möglichkeit, daß der Vater noch leben könnte, faßt Telemachos gar nicht ins Auge. Er ist von dessen Tode überzeugt, nur will er Gewißheit. Was ihm früher die Hoffnungslosigkeit etwas benahm, war doch sehr unsicher und undeutlich, und jetzt kann er kaum anders reden, als er tut. V. 63—101.

Nestor weiß ja nun freilich auch nicht, ob und wie Odysseus umgekommen ist, und soweit wäre die Erzählung vom Besuche bei Nestor schon an ihrem Ende angelangt. Aber der Dichter hat ein Mittel gefunden, unser Interesse gleichwohl zu fesseln. Im Anschluß an die Frage des Telemachos läßt er durch Nestor einen großen Teil der Geschichten des troischen Sagenkreises vor unserem Auge vorüberziehen. Daß er dabei bereits vorhandene epische Gedichte benutzte, kann niemand im Ernst bezweifeln. Ob es gerade diejenigen waren, von denen uns Titel und spärliche Bruchstücke erhalten sind, können wir nicht wissen, ist auch nicht von wesentlicher Bedeutung. Unsere Odyssee enthält eine Fülle epischen

Gutes, das wir nicht mit Sicherheit heimweisen können, das aber vom Dichter weder erfunden noch direkt aus der Sage genommen sein kann.

Die uns vorliegende Erzählung zeigt noch da und dort den Wortlaut der Vorlage, aber sonst hat der Dichter diese kräftig redigiert und seinen Zwecken angepaßt. Alle Partien, in denen Nestor handelnd auftritt, hat er in eine Ich-Erzählung umgegossen, ganz wie die Abenteuer des Menelaos im folgenden Buche. Der Anfang der letztern wird in unserem Buche in der dritten Person erzählt. Er ließ es sich auch angelegen sein, Nestor den Odysseus so viel als möglich hervortreten zu lassen. Freilich gelang das nur bis zu einem gewissen Grade, da ihre Rückkehr nicht gemeinschaftlich war. Die Einleitung zu der langen Erzählung stammt natürlich von unserem Dichter.

Nestor beginnt mit dem Kriege selbst. Aber die Ereignisse der Ilias werden nur gestreift, kaum daß die Beutezüge, als deren Führer ausschließlich Achilleus genannt ist, und der Tod des Patroklos kurz erwähnt werden. Alles andere gehört in die Zeit nach dem Schluß der Ilias. Nestor lehnt es ab, eingehend zu erzählen, da er doch in fünf und sechs Jahren nicht fertig werden und Telemachos vorher gelangweilt nach Hause gehen würde. Nur darin ist er ausführlicher, daß in den neun Kriegsjahren niemand sich an Listen mit Odysseus messen konnte: deinem Vater, wenn du wirklich sein Sohn bist. Einen wirklichen Zweifel hegt er natürlich nicht, vielmehr spricht er von dem Erstaunen, das ihn beim Anblick des Jünglings ergreift, und über seine verständige Rede. Gerade so sprach Odysseus, und man würde es einem so jungen Manne nicht zutrauen. Sein eigenes Verhältnis zu Odysseus war immer das der größten Einigkeit, in der Heerversammlung wie im Kriegsrat, bis bei der Heimfahrt ihre Wege auseinander gingen. Im Anschluß daran erzählt er von der Rückfahrt bis zur Ankunft des Idomeneus in Kreta. V. 102—192.

Plötzlich aber läßt Nestor den Ton der Erzählung fallen und wendet sich an seine Gäste: vom Tode Agamemnons habt ihr auch schon vernommen, wie Aigisthos ihm Verderben sann, der denn auch jämmerlich dafür büßte. Wie gut ist es, ruft er aus, daß von einem getöteten Mann ein Sohn zurückbleibe, wie ja auch Orestes den Vater an seinem Mörder gerächt hat. Und dann sagt er scheinbar ganz unvermittelt: „Und auch du, Lieber, denn ich sehe dich gar groß und schön, sei wehrhaft, auf daß mancher der später Geborenen dich preise." Die Verse stehen 1,301 in einem unmöglichen Zusammenhang und sind mit dem ganzen Gedanken aus unserer Stelle dorthin übertragen. Hier aber sind sie ganz unentbehrlich. Wie sich gleich zeigt, hat Nestor vom Treiben der Freier bereits gehört und fordert jetzt in verdeckten Worten Telemachos auf, sie zu strafen. Wenn wir die Verse streichen, so verlieren wir den vortrefflichen Zusammenhang. Die Antwort des Telemachos zeigt nämlich, daß er den alten König verstanden hat. Gewiß habe des Orestes Tat ihn für alle Zeiten berühmt gemacht, und er möchte wünschen, daß ihn die Götter mit gleicher Kraft wappneten, damit er die Freier strafen könnte. Aber die

Götter hätten ihm und seinem Vater ein solches Glück nicht zugesponnen, und so heiße es für ihn aushalten, auch wider seinen Willen. Der Gang der Reden ist doch viel schöner, wenn Telemachos auf die Parallele mit Orestes aufmerksam gemacht wird, als wenn er sie selbst zieht, um sie sogleich abzulehnen. V. 193—209.

Sehr fein ist es, daß Nestor sich den Anschein gibt, als ob er erst durch des Telemachos Worte auf das Treiben der Freier aufmerksam gemacht worden wäre, obwohl er gleich zeigt, daß er bereits davon weiß. In seiner dunklen Mahnung hat er sie nicht genannt und den Jüngling ganz sachte darauf geführt. Nun wünscht er zu wissen, ob sich Telemachos freiwillig fügt, oder ob ihm sein Volk feindselig ist, weil es sich durch göttliche Stimme wider ihn hat aufregen lassen. Wer weiß, sagt er, ob nicht Odysseus einmal kommt, sich zu rächen, und von dem Gedanken an den wiederkehrenden Vater geht er ganz sachte auf den Sohn über. Wenn diesem Athene so beistehen wollte, wie sie es vor Troja dem Odysseus tat, so könnte es Telemachos selbst mit den Freiern aufnehmen. Er ist dringender geworden und hat dem Jüngling den Gedanken der Selbsthilfe näher gebracht. Aber dieser glaubt durchaus nicht, daß sich das erfüllen werde. Gar groß ist der Gedanke, Schauder faßt ihn darüber an. Er hat das Wesentliche, das in Nestors letztem Worte lag, anscheinend überhört und nur an die Rückkehr des Vaters gedacht. Diese, meint er mit dem Tone der tiefsten Hoffnungslosigkeit, wird ihm, so sehr er sie wünscht, nicht zuteil, selbst wenn die Götter es wollten. V. 210—228.

Nur auf die Heimkehr des Vaters beziehen sich auch die Worte, die Athene nunmehr spricht. Ihr kommt es nicht in den Sinn, Telemachos zu selbständigem Kampfe mit den Freiern zu treiben, wie Nestor tut, sondern ihr liegt daran, ihm die Zuversicht auf die Rückkehr des Vaters zu geben. Sie tadelt deshalb den Kleinmut des Jünglings: leicht kann ein Gott, wenn er will, auch aus der Ferne einen Mann erretten. Der Übergang zum folgenden ist unvermittelt, der Sinn aber klar. Sie möchte lieber vor der Heimkehr viele Leiden erdulden, gemeint ist, wie Odysseus, als heimkehrend der Tücke der Seinen erliegen, wie Agamemnon. Die Parallele geht auf den Schutz der Götter, dessen sich Odysseus erfreut, obschon er lange leiden muß, während Agamemnon, trotzdem er gesund heimkehre, seiner entbehrt. Ihre letzten Worte zeigen den Vorbehalt, den die homerische Zeit der göttlichen Allmacht gegenüber zu machen pflegt: vor dem vorausbestimmten Todestag retten auch die Götter den Menschen nicht.

Eines ist in der Athene Worten bedeutsam. Agamemnon fällt durch die Tücke des Aigisthos und seiner Gemahlin V. 235. In den Erzählungen des Nestor und Menelaos tritt Klytaimestra so stark als möglich zurück. Wilhelm Jordan hat das ausgezeichnet damit erklärt, daß die beiden Helden vor den Ohren des Sohnes die Mutter nicht in die Parallele ziehen wollen. V. 229—238.

Aber Telemachos bricht ab. Nie kehrt Odysseus zurück, sondern die

Götter haben ihm den Tod gesonnen. Aber er möchte gern über Agamemnons Geschick Genaueres hören, besonders auch, wo Menelaos gewesen sei, daß er ihm nicht helfen konnte. So wird es Nestor möglich, auch von der Heimkehr der Atriden zu berichten, zum Teil in direktem Anschluß an die frühere Erzählung von der Rückfahrt von Troja, mit den Schicksalen des Menelaos, zum Teil nach einem Epos von Agamemnons Heimkehr. Mit großer Wirkung stellt er die verspätete Ankunft des Menelaos an den Schluß und nimmt sie zum Anlaß, den Telemachos vor zu langer Ausdehnung seiner Abwesenheit zu warnen. Wieder begründet er das sehr fein: die Freier könnten sein Gut verzehren und teilen, und seine Reise würde vergeblich sein. Daß inzwischen zu Hause auch größere Veränderungen eintreten könnten, deutet er nicht einmal an, aber schon sein Drängen redet deutlich genug. V. 239—316.

Doch rät er ihm, noch Menelaos aufzusuchen, der kürzlich von weiter Irrfahrt aus fabelhaften Fernen zurückgekehrt sei und ihm am besten Kunde geben könnte. Er könne mit seinem Schiffe dorthin fahren; wenn er das nicht will, stellt er ihm einen Wagen zur Verfügung und will ihm einen Sohn zum Begleiter mitgeben. Es ist klar, daß Telemachos als homerischer Mensch den Landweg vorzieht. V. 317—328.

Es wird dunkel, und Athene mahnt, das Fest durch Abschneiden der Zungen der Opfertiere und eine letzte feierliche Spende an Poseidon und alle Götter abzuschließen, da es wider den Brauch sei, bis in die Nacht beim Opfermahle zu sitzen. Die Spende wird mit großer Feierlichkeit vollzogen, und dann schicken sich Athene und Telemachos an, zu ihrem Schiffe zurückzukehren. Aber da kommen sie bei dem alten Nestor an den Unrechten: Da sei Zeus vor und die andern Götter, daß ihr zum Schlafen auf das Schiff geht, als kämet ihr von einem dürftigen Mann, der weder für sich noch für seine Gäste ein weiches Bett hat. Er ist damit wohl versehen, und solange er lebt und Söhne hinterläßt, die Gäste beherbergen können, darf des Odysseus Sohn nicht auf dem Hinterdeck des Schiffes schlafen. Der vermeintliche Mentor nimmt für Telemachos die Einladung mit warmen Worten an, erklärt aber, selbst zum Schiffe zurückkehren zu müssen, um die Gefährten über des Telemachos Abwesenheit zu beruhigen. Es seien alles junge Leute, im gleichen Alter wie Telemachos, und er der einzige ältere. Bei ihnen wolle er die Nacht zubringen und am Morgen in Geschäften zu den benachbarten Kaukonen gehen. Nach diesen Worten entfernt sich Athene in Gestalt eines Seeadlers. Alle sehen es mit Staunen, und Nestor erkennt, daß Telemachos unter göttlichem Geleite gekommen sein muß. Keinen Augenblick ist er im Unklaren, daß es Athene war. Er fleht um ihre Gnade für sich und sein Haus und verspricht ihr ein feierliches Opfer. Ein Gefühl der Furcht vor den Göttern tritt bei den Menschen Homers auch da hervor, wo jene sich offenbar freundlich gezeigt haben. V. 329—385.

In Nestors Palast angekommen, mischen sie einen Krater alten vorzüglichen Weins, beten zu Athene, spenden und gehen zur Ruhe. Im

Gastzimmer unter der Vorhalle läßt Nestor bei Telemachos seinen Sohn Peisistratos schlafen, den einzigen, der noch unverheiratet ist. Die verheirateten Söhne wohnen ebenfalls beim Vater, wie im Palaste des Priamos. Am Morgen setzt sich Nestor auf einen der vor der Tür stehenden Steinsitze, wo schon sein Vater Neleus zu sitzen pflegte, neben ihm nimmt Telemachos Platz. Nestors erster Gedanke ist das der Athene gelobte Opfer, das sie gnädig stimmen soll, sie, die gestern leibhaft bei seinem Fest erschienen war. Die Vorbereitungen, die er zum Opfer trifft, werden rasch und leicht erzählt, ebenso das Vergolden der Hörner des Opfertieres. Athene kommt selbst, um das Opfer entgegenzunehmen, ohne Zweifel persönlich, aber sicher ohne den Menschen leibhaft zu erscheinen. Die Schilderung des Opfers ist die ausführlichste, die wir bei Homer finden. V. 386—463.

Während die Mahlzeit zubereitet wird, tut Nestors Tochter Polykaste Telemachos die Ehre an, ihn beim Bade zu bedienen. Gleich nach dem Mahl wird der Wagen gerüstet und bespannt. Die Schaffnerin legt Brot und Wein hinein und Fleischkost, „wie sie die Herren essen", dann fährt Telemachos in Begleitung des Peisistratos ab. Sie gelangen an diesem Tage bis Pherai, d. i. Aliphera oder Leondári, wo sie bei Diokles, dem Sohne des Alpheiossohnes Ortilochos, übernachten. Am folgenden Tage erreichen sie in einer Fahrt, die vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht dauert, Lakedämon. Die Strecke zurückzulegen ist in dieser Zeit zur Not möglich, aber der Dichter fand doch notwendig, die Pferde gewaltig ausgreifen zu lassen. Die Fahrt bildet den besondern Abschluß des in sich abgerundeten Einzelstückes vom Besuch in Pylos. V. 464—497.

Odyssee IV.

Gleich der Beginn des Buches bietet eine nicht unbedeutende kritische Schwierigkeit. Im Hause des Menelaos wird Doppelhochzeit gefeiert, aber im spätern Verlaufe der Erzählung ist davon nichts mehr zu spüren, ja Helene kommt mit Spindel und Wollkorb aus dem Frauengemach, um sich gemütlich neben den Gemahl zu setzen. Warum ist die Brautmutter nicht von Anfang an dabei gewesen? Im Beginn des dritten Buches kommen die Reisenden allerdings auch zu einem großen Feste, aber dieses wird nicht wie die Doppelhochzeit vollständig vergessen, sondern dauert den ganzen Tag und schließt am späten Abend in feierlicher Weise, so daß wir es nicht aus dem Auge verlieren sollen. Es ist deshalb begreiflich, daß die Kritik an der Echtheit dieses Eingangs gezweifelt hat.

Wilamowitz hat aber richtig gesehen, daß die Hochzeit nicht zu verwerfen ist, da der Dichter schildern muß, in welchem Zustand die Gäste den Menelaos finden, und Eteoneus wie Megapenthes im Fortgange des Gedichtes wieder vorkommen. Er erklärt, daß der Dichter der Telemachie eine ihm aus anderer Poesie überkommene Szene aufgegriffen hat, um

für den von ihm frei erfundenen Besuch des Telemachos einen Hintergrund zu finden. „Und die Hochzeit der Hermione mit Neoptolemos ist ja auch ein berühmter Sagenzug, den lächerlich wäre von diesem Dichter erfunden sein zu lassen." Wenn dem so ist, so hat der Dichter die Hochzeit im Verlaufe des Buches auf sich beruhen lassen, um durch das Eintreten des Helene eine prächtige Erkennungsszene zu bewirken. Die Verse 15—19 sind nach einem allerdings angefochtenen antiken Zeugnis erst von Aristarch in den Text gesetzt. V. 1—19.

Die Jünglinge halten vor dem Palast an. Der oberste Diener des Menelaos, um seiner Stellung willen „Herr" Eteoneus geheißen, kommt heraus, erblickt sie und geht wieder hinein, seinen Gebieter zu fragen, ob er die beiden adlig aussehenden Fremden aufnehmen oder an andere Gastfreundschaft weisen solle. Der Empfang sticht von dem, der den Fremden in Ithaka und Pylos geworden ist, merklich ab. Der Dichter hat noch im Auge, daß des Menelaos Haus voll von Gästen ist, und deshalb ist Eteoneus im Zweifel, was zu tun sei. Aber er kommt mit seiner Sorglichkeit nicht gut an. Bis jetzt habe er sich nicht töricht erwiesen, sagt ihm Menelaos, aber jetzt schwatze er töricht wie ein Kind. Und dann weist er ihn auf die Verpflichtung hin, die auf ihnen lastet, weil sie selbst auf ihren Irrfahrten viel freundliche Gastfreundschaft genossen haben. Er soll ihnen die Pferde ausspannen und sie zum Mahle hereinführen. Erheiternd ist, wie das Wort des Herrn wirkt. Eteoneus stürmt durch den Saal hinaus, ruft andere Diener auf, besorgt die Pferde und den Wagen der Fremden, führt diese in den Palast, dessen Glanz sie bewundern, und läßt ihnen durch Mägde ein Bad rüsten. Dann gehen sie in den Saal, setzen sich neben Menelaos und werden in gewohnter Weise bedient. Der König ermuntert sie, zuzugreifen, nachher könnten sie sagen, wer sie seien, und legt ihnen das Rückenstück eines Ochsen vor, das man ihm selbst als Auszeichnung ausgewählt hatte. V. 20—68.

Nach dem Mahle beginnt die kunstreich anmutige Entwicklung der Erkennungsszene. Der Dichter hat nach Abwechslung gestrebt. Während bei Nestor die Aufnahme selbstverständlich war und Telemachos sich sogleich zu erkennen gab, wird hier der Empfang verzögert, und die Erkennung erfolgt auf einem Umwege.

Beim Anblick des strahlenden Schmucks der Wände flüstert Telemachos dem Sohne Nestors zu, so glänzend sehe es wohl in der Halle des Zeus aus. Aber obwohl er den Kopf nahe zu Peisistratos neigte, hat ihn Menelaos verstanden und antwortet in nachdenklichen Worten. Mit Zeus, beginnt er, kann sich kein Sterblicher messen, denn unsterblich ist dessen Haus und Gut. Von Menschen kann ja wohl mancher, meint er, mit mir wetteifern, oder auch nicht, fügt er hinzu. Wohl hat er von achtjähriger Irrfahrt in fabelhaften Ländern viel Gut heimgebracht, aber unterdessen hat ihm ein anderer, durch die Tücke der fluchwürdigen Gemahlin, den Bruder erschlagen, so daß er an seinem Besitz keine Freude mehr hat. Die Fremden müssen das ja von ihren Vätern gehört haben,

hat er doch viel gelitten und in langer Abwesenheit sein reiches Haus verloren geben müssen.

Die Erwähnung seines Reichtums bringt ihn auf einen neuen Gedanken. Hatte er schon vorher gesagt, der Tod des Bruders habe ihm die Freude an seinem Besitz verleidet, so erklärt er jetzt, er würde gerne mit dem dritten Teile seines Gutes zufrieden sein, wenn jene Männer noch lebten, die damals vor Troja umkamen. Er sagt es nicht, aber wir fühlen heraus, daß ihr Tod ihn besonders schmerzt, weil sie um seinetwillen gefallen sind. Besonders weh tut ihm der Tod des Odysseus, aber auf diesen kommt er noch nicht gleich zu sprechen, sondern versichert zunächst, er klage um alle, höre dann aber auch wieder auf, da man die Klage rasch satt bekomme. Nach diesem Zwischengedanken kommt er auf das zurück, was er eigentlich hatte sagen wollen. Um keinen trauert er so, wie um den Einen, dessen Gedenken ihm Schlaf und Speise verhaßt macht. Denn keiner hat sich um ihn so gemüht, wie Odysseus. Jetzt ist der Name ausgesprochen, und Menelaos läßt sein Leid dem Herzen voll entströmen. Odysseus selbst sollten durch seine Bemühungen um ihn Leiden erwachsen, ihm selbst aber nicht zu vergessender Kummer. Denn er ist verschwunden, niemand weiß, lebt er oder ist er tot, und nun beweinen ihn wohl Laertes, Penelope und Telemachos, den er jung im Hause zurückließ. Die Rede des Menelaos ist ein prächtiges Beispiel dafür, wie ein Gedanke den andern hervorruft. Er begann damit, daß er die Vergleichung seines Hauses mit dem des Zeus ablehnte, und kam durch die trübe Erwägung des Gegensatzes, in dem sein Reichtum zu dem stand, was er verloren, auf den Namen des Odysseus. V. 69—112.

Der Name des Vaters, so unerwartet ausgesprochen, erschüttert den Sohn und bringt ihn zu Tränen. Mit beiden Händen nimmt er den Mantel vor das Gesicht. Wie das Menelaos wahrnimmt, erwägt er, ob er ihn selbst von seinem Vater anfangen lassen oder sich durch Fragen Gewißheit verschaffen sollte. Noch ist er mit seiner Erwägung nicht zu Ende, da kommt Helene, schön wie Artemis, aus dem Frauengemach. Dienende Frauen, die mit Namen genannt sind, tragen ihr Spindel und Wollkorb nach und setzen ihr den Lehnstuhl zurecht. Die breite Ausführung und der Bericht über die Geschenke, die Helene und Menelaos in Ägypten erhielten, haben den gleichen Zweck wie in der Ilias die Rüstung Agamemnons oder die Geschichte des Bogens des Pandaros; sie sollen auf die Wichtigkeit des kommenden Moments vorbereiten. Die Angaben über die Geschenke entstammen dem Epos, dessen Anfang in der Erzählung Nestors benutzt ist, und auf das auch die Erinnerung des Menelaos an seine Irrfahrten V. 81 ff. zurückgeht. V. 113—135.

Sobald Helene Platz genommen hat, erkennt sie, daß des Odysseus Sohn vor ihr sitzt. „Wissen wir, Menelaos, fragt sie, wer die Fremden sind? werde ich nun richtig reden oder falsch, reden muß ich. Noch habe ich nie eine so zum Staunen große Ähnlichkeit gesehen, wie dieser dem Sohne des Odysseus gleicht, dem Telemachos.“ Wir würden erwarten „wie dieser

dem Odysseus gleicht", aber die Unebenheit des Ausdrucks ist sicher mit Bewußtsein gewählt, um die Lebhaftigkeit der die logische Folge überspringenden Gedanken auszudrücken. Dabei erinnert sich Helene des Krieges, der um sie, die Schamlose, geführt wurde, ein schmerzlicher Selbstvorwurf, der in der Odyssee vereinzelt steht und wohl von dem Dichter in Erinnerung an ihr Gespräch mit Hektor hier wiederholt ist.

Menelaos glaubt wirklich, Helene vermute richtig, so ähnlich ist der Fremde in allen Einzelheiten dem Odysseus, und dessen Erwähnung hat ihm heiße Tränen entlockt. Sehr anmutig ist, daß Menelaos erst jetzt ausspricht, was er vorher schon gedacht hat. Die überraschten Worte der Helene führen die Erkennung viel schöner ein. Der ganzen fein geführten Handlung entspricht auch, daß nun nicht Telemachos die Vermutung bestätigt, sondern Peisistratos für ihn eintritt. Es ist, beginnt er, wirklich der Sohn des Odysseus, aber er ist maßvollen Sinnes, und der Anstand schien es ihm nicht zu erlauben, gleich beim ersten Kommen sich dreist vorzudrängen, vor Menelaos, an dessen Rede sie sich erfreuen wie an der eines Gottes. Ihn hat Nestor mit Telemachos geschickt, damit Menelaos diesem für Wort oder Tat guten Rat gebe. Man hat das unrichtig gefunden, weil Nestor das gar nicht gesagt hatte. Aber Peisistratos will den Telemachos sein Anliegen selbst vorbringen lassen und sagt ganz allgemein etwas, das sich doch wohl sagen ließ, wenn er nicht auf die Sache selbst eintreten wollte. Ebenso spricht er nur andeutungsweise von der schlimmen Lage eines Sohnes, dessen Vater fern sei, und der sonst keinen Beistand habe, ganz die Lage, in der Telemachos sich befinde. V. 136—167.

Menelaos fragt nicht nach der Not des Jünglings, weil der Dichter die Handlung nicht zu ähnlich dem Besuche bei Nestor gestalten wollte. Des Königs Gedanken kehren vielmehr zu Odysseus zurück. Er knüpft an seine frühere Rede an, erwähnt nochmals der Verdienste, die sich Odysseus um ihn erworben, und berichtet von einem ganz romantischen Plan, den auszuführen Zeus durch die Verweigerung ihrer gemeinsamen Rückfahrt hinderte. Er hätte eine seiner Städte geräumt und Odysseus mit allen seinen Leuten aus Ithaka geholt und darin angesiedelt. Das wäre ein schöner Verkehr geworden, dem nur der Tod hätte ein Ende machen können. Aber ein Gott muß ihnen das mißgönnt haben, der jenem Unglücklichen allein die Heimkehr versagte. V. 168—182.

Das Wort versetzt alle in Tränen, und auch des Peisistratos Augen bleiben nicht trocken. Ihn bewegt die Erinnerung an den Verlust im eigenen Hause, den Tod seines Bruders Antilochos durch den Äthiopenfürsten Memnon. Dennoch mahnt er, mit dem Klagen inne zu halten. In äußerst respektvoller Weise erinnert er, wie Nestor, so oft in seinem Hause von Menelaos die Rede war, ihn als besonders weise rühmte. Das möge er jetzt beweisen und auf ihn hören. Er habe keine Freude daran, nach der Abendmahlzeit zu klagen; morgen sei ja auch wieder ein Tag, wo man das tun könne. Gleich aber beugt er geschickt dem Vorwurf der Gefühllosigkeit vor, den seine Worte ihm zuziehen könnten. Er habe

gewiß nichts gegen Klagen, neben dem Scheren des Haupthaars die einzige Ehrung der Toten, und er habe ja auch selbst dazu Veranlassung, wenn er schon den herrlichen Antilochos nie gekannt habe, an den sich Menelaos wohl erinnern müsse. V. 183—202.

Mit vollendeter Höflichkeit beginnt Menelaos mit einem Preise des verständigen Wortes, das man von einem so jungen Manne nicht erwarten würde. Aber freilich, er ist ja der Sohn eines Vaters, dessen Art er in der verständigen Rede wiederfindet. Leicht zu erkennen ist das Geschlecht eines Mannes, dem Zeus bei Geburt und Heirat Glück zuspann, und Nestor ist wirklich glücklich, denn er genießt eines heitern Alters und hat verständige und tapfere Söhne. Gern geht der König auf des Peisistratos Vorschlag ein, die Klage jetzt ruhen zu lassen. Sie wollten ihr Mahl beenden, am Morgen könnten er und Telemachos alles gründlich besprechen. Diese Wendung des Gesprächs ist überaus glücklich. Sie macht den heitern Abend möglich und schafft dem Dichter Gelegenheit, das Anliegen des Telemachos und die Antwort des Menelaos in voller Abrundung vorzuführen, während sie, gleich hier angeschlossen, leicht den Eindruck des unangenehm Nachschleppenden erhalten hätten. V. 203—215.

Zum Zeichen, daß das Vorhergehende abgeschlossen ist, waschen sie sich die Hände und wenden sich wieder zum Mahl. Auch Helene tut das ihre, um alle traurige Stimmung zu verscheuchen. Sie gießt ein Zaubermittel in den Wein, das Trauer und Groll aufhebt und alles Elend vergessen läßt. Wer es im Weine trinkt, der weint an diesem Tage nicht mehr, sollte er Vater und Mutter tot daliegen oder einen Bruder oder Sohn mit eigenen Augen erschlagen sehen. In Ägypten hatte sie es zum Geschenk erhalten, dem Lande der mannigfach wirkenden Kräuter, wo jeder ein Arzt ist. Was dieses Nepenthes sein könnte, daran ist schon ein paar Jahrhunderte lang herumgeraten worden. V. 216—232.

Dann fordert sie Menelaos und die adligen Jünglinge zum Trinken auf. Noch spricht sie ein Wort der Beruhigung, von dem Glück und dem Unglück, das jedem kommt und geht, wie Gott es gibt. Sie sollen essen und sich des Gesprächs erfreuen. Sie selbst gedenkt etwas zu erzählen, das sich für die Stunde eignet, etwas von Odysseus. Was er alles vollbracht, kann sie freilich nicht berichten, ja nicht einmal erwähnen, aber die Geschichte sollen sie hören, wie er sich dereinst als Späher im Bettlergewand in die Stadt Troja schlich und von ihr erkannt und gepflegt, aber nicht verraten wurde. Daran schließt Menelaos eine andere Erinnerung, die von dem besonnenen Verhalten des Odysseus im hölzernen Pferd. Beides sind Stücke von Epen, die dem Dichter vorlagen, wieder mit großem Geschick der Situation angepaßt. Helene wie Menelaos erzählen in der ersten Person, und wenn der König über den Anteil der Helene an der Geschichte spricht, redet er sie an. Erfindungen des Dichters sind es so wenig als die Erzählungen Nestors, aber auch keine mechanisch eingelegten Ausschnitte aus andern Gedichten. V. 233—289.

Bei den Ruhmestaten seines Vaters empfindet es Telemachos um

so schmerzlicher, daß alles das ihn nicht rettete, mochte er auch ein eisernes Herz in der Brust haben. Aber nun verlangt er nach Ruhe, und auf Helenes Geheiß schlagen Mägde den Gästen ihre Betten im Fremdenzimmer unter der Vorhalle auf. V. 290—305.

Gleich bei Tagesanbruch erhebt sich Menelaos. Telemachos erwartet ihn schon. Ohne Umschweife fragt ihn Menelaos nach den Beweggründen seines Kommens, und jener antwortet, er wünsche Kunde von seinem Vater zu vernehmen. Ganz kurz, aber für die Hörer ausreichend, zeichnet er seine Lage und fleht den König an, ihm vom Tode des Vaters Kenntnis zu geben, wenn er etwas wisse. Er redet mit den nämlichen Worten wie zu Nestor 3, 92. Hier ist die Wiederholung der Verse darum wirksam, weil sie uns die unveränderte Hoffnungslosigkeit des Jünglings klar zum Bewußtsein kommen läßt. V. 306—331.

Die Freier, meint Menelaos, kämen ihm vor wie Hirschkälber, die ihre Mutter ins Lager eines Löwen gebettet hat; als der heimkam, war es ihr Verderben. So wird Odysseus ihnen Unheil bringen. Menelaos möchte ihn vor den Freiern in der Kraft sehen, mit der er einst auf Lesbos im Wettkampf den Philomeleides niederrang. Dann würden sie schnellen Tod und bittere Hochzeit gewinnen. Dieselben Worte hatte 1, 265 Athene gebraucht, nur waren sie wirkungsvoller, weil die Göttin dem Sohne das Bild des in voller Rüstung erscheinenden Odysseus vor die Augen gemalt hatte. Der Dichter wollte dieses nicht nochmals bringen und ersetzte es durch ein anderes, das schwächer ist, weil es nicht so augenscheinlich auf den Freiermord hinweist. Die Frage, ob er von Odysseus etwas wisse, will Menelaos gerne der Wahrheit gemäß beantworten. Er hat seine Kunde von Proteus, dem Alten des Meeres. V. 332—350.

Die Erzählung von Proteus ist unzweifelhaft die Fortsetzung dessen, was Nestor 3, 279 von den Irrfahrten des Menelaos berichtet hat. Während dort von Menelaos in dritter Person erzählt wird, ist hier das ältere Epos wieder in die Ich-Erzählung umgegossen. Des Proteus Mitteilungen sind für unsere Kenntnis der Heimfahrt der Helden höchst wertvoll, befassen sich aber erst ganz zuletzt mit Odysseus. Der Dichter hat die Geschichten ihres allgemeinen Interesses willen so umfänglich aufgenommen, und wir verstehen, wie man im Altertum sagen konnte, die Odyssee sei eine Ergänzung der Ilias. Von Odysseus erzählt Proteus V. 555, er habe ihn weinend auf der Insel der Kalypso sitzen sehen, die ihn mit Zwang zurückhalte. Er könne nicht fort, weil ihm Schiffe und Gefährten zur Heimfahrt fehlten. V. 351—586.

Nun weiß Telemachos wenigstens, daß der Vater vor nicht allzu langer Zeit noch lebte, und das ist für seine weitere Haltung von bestimmendem Einfluß, wie sich gleich zeigt. Menelaos fordert ihn auf, elf oder zwölf Tage noch zu verweilen, dann wolle er ihn mit schönen Geschenken ziehen lassen, drei Rossen und einem Wagen, dazu einem Becher, aus dem er bei der Spende an die Götter jeden Tag sein Gedächtnis trinken möge. Aber bestimmt, wenn auch mit vollendetem Takt, lehnt Tele-

machos die Einladung ab. Er würde ja gern ein ganzes Jahr bleiben, ohne Heimweh zu bekommen; so sehr erfreut er sich an den Erzählungen und Reden des Königs. Aber er entschuldigt sich mit der Ungeduld seiner auf dem Schiff zurückgebliebenen Gefährten. Ob das der wirkliche Grund ist? Legen wir ungehörigerweise etwas in den Dichter hinein, wenn wir annehmen, die Kunde, daß Odysseus noch lebe, treibe den Sohn an, die Heimat so rasch als möglich zu erreichen, vor allem, um die Mutter an einer Gattenwahl zu hindern, und dann, um bei der Ankunft des Vaters gegenwärtig zu sein? Die Ereignisse des 15. Buches geben solcher Auffassung vollkommen Recht.

Auch auf die angebotenen Geschenke tritt Telemachos ein. Er beginnt mit dem prächtig warmen Worte: „jedes Geschenk, das du mir gibst, soll mir ein Kleinod sein". Aber dann muß er ablehnen. Rosse kann er nicht mitnehmen. Die passen in die weiten, von Klee und aller Art Getreide prangenden Auen, die Menelaos beherrscht, nicht nach Ithaka, wo es weder breite Rennbahnen noch Wiesen gibt, und das sich von allen Inseln am Meer für Wagenfahrten am wenigsten eignet. Nährt es doch nur Ziegen. Und doch entschlüpft dem Sohne des rauhen Landes das Bekenntnis, es sei dennoch lieblicher als ein Land mit Rossezucht. Um diesen Gedanken zu voller Wirkung kommen zu lassen, hat der Dichter den Gegensatz etwas zu sehr gesteigert, denn ganz ohne Ackerbau ist auch Ithaka nicht.

Der Anstand in Telemachos' Worten erfreut den Atriden. Lächelnd streichelt er ihn und lobt sein Wort, das von edler Abkunft Zeugnis ablege. So will er ihm ein anderes Geschenk geben, das für ihn selbst großen Erinnerungswert hat, den großen silbernen Krater mit vergoldetem Rand, das Werk des Hephaistos, ein Geschenk des Sidonierkönigs Phaidimos, der es ihm auf der Heimfahrt gab. Auch unter den Geschenken, die Priamos für Achilleus mitnahm, war das köstlichste Stück ein Becher, an den sich für ihn eine ehrenvolle Erinnerung knüpfte. V. 587—619.

Es folgen vier Verse, die allgemein auf die spartanischen Syssitien gedeutet werden. Nachher geht die Handlung auf Ithaka über, aber das geschieht in einer so abrupten Form, daß es dem homerischen Stil gar nicht zuzutrauen ist. Vor allem hat das Gespräch in Lakedämon gar keinen Schluß. Menelaos mußte nicht nur auf die Ablehnung seiner Geschenke, sondern namentlich auch auf den Entschluß zu rascher Abreise etwas sagen. Worin das bestanden haben möchte, können wir vielleicht aus der Fortsetzung des Gedichtes erschließen. Im Anfang des 15. Buches finden wir Telemachos noch in Sparta, und dort bittet er Menelaos, ihn jetzt ziehen zu lassen. Wenn wir die Tage der Irrfahrten nicht berücksichtigen, wie wir auch nicht dürfen, so ist es das natürlichste anzunehmen, es sei der folgende Morgen gewesen. Menelaos muß Telemachos gebeten haben, wenigstens die Nacht noch bei ihm zu verbringen. Das war ohnehin notwendig, weil die Fahrt bis Pherai den Tag vollständig ausfüllte und nicht erst nach dem langen Gespräch angetreten werden konnte. Dadurch wäre

die Handlung in Lakedämon zu einem vorläufigen Abschluß gediehen; und der Übergang nach Ithaka hätte sich leicht bewerkstelligen lassen. Aber so ganz ohne Einleitung konnte auch dieser nicht wohl eintreten. Es drängt alles zu der Annahme, die vier Verse, die das Syssition enthalten, seien eine alte Interpolation, durch die der Zusammenhang zerstört wurde. Das ist auch sonst vorgekommen, wie wir im 21. Buch der Ilias gezeigt haben. V. 620—624.

Die Szene in Ithaka ist ein sehr schöner und für das Verständnis alles Folgenden durchaus notwendiger Teil der Telemachie. Den Mordanschlag der Freier auf Telemachos hat der Dichter vorbereitet. Telemachos sieht 1, 251 voraus, daß sie auch ihn zerschmettern werden, und Eurykleia fürchtet, sie möchten seine Abwesenheit zu einem tückischen Anschlag benutzen 2, 367.

Die Freier belustigen sich im Hofe mit Diskuswerfen und Speerschleudern, Antinoos und Eurymachos sitzen und schauen zu. Da tritt Noemon zu ihnen, der Telemachos sein Schiff gegeben hatte, und fragt Antinoos, ob er wisse, wann jener aus Pylos zurückkommen würde. Er fahre nämlich auf seinem Schiff, das er selbst sehr notwendig habe, um von seinem Gestüt in Elis ein Maultier zu holen. Sie erstaunen, denn sie hatten wirklich nicht an die Reise geglaubt und angenommen, Telemachos sei irgendwo auf dem Felde bei den Herden oder beim Schweinehirten. Darum stellt Antinoos sehr eingehende und dringliche Fragen, die Noemon im einzelnen beantwortet. Er habe ihm das Schiff freiwillig gegeben. Man könne doch die Bitte eines solchen Mannes, der in Bedrängnis sei, nicht abschlagen. Seine Gefährten seien lauter vornehme Jünglinge aus der Stadt, und unter ihnen habe er Mentor das Schiff besteigen sehen. Es könnte aber ein Gott gewesen sein. Er habe Mentor in allem geglichen, aber über eines müsse er sich doch wundern. Gestern früh habe er Mentor gesehen, der doch damals für die Fahrt nach Pylos das Schiff bestieg. V. 625—658.

Den Freiern kommt die Sache recht ernst vor. Sie setzen sich zur Beratung zusammen, und Antinoos gibt ihrer Stimmung Ausdruck: Ein starkes Stück hat Telemachos mit dieser Reise zustande gebracht, an die wir gar nicht glaubten. Wider unsern Willen geht der junge Knabe mitten aus so vielen mir nichts dir nichts auf Reisen, nimmt sich ein Schiff und wählt sich adlige Gefährten aus. Antinoos erblickt darin den Anfang weiterer böser Taten gegen sie und wünscht, Zeus möge ihn vernichten, bevor er die volle Kraft erreiche. Aus dem Wunsche wird ein Plan. Er will ein Schiff mit zwanzig Gefährten bemannen und ihm in dem Sunde zwischen Ithaka und Samos auflauern, damit ihm die Fahrt nach dem Vater übel bekomme. Die Freier sind einverstanden. V. 659—674.

Die Beratung hatte im Hofe stattgefunden; außerhalb desselben hatte sie Medon der Herold mit angehört und geht es Penelope zu melden. Wie er eintritt, fragt sie ihn, ob ihn die Freier schickten, damit ihnen die Mägde das Mahl rüsteten. In ausbrechendem Unwillen wünscht sie, jene möchten,

ohne ihre Werbung fortgesetzt oder sonst sich versammelt zu haben, zum letztenmal hier schmausen. Wie Mentor in der Gemeinde getan, zeiht sie die Freier, zu denen sie den Herold mitrechnet, des schändlichsten Undanks gegen Odysseus, der doch, wie sie von ihren Vätern gehört haben müßten, ein überaus gütiger Regent war und seine Macht niemals mißbrauchte. V. 675—695.

Wenn das nur das größte Unglück wäre, versetzt Medon. Aber die Freier planen noch Ärgeres, was Zeus verhüten wolle, die Ermordung des Telemachos auf der Rückkehr. Er ist nämlich nach Pylos und Sparta gefahren, auf Kunde von dem Vater. Penelope sinkt beinahe in Ohnmacht und vermag lange nicht zu sprechen. Endlich fragt sie den Herold, warum ihr Sohn fort sei. Er hätte das nicht tun dürfen. Ob er etwa wolle, daß auch sein Name unter den Menschen verschwinde? Der Herold sagt ihr, was er aus des Telemachos Worten in der Gemeindeversammlung vom Zweck der Reise weiß, und geht. Penelope duldet es nicht mehr auf ihrem Sessel, sie setzt sich auf die hohe Schwelle des Frauengemaches und weint, und mit ihr weinen die dienenden Frauen. Vor ihnen klagt sie um ihr Geschick. Den herrlichsten Gemahl hat sie verloren, nun haben die Sturmwinde auch den geliebten Sohn spurlos aus dem Hause dahingerafft. Dann schilt sie die Mägde: sie hätten es gewußt und sie doch nicht geweckt, als er fortging. Hätte sie etwas davon gewußt, er hätte bleiben müssen oder sie tot im Hause zurückgelassen. Darauf fährt ihr ein Gedanke durch den Kopf: Dolios, ihr alter Knecht, der ihren Garten besorgt, könnte es dem alten Laertes berichten, vielleicht daß dieser mit einem guten Plan von seinem Landgut herkäme und dem Volke über die Freier klagte, die seinen und des Odysseus Stamm vernichten wollten. V. 696—741.

Da tritt Eurykleia hervor. Penelope mag sie töten oder leben lassen, wie ihr gefällt, aber sie will nicht verbergen, was sie weiß. Sie hat alles gewußt und Telemachos zur Reise ausgerüstet, ihm aber schwören müssen, vor dem zwölften Tage nichts zu verraten, damit sich die Mutter nicht härme. Was sie ihr als Bestes raten kann, tut sie: die Fürstin soll nach einer Waschung und in frischen Gewändern mit dienenden Frauen in ihr Obergemach steigen und ein Gebet an Athene richten, die auch aus dem Tode retten kann. Laertes, der schon genug im Elend ist, soll sie nicht noch mehr betrüben, denn, so ist der Gedanke, seine Hilfe ist nicht notwendig. Noch ist sein Geschlecht den Göttern nicht verhaßt, und es wird ihm für Haus und Gut immer ein Erbe dasein. Damit beruhigt sie der Fürstin Klage und hemmt ihre Tränen. Sie tut, wie Eurykleia ihr geraten. In einen Korb legt sie Gerstenkörner, die sie vor dem Gebet als Opfer hinwirft, dann fleht sie, unter Berufung auf die vielen Opfer, die Odysseus der Göttin dargebracht, um Rettung des Sohnes vor den Anschlägen der Freier. Sie schließt mit dem Bittschrei, der die Göttin aufmerksam machen soll, und diese hört ihr Gebet. V. 742—767.

Auch die Freier hören den Schrei und höhnen. Gewiß bereite die vielumworbene Fürstin ihnen die Hochzeit, ohne zu wissen, daß ihrem

Sohne der Mord bereitet sei. Aber Antinoos schilt sie: Ihr Narren, meidet frevelhafte Worte, damit nicht jemand es drinnen melde. Schweigend wollten sie jetzt den allen genehmen Plan ausführen. Die zwanzig ausgewählten Gefährten ziehen ein Schiff ins Wasser, machen es seefertig, Diener bringen ihnen ihre Waffen, und dann legen sie das Schiff „hoch auf der See" fest; es ist das, was 2, 391 „an der äußersten Spitze des Hafens" heißt. Das Schiff ist flott, aber um auszufahren, warten sie den spät abends eintretenden Landwind ab. V. 768—786.

Den Schluß bildet wieder ein besonders schönes abgeschlossenes Stück. Penelope liegt ohne Speise und Trank in ihrem Obergemach und sinnt über das Schicksal ihres Sohnes nach. Hin und her gehen ihre Gedanken wie die eines Löwen im Feindesgewühl, der erschrickt, wenn sie einen tückischen Kreis um ihn ziehen. Das Gemeinsame ist der wilde Widerstreit der Gedanken; da der homerische Dichter nicht die handelnden Personen vergleicht, macht er auch keine Vergleichung zwischen Penelope und einem Löwen. Wie sie so sinnt, überkommt sie der süße Schlaf. Da schafft Athene ein Traumbild in der Gestalt der Iphthime, Penelopes Schwester, der Gemahlin des Eumelos von Pherai, und schickt es nach Ithaka, Penelope zu trösten. Mit innigerem Verständnis ist nie ein Traum dargestellt worden. Er nimmt schon eine Gestalt an, an die niemand denken kann, wie man im Traume die Bilder von Fernen und selbst Gestorbenen sieht, und das Traumbild gleitet durch die geschlossene Tür, der Dichter sagt, an dem Riemen vorbei, mit dem man den Riegel zuzieht, und tritt ihr zu Häupten. In ihrem erquickenden Schlummer träumt Penelope zuerst von der Erfüllung ihres heißesten Wunsches. Das Traumbild sagt ihr, die Götter gestatteten ihr nicht zu weinen und betrübt zu sein, denn ihr Sohn werde zurückkehren, da er sich in den Augen der Götter nie vergangen. Wie es zu geschehen pflegt, daß sich im Traume Wirkliches und Wunderbares mischen, so ist auch Penelope das Bewußtsein der Wirklichkeit nicht ganz geschwunden. Sie wundert sich über das Erscheinen der so selten gesehenen Schwester, mehr noch über den Trost, den sie ihr spendet. Wie soll sie aufhören zu trauern, da sie den herrlichen Gemahl verloren hat und über das Geschick des Sohnes in schwerster Sorge lebt. Erst läßt der Dichter sie die Worte gebrauchen, die sie schon an die Dienerinnen gerichtet hat, dann spinnt sie den letzten Gedanken weiter und gelangt bis zum Mordanschlag der Freier. Aber dann gewinnt im Traume der sehnliche Wunsch die Oberhand über die trübe Wirklichkeit. Das Traumbild verheißt ihr für die Rettung ihres Sohnes den mächtigen Schutz der Athene und gibt ihr einen für einen Träumenden vollgiltigen Beweis; Athene hat die Schwester selbst hergesandt, ihr das zu sagen.

Bisher ist es ein richtiger, fester Traum gewesen, jetzt fängt er an zu zerflattern. Penelope kommt es plötzlich vor, das Traumbild sei selbst eine Göttin, dann wieder nur, es habe eines Gottes Stimme vernommen. In jedem Fall fragt sie es nun auch, ob Odysseus noch lebe oder tot sei. Sie steht hart vor dem Erwachen, denn wie im Verschwimmen antwortet

das Traumbild, das könne es nicht genau sagen, und Windiges zu reden sei vom Übel. Damit verschwindet es wieder durch die verschlossene Tür in die wehenden Lüfte hinaus. Penelope aber fährt erfreut aus dem Schlummer empor, entzückt über das Traumbild, das ihr im Dunkel der Nacht so leibhaft erschienen war. V. 787—841.

Es erübrigt noch, daß der Dichter die Ausfahrt der Freier erzähle. Sie fahren zu der kleinen Insel Asteris, die zwischen Ithaka und Kephallenia liegt, dem heutigen Daskalio, in dessen Schilderung der doppelte Hafen eine Erfindung des Dichters zu sein scheint. Daß wir über das Schicksal des Telemachos beruhigt sein können, wissen wir aus dem Munde des Traumbildes. Ängstliche Spannung zu erregen hat der Dichter immer verschmäht. V. 841—847.

Odyssee V.

Wir treten in die Welt des Märchens und der Sage. Es ist lockend, den Anteil zu bestimmen, den der Dichter der Odyssee an deren Gestaltung genommen hat.

Proteus erzählt 4,556 dem Menelaos, Odysseus werde durch die Nymphe Kalypso auf ihrer Insel zurückgehalten. Reichliche Tränen vergieße er, könne aber aus Mangel an Schiffen und ruderkundigen Gefährten nicht fort. Das weist auf grausame Gefangenschaft. Die Nymphe heißt Kalypso, „die Verhüllerin", deren Name ohne Zweifel mit Recht auf eine Unterweltsdämonin gedeutet wird.

Ihre Insel und der von Poseidon gesandte Sturm gehören ursprünglich, wie ich erwiesen habe, ins östliche Mittelmeer. Das alte Gedicht, das diesen Sturm erzählte, läßt sich in seinen Hauptzügen noch erkennen. Kalypso gibt auf göttlichen Befehl, der ihr durch Hermes vermittelt wird, den Odysseus endlich frei. Er baut sich ein Floß. Wie er auf dem Meere schwimmt, erblickt ihn von den Bergen der Solymer, an der Südwestecke Kleinasiens, Poseidon. Dieser grollt dem Odysseus, nicht wegen der Blendung des Kyklopen, von dessen Zusammenhang mit Odysseus vor dem Dichter der Odyssee niemand etwas gewußt hat. „Daß ein Mensch," so urteilt Wilamowitz sehr zutreffend, „der so viel Leid auf dem Meere erduldet und so oft Schiffbruch gelitten hat, dem Meergotte verhaßt ist, ist imgrunde selbstverständlich." Poseidon erkennt, daß die Götter während seiner Abwesenheit über Odysseus anders beschlossen haben, womit nicht auf die Götterversammlung des Prooimion verwiesen sein kann; denn dessen Stelle 1,68 ist nach der unserigen gemacht. Poseidon zieht aus dem Anblick des Odysseus einfach den Schluß auf einen Wechsel im Plane der Götter. Er weiß, daß es Odysseus bestimmt ist, allem Jammer entronnen zu sein, wenn er das Land der Phäaken erreicht, will ihn aber vorher noch sattsam im Elend umhertreiben. Er erregt den gewaltigen Sturm, der im einzelnen vom Dichter der Odyssee durchgearbeitet ist. In der größten Not gibt Leukothea dem Odysseus ihre lange Kopfbinde, die er sich um die

Brust wickelt, und auf der er fortschwimmt. Poseidon sieht es und ruft ihm zu, er möge jetzt auf dem Meere herumirren, bis er in das Land der Phäaken gelange. Auch so werde er sich über sein Elend nicht zu beklagen haben. Damit wendet er sein Gespann nach Aigai, seinem herrlichen Wogenpalast. Odysseus hat noch mit den Wogen zu kämpfen, bis er das Land erreicht. Dort wirft er, wie Leukothea ihn geheißen, ihre Kopfbinde abgewandt ins Meer zurück.

Aus der furchtbaren Verhüllerin hat der Dichter der Odyssee die liebende göttliche Gestalt geschaffen, dieses Kleinod inniger Poesie. Sodann verlegt er den geographischen Schauplatz. In unserem Buche fährt Odysseus auf seinem Floß achtzehn Tage lang von Westen nach Osten, bis er der Berge des Phäakenlandes ansichtig wird. Der Dichter sucht die Insel der Kalypso da, wo Bérard sie entdeckt hat, am Fuße des neben der Halbinsel Ceuta sich erhebenden Mont aux Singes, und verlegt das Land der Phäaken an die Westküste von Korkyra, wo Bérard und neuerdings Dörpfeld es finden.

Damit stimmt nun nicht, daß Odysseus, nachdem er bereits die Berge des Phäakenlandes erblickt hat, noch zwei Tage mit dem Nordwind schwimmen muß, um zur Küste der Phäaken zu gelangen. Es tritt ein neues Moment ein, das sich mit den andern nicht verträgt. Wilamowitz hat gesehen, daß wir hier den Schluß des Gedichtes von Thrinakie vor uns haben. Von der Charybdis aus schwamm in diesem Gedicht Odysseus auf dem Gebälk zur Küste des Phäakenlandes, unter dem wir in diesem Zusammenhang wohl Kreta zu verstehen haben.

Wir haben die nämliche Erscheinung vor uns wie beim Kampf um die Schiffe im 15. Buche der Ilias. In der Sage stand fest, daß die Irrfahrt an der Küste der Phäaken ihr Ende fand. Das war in den alten Gedichten von Kalypso und von Thrinakie verschieden erzählt, und die Zusammenfügung verursachte Unebenheiten. Dazu kam, daß der Dichter der Odyssee die Fahrt von Westen her gehen ließ und die Landung als Vorbereitung zur Phäakengeschichte in großartiger Weise umgestaltete. Dadurch verlor vor allem die Kopfbinde der Leukothea fast alle Bedeutung. Odysseus wirft sie freilich zum Schluß ins Meer, aber genützt hat sie ihm herzlich wenig. Das Ende des Kalypsogedichtes ist ganz aus dem Zusammenhang geraten. Wie der Dichter das Einzelne gestaltet, werden wir noch sehen.

Das Buch beginnt mit einer Götterversammlung, derzufolge Zeus den Hermes entsendet, um Kalypso die Entlassung des Odysseus anzubefehlen. Das Verhältnis der ganz aus entlehnten Versen zusammengestückten Partie zum Prooimion der Gesamtodyssee ist durchaus unklar. Wenn dort Athene die Sendung des Hermes verlangt, wozu bedarf es dann eines neuen Götterrates, um sie ins Werk zu setzen? Viel schlimmer ist, daß die Folge der Ereignisse verschoben wird. Athene erzählt Zeus von der Reise des Telemachos und dem Mordanschlag der Freier, setzt

also sämtliche Vorgänge der ersten vier Bücher voraus. Es hilft nichts, darauf hinzuweisen, daß Homer zuweilen gleichzeitige Ereignisse nacheinander erzähle; denn wie sie hier erzählt werden, sind die Vorgänge nicht mehr gleichzeitig, sondern die Entsendung des Hermes erfolgt höchst ungeschickterweise, nachdem die frühere Handlung vollständig abgeschlossen ist. Die Weissagung des Zeus über die künftigen Schicksale des Odysseus, wieder aus entlehnten Versen zusammengeflickt, hat im Auftrag an Hermes gar keine Berechtigung. Die ganze Partie sticht von dem frischen und farbigen Ton des übrigen Buches durch ihre Trockenheit unangenehm ab. Sie kann zu dem Zwecke verfertigt sein, für den Vortrag des Buches eine Einleitung herzustellen. V. 1—42.

Von dem echten Anfang des Buches ist nur der Auftrag des Zeus an Hermes übrig geblieben, sehr wirkungsvoll in seiner Knappheit V. 29: „Hermes, melde der Nymphe den untrüglichen Ratschluß, die Rückkehr des Odysseus ohne Geleite der Götter und Menschen." Das sieht nicht danach aus, als ob ursprünglich hier überhaupt ein Götterrat stattgefunden hätte. Hermes spricht zu Kalypso nur von einem Befehle des Zeus und der Unmöglichkeit, dessen Gedanken unwirksam zu machen. Darin, daß Sandalen und Stab des Hermes mit den Versen von Ilias 24, 339 geschildert sind, sehe ich keinen Beweis gegen die Urheberschaft des Dichters der Odyssee, da dieser mehr derartige Anleihen gemacht hat. V. 43 bis 49.

In Pierien betritt Hermes den Erdboden und begibt sich aufs Meer, über das er einer Möwe gleich dahinstreicht. Das Gleichnis ist nicht ganz klar, da wir doch nicht annehmen können, er habe sich von den Wellen tragen lassen. Gemeint ist ohne Zweifel nur, er streife mit der Leichtigkeit der Möwe über die Wogen hin. V. 50—54.

Die Insel, die Hermes betritt, zeigt ein zwiespältiges Gesicht. Auf der einen Seite ist der Anblick düster. Auf dunklen Bäumen, Erlen, Schwarzpappeln, Zypressen, die an den Hain der Persephone erinnern, sitzt eine trübselige Gesellschaft von Käuzen, Falken und Meerkrähen. Es ist die Insel der Verhüllerin. Freundlicher hat sie unser Dichter gestaltet. Der Grotte der Nymphe entströmt ein süßer Duft von wohlriechendem Holz, das auf dem Herde brennt, der Gesang der webenden Kalypso schallt heraus, um die Grotte rankt sich eine traubenschwere Rebe, vier Bäche mit schimmerndem Wasser strömen nahe beieinander in verschiedener Richtung, blumige Wiesen dehnen sich aus. Der Dichter leitet seine Erfindung, durch die er Kalypso zum liebenden Meermädchen gemacht hat, auf das anmutigste ein.

Hermes tritt in die Grotte und findet Odysseus nicht, denn der sitzt wie gewöhnlich weinend auf der Küste und quält sein Herz in Leid. Kalypso erkennt Hermes sogleich, wie Götter einander immer erkennen, fragt nach seinem Begehr und versichert ihn ihrer Bereitwilligkeit, ihm zu willfahren, wenn sie es vermöge. Aber auch Götter müssen bewirtet werden, bevor sie ihr Anliegen kundgeben, und sie setzt ihm Ambrosia und Nektar vor.

Er ist mit seiner Antwort etwas umständlich. Reden will er, da sie ihn dazu auffordert. Zeus hat ihm befohlen hierher zu kommen, sehr zu seinem Mißvergnügen, denn aus freien Stücken würde niemand so weit über das öde Meer gehen, wo keine Stadt von Menschen in der Nähe ist und niemand den Göttern opfert. Aber, und damit leitet er nachdrücklich und doch wie zufällig seinen Auftrag ein, den Willen des Zeus kann kein Gott umgehen oder vereiteln. Jetzt entledigt er sich in kurzen Worten seiner Sendung. Sie hat Odysseus zu entlassen, denn es ist ihm vom Schicksal bestimmt, nicht fern von den Seinen umzukommen, sondern die Heimat zu erreichen. V. 55—115.

Ein Schauder überläuft Kalypso, und ihr erstes Wort atmet helle Empörung. Entsetzlich seid ihr Götter und neidisch, die ihr Göttinnen mißgönnt, sich sterblichen Männern offen zu gesellen, wenn eine sich ihrer einen zum Gemahl gemacht hat. Sie hat Odysseus unsterblich machen und auf ewige Tage als Gemahl behalten wollen, und das mißgönnen ihr die Götter. Wenn sie verschiedene Göttinnen erwähnt, denen es so ergangen, so ist hier, bei ihrer Aufregung, nichts dagegen einzuwenden. Jetzt wollen die Götter auch ihr den sterblichen Mann nicht gönnen. Bitter steigt das Gefühl erlittenen Unrechts in ihr auf. Hat sie ihn doch, als er allein an ihre Küste getrieben wurde, aufgenommen, gepflegt und unsterblich machen wollen. Denken wir bei der kurzen und gehaltenen Klage daran, was die Dichter der Renaissance daraus gemacht haben würden. Und doch ist bei aller Knappheit die Offenbarung der enttäuschten Liebe wundervoll. Aber sie gibt dem Schmerz nicht lange Raum. Gegen Zeus ist doch nichts zu machen, so soll Odysseus denn gehen. Ein Geleit geben kann sie ihm freilich nicht, da sie weder über Schiffe noch Gefährten verfügt, aber guten Rat wird sie ihm freundlich spenden, auf daß er wohlbehalten in die Heimat gelange.

So entsende ihn denn, sagt Hermes kurz, und nimm dich vor dem Zorne des Zeus in acht, sonst gibt er dir hinterher seinen Groll zu spüren. Er traut ihrer Aufrichtigkeit nicht, daher die rauhe Warnung. Daß er sich ohne jeden Abschied entfernt, ist homerische Art. V. 116—147.

Jetzt sucht Kalypso den Odysseus auf, der weinend und um die Rückkehr jammernd auf den Klippen der Küste sitzt. Sie hat sein Herz bereits verloren. „Die Nymphe gefiel ihm nicht mehr", sagt der Dichter ohne jede Sentimentalität. Im Anfang hatte dem Helden das Leben mit Kalypso behagt, aber jetzt war das vorbei; sie war ihm verleidet. Die Nächte brachte er, ungern genug, noch mit der Liebenden zu, aber am Tage saß er auf Felsen und am Strand und schaute unter Tränen auf das Meer hinaus. Daß Kalypso die Veränderung in ihm fühlt, ist im folgenden angedeutet. Sie weiß, daß er klagt, und auch, daß er sich nach Penelope sehnt V. 210. Aber ihr Entschluß zu verzichten steht ganz unter dem Zwange des göttlichen Befehls.

Wahr und fein ist es, wenn Kalypso von der ihr gewordenen Weisung nichts verlauten läßt, sondern sich anstellt, als ob die Entsendung ganz

ihrem eigenen Entschluß entsprungen wäre. Ganz unvermittelt sagt sie ihm, er solle nicht mehr klagen, da sie ihn entsenden werde. Ein Floß soll er bauen, und sie wird tun, was in ihren Kräften steht, ihm die Heimkehr zu ermöglichen, „wenn es die in Rat und Tat übermächtigen Götter so wollen". Da sie daran nicht zweifeln kann, bedeuten auch diese Worte ein kluges Verhüllen des Zwangs, der auf ihr liegt. V. 148—170.

Odysseus schaudert. Der ihm unbegreifliche Umschlag in Kalypsos Verhalten läßt ihn Tücke argwöhnen und glauben, sie plane nicht Entsendung, sondern etwas anderes. Wie könnte sie sonst verlangen, er sollte auf einem Floß die ungeheure Wasserwüste durchfahren, über die nicht einmal vollkommene Schiffe hinüberkommen, und die erfreuen sich doch des Fahrwindes des Zeus. Ohne ihren Willen möchte er das Floß nicht besteigen. Sie hat es ihm zwar selbst vorgeschlagen, aber er zweifelt an ihrem guten Willen und verlangt einen Eid, daß sie ihm nicht etwas sinne, was zu neuem Leid für ihn werden würde. Kalypso muß lächeln, streichelt ihn und nennt ihn einen verschlagenen Mann von fruchtbringenden Gedanken; das beweist ihr sein bedachtes Wort. So schwört sie ihm denn bei der Erde und dem Himmel und dem Wasser der Styx, daß sie ihm kein Leid plane. Nur darauf denke sie, was sie für sich selbst erdächte, wenn solche Not sie anwandelte. Denn auch sie, so schließt sie, hat billigen Sinn, und ihr Herz ist nicht von Eisen, sondern voll Mitleid. V. 171—191.

Damit führt sie ihn in die Grotte. Er setzt sich auf den Stuhl, von dem Hermes aufgestanden war. Ihm legt sie Speise vor, wie die Menschen sie essen, sie bedienen Mägde mit Ambrosia und Nektar. Nach dem Mahle macht Kalypso mit sanftester Eindringlichkeit einen letzten Versuch, ihn zu halten: „Willst du wirklich sogleich in die Heimat gehen? So weh es mir tut, ich wünsche dir Gedeihen. Wenn du freilich wüßtest, was dir vor der Ankunft zu Hause noch alles für Leiden bestimmt sind, du bliebest hier, würdest mit mir des Hauses walten und unsterblich sein, so sehr du dich alle Tage nach deiner Gattin sehnst." Bei aller Wehmut regt sich in ihr ein edler Stolz. Sie fühlt sich an Antlitz und Wuchs gar nicht geringer als Penelope, und es gehört sich überhaupt nicht, daß sterbliche Frauen sich mit Göttinnen messen.

Das letzte Mittel hat versagt. Odysseus bittet sie, nicht böse zu sein, und erkennt unumwunden an, daß Penelope, die Sterbliche, hinter ihr, der Göttin, an Vorzügen zurückstehe. Aber gleichwohl wünscht er sehnlich, den Tag der Rückkehr zu schauen. Sollte ein Gott ihn auf dem Meere scheitern lassen, so würde er das tapfern Sinnes aushalten. Hat er doch in Wogen und Kampf schon viel durchgemacht, da mag das andere dazukommen. V. 192—224.

Nun ist es entschieden. Den Abend sind sie noch beieinander und freuen sich der Liebe, am Morgen rüstet sich Odysseus zur Arbeit. Kalypso, die sich zum Ausgehen fertig gemacht hat, schafft ihm die Werkzeuge und führt ihn an einen entfernten Ort der Insel, wo geeignetes Holz zu finden ist, trockene Bäume, die im Meere nicht schwer lasten und

schnelle Fahrt erlauben. In vier Tagen ist er mit seinem Floß zustande gekommen, am fünften badet und kleidet ihn Kalypso, holt ihm Wegzehrung und sendet günstigen Fahrwind voraus. Erfreut spannt Odysseus die Segel auf und steuert kundig dahin. Eines Abschiedswortes wird nicht gedacht. V. 225—270.

Den Weisungen der Kalypso gehorchend, fährt Odysseus direkt gegen Osten, Wegweiser sind ihm die Sterne. Um recht deutlich zu machen, daß er die Fahrt von Westen nach Osten gerichtet wissen will, hat der Dichter aus der Ilias 18,486 die Aufführung der Sternbilder entlehnt, aber mit einer bedeutsamen Erweiterung. Außer den in der Ilias genannten Sternen läßt er Odysseus nach dem Bootes oder Arktur blicken, der von allen Sternen, die mit ihm aufgegangen sind, zuletzt untergeht. Diesen Stern setzt er zu den Pleiaden in engste Beziehung. Nun sind Pleiaden und Arktur nur im Oktober zugleich am Himmel sichtbar, und auf diese Jahreszeit paßt hier auch, besser selbst als in der Ilias, die Erwähnung des Orion, der gegen Ende des Monats am Abend aufgeht. In der Stunde seines Aufgangs steht, wie bereits beobachtet ist, der Große Bär an seinem nördlichsten und tiefsten Punkt, und sein Kopf ist dem Orion zugekehrt, so daß die poetische Phantasie dichten kann, er schaue ängstlich nach ihm aus. Nun hat Wilamowitz darauf aufmerksam gemacht, daß Partien des zweiten Teils der Odyssee die Winterszeit voraussetzen. Hier haben wir, meine ich, die erste Andeutung davon. Den Zweck dieser Erfindung sehe ich darin, daß der Dichter der Odyssee als Zeitpunkt des Freiermordes das Neujahrsfest des Apollon im Auge hat und fast unmerklich, aber zielbewußt darauf lossteuert. Der Winter ist, wie Wilamowitz treffend ausführt, ganz unvereinbar mit der Seefahrt der Telemachie; dort muß es Sommer sein. Das würde an sich schon für die Erkenntnis genügen, daß hier ein neuer Dichter eintritt.

Sehr fern denkt sich der Dichter die Insel der Kalypso. Am achtzehnten Tage frischer Fahrt erblickt Odysseus die schattigen Berge des Phäakenlandes, die wie ein Schild im Meere erscheinen. V. 271—281.

An dieser Stelle tritt die Erzählung des ältern Kalypsogedichtes ein. Poseidon, der Odysseus auf den Wogen treiben sieht, erregt gegen ihn einen furchtbaren Sturm aller Winde. Odysseus erschrickt im tiefsten Herzen und beklagt sein Geschick. Die Worte, die er ausspricht, kommen stoßweise daher und ergeben doch im Zusammenhang eine wohlgefügte Rede, ganz nach dem Stil der homerischen Poesie. Sie gehören dem Dichter der Odyssee, denn sie knüpfen an die Weissagung der Kalypso an, daß er vor der Heimkehr noch viel Schmerzen erdulden müsse. Er sieht sein Verderben besiegelt und preist die glücklich, die vor Troja fielen. Wäre er doch an jenem Tage gefallen, da er für den Leichnam des Achilleus stritt. Dann hätte er ein ehrendes Leichenbegängnis erhalten, und die Achäer hätten Kunde von ihm heimgebracht; jetzt ist ihm bestimmt, in jämmerlichem Tode umzukommen. V. 282—312.

Eine gewaltige Woge wirft sich auf das Floß, wirbelt es im Kreise

herum, reißt Odysseus das Steuerruder aus den Händen, bricht den Mast, fegt Raaen und Segel fort und schwemmt ihn selbst ins Wasser hinaus. Er kämpft lange, von seinen Kleidern beschwert, die ihm Kalypso geschenkt, endlich erreicht er das Floß wieder und schwingt sich darauf. Wie Distelköpfe vom herbstlichen Nordwind wird es dahingewirbelt. Da naht ihm Leukothea, fragt ihn, weshalb Poseidon so sehr über ihn ergrimmt sei, und tröstet ihn, jener werde bei aller Wut ihn nicht verderben. Sie weist ihn an, die Kleider auszuziehen, das Floß sich selbst zu überlassen und zu schwimmen, bis er das ihm verheißene, nahe Land der Phäaken erreiche, und gibt ihm ihre Kopfbinde, die er sich um die Brust wickeln soll. Ist er gerettet, so soll er abgewandt die Binde ins Meer werfen. Dann verschwindet sie einem Tauchervogel gleich zwischen den Wellen.

Odysseus argwöhnt neue Tücke einer Unsterblichen, die ihn das Floß verlassen heißt. Ist ihm doch das von ihr verheißene Land der Phäaken noch recht fern erschienen. So will er auf dem Floße bleiben, solange es geht, und erst schwimmen, wenn es die Wellen zerbrechen. Aber seinen vorsichtigen Gedanken macht Poseidon ein Ende. Wie ein Wirbelwind einen Haufen Stroh auseinander wirbelt, so reißen die Wogen die Balken des Floßes in Trümmer. Auf deren einen setzt sich Odysseus wie ein Reiter auf das Pferd, zieht die Kleider aus, die ihm Kalypso geschenkt, wickelt sich der Leukothea Binde um die Brust und wirft sich ins Wasser. Wie er ihn schwimmen sieht, entfernt sich Poseidon, dessen Rache gesättigt ist. V. 313—381.

An der Erzählung fällt auf, daß Odysseus, mit der Leukothea Binde beschenkt, nicht vom Floß, sondern von dem Balken ins Wasser springt, der also nur dazu gut ist, die von Kalypso geschenkten Kleider auszuziehen und die Binde umzuwickeln. Es liegt die Verbindung mit dem Gedicht von Thrinakie vor, in dem Odysseus 12, 443 vom Feigenbaum der Charybdis ins Wasser springt und das Gebälk seines Schiffes erreicht. In diesem Gedicht erreichte er auf dem Kielbalken schwimmend das Phäakenland. Im Kalypsogedicht muß er sich, gleich nachdem er die Binde erhalten, vom Floß ins Meer geworfen haben. Um beide Versionen zu vereinigen, erfand unser Dichter die doppelte Zertrümmerung des Floßes und die argwöhnischen Gedanken des Odysseus gegen Leukothea, eine Parallele zu der Furcht vor übler List der Kalypso.

Das Eingreifen der Athene V. 382 führt die Phäakengeschichte ein, zu der der ganze prächtige Schluß des Buches gehört. Die Göttin tritt in den Irrfahrten nie auf und fehlte auch dem Kalypsogedichte durchaus. Hier ist sie ganz so verwendet wie überall in den Phäakenbüchern. Nirgends tut sie Wunderbares, wie in der Telemachie, höchstens daß sie, nach dem Vorbilde der Ilias, Odysseus mit Nebel umhüllt. Sie leitet auch die Ereignisse nicht. Ganz natürliche Vorkommnisse werden auf ihre Einwirkung zurückgeführt. Gerade so auch hier, wenn sie die Drehung des Windes bewirkt und Odysseus einige heilsame Gedanken eingibt, die ihm vernünftigerweise selbst hätten kommen müssen. Wirklich geholfen

hat sie ihm nirgends. Ihre Einführung hat den Zweck, die Phäakengeschichte einigermaßen der Telemachie anzupassen. Aber ihre Wirkung schwebt nur ganz an der Oberfläche, weil dem Helden das Verdienst seiner Taten unverkürzt gelassen werden soll.

Am dritten Tage schweigt der Wind. Wenn Odysseus sich aus der Woge hebt, kann er das Land in der Nähe erblicken, und das erfüllt ihn mit der Wonne, mit der Kinder die Genesung des schwer erkrankten Vaters begrüßen. Aber auf Hörweite herangeschwommen, sieht er zu seinem Entsetzen an schutzlosen, steilen Uferfelsen die Brandung wütend emporschlagen und will verzweifeln. Sein Selbstgespräch schildert noch eingehender die Furchtbarkeit der Felsen, an denen der Held zerschmettert zu werden fürchtet, auch die Gefahr, die ihm droht, wenn ihn die Woge wieder ins Meer hinausreißen sollte, in diesem Falle vor allem den Hai, den der ergrimmte Poseidon auf ihn hetzen könnte. Die Woge läßt ihm keine Zeit zur Erwägung. Er wird an den Felsen geworfen und wäre schwer zu Schaden gekommen, hätte ihm nicht Athene den Gedanken eingegeben, sich fest an die Klippe zu klammern. So entgeht er der Woge; aber zurückflutend reißt sie ihn wieder mit ins Meer hinaus, so daß die Haut von seinen Händen abgerissen wird und am Felsen kleben bleibt, wie die kleinen Steinchen an den Saugnäpfen des aus seinem Lager gerissenen Polypen. Wider das Geschick wäre er umgekommen, wenn ihm nicht Athene Geistesgegenwart verliehen hätte. Er schwimmt aus der Brandung der Küste heraus, den Blick dem Ufer zugekehrt, ob er irgendwo flache Gestade und Meeresbuchten finde. Endlich erblickt er die Mündung eines Flusses, wo keine Felsen sind und ein Anstieg möglich erscheint. Bei dem Rechte der Schutzflehenden beschwört er den Flußgott, sich seiner zu erbarmen; der erhört ihn, hält seine Strömung zurück, beruhigt die in ihn eindringende Meereswoge, schafft vor ihm glatte See und rettet ihn durch seine Mündung. An allen Gliedern zerschlagen und mit geschwollenem Leibe sinkt er ohnmächtig zu Boden. Wie er sich etwas erholt hat, entfernt er sich vom Flusse, bückt sich ins Schilf und küßt die Erde. V. 382—463.

Dann erwägt er. Wenn er die Nacht über am Flusse verweilt, so erliegt er bei seiner Erschöpfung dem bösen Morgenfrost und reichlichen Tau, denn kalt weht am Morgen die Luft vom Flusse her. Wenn er sich aber in den nahen Wald birgt, so fürchtet er, auch wenn ihn Frost und Müdigkeit losließen und er schlafen könnte, wilden Tieren zur Beute zu fallen. Daß es im Süden auch zur Sommerszeit in der Nacht empfindlich kalt werden kann, weiß jeder, der dort gereist ist. Dennoch glaube ich, daß die starke Betonung des Morgenfrostes auf den Spätherbst hinweisen soll, wie früher der Stand der Sterne. Endlich entschließt er sich, in den Wald zu gehen. Da findet er einen geschützten Platz, wo die Äste zweier Bäume der Macchia sich derart verstricken, daß sie weder Sonne noch Regen durchlassen. Er häuft eine dicke Streu von trockenen Blättern zusammen und wühlt sich ganz hinein, so daß er geschützt ist wie ein glimmendes Scheit, das ein Landmann in der Asche geborgen hat, die Glut

zu bewahren. Und Athene gießt stärkenden Schlaf über seine Augen. V. 464—493.

Das erste Stück der Irrfahrten zeigt uns den Dichter der Odyssee in voller Größe. Er hat die Unterweltsdämonin des alten Gedichts zu einer liebenden Meerjungfrau gemacht und ihren Verzicht auf den geliebten Mann in wunderbar inniger Weise gestaltet. Den Ort des Kalypsogedichtes ersetzte er durch die lange Fahrt von Westen nach Osten, nicht ohne zugleich sichtbar anzudeuten, daß er die Handlung spät im Jahre angesetzt wissen will. Für den großen Sturm verwendete er das Kalypsogedicht, in das er Züge vom Gedichte von Thrinakie einwob, wobei er nicht aller Unebenheiten Herr geworden ist. Dafür hat er die Sturmschilderung durch den Monolog des Odysseus und seine Erwägung über die mögliche Tücke der Leukothea menschlich belebt. Der grandiose Schluß von der Entfernung Poseidons an gehört ihm ganz. Es ist die weit angelegte, unendlich farbige Vorbereitung auf seine lieblichste Schöpfung, die Begegnung mit Nausikaa.

Odyssee VI.

Die Phäakenbücher zeigen in ihrer Gesamtheit eine prächtig aufgebaute, lückenlose Erzählung, deren Charakter Welcker dargetan hat. Die alte Kunde von den Totenschiffern und die Märchenzüge von dem fernen, fabelhaften, gastfreundlichen Volk, die sich auch bei andern Völkern wiederfinden, sind auf wundervolle Weise mit dem ionischen Leben und, worauf besonders Gewicht zu legen ist, mit der Darstellung des ionischen Adelsstaates zu einem unzertrennlichen Ganzen verbunden. Der Dichter ist der nämliche, der durch die letzte Partie des 5. Buches die Phäakengeschichten eingeleitet hat, der Dichter der Odyssee. Die Märchenzüge hat er freilich nicht erfunden, aber welche Form seine nächste Vorlage hatte, ist nicht so leicht zu erkennen wie bei Kalypso. Denn Gestalt und Geschichte der Nausikaa sind seine eigenste Schöpfung, und auch die folgenden Bücher weisen bewußten poetischen Willen.

In neuerer Zeit ist mehrfach die Ansicht hervorgetreten, wenn Odysseus nackt an den Phäakenstrand gelange, so sei das eine Erfindung unseres Dichters. Die dafür angeführten Beweise sind unzulänglich und die zum Text vorgenommenen Erklärungen treffen nicht zu. Sodann muß man doch wohl einsehen, daß Odysseus, wenn er in trockenen Kleidern vor Alkinoos erschien, keinen Schiffbruch erlitten haben konnte. Er wäre irgendwie zu den Phäaken gekommen und hätte ihr Geleit in die unerreichbare Heimat erbeten. Dann würden die Voraussagen des Poseidon und der Leukothea über die Landung bei den Phäaken von unserem Dichter in das Kalypsogedicht eingesetzt worden sein und ebenso die Weisung der Göttin an Odysseus, die ihm von Kalypso geschenkten Kleider auszuziehen. Das Gedicht von Thrinakie würde nicht mit der Landung in Scherie geendigt haben, sondern wir wüßten von dessen Schluß überhaupt nichts. Unmöglich ist ja all das nicht, aber es hängt in der Luft.

Anderes weist deutlichere Spur. Wie halbverwehte Klänge uralter Überlieferung vernehmen wir von der Vorgeschichte der Phäaken. Sie sind aus dem Oberland, Hypereia, nach Scherie ausgewandert, weil die ihnen benachbarten Kyklopen sie bedrängten 6,4. Ihr Ahnherr Nausithoos ist der Sohn des Poseidon und der Periboia, der Tochter des Eurymedon, der einst über die Riesen herrschte, aber sein frevelhaftes Volk verlor und selbst umkam 7,56. Und Alkinoos redet von dem engen Verkehr mit den Göttern, denen die Phäaken nahe wohnten, wie die Kyklopen und die wilden Stämme der Riesen 7,205. Es sind Zusammenhänge, die in einer frühern Fassung der Geschichte klar ausgeführt waren, aber jetzt nebelhaft geworden sind.

Nach einem Berichte Hesiods, also vor unserer Odyssee, war Arete zugleich Schwester und Gemahlin des Alkinoos, und das steht auch unzweideutig in der Odyssee 7,54: sie stammte von denselben Eltern, die den Alkinoos zeugten. Aber nachher heißt sie eine Tochter des Rhexenor, des Bruders des Alkinoos, so daß sie zur Nichte des letztern wird. Die Bezeichnung „Eltern" wird dadurch in den uneigentlichen Sinn von „Stammeltern" gerückt, unzweifelhaft eine Korrektur unseres Dichters, dem die Geschwisterehe seiner hervorragenden Helden nicht behagte. Bei den Kindern des Aiolos 10,5 hat er sie lassen müssen, weil nichts geändert werden konnte. Seine Neuerung schärft er 7,146 dadurch ein, daß er den Odysseus Arete als Tochter Rhexenors anreden läßt.

Athene stellt es 7,75 dem Odysseus als erstes Erfordernis für seine Wünsche dar, daß Arete ihm guten Willen hege. An sie soll er sich zuerst wenden, und das tut er auch, wie er sie beim Abschied 13,57 noch besonders feierlich begrüßt. Das deutet auf eine Fassung, nach der Arete die eigentliche Herrin der Phäaken war. Das ist sie in unserer Odyssee nicht. Sie wird mit ausgesuchtem Respekt behandelt, aber das Regiment steht bei Alkinoos. Unserem Dichter paßte die Frauenherrschaft nicht in seinen Adelsstaat. Wie er auszugleichen verstanden hat, lehrt eine merkwürdige Stelle. Nachdem Odysseus 11,334 die Hälfte seiner Unterweltsfahrt erzählt hat, bricht er ab. Da fordert Arete noch mehr Geschenke für ihn, da er ihr Gastfreund sei und an der Ehre, die ein solcher Gast bringe, jeder Anteil habe. Der alte Echeneos gibt im Namen des Adels seine Zustimmung zu erkennen, überläßt aber die Entscheidung dem Regenten, in dessen Hand sie liege. Und Alkinoos ist einverstanden, so gewiß er lebe und unter den Phäaken herrsche.

Unter der Tür des Megaron angelangt, betrachtet Odysseus 7,82 die Pracht des Saales. Die Partie schließt mit der Schilderung der mit ihrer kunstvollen Arbeit beschäftigten dienenden Frauen, des prächtigen Baumgartens und der Aloé mit der Korinthengewinnung. Beides kann Odysseus von seinem Standpunkt aus nicht sehen, denn die Dienerinnen arbeiten im Frauenmegaron, und die Gärten müssen weitab liegen; außerdem ist es Nacht, wo keine Arbeit getan wird. Nun macht Fraccaroli geltend, daß der Dichter nicht sage, Odysseus habe das gesehen. Statt des

bei der Beschreibung des Saales verwendeten Imperfekts gebrauche er jetzt das Präsens und schildere auf eigene Rechnung, wie es ein moderner Dichter bei sich bietender Gelegenheit auch tun würde. Letzteres möchte ich bezweifeln, und ob der homerische Dichter es getan habe, ist die Frage. Gärten können nicht in der Stadt liegen. Den des Alkinoos verlegt Victor Bérard auf die noch heute mit herrlichen Baumpflanzungen prangende steile und felsige Halbinsel Palaio-Castrizza, die von der Halbinsel, auf der er die Phäakenstadt sucht, durch einen Hafen getrennt ist und nur so erreicht werden kann, daß man von der Phäakenstadt hinuntersteigt und über flachen Strand die Halbinsel der Gärten gewinnt. Daß ein Dichter die fern abliegenden Gärten an die Betrachtung des Saales durch Odysseus geknüpft haben sollte, scheint mir völlig unglaublich, da es im höchsten Grade unkünstlerisch ist. Reine Interpolation sind freilich die beiden Stücke nicht, sondern sie gehörten zum Inhalt eines uns verlorenen Gedichtes, das die Herrlichkeit des Besitzes des Alkinoos oder vielleicht der Arete schilderte. Eine Interpolation liegt insofern vor, als der, welcher den Garten in unsern Text einfügte, V. 112 behauptet hat, der Baumgarten liege außerhalb der Halle nahe der Tür. Er wollte Odysseus die Möglichkeit schaffen, ihn zu sehen.

Es ist nicht zu übersehen, daß die reichen Gärten zu den Märchenzügen der Odyssee gehören. Sie kommen auch in der von Saxo Grammaticus erzählten Wanderfahrt des Königs Gormo vor. Dort ist der Genuß ihrer Früchte von zauberischer Verderblichkeit.

Wir haben in alledem unzweifelhafte Spuren einer frühern Fassung der Phäakenepisode, deren ursprüngliche Form nur andeutungsweise zu erkennen ist. Wie die Odyssee jetzt vorliegt, ist das sechste Buch die unmittelbare Fortsetzung des fünften. Athene, die für den erschöpft im Walde schlummernden Odysseus die Rückkehr plant, schreitet zum Palaste des Alkinoos, des Regenten der Phäaken. Der Dichter läßt die nun anhebende Erzählung dadurch als ein selbständig sich abhebendes Stück erscheinen, daß er uns die frühere Geschichte der Phäaken und ihre Ansiedlung in Scherie erzählt. V. 1—12.

Athene tritt zu der schlafenden Fürstentochter, deren Schönheit im Vergleich zu der ihrer Dienerinnen hübsch hervorgehoben ist. Diese haben ihre Schönheit von den Chariten, d. h. sie sind lieblich, aber Nausikaa gleicht an Wuchs und Antlitz unsterblichen Göttinnen. Mit dieser Einführung beginnt die anmutigste aller Geschichten, die Goethe zu selbständigem poetischem Schaffen angeregt und kürzlich Samuel Butler auf den Gedanken gebracht hat, die Odyssee müsse von einer Frau verfaßt sein.

Die Göttin hat die Gestalt der liebsten Gespielin Nausikaas angenommen und schilt diese sorglos, daß sie die reichen Gewänder ungewaschen liegen lasse, während sie deren doch zu ihrer nahe bevorstehenden Hochzeit bedürfte, sowohl für sich selbst als für die Brautführer, die sie auszustatten hat. Werben doch die edelsten jungen Männer des Volkes um sie.

Auch hier hat Athenes Eingreifen nichts Wunderbares. Daß ein erwachsenes Mädchen von der Heirat träumt, sagt Wilhelm Jordan, ist etwas sehr Begreifliches. Aber als Einleitung zum ganzen Buch ist der Traum prachtvoll. Nausikaa denkt sich zur Hochzeit zu rüsten und erblickt dann in Odysseus den Mann, den sie zum Gemahl haben möchte, so schnell auch die Regung vorübergeht. Die Göttin ist sehr dringend. Gleich am Morgen soll Nausikaa den Vater um einen Wagen bitten, die beschmutzten Kleider darauf zum Flusse zu führen. Daß dann in Wirklichkeit die Tochter des Dymas nicht mitgeht, wie der Traum es in Aussicht stellt, hat nichts zu sagen. Die homerische Poesie läßt ihre Motive sorglos fallen, wenn sie ihrem Zwecke gedient haben, und bemüht sich oft nicht um die Weiterführung einmal angesponnener Fäden. Die Einleitung wird durch die prachtvolle Schilderung des Göttersitzes abgeschlossen, nach dem sich Athene begibt. V. 13—47.

Die Morgenröte weckt Nausikaa. Sie eilt durch den Palast, ihren Traum den Eltern zu verkünden. Wie sie kommt, ist schon alles auf, die Mutter mit den dienenden Frauen an der Arbeit, der Vater im Begriff zur Ratssitzung zu gehen. Die Tochter beginnt mit holdem Gruß: „Lieber Papa." Es ist, als hörten wir sie. Von dem Traume sagt sie nichts. Eine mädchenhafte Scheu hält sie ab von ihrer Hochzeit zu sprechen. Das Begehren um den Wagen muß sie freilich vorbringen, aber sie begründet es selbständig. In schmeichelnd bittendem Tone setzt sie dem Vater höchst verständig auseinander, wie gut ihm für die Sitzung und den Brüdern beim Tanze sauberes Gewand anstehe, und wie doch sie dafür aufzukommen habe. Die Wichtigkeit, mit der sie das vorbringt, täuscht den Vater über ihre wahren Gründe nicht, aber er läßt es sich nicht merken. Er antwortet, wie ein Vater zu der geliebten, verwöhnten Tochter spricht, und gibt rasch die nötigen Befehle. V. 48—70.

Die Zurüstung zur Fahrt ist munter und zugleich behaglich gehalten. Der Wagen wird bespannt und bepackt, die sorgliche Mutter bringt reichlichen Proviant, denn die Expedition wird den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Sie denkt an die Nahrung wie an das Bad, das die Mädchen nach getaner Arbeit nehmen werden. Das Fräulein kutschiert selbst, in schnellem Laufe eilen die Maultiere dem Flusse zu. Die begleitenden Mägde fahren mit, denn zu Fuß wären sie nicht nachgekommen, und auf der schmutzigen Wäsche können sie schon sitzen. Auf dem Rückwege geht das nicht mehr, da müssen sie gehen, und Nausikaa fährt langsam.

Es fällt dem Dichter nicht ein, die Schilderung des Waschens zu umgehen. Nur hält er sie in immerhin anschaulicher Kürze. Am Ufer des Flusses sind große steinerne Tröge in den Boden eingelassen, in die reines Bachwasser fortwährend zuströmt, um dann nach dem Fluß abzulaufen. Hier wird die Wäsche zuerst durchgespült, dann herausgenommen und in Gruben mit bloßen Füßen gestampft, statt des Reibens oder Schlagens. Daß nachher eine nochmalige Spülung erforderlich ist, überläßt der Dichter seinen kundigen Hörern dazuzudenken, ebenso wie die kaum entbehrliche

Benutzung von Seife oder Pottasche. Die Arbeit wird zum fröhlichen Fest. In munterem Eifer stampfen die Mädchen drauf los und breiten dann die Wäsche auf dem sauberen Kieselstrand des Meeres aus. Gestern hatte Odysseus der felsigen Ufer wegen die Landung durch die Mündung des Flusses gewinnen müssen; das brauchte der Dichter für die letzte Mühsal des Helden. Heute hat er einen flachen Kieselstrand nötig, darum ist heute die Küste flach. V. 71—95.

Nach der Arbeit baden und salben sich die Mädchen, nehmen ein Mahl ein, werfen dann die Kopfbinden ab und spielen Ball, um das Trocknen der Wäsche abzuwarten. Jetzt, wo der entscheidende Moment nahe ist, tritt in der Erzählung eine Pause ein, die durch das Gleichnis bewirkt wird. Dieses geht zwar streng genommen nur auf den Unterschied des Wuchses zwischen Nausikaa und ihren Mädchen, aber durch die Nennung der Artemis wird die Fürstentochter zugleich als strenge Schönheit charakterisiert. Freilich ist hier Artemis nicht mehr nur die Furchtbare, die den Frauen schnellen Tod bringt. Ein Zug von Lust und Fröhlichkeit umgibt auch sie, durch die tanzenden Nymphen, die sie begleiten. Aber die Belustigung besteht doch im Töten der Tiere des Waldes. V. 96—109.

Das Spiel naht seinem Ende, da fällt der von Nausikaa geworfene Ball ins Wasser. Es erfolgt ein allgemeines Gekreisch, und Odysseus erwacht. Er fährt auf und wundert sich, in der Einsamkeit Mädchenstimmen zu hören. Daß sein Erwachen von Athene beabsichtigt gewesen sei, wird bemerkt, aber der Ball ist auf ganz natürliche Weise ins Wasser gefallen. Dem Odysseus hat Leukothea vorher gesagt, er würde bei den Phäaken landen; aber daß er nicht weiß, wo er ist, das ist doch sehr begreiflich. Woher sollte er wissen, daß er wirklich auf der Phäakenküste ist? Außerdem ist es so menschlich wahr, daß er, aus dem tiefen Schlaf der Erschöpfung aufgeschreckt, sich nicht zurecht findet.

Er bricht sich einen buschigen Ast, seine Blöße zu decken, und tritt aus dem Wald. Noch einen Augenblick hält der Dichter an, wieder durch ein Gleichnis. Hervorzutreten zwingt den Helden die bittere Not, wie sie den Löwen durch Sturm und Regen zum Angriff auf die Ställe treibt. Die starke Hervorhebung des unerbittlichen Zwanges ist nur verständlich, wenn das plötzliche Auftreten eines nackten Mannes unter einer Schar von Mädchen etwas den Anstandsbegriffen Widersprechendes war.

Von Prüderie ist die vornehme Gesellschaft der Odyssee völlig frei. Ganz unbefangen bedienen edle Frauen die Gäste selbst beim Bade, Helene den Odysseus, Nestors Tochter Polykaste den Telemachos, oder die Bedienung wird Mägden übertragen. Daran wird nicht der geringste Anstoß genommen. Aber sich öffentlich nackt zu zeigen verbietet die Sitte. Die Faustkämpfer und Ringer der Ilias ziehen den Lendenschurz an. Nun gar nackt herumzulaufen, geht wider allen Anstand. Darum bricht Odysseus den Ast und bleibt nach kurzer Erwägung von fern stehen, ohne der Königstochter zu Füßen zu fallen; denn er fürchtet ihren Unwillen zu erregen. Die Situation ist heikel, aber äußerst dezent gehalten.

Zu allem sieht Odysseus erschrecklich aus. Die Meerflut hat ihre Spuren auf ihm zurückgelassen, Salzkruste und Schlamm, und ihn ganz entstellt. Kein Wunder, daß die Mädchen auseinanderfahren, wie der wilde Mann plötzlich vor ihnen erscheint, und sich auf die Uferklippen retten. Nur Nausikaa ist stehen geblieben. Athene gab ihr Mut, sagt der Dichter. Die tapfere Haltung des Mädchens wird auf die Göttin zurückgeführt, aber der homerische Hörer bewundert sie darum nicht weniger. V. 110—148.

Die Anrede des Odysseus, eine Perle homerischer Poesie, nennt der Dichter zweckdienlich. Wir sind versucht uns daran zu stoßen, daß er darin Berechnung sieht, wo uns alles als der wahre Ausdruck wirklichen Gefühles vorkommt. Aber das schließt einander doch nicht aus. Wer bittet, wird immer seine Worte wägen, und dem tapfern schönen Mädchen gegenüber ist die Huldigung zweckmäßig und aufrichtig zugleich.

Odysseus beginnt mit dem stehenden Ausdruck der Flehenden: „Sieh mich zu deinen Füßen", der auch dann gebraucht wird, wenn der Fußfall nicht vollzogen wird. Er redet sie mit „Herrin" an, eine Anrede, die sonst nur Göttinnen gebührt. Denn er zweifelt, ob er nicht eine solche vor sich habe. Wenn sie das wäre, so müßte sie wohl Artemis sein; darin stimmt der Held mit dem Dichter selbst überein, den vorhin Nausikaas strenge Schönheit zu dem Gleichnis von Artemis begeisterte. Aber er berührt die Möglichkeit nur, um sie sogleich fallen zu lassen und die Ihrigen glücklich zu preisen, sofern sie zu den Menschen gehöre. Ihre Schönheit und Anmut müssen der eigentliche Grund des Glückes für die Familie sein, und wie sehr wird sie erst einen Gatten beglücken. Odysseus weiß von ihr nichts, als was er sieht, und kann darum nur ihrem Äußern huldigen. Aber er ergeht sich nicht in leeren Schmeicheleien, sondern sucht den Ausdruck für seine höchste Bewunderung in einer Vergleichung. Zu dieser leitet ihn sein eigenes Wort von vorhin, da er sie ein Edelreis nannte. Er vergleicht sein Erstaunen über sie dem, das er empfunden hat, als er vor dem stolzen Palmenschaft in Delos stand.

Damit kommt er wie von weitem auf sich selbst zu sprechen, aber er hält nochmals inne, um es mit seiner Bewunderung zu erklären, wenn er ihr nicht die Knie umfasse, während ihn doch so schweres Leid bedränge. Damit ist der geeignete Übergang zu seiner eigenen Lage gegeben, aber er faßt sich darin ganz kurz. Das ist in der Tat sehr klug berechnet. Statt durch eine lange Schilderung des überstandenen Elends sucht er die Jungfrau durch die finstere Ahnung fernern Unheils zu rühren. Die Bitterkeit des Hoffnungslosen bewirkt stärkeres Mitleid, als es die farbigste Erzählung vergangener Leiden vermöchte.

Jetzt erst fleht er sie um Erbarmen. Ist sie doch die erste, der er in diesem Lande begegnet, und sonst kennt er niemand. Das sind schwerwiegende Argumente. Freut sich doch selbst ein Gott, wenn sich der Mensch vor andern an ihn richtet. Die Bitte um das Tuch, in das die

Wäsche gepackt war, ist so bescheiden als möglich, denn er hat die schönen Gewänder natürlich längst daliegen sehen.

Die homerischen Menschen bitten nie, weder die Götter noch einander, ohne Entgelt, wenn sie auch nichts zu bieten haben als einen Wunsch; und Odysseus wünscht Nausikaa das, was sie sich selbst wünsche, Mann und Haus und edle Eintracht darin. Moderne Leute haben das taktlos gefunden. Aber so konventionell manches in der Gesellschaft der Odyssee anmutet, wahr und aufrichtig ist sie auch in ihrer Höflichkeit. Odysseus kann zwar nicht wissen, daß Nausikaa gerade mit diesem Wunsch im Herzen zur Wäsche ausgezogen ist. Aber häusliches Glück ist dem homerischen Menschen überhaupt der Gipfel des Lebens. Selbst der zürnende Achilleus sehnt sich einen Augenblick danach. Warum sollte der Schutzflehende es dem herrlichen Mädchen nicht wünschen? Warum nicht annehmen, daß sie es selbst begehre? Man braucht nur zu erlauben, daß man die Wahrheit auch sagen dürfe, so ist alles in bester Ordnung. Und wie schön ist es, daß Odysseus nicht von Geld und Gut, nicht von behaglichem Leben spricht, sondern vom Segen der innigen Eintracht zwischen Mann und Weib, darüber sich die Neider ärgern und die Wohlgesinnten freuen, die aber doch ihnen selbst das höchste Glück gewährt. V. 149 bis 185.

Nausikaa ist denn auch sehr mit ihm zufrieden und findet, er sehe gar nicht aus wie ein gemeiner und törichter Mann. Da es nun so ist, wird er einsehen, daß man ertragen muß, was der Himmel sendet. Das Recht der Hilfesuchenden erkennt sie bereitwillig an und sagt ihm, wo er ist. Ihren Namen nennt sie nicht, sondern nur den ihres Vaters, des Regenten. Dann ruft sie ihre Mädchen: Ob sie noch nie einen Mann gesehen hätten, daß sie so davonlaufen? Für einen Feind könnten sie ihn doch nicht halten, da es das ja für die Phäaken gar nicht gibt. Dafür bürgt die Liebe der Götter und, fügt sie vorsorglich bei, die weite Entfernung von den Menschen. Das ist vielmehr ein armer Hilfloser, den zu unterstützen man verpflichtet ist. Sie weist die Mädchen an, dem Fremden Speise und Trank zu geben und ihn an windgeschützter Stelle zu baden. V. 186—210.

Aber Odysseus weist die Hilfeleistung ab. Nicht weil er nackt ist; denn wenn das ungehörig wäre, hätte doch Nausikaa den Dienst von ihren Mädchen nicht gefordert. Vielmehr grämt sich der Held, daß er so scheußlich aussieht, und wünscht die Säuberung allein vorzunehmen. Die Mädchen treten zurück und sagen es Nausikaa, ein deutlicher Beweis, daß die Ablehnung für sie etwas Auffallendes hat, also ungewöhnlich ist. V. 211—221. V. 222 ist ein sinnloser Zusatz, da er, der nackt ist, nicht sagen kann, er scheue sich davor, sich zu entblößen.

Nachdem sich Odysseus gereinigt und in die für ihn hingelegten Kleider gehüllt hat, gießt Athene Anmut über ihn aus und läßt ihn stattlicher erscheinen. Das Überhauchen mit Schönheit wird durch das Vergolden des Silbers illustriert. Wieder verursacht das Gleichnis eine Pause und

schließt gleichzeitig die Gesprächsszene, die mit einem Gleichnis begonnen hatte. An Odysseus' Schönheit werden besonders die Locken hervorgehoben, die gleich Hyazinthenblüten herabwallen. Welche Blume der Dichter meint, ist nicht genau zu bestimmen.

Bei dem Anblick des stattlichen Fremden, der vorhin so unansehnlich aussah, empfindet Nausikaa die Gewißheit, daß dieser Mann nach Götterwillen in das Phäakenland gekommen ist. Und ein solcher Mann, wünscht sie, möchte ihr Gemahl heißen, der hier wohnte, und es möchte ihm gefallen, hier zu bleiben.

Goethe hat auf der sizilischen Reise den Plan gefaßt, den Gegenstand unseres Buches als Tragödie zu behandeln. Er sah, daß, wenn sich bei der Fürstentochter eine wirkliche Neigung entwickelte, diese notwendig zu ihrem Untergang führen mußte. Denn heimkehren mußte der Dichter den Odysseus lassen, dagegen konnte er ebensowenig machen als Poseidon. Es fragt sich nur, wie Homer die Worte, die er Nausikaa an ihre Gefährtinnen richten läßt, verstanden wissen will. Wir sind wohl in Goethes Plan zu sehr befangen, wenn wir eine wirkliche tiefe Neigung annehmen. Es ist im weitern so wenig mehr davon zu verspüren, daß wir es wohl nicht dürfen. Einen Moment findet sie an dem Mann, den die Götter selbst in ihr Land brachten, inniges Wohlgefallen, und dem gibt sie in ihrer Herzensunschuld unverhüllten Ausdruck. Aber diese erste Äußerung ist auch die letzte, ein kleiner Augenblick voll duftiger Poesie, dem kein Kampf und Schmerz folgt. Gleich in den darauf an Odysseus gerichteten Worten spricht sie von seiner Heimkehr, als ob diese ganz selbstverständlich wäre. Auch deutet die naive Art, wie sie mit den Mägden davon spricht, nicht auf ein Herzensgeheimnis. So steht ihr auch nicht die grausame Trennung bevor, die Kalypso hat durchkämpfen müssen. V. 223—246.

Odysseus hat sich mit Speise und Trank erquickt, der Wagen ist zur Heimfahrt gerüstet, und nun wendet sich Nausikaa an den Fremden. Ihre Worte machen ihrem Verstand ebensoviel Ehre wie ihrem feinen Schicklichkeitsgefühl. Für ihre Weisung beruft sie sich zum voraus auf das Verständnis, das sie bei Odysseus voraussetzt.

Durch die Felder soll er mit den Mädchen hinter dem Wagen hergehen, bis sie zur Stadt gelangen. Deren Lage läßt der Dichter sie beschreiben und enthebt sich damit der Mühe, sie selbst zu schildern. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, etwa so wie die Altstadt von Syrakus. Nur ein schmaler Weg führt hinüber; so bildet die Halbinsel mit dem Festland zwei natürliche Häfen, wo jeder der Phäaken den Standort für sein Schiff hat. Die Schiffe sind an den Weg hinaufgezogen, den sie verengen. Die Halbinsel ist stark befestigt. Gleich hinter dem Tor liegt der Markt mit einem Heiligtum des Poseidon, mit Steinblöcken umfriedigt, die in den Boden eingelassen sind. Einen Teil des Marktes nehmen die Werkstätten für das Schiffsgerät ein, ein anderer ist für Volksversammlung und Spiele bestimmt. Bei Erwähnung der Werkstätten nimmt Nausikaa Veranlassung, auf den eigentümlichen Charakter ihres Volks aufmerksam

zu machen: Die Phäaken fertigen nicht Bogen und Köcher, sondern Schiffe und deren Geräte, auf denen sie stolz die Wasser durchqueren.

Der Gedanke an ihr Volk bringt sie auf das, was sie eigentlich sagen wollte. Sie hält auf ihren Ruf und fürchtet unholde Nachrede, wenn sie einen Fremden mit in die Stadt bringt, zumal einen so stattlichen. Denn die Leute sind frech, und auch der gemeine Mann braucht das Maul. Man würde gleich sagen, sie brächte den Gemahl mit, und dann ginge das Geschwätz weiter: „Es muß ein Fahrender aus fremdem Lande sein, den sie zu sich eingeladen hat, oder am Ende hat ein Gott ihr Flehen erhört und ist vom Himmel herabgestiegen. Besser ist es schon, wenn sie sich selber umtut, denn aus dem Adel hier macht sie sich doch nichts." So werden sie reden und haben im Grunde nicht einmal so Unrecht. Auch sie selbst wird über eine andere unwillig, die solches tut, die ohne Erlaubnis der Ihren, wenn Vater und Mutter noch leben, mit Männern verkehrt, bevor die öffentliche Hochzeit gekommen ist. Die viel mißhandelte Stelle ist schon von Boileau richtig gedeutet worden, der nur übersehen hat, wie stark es betont ist, ob die Eltern noch leben. Wenn es die noch hat, gehört das unverheiratete Mädchen ins Haus. Nausikaa darf nicht einmal in die Gesellschaft des Männersaales eintreten. Aber der Erbtochter, die keine Eltern mehr hat, ist ein freierer Verkehr in der Öffentlichkeit gestattet. Um jedoch dem Odysseus alles zu ersparen, was ihre Weisung Verletzendes haben könnte, leitet sie diese damit ein, daß er so die Heimkehr am schnellsten erhalten werde.

Auf Rufweite von der Stadt liegt ein Hain der Athene, der kurz, aber anmutig beschrieben wird. Daneben liegt das Grundstück, das dem Alkinoos als Regenten von der Gemeinde zugewiesen ist, ein durch Mauern umschlossenes großes Gut. Dort in dem Hain soll Odysseus warten, bis er denkt, daß sie zu Hause sei, und dann nachkommen. Mit kindlichem Stolze schildert sie das Vaterhaus, das alle andern Paläste an Pracht übertreffe, den Saal, darin die Mutter mit den Mägden wundersame Arbeit fertigt und der Vater wie ein Unsterblicher auf seinem Thronsessel sitzt und seinen Wein trinkt. Sie weist den Schutzflehenden an die Mutter, von der er die Heimkehr am sichersten erlangen werde. V. 247 bis 312.

Die Rückfahrt wird angetreten, ohne daß weitere Worte gewechselt würden. In Athenes Hain betet Odysseus zu Athene, ihn jetzt zu hören, da sie ihn beim Schiffbruch nicht gehört habe. In der Tat ist Athene, die dem Odysseus im Kriege so große Hilfe geleistet hat, während der ganzen Irrfahrten bis hart vor Scherie nirgends zu seinem Schutz erschienen, und auch da hat sie nicht eigentlich eingegriffen. V. 313—328. Die letzten drei Verse sind hier nicht an ihrer Stelle.

Odyssee VII.

Nausikaas Heimkehr schließt die schöne Erzählung des 6. Buches anmutig ab. Besonders freundlich mutet der Eifer der Brüder an, der Schwester zu helfen. Sie eilen herzu, spannen ihr die Maultiere aus und tragen die gewaschenen Gewänder ins Haus. Das Feuer, das die alte Eurymedusa anzündet, erinnert daran, daß es Herbst ist und die Abende kühl werden. Von Eurymedusa sagt uns der Dichter ein Wort. Sie stammt aus dem unbekannten Land Apeire und wurde dem Regenten aus einem Raubzug als Beutestück mitgebracht. V. 1—13.

Jetzt, kurz nach Sonnenuntergang, macht sich Odysseus nach der Stadt auf. Es sind noch Leute auf den Straßen, und deshalb macht Athene ihn unsichtbar, oder nach homerischem Sprachgebrauch, sie gießt Nebel um ihn, damit er unbehelligt durchkomme. Sie selbst tritt ihm in Gestalt eines Mädchens entgegen. Der Wasserkrug, den sie trägt, ist keine müßige Zugabe. Noch heute gehen in Italien die Mädchen bei Sonnenuntergang zum Stadtbrunnen. Sehr demütig und unter Hinweis auf seine bedrängte Lage bittet Odysseus sie, ihm den Weg zu zeigen. Freundlich, mit der Anrede „Fremder Vater" erbietet sie sich dazu, nur soll er sich ruhig verhalten, da die Phäaken Fremde nicht gern bei sich sehen und sie nicht freundlich aufnehmen und gastlich bewirten. Es will das mit dem Folgenden nicht so recht übereinstimmen. Die Erklärung liegt darin, daß ein alter Märchenzug vorliegt, den der Dichter nicht missen mochte. Auf der Reise des Königs Gormo, die Saxo Grammaticus erzählt, kommen die Reisenden zu einem Volk, das mit den Phäaken manchen Zug gemein hat. Ihr Führer Thorkillus verbietet ihnen, sich mit Begegnenden in ein Gespräch einzulassen, weil Ungeheuer die größte Kraft zu schaden aus wenig freundlichen Worten von Ankömmlingen schöpften; seine Gefährten würden daher durch Schweigen sicherer sein. Er selbst, sagt Thorkillus, dürfe ruhig sprechen, weil er den Charakter und die Sitten dieses Volkes von früher her kenne. Das ist in unserer Odyssee gemildert, aber die Gefahr der ursprünglichen Fassung blickt noch durch. Dann spricht Athene von den Meerfahrten, deren sich die Phäaken erfreuten. Schon Nausikaa hatte davon gesprochen, aber hier mischt sich ein märchenhafter Zug ein. Die Phäakenschiffe sind rasch wie des Vogels Flug oder wie ein Gedanke.

Sie kommen unbemerkt durch die Stadt, die Odysseus staunend betrachtet. Unterwegs gibt ihm das Mädchen Anweisungen über sein Verhalten. Wenn man die Rede in ihrem Munde unwahrscheinlich findet, so ist darauf hinzuweisen, daß der Zuhörer eben Athene sprechen hört „Geh hinein zu den Königen, und sei nur mutig, dem Beherzten kann es nicht fehlen". Wie schon Nausikaa getan, weist sie ihn vornehmlich an die Königin und erzählt ihm dabei den Stammbaum des Fürstenhauses. Arete ist die Nichte ihres Gemahls.

Die homerische Poesie zeigt uns eine Reihe herrlicher Frauenbilder, aber keine strahlt in höherer weiblicher Würde als Arete. Ihr Gemahl

hat sie zu einer Ehre erhoben, wie sie auf der ganzen Welt keine von allen Frauen genießt, die jetzt unter der Männer Gebot ihres Hauses walten. Höchste Achtung genießt sie von ihren Kindern und von den Leuten im Volk. Wie eine Göttin wird sie auf der Straße gegrüßt. Aber sie verdient es auch, denn sie ist adligen Verstandes und schlichtet die Streitigkeiten der Männer, deren Frauen sie wohl will. Ihre Vermittlung muß viel begehrt sein. Wenn sie, schließt Athene, dir geneigt ist, dann darfst du hoffen deine Wünsche erfüllt zu sehen.

Athene begibt sich in ihre Stadt Athen, Odysseus bleibt vor dem Palaste stehen und bewundert dessen Pracht.

Von den Einzelheiten der Dekoration ist im ersten Bande gesprochen. Hier ist nur darauf aufmerksam zu machen, daß der Palast nicht, wie einzelne Erklärer annahmen, eherne Mauern hat, sondern eherne, d. h. mit Bronzeplatten getäfelte Innenwände. Es ist ja ganz begreiflich, daß diese von Fackellicht strahlenden Metallplatten das Auge des Beschauenden zuerst anziehen; und selbst wenn das nicht wäre, muß man bedenken, daß sich die homerische Poesie einer pedantischen Reihenfolge niemals fügt. V. 14—102.

Noch unsichtbar schreitet Odysseus rasch durch den Saal. Die adligen Gäste des Königs sind eben am Aufbrechen. Jetzt fällt er Arete zu Füßen, und nun gleitet auch der verhüllende Nebel an ihm herunter. Er begrüßt erst die Fürstin, dann ihren Gemahl und den anwesenden Adel. Wieder leitet er seine Bitte für den Fall der Gewährung mit einem Segenswunsch ein, der für alle gilt. Glückliches Leben wünscht er ihnen, und daß jeder seinen Kindern den Teil vom Gemeindegut vererben möge, den ihm das Volk geschenkt hat. Darauf setzt er sich in die Asche neben den Herd. V. 133 bis 152.

Lange sitzt er so da, bis der alte Echeneos den König auf das Unziemliche der Situation aufmerksam macht. Das Staunen über den plötzlichen Eintritt des Fremden war zu groß gewesen, und es bedurfte der Mahnung des Alten an das, was sich gehöre, um das Eis auftauen zu lassen. Jetzt ist es aber geschehen. Der König ergreift die Hand des Fremden, weist ihm den Ehrenplatz neben sich an, den sonst sein Lieblingssohn Laodamas innehat, läßt den Gast bewirten, und dann muß der Herold im Krater neu mischen. Der Eintritt des Gastes soll durch eine Spende für Zeus gefeiert werden, der die Rücksicht heischenden Fremdlinge geleitet. Alkinoos spricht die Absicht aus, morgen noch mehr Glieder des Adels zu versammeln und nach feierlichem Opfer über die Entsendung des Gastes zu beratschlagen. Für dessen glückliche Fahrt übernimmt er die Bürgschaft, zu Hause mag ihm dann widerfahren, was das Geschick ihm bestimmt hat. Aber plötzlich kommt ihm ein Gedanke, dem er Ausdruck geben muß. Wie, wenn der Fremde ein Gott wäre? Nicht die Möglichkeit, daß es so sein könnte, beunruhigt ihn, sondern der Umstand, daß sie ihn dann nicht gleich erkannt haben. Sonst nämlich erscheinen die Götter leibhaft bei den Opfern der Phäaken, schmausen unter ihnen, und auch dem einzelnen Wanderer

verbergen sie sich nicht. Wenn nun Odysseus ein Gott ist, so haben die Götter „etwas anderes" mit ihnen vor, wie sich Homer ausdrückt; aber dieses andere kann nur furchtbar sein. Vor dem Auge des Königs steigt eine Ahnung des Endes auf, unfaßbar und ohne rechte Gestalt, aber mit leisem Grauen. V. 153—206.

Odysseus beruhigt ihn. Er ist nur ein Mensch, und zwar einer, der mehr von Leiden erzählen könnte als irgend ein anderer. Aber er bittet, ihn essen zu lassen, denn sein Magen, der unverschämte Tyrann, lasse ihn sogar des Leides vergessen und verlange nur Sättigung. Der Übergang zu der wiederholten Bitte um rasche Entsendung zeigt, was der Dichter will. Auf des Königs Zweifel würde es sich gebühren, daß Odysseus, auch ohne gefragt zu sein, sich entdeckte. Aber der Dichter kann die Erkennung hier nicht brauchen, da er ihr eine viel wirksamere Form zu geben hat. Daher läßt er den Helden abbrechend ausweichen, so gut es sich eben machen läßt, und was er vorbringt, ist ja wirklich einigermaßen plausibel. Er gewinnt denn auch den Beifall der Anwesenden durch die Versicherung, er wolle gern sterben, wenn er die Heimat wiedergesehen habe. Dann spenden die Phäaken und gehen. V. 207—229.

Die Mägde räumen ab, d. h. sie stellen auch die Tische hinaus, die zur Mahlzeit hereingebracht worden sind. Der geräumte Saal macht einen behaglichen Eindruck und bildet einen guten Rahmen zu dem Kabinettstück, mit dem unser Buch schließt.

Arete hat natürlich gleich beim Eintritt des Fremden wahrgenommen, daß er von ihr selbst verfertigte Kleider trägt. Bis zur Erledigung der dringendern Dinge hat sie geschwiegen, aber kaum sind sie allein, so fährt sie heraus. Ihre Frage wird gewöhnlich falsch gedeutet. Wörtlich sagt sie: „Fremdling, darüber werde ich nun selbst zuerst dich fragen: Wer bist du, woher stammst du? Wer hat dir diese Kleider gegeben? Sagtest du denn nicht, du seiest auf der Irrfahrt im Meere hierher gekommen?" Das sind mehrere Fragen, während sie nur eine in Aussicht gestellt hat. Sie will imgrunde nur fragen: Wer bist du, daß du in unsern Rock kommst? Beide Fragen sind in einem Atem zu lesen. Ihr letztes Wort zeigt, daß sie die wunderliche Tatsache mit einer Irrfahrt gar nicht in Verbindung bringen kann. Wer er überhaupt ist, interessiert sie im Moment nicht sonderlich.

Odysseus umgeht also die Frage nach seiner Person und Heimat durchaus nicht, obschon er sie nicht beantwortet. Er fühlt zu gut, wie untergeordnet sie in diesem Augenblick ist. Aber er gibt auch auf die Hauptfrage scheinbar keine Antwort, sondern beginnt damit, daß es mißlich sei, die Leiden, die ihm die Götter geschickt, ausführlich zu erzählen. Das hatte nun Arete auch gar nicht verlangt. Aber, sagt er, er wolle das sagen, was die Königin zu wissen wünsche, und kommt dann doch nur ganz am Ende, wie gelegentlich, darauf zu sprechen. Und dennoch ist in Wahrheit die ganze Rede eine Antwort auf die Frage der Königin. Wilhelm Jordan hat in ihr mit Recht ein Meisterstück überlegenster Klugheit erkannt, bestimmt, vor den Ohren der Mutter die fatale Situation der Begegnung mit der Tochter

nach Möglichkeit zu umgehen. Diesen Zug feinen Anstandes will der Dichter herausgehört wissen, sonst hätte er den Odysseus Arete so antworten lassen können, wie er Nausikaa geantwortet hatte.

Er fängt ziemlich umständlich mit Kalypso und ihrer Insel an, in enger Anlehnung an das 5. Buch. Neu ist daran, daß Kalypso die Tochter des Atlas ist, also gemäß der Änderung, die unser Dichter an dem alten Stoff angebracht hat, an der Meerenge von Gibraltar wohnt. Kurz erzählt er, wie den Schiffbrüchigen ein Dämon an ihren Herd geführt hat. Die ungeschickt erweiternden Verse 251 bis 258 sind aus ihrer richtigen Stelle aus dem 12. und 5. Buche zugesetzt. Seine Hauptabsicht verliert Odysseus nicht aus den Augen, nämlich den Zuhörern klar zu machen, daß er nackt an ihre Insel gekommen sei, ohne das jedoch deutlich zu sagen. Darum redet er zweimal von den Gewändern, die ihm Kalypso nach der Ankunft und vor der Abfahrt schenkte. Die eigentliche Erzählung des Sturmes ist ganz nach der des 5. Buches gemacht, ein prächtiges Beispiel homerischer Rekapitulation. Was notwendig ist zu wissen, erzählt er anschaulich und gedrängt, übergeht aber die Hilfe der Leukothea und die zwei Tage des Schwimmens nach Süden, so daß es aussieht, als ob er da gelandet wäre, wo er die Berge von Scherie zum erstenmal sah. Ganz gleich erweckt die Erzählung der Thetis Ilias 18, 451 den Anschein, als wäre die Aussendung des Patroklos eine Folge der Gesandtschaft gewesen. Erheblich länger verweilt Odysseus bei der Not, die er bis zum Anlanden habe ausstehen müssen, und gedenkt dann zweimal des Laubes, in das er sich gebettet. Darauf verbreitet er sich über seinen langen Schlaf, erzählt, wie er am Strande die Mädchen spielen sah und er Nausikaa anflehte, und stimmt einen Lobgesang über deren Schönheit und Verstand an, wie man ihn bei jungen Leuten sonst nicht antreffe. Über die heikle Situation der Begegnung schweigt er gänzlich. Die Jungfrau, so schließt er, habe ihm Speise und Trank gegeben, ihn im Flusse gebadet, auch das so unbestimmt als möglich ausgedrückt, und ihm diese Kleider gegeben. Jetzt ist es glücklich heraus und damit auch die Erzählung zu Ende, der er nur noch beifügt, er sage die Wahrheit, obschon er im Elend sei. V. 240 bis 297.

Arete sagt nichts darauf. Sie hat den feinen, klugen Mann verstanden. Der König indessen findet das hohe Lob seiner Tochter nicht völlig berechtigt. Wenn sie doch die erste war, die Odysseus um Schutz flehte, so war es nicht in der Ordnung, daß sie ihn nicht gleich mitgebracht hat. Aber mit feinstem Takt umgeht Odysseus auch diese Schwierigkeit. Es fällt ihm gar nicht ein, die Bedenken der Jungfrau zu wiederholen, sondern er nimmt alles auf sich. Nausikaa, behauptet er, habe ihn aufgefordert, mitzugehen, aber er habe gefürchtet, der König könnte böse werden, wenn er ihn in Gesellschaft seiner Tochter sähe. Er weiß, daß er damit etwas wagt, darum fügt er begütigend hinzu, wir Menschenkinder auf der Welt gerieten eben leicht in Hitze. V. 298—307.

Nun ist es an Alkinoos, sich gegen den Vorwurf unbegründeten Zorn-

mutes zu verwahren. Vielmehr finde er alles Maßhalten gut. Aber das Wesen des Fremden hat ihm gefallen. Ohne Zweifel hat ihn die Erzählung gewonnen, deren Feinheit und Geschicklichkeit er erkannt hat. Er findet in Odysseus einen ihm verwandten Geist und spricht, unter Anrufung der höchsten Götter, den Wunsch aus, der Fremde möchte hier bleiben und sein Schwiegersohn werden. Es ist behauptet worden, ein solcher Wunsch sei für einen homerischen Fürsten schlechterdings unmöglich, wenn er nicht einmal wisse, wer der Fremde sei. Nun, Nausikaa hätte doch auch nichts dagegen gehabt, wenn er geblieben und ihr Gemahl geworden wäre. Im Märchen pflegt auch sonst das eine und andere zu begegnen, was sich aus den Staatsaltertümern nicht belegen läßt. Und ein alter Märchenzug liegt in der Tat vor. Auch dem König Gormo bietet Guthmundus, der König des fabelhaften Volkes, seine Tochter zur Gemahlin an; hier ist allerdings eine Tücke dabei, die aber nicht ursprünglich zu sein braucht, da Saxos Erzählung die Züge der Phäaken und der Kirke miteinander vermengt.

Der König mag aber dem Gaste ansehen, daß er mit seinem Anerbieten dessen Wünschen nicht entspricht. Er ändert deshalb gleich den Ton: natürlich nur, wenn er gern bliebe. Da sei Gott vor, daß er ihn wider seinen Willen zurückhielte. Und eifrig, als wollte er jeden Mißton verscheuchen, verspricht er ihm auf den nächsten Tag die Fahrt, die er auf ruhigem Meer in tiefem Schlafe machen werde.

In des Königs Rede erscheint der Preis der Phäakenschiffe abermals gesteigert. An einem Tage legen sie zum entferntesten Orte die Reise zurück, hin und her. Bezeichnend aber ist, daß auch die Geschicklichkeit der Ruderer hervorgehoben wird. Ohne Ruder kann sich der Dichter auch ein Märchenschiff nicht vorstellen.

Odysseus antwortet auf den Wunsch des Königs nicht, denn er will ihn nicht kränken. Die überströmende Freude, mit der er das Versprechen entgegennimmt, ist beredt genug. Zum Dank verheißt er ihm unauslöschlichen Ruhm, den durch die Poesie, die sich als Verkünderin der von ihr besungenen Ereignisse fühlt. V. 308—333.

Das Buch endet damit. Die Schilderung der Vorbereitungen für des Odysseus Nachtlager und die Mitteilung der Mägde, daß sein Bett bereit sei, geben einen guten Abschluß.

Odyssee VIII.

Früh am Morgen bricht Alkinoos mit seinem Gast zum Marktplatz auf, wohin Athene die Phäaken aufgeboten hat. Sie verleiht auch Odysseus ein stattliches Aussehen, damit er die Zuneigung der Phäaken gewinne. Wie alles versammelt ist, ergreift Alkinoos das Wort zu dem Antrag, dem unbekannten Fremden das Geleit zu geben. Er motiviert ihn mit dem alten Brauch, keinem, der flehend in seinen Palast kommt, das Geleit zu versagen. Es erhebt sich kein Widerspruch, selbst der übliche Beifall wird

als selbstverständlich übergangen. Der Regent trifft denn auch sogleich alle Anordnungen für die Ausführung und lädt die Jünglinge, die das Schiff bereit stellen, und überdies den ganzen Adel zu einem prächtigen Schmaus dem Gaste zu Ehren. In des Königs Palast wimmelt es bald von einer stattlichen Menge. V. 1—61.

Auf des Königs Geheiß führt der Herold den blinden Sänger Demodokos herbei, der von dem Dichter mit großer Liebe und von der Versammlung mit ebenso großem Respekt behandelt wird. Nach dem wie immer kurz abgetanen Mahle begeistert die Muse den Sänger zum Gesang. Er singt „Kunde von den Helden", eine Geschichte, die damals bis zum Himmel drang, von dem Streite des Odysseus und Achilleus bei einem Götterfeste. Die Echtheit der ganzen Szene ist bezweifelt worden, weil eine ihr ganz ähnliche am Schluß des Buches steht, wo die Wirkung auf Odysseus zum Teil mit den nämlichen Worten erzählt ist. Aber diese Begründung ist ungenügend. Gleiche Vorgänge mit den gleichen Ausdrücken zu erzählen scheut sich die epische Poesie nie, ja Fraccaroli hat darin mit Recht eine ihrer besondern Eigenarten entdeckt. Und wozu in aller Welt läßt man den Sänger holen, wenn er nicht singen soll? Man müßte also auch alles das streichen, was auf ihn Bezug hat, und das geht nicht, weil er von jetzt an als eingeführt gilt. Überdies bildet er den Mittelpunkt des ganzen Mahles, das ohne seinen Gesang sehr kahl aussehen würde. Es ist ganz klar, daß der Dichter die ganze Szene, das ganze Festmahl, schuf, um die Geschichte vorzutragen, die er nicht auf den Schluß versparen konnte; denn da hatte er eine schönere zur Hand. V. 62—82.

Die Bewegung, die Odysseus übermannt, so oft der Sänger neu anhebt, bemerkt nun Alkinoos, und er mahnt, zu den Wettspielen aufzubrechen. Der Fremde soll den Seinen zu Hause von der Vortrefflichkeit der Phäaken in ritterlichen Künsten, Faustkampf, Ringen, Sprung und Wettlauf erzählen können. Der Herold nimmt den Sänger mit, der nachher zum Tanz aufspielen soll. Es werden die Namen von vielen Wettkämpfenden, darunter drei Söhnen des Alkinoos, mitgeteilt, aber die Spiele sind kurz und trocken erzählt, nur der Sieger wird jeweilen genannt. Nur einmal, beim Wettlauf, regt sich das Sportinteresse ein wenig, insofern sich der Dichter V. 123 bemüht, den Vorsprung genauer zu bezeichnen, den der siegreiche Klytoneos hatte. Dieser anscheinenden Armut liegt Absicht zugrunde. Das Interesse ist nicht wie bei den Kampfspielen der Ilias auf verschiedene Helden verteilt, sondern konzentriert sich ganz auf Odysseus. Zu seiner Beteiligung ist alles andere nur Vorspiel. V. 83—130.

Der Königssohn Laodamas macht nämlich den Vorschlag, auch den Fremden aufzufordern, der so kräftig aussehe und nur von dem bösen Meere mitgenommen sei. Euryalos unterstützt das, und Laodamas wendet sich mit freundlicher Einladung an Odysseus. Er möge sein Leid verscheuchen und mitmachen, da doch zur Abfahrt schon alles bereit sei. In dem Worte, es sei doch, solange er lebe, des Mannes höchster Ruhm, was er mit Händen und Füßen leiste, zeichnet sich ganz der friedliche Cha-

rakter dieser vornehmen Gesellschaft, die wohl den Sport, aber nicht den Krieg liebt.

Odysseus empfindet die Einladung als eine Neckerei. Sorgen liegen ihm näher als Kampfspiele, da er nach so vielen Mühsalen die Phäaken um Geleit bittet. Aber Euryalos beantwortet die Ablehnung mit äußerster Geringschätzung. Ihm kommt Odysseus gar nicht vor wie einer, der sich auf den Sport versteht, sondern wie ein auf Gewinn ausziehender Kaufmann. Mit Verachtung sieht der Adel auf den Handelsstand herab; etwas zu verdienen gilt ihm ebensosehr als eine Schande wie den vornehmen Herren verschiedener Zeiten. V. 131—164.

Der vorlaute junge Herr muß sich aber eine derbe Zurechtweisung gefallen lassen, wenn diese auch in der Form nicht heftig ist. Nachdem ihm Odysseus gesagt hat, das sei nun nicht hübsch gewesen, und er gleiche einem frevelhaften Mann, setzt er ihm auseinander, daß ein hübsches Gesicht nicht immer mit der Gabe anmutiger Worte gepaart sei; bei ihm zum Beispiel nicht. Seine Gestalt sei zwar so, daß ein Gott sie nicht besser hätte machen können, aber dabei sei er von eitlem Sinn. Denn, so ist die Meinung, aus den Worten spricht der Verstand, und er erweckt bei den Menschen tiefere Ehrfurcht als ein schönes, doch leeres Äußeres. Ganz unmerklich geht in Odysseus Worten der Preis guter Rede im allgemeinen auf den der öffentlichen Rede über. Diese wird zwar auch in der Ilias hoch geschätzt, aber hier, wo der Gegensatz der kriegerischen Tüchtigkeit fehlt, zur ersten Fähigkeit des Menschen gemacht. Übrigens ist der Preis von Euryalos' Körperschönheit so pompös, daß die ironische Absicht offen hervortritt; durch die Betonung des fehlenden Geistes erscheint das schöne Gesicht als leere Larve.

Wie wir auch sonst sehen, wird die Beobachtung einer höflichen Form nicht zur konventionellen Lüge. Die Menschen der Odyssee wissen einander unverblümt die Meinung zu sagen, wenn sie auch die Scheltworte vermeiden, welche die Ilias keineswegs scheut. V. 165—185.

Was Laodamas' freundliches Wort nicht vermochte, hat des Euryalos kränkende Rede fertig gebracht. Odysseus entschließt sich zum Wettkampf.

Der bedeutsame Augenblick ist in anmutiger Steigerung eingeleitet. Erst hat Alkinoos die Künste seiner Phäaken gerühmt, dann haben sich diese produziert. Nachher fällt es einem ein, den Fremden aufzufordern; aber erst hochmütiger Spott bringt ihn zum Entschluß. Diesem geht die Zurechtweisung des Beleidigers voran, dann wird aber nicht lange gesäumt. Odysseus ergreift eine Wurfscheibe von ungewöhnlicher Größe und wirft sie, daß sie nur so hinsaust und die Phäaken eine unwillkürliche Verbeugung machen. Athene markiert den Wurf, der weiter war als jeder der andern, mit freundlichem Wort, und Odysseus freut sich, in ihr einen Gefährten gefunden zu haben, d. h. einen, der zu ihm hält.

Erleichtert nimmt er das Wort. Zu jedem Kampfspiel und mit jedem Gegner ist er bereit, nur mit Laodamas nicht, zu dem er im Verhältnis der Gastfreundschaft steht. Ein Sieg in einem solchen Kampfe würde ihm

nur Nachteile bringen. Was das heißen soll, verstehen wir, wenn wir uns erinnern, wie sehr Empfindlichkeit und leicht beleidigter Stolz zu den ersten Eigenschaften des homerischen Adels gehören.

Um so ungescheuter fordert Odysseus nach seiner Kraftprobe die übrigen heraus und rühmt seine Kunst in jeder Art von Wettkampf. Von den Helden vor Troja hat ihn nur Philoktetes im Bogenschießen übertroffen. Allerdings möchte er auch nicht mit den berühmten Schützen früherer Tage, Eurytos und Herakles, wetteifern, die sich erkühnten, selbst mit Göttern sich zu messen. Im Wettlauf allein möchte er sich jetzt nicht versuchen; das Meer habe ihm zu sehr zugesetzt.

In der Ilias führt Odysseus nie den Bogen, der nicht mehr recht als rittermäßige Waffe gilt. Warum der Dichter hier so ausführlich von den Schützen der Vorzeit und der Vortrefflichkeit des Odysseus im Bogenschießen spricht, hat ein alter Erklärer richtig gesehen: der Dichter bereite den Freiermord vor. Die Telemachie ließ den Helden in ritterlicher Rüstung mit den Freiern kämpfen, während die Sage nur vom Bogenkampf wußte. Diesen einzuführen war eine Hauptaufgabe für den Dichter der Odyssee, der hier an passender Stelle zum erstenmal darauf verweist.

Odysseus darf ungestraft prahlen. Nach dem gewaltigen Wurfe leistet niemand seiner Herausforderung Folge, und alle stehen stumm. Da tritt Alkinoos vermittelnd dazwischen, erkennt den Zorn des Odysseus mit freundlichen Worten als berechtigt an und weist darauf hin, daß nicht in Faustkampf und Ringen die eigentlichen Vorzüge der Phäaken bestehen, sondern in Wettlauf, Seetüchtigkeit, Gesang und Tanz. Das ist nach der frühern Aufforderung, die Phäaken in den Äußerungen der Kraft zu bewundern, ein Rückzug in aller Form. So geht es denen, die ihren Maßstab nur an sich selbst haben und dann plötzlich in fremder Tüchtigkeit ihren Meister finden. Aber Alkinoos gleitet klug über die Verlegenheit hinweg. Er betont nun nur noch den Wettlauf, in dem Odysseus nach eigener Versicherung nicht konkurrieren kann, daneben andere Künste, in denen jener sich gar nicht zeigen wird. An den Ruhm der Tanzkunst der Phäaken knüpft er geschickt den Befehl, gleich den Beweis dafür zu erbringen. V. 186 bis 255.

Die folgende Szene hat kürzlich durch eine Inschrift Licht erhalten, welche die Statuten einer milesischen Sängergilde aus dem 7. Jahrhundert enthält und von Wilamowitz interpretiert worden ist. Die hier auftreten, bilden eine Tänzergilde, ein geschlossenes Kollegium für öffentliche Aufführungen. Neun Beigenossen, die aus den Phylen oder Abteilungen der Gemeinde dazu gewählt und nicht Mitglieder der Gilde sind, haben die Vorbereitungen zu treffen, den Tanzplatz zu glätten und für die Vorstellung Raum zu schaffen. Ihr Titel ist Aisimneten, Obmänner. In die Mitte des Kreises tritt der Sänger und spielt zum Tanze auf. Um ihn führen, zu Odysseus' Bewunderung, die im ersten Jünglingsalter stehenden Tänzer den Reigen. V. 256—265.

Auf diesen folgt eine Einzelvorstellung von zwei Söhnen des

Alkinoos: Akrobatenkunststücke mit dem Ball und nachfolgender Tanz, zu dem die umstehenden Jünglinge den Takt schlagen. Odysseus macht dem König über alle diese Leistungen sein Kompliment, das diesen so freut, daß er für den verständigen Fremdling ein Gastgeschenk beantragt. V. 370 bis 385.

Die Tanzszene ist durch den dazwischen geschobenen Schwank von Ares und Aphrodite gesprengt. Es ist ein scherzhaftes Einzelgedicht ganz jungen Ursprungs und nachträglich in die fertige Odyssee eingelegt; wie man leicht sieht, nicht an einer besonders glücklich gewählten Stelle. V. 266 bis 369.

Der Antrag des Alkinoos, Odysseus zu beschenken, geht an die zwölf Mitglieder des Regentschaftsrates, dessen Vorsitzender er ist. Sie stimmen alle zu und senden ihre Herolde nach Hause, die Geschenke zu holen. Dann wendet sich der König an Euryalos und befiehlt ihm, mit einer Rüge für die begangene Unschicklichkeit, bei Odysseus Abbitte zu tun und ihn durch ein Geschenk zu begütigen. Euryalos spricht seinen Gehorsam aus und bezeichnet die Gabe, die er wählt, unter Betonung ihres Wertes für den Empfänger.

Ganz ritterlich macht Euryalos seinen Fehler wieder gut. Wenn ein böses Wort gefallen sei, sagt er, so möge es spurlos verwehen. Freundlich klingt auch sein Wunsch, Odysseus möge nach allen Leiden die Heimat wiedersehen, freundlich wie die Anrede, in der er ihn als „Fremder Vater" begrüßte. Odysseus redet ihn denn auch mit „Lieber" an, wünscht ihm den Segen der Götter und hofft nur, die wertvolle Gabe möchte ihn später nicht reuen. Er zeigt damit auf feine Weise, wie hoch er sie zu schätzen weiß. V. 385—415.

Es wird Abend, die Herolde kommen mit den Geschenken, und die ganze Gesellschaft kehrt in den Palast des Alkinoos zurück. Dort fügt der König seine eigenen Geschenke hinzu, unter andern einen goldenen Becher. Er wünscht, der Fremde möchte später beim Spenden daraus immer seiner gedenken, ganz wie es Menelaos getan hat. Die Gabe soll auch den Wert persönlicher Erinnerung haben. Nun wird für Odysseus ein Bad bereitet. Während er es nimmt, packt Arete die Geschenke für ihn zusammen. Der Dichter versäumt nicht bei der Wohltat zu verweilen, die das lang entbehrte Bad für den Helden sein mußte. V. 416—456.

Um vom Badezimmer den Männersaal zu erreichen, muß Odysseus den Hof durchschreiten. Dort, am Pfosten des Eingangs, tritt ihm Nausikaa entgegen. Das Mädchen darf an der Gesellschaft nicht teilnehmen, aber sie ist gekommen, ihn nochmals zu sehen. Seit der ersten Begegnung ist sie nicht mehr hervorgetreten. Bewundernd ruht wieder ihr Blick auf dem Helden. Wenn sie auch eine tiefere Neigung nicht hat aufkommen lassen, Lebewohl will sie ihm doch sagen. Sie wird durch Odysseus' Weggang nicht unglücklich werden, aber inniges Wohlgefallen hat sie an dem stattlichen Helden doch gehabt und möchte darum nicht gern ganz vergessen sein. Und eifrig, mit der köstlichen Ursprünglichkeit, die ihr eigen ist, fügt

sie bei, sie würde das auch nicht verdienen, da er ihr doch seine Rettung schulde.

Über Nausikaas Bild liegt wie ein zarter Hauch die leise aufkeimende Neigung. Mit höchster Kunst hat sich der Dichter vor dem Fehler gehütet, diese sich zur Liebe entwickeln zu lassen. Es stand ihm so deutlich vor Augen wie Goethe, daß daraus nur Unheil entstehen konnte. Denn Odysseus will und muß nach Hause zurückkehren. Darum läßt ihn der Dichter mit dem ersten Worte von dieser Heimkehr sprechen, und erst dann verspricht er, zu ihr, seiner Lebensretterin, alle Tage wie zu einer Gottheit zu beten. V. 457—468.

Wie Odysseus den Saal betritt, hat die Mahlzeit schon ihren Anfang genommen. Er ehrt den Sänger durch ein Stück des Rückens, seinen Ehrenanteil, von dem noch der größte Teil übrig ist. Der folgende Preis der Sänger ist nicht nur ein Lobgesang des Dichters auf seine eigene Kunst, sondern auch das Vorspiel zum Abschluß der ganzen Partie. Nachdem nämlich das Mahl beendet ist, wendet Odysseus das allen Sängern gespendete Lob in gesteigerter Weise auf Demodokos an. Der müsse seinen Gesang von den Göttern haben, sonst könnte er nicht so kunstvoll vom Unheil der Achäer singen, was sie alles getan, erfahren und gelitten haben. Demodokos hat nun zwar vorher nichts davon gesungen, aber der Dichter setzt eben einfach voraus, daß auch Odysseus die vielgesungenen Lieder, besonders die von der Heimkehr, kenne. Jetzt aber will dieser etwas anderes hören, und zwar das Gedicht vom Bau des hölzernen Rosses. Er wünscht seine eigene größte Tat zu vernehmen. V. 469—520.

Aber wie nun der Sänger das Gedicht vorträgt, ist er doch nicht stark genug, sein Gefühl zu bemeistern. Er bricht in Tränen aus. Das ist nicht bloße Rührung, denn der Dichter vergleicht sein Gefühl dem herbsten Schmerz, den es gibt: dem einer Frau, der bei räuberischem Überfall der Mann erschlagen wird, und die nun die Räuber in die Knechtschaft schleppen. Odysseus hat seine gegenwärtige Lage mit der frühern verglichen. Einst war er der Held, vor dessen Klugheit und Kraft Ilios hinsank, jetzt ein armer Schutzflehender, auf fremde Gnade angewiesen. Das Gleichnis ist unmittelbar vor die Entscheidung gestellt und verzögert diese einen Augenblick. V. 521—531.

Alkinoos hat Odysseus beobachtet und heißt den Sänger schweigen. Nicht alle, sagt er, fänden an dessen Vortrag das nämliche Vergnügen. Gerade der, zu dessen Ehren das Mahl stattfindet und das Lied erklingt, zeigt sich schmerzlich bewegt; und doch muß jeder, der auch nur ein wenig Gefühl hat, auf einen fremden Schutzflehenden wie auf einen Bruder Rücksicht nehmen. Das legt aber auch dem Gaste Pflichten auf. Er darf nicht allzu berechnend sein, sondern muß sich seinen Gastfreunden vertrauend erschließen. Vor allem haben sie das Recht zu wissen, wer er ist. Die gemütliche Auseinandersetzung, daß jeder Mensch bei der Geburt einen Namen bekomme, läßt nun die Frage nach Odysseus Person selbstverständlich erscheinen. Übrigens müssen die Phäaken den Namen seines Landes und

Volkes schon darum kennen, damit die Schiffe wissen, wohin sie ihn zu tragen haben.

Wir haben gesehen, wie die Art der Phäakenschiffe schon zweimal mit märchenhaften Zügen ausgestattet worden ist. Von der ersten Bemerkung an, die Nausikaa darüber macht, findet in ihrer Schilderung eine bewußte Steigerung statt, die hier ihren Höhepunkt erreicht. Sie sind beseelte Wesen, die selbst wissen, wohin sie die Leute zu bringen haben; dorthin zielen sie mit ihren Gedanken. Steuermann und Steuerruder haben sie nicht und fahren ungefährdet durch Nebel und Nacht. Natürlich sollten sie auch keine Ruder haben; aber die kann sich der Dichter nun einmal nicht wegdenken. Die Weissagung, die Alkinoos von seinem Vater gehört hat, daß Poseidon einst die Phäaken für die Heimführung des Fremden strafen werde, ist aus 13, 172 eingesetzt und hat hier nicht den geringsten Sinn. V. 532—571.

Von den vielen Fahrten des Helden, den Ländern und Völkern, die er gesehen, möchte Alkinoos hören und endlich wissen, warum Odysseus gerade bei der Erwähnung des troischen Krieges weint. Wie Nausikaa getan, tröstet ihn ihr Vater mit dem Gedanken, daß jenes Verderben der Achäer und der Stadt der Götter Wille gewesen sei. Sie haben den Menschen das Unheil zugesponnen, auf daß spätere Geschlechter davon zu singen hätten. Was hier steht, ist der höchste mögliche Ausdruck dichterischen Selbstgefühls. Die ganze gewaltige Geschichte von Troja ist nur dazu da gewesen, um poetisch verherrlicht zu werden! Wahr ist es: Was wäre uns Troja ohne Homer?

Hat etwa der Gast, so schließt der König, vor Troja einen teuren Angehörigen oder einen Freund verloren, der so oft die Stelle eines Bruders in unserem Herzen einnimmt? V. 532—586.

Odyssee IX.

Alkinoos' Freundlichkeit erreicht ihren Zweck. Odysseus ist entschlossen, sich zu nennen. Aber den großen Augenblick leitet er ein. Die Aufforderung, seine Leiden zu erzählen, tut ihm weh, denn das ist für ihn eine Erneuerung aller Schmerzen. Und es wäre ihm doch bei dem glänzenden Mahle, bei dem Anhören des trefflichen Sängers so wohl gewesen. In den Worten, mit denen er die herrliche Mahlzeit preist, liegt doch wohl auch eine leise Entschuldigung für die Störung, die er in ihre Freude gebracht hat.

Zuerst will er seinen Namen nennen. Damit wird zwischen ihm und den Phäaken ein fester Bund der Gastfreundschaft geschlossen sein.

Mit höchstem Selbstgefühl gibt er sich zu erkennen. Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, allen Menschen durch meine Listen lieb, und die Kunde von mir reicht an den Himmel. Wie in Alkinoos' Worten vom Falle Trojas rückt auch hier der Dichter das, was für seine Zeit gilt, in die Erzählung. Von dem größten Beweise der listigen Klugheit des Helden hat eben De-

modokos gesungen, in einem Gedicht, das zu Homers Zeiten berühmt war. Des Odysseus ewiges Denkmal aber ist die Odyssee, deren Ruhm der Dichter den Helden selbst verkünden läßt: ein kühner, aber sehr wirksamer bewußter Anachronismus.

Von seiner Heimat Ithaka spricht Odysseus. Nichts ist süßer als der Anblick der Heimaterde. Kalypso hat ihn zurückhalten und zum Gemahl haben wollen, aber sie vermochte ihn nicht zu überreden, weil der reichste Besitz in der Fremde nicht an Heimat und Eltern heranreicht. Die Erwähnung der liebenden Kalypso verbindet unsere Stelle mit der schönen Schöpfung, mit der der Dichter die Irrfahrten eingeleitet hat. Kirke gehört nicht hierher, denn sie hat Odysseus nicht zurückgehalten und auch nicht zum Gemahl haben wollen.

Der Dichter der Odyssee hat die Gestalt der Kalypso neu geschaffen, die Seestürme des Kalypsogedichtes und des Gedichtes von Thrinakie vereinigt, das 5. Buch in prachtvollem Schluß zur Vorbereitung auf die Phäakenbücher gestaltet. Er hat die herrliche Geschichte von Nausikaa samt deren Gestalt aus dem Nichts hervorgerufen und die Erzählung vom Eintritt bei den Phäaken in neue und eigenartige Form gegossen, wobei die ihm vorliegende Form des Märchens nicht immer mit dem neuen Gewand ausgeglichen werden konnte. Dem alten Märchenvolk der Totenschiffer hat er die ionische Seele eingehaucht, im Privatleben wie im adligen Staat. Zu den weitern Irrfahrten führt er uns durch die prachtvolle Erkennung und schließt die ganze Partie durch die Erinnerung an die liebende Kalypso ab. Es ist eine dichterische Tat ersten Ranges, daß er die Heimkehr des Odysseus nicht mit der Abfahrt von Troja, sondern mit Kalypso und den Phäaken beginnen ließ, um die vorausliegenden Ereignisse dem Odysseus in erster Person in den Mund zu legen.

Wie leicht der homerischen Poesie die Umsetzung eines epischen Gedichts in die erste Person wird, zeigen die Erzählungen Nestors in der Ilias und die des Nestor und Menelaos in der Odyssee. Seit Kirchhoff ist viel darüber gesprochen worden, ob besonders das 10. und 12. Buch auf Vorlagen beruhten, die in der dritten Person abgefaßt gewesen seien. Das ist gar nicht anders möglich. Nicht nur sind sämtliche Abenteuer weit verbreitete Märchen, sondern es läßt sich bei jedem, wie ich zeigen werde, nachweisen, wie unser Dichter sie gestaltet hat. Sie konnten also von vornherein nicht in erster Person erzählt sein. Anders steht es nach der Ansicht der meisten Kritiker mit dem 9. Buch, der Kyklopie, von der sie annehmen, ihre Erzählung hätte nie anders als in erster Person existiert. Wenn das, wie ich glaube, richtig ist, so ergibt sich ein sehr interessanter Schluß.

Die in unserer Odyssee vorliegende Kyklopengeschichte vereinigt zwei verschiedene Märchenstoffe, man kann sagen zwei Grundformen der Geschichte, die kürzlich von Oskar Hackmann sehr eingehend dargelegt worden sind. Beide sind in Europa weit verbreitet. Die eine hat zum ursprünglichen Typus die Blendung eines einäugigen, menschenfressenden

Riesen und die Flucht aus seiner Höhle, im Schaffell oder unter dem Bauche des Widders. Die Niemandepisode kommt in den Geschichten dieser Form nicht vor. Der Gegner des Riesen ist manchmal, aber nicht immer ein kriegerischer Held. Die zweite Grundform bieten fast anekdotenhafte Erzählungen, in denen ein Unhold von einem Menschen geblendet oder doch durch Brand verletzt wird. Der Rache der Kameraden des Verletzten entzieht sich der Mensch durch einen irreleitenden Namen, der ursprünglich „Selbst" gelautet haben muß. Eine Vereinigung beider Formen findet sich nur in Finnland und den russischen Ostseeprovinzen. Der Unhold ist hier nie ein Riese, sondern ein Kobold oder der Teufel. Die Zusammenknüpfung ist nachträglich gemacht und nicht ursprünglich.

Auf Odysseus hat sich keine der beiden Formen von vornherein beziehen können. Wenn nun die homerische Kyklopie nie anders als in der ersten Person gedichtet war, so ist sie ein Werk des Dichters der Odyssee, der den Stoff direkt den Volksmärchen entlehnte und beide Formen organisch verband. Der nämliche Dichter hat den Kyklopen zu einem Sohne Poseidons gemacht und dadurch den Zorn des Gottes gegen Odysseus nachträglich motiviert. Im Kalypsogedicht war der Zorn nicht erklärt gewesen: ein Mensch, der auf dem Meere solche Mühsale zu erdulden hat, muß notwendig den Poseidon zum Feinde haben. Die Abstammung des Kyklopen hat dann der Dichter im Prooimion durch den Namen seiner Mutter Thoosa erweitert und Poseidons Zorn neben den des Helios gestellt. Er hat endlich dem Kyklopen einen Namen gegeben, den des „göttergleichen Polyphemos", den er der Ilias 1, 264 entnahm. So heißt nämlich dort einer der Lapithenfürsten.

Wäre der Zorn Poseidons ein integrierender Bestandteil der Sage, so müßte die ganze folgende Geschichte der Irrfahrten damit begründet werden. Das ist aber nicht der Fall. Besonders das Hauptunglück, der Schiffbruch bei Thrinakie, ist eine Folge des Zornes des Helios, nicht des Poseidon. Dieser tritt später noch an wenigen Stellen hervor, dann läßt der Dichter das Motiv fallen. Die Rache Poseidons an den Phäaken ist eine selbständige Sage und erst durch unsern Dichter mit der Odyssee vereinigt. Auch die Erzählungen des 10. und 12. Buches sind weitverbreitete Märchen, deren Held ursprünglich nicht Odysseus war. Der Unterschied zur Kyklopie ist aber der, daß die Geschichten von den Laistrygonen, Kirke, Thrinakie bereits in poetischer Form erzählt waren und der Dichter bei ihrer Einarbeitung in die Odyssee nicht so freie Hand hatte wie bei der Übernahme der Kyklopengeschichten aus dem Volksmärchen. Daraus erklärt es sich, warum das 10. Buch an originaler Frische hinter der Kyklopie zurücksteht. Der Dichter hat sich bemüht, Kirke der Kalypso anzugleichen, ist aber des sprödern Stoffes nicht ganz Herr geworden.

Wenn die Abenteuer der Irrfahrten zuerst voneinander unabhängig waren, so kennen wir doch außerhalb Homers eine Form derselben, in der sie verbunden sind. Richard Heinzel hat auf die Reise des Königs Gormo aufmerksam gemacht, die wir bei Saxo Grammaticus lesen, und deren

Vergleichung mit Homer äußerst lehrreich ist. Ich habe einzelne Züge der Geschichte schon zum 7. Buch angeführt. König Gormo ist von brennendem Eifer erfüllt, fremde Länder zu sehen, obwohl er weiß, daß dort furchtbare Gefahren drohen. Ihn leitet weniger die Sucht nach Gewinn als die Begierde nach dem Ruhm, den ein solches Unternehmen bringen mußte. Der kluge Thorkillus, den er zum Führer der Fahrt macht, läßt starke Schiffe bauen, und sie fahren mit dreihundert Gefährten aus. Vom Sturm verschlagen und in bitterem Mangel entdecken sie eine Insel, auf der zahlreiche Herden weiden. Thorkillus warnt die Gefährten, mehr davon zu nehmen, als was genüge, um einmal den Hunger zu stillen. Sonst würde ihnen von den Schutzgöttern des Ortes die Möglichkeit genommen, sich wieder zu entfernen. Aber die Schiffer töten viele Tiere und beladen ihre Schiffe damit. In der Nacht nahen sich ungeheure Riesen den Schiffen. Einer davon schreitet, mit einer Keule bewaffnet, durch das Wasser und verlangt als Sühne für die göttliche Herde von jedem Schiff einen Mann, sonst würden sie sie nicht abfahren lassen. Daß die ausgelieferten Gefährten von den Riesen gefressen worden seien, steht nicht ausdrücklich da, ist aber vorauszusetzen. Nachher gelangen die Fahrenden in ein ungeheures Schneeland. Bei der Landung verbietet ihnen Thorkillus, mit den Bewohnern zu reden, da diese durch unfreundliche Worte leichter zu Übeltaten gereizt würden; er selbst dürfe es wagen, mit ihnen zu verkehren, da er ihre Art kenne. In der Dämmerung naht sich ihnen ein Riese, Guthmundus, der, wie Thorkillus die Gefährten belehrt, in frommer Weise alle Ankommenden beschütze. Das Schweigen der Seinen erklärt er mit ihrer Unkenntnis der Sprache. Guthmundus lädt sie alle in seinen Palast, aber Thorkillus warnt sie vor dem Genuß ihnen unbekannter Speisen, weil sie sonst Gefahr liefen, in Ungeheuer verwandelt zu werden. Guthmundus sieht seine Tücke durch die Vorsicht der Fremden vereitelt; es hilft ihm auch nicht, daß er Gormo seine Tochter zur Gemahlin und seine Mägde den Gefährten zur Lust anbietet und den König in seinen Garten führen will, um die köstlichen Früchte zu genießen. Nur vier von den Gefährten geben der Versuchung nach, werden stumpfsinnig und verlieren alle Erinnerung an das Frühere. Guthmundus gibt nunmehr seine Anschläge auf, setzt die Fremden über den Fluß und erlaubt ihnen die Weiterreise. Die noch folgenden Abenteuer haben mit der Odyssee nichts gemein. Aber man sieht leicht, daß wir eine Menge gemeinschaftlicher Motive vor uns haben, wenn schon vielfach in anderer Form und besonders in anderer Reihenfolge. Den Frevel an den Rindern rächen menschenfressende Riesen, in denen wir die Laistrygonen erkennen. Die Gefährten sollen schweigen, wie Odysseus beim Eintritt in die Phäakenstadt. Guthmundus hat herrliche Gärten gleich Alkinoos, und wie dieser dem Odysseus, bietet er Gormo seine Tochter an. Die Phäaken Saxos sind mit Zügen der Kirke ausgestattet, aber es fehlt nicht das freundliche Geleit, das sie zum Schluß den Fremden geben. Auch von einer Hadesfahrt berichtet Saxo. Am Ende seines Lebens wünscht Gormo etwas vom Sitze der abgeschiedenen Seelen

zu erfahren, und in seinem Auftrag unternimmt Thorkillus eine von neuen schrecklichen Abenteuern erfüllte Fahrt. Dagegen fehlen Kalypso und der Kyklop, ein weiterer Beleg dafür, daß diese Märchen den Reiseabenteuern gegenüber eine selbständige Stellung haben.

Aus der Vergleichung mit Saxos Erzählung ergibt sich, daß die Verknüpfung der Abenteuer, wie wir sie in der Odyssee finden, Eigentum des Dichters ist und vorher schwerlich ein Zusammenhang vorhanden war.

Die Irrfahrten beginnen mit dem Überfall der Kikonen von Ismaros durch Odysseus und seine Gefährten, der Zerstörung ihrer Stadt und der jämmerlichen Niederlage der Plünderer. Der Verlauf des Abenteuers ist derselbe wie der des Raubzuges nach Ägypten, von dem Odysseus dem Eumaios 14, 257 erzählt. Jenes in prächtiger Ausführlichkeit dargestellte Abenteuer verwendet hier der Dichter für eine Erzählung, die weder der Sage angehört noch märchenhafte Züge enthält, die also auf Erfindung des Dichters beruht. Welchen Zweck kann er damit verfolgt haben?

Der einzige Zug der Kyklopengeschichte, den ich in den verwandten Märchen nicht finde, ist der, daß Odysseus den Kyklopen vor der Blendung betrunken macht. Es ist also eine Erfindung unseres Dichters, und zwar eine sehr wirkungsvolle. Der Wein, durch den Odysseus das bewerkstelligt, ist ein Geschenk des Apollonpriesters Maron von Ismaros, der es ihm gab, um bei dem Überfall für sich und seine Familie Sicherheit zu erhalten. Es war ein Göttertrank, um dessen Vorhandensein ganz wenige Leute wußten, ein Wein von ganz besonderer Stärke, den Odysseus eben darum zum Kyklopen mitnahm, um gegen dessen wilde Kraft ein Verteidigungsmittel zu haben B. 196. Vorher erzählt Odysseus, die Gefährten hätten auf der Ziegeninsel den roten Wein getrunken, den sie nach der Einnahme der Kikonenstadt in Amphoren geschöpft hätten B. 164. Wenn das verständlich sein sollte, mußte die Einnahme von Ismaros vorangehen, und wirklich vergißt der Dichter bei dieser nicht zu erwähnen, daß sie dabei viel Wein getrunken hätten B. 45. Der Raubanfall gegen die Kikonen ist erfunden, um den Besitz des starken Weines glaubhaft zu machen, und dieser ist wieder erfunden, um die Niemandepisode einzuführen. Denn Odysseus mußte Gelegenheit finden, sich vor der Blendung Niemand zu nennen, damit der geblendete Unhold den erdichteten Namen seinen Genossen nennen konnte. Wenn es dabei auffallen sollte, daß Maron erst ganz zuletzt genannt ist, so herrscht eben hier dieselbe Technik wie bei den Phäakenschiffen, deren wunderbare Eigenschaften sich bei jeder Erwähnung steigern. Bei der Einnahme von Ismaros wird viel Wein getrunken; dann hören wir, die Gefährten hätten auch viel davon mitgenommen; endlich kommt die Hauptsache, Maron mit seinem Geschenk und dessen Verwendung. B. 39—61.

Zwischen die Kikonengeschichte und die eigentliche Kyklopie legt der Dichter das Märchen von den Lotophagen ein, deren Speise, die Lotosfrucht, die vorausgesandten Gefährten die Heimat vergessen läßt, so daß

Odysseus sie mit Gewalt auf die Schiffe zurückbringen und unter den Ruderbänken anbinden muß, bis er vom Lande entfernt ist. V. 62—104.

Die Kyklopie ist als Einzelstück komponiert und hat deshalb eine breite Einleitung. Erst kommt die Schilderung des Kyklopenlandes. Viele Kyklopen kennt wesentlich die zweite Grundform des Märchens, weil der kluge Mensch sie durch den erdichteten Namen täuschen muß; aber sie fehlen auch in der ersten nicht. Jedenfalls will der Dichter, daß wir eine Mehrheit von Kyklopen im Auge behalten. Er schildert sie als gewalttätig und gesetzlos. Wenn er von ihnen sagt, daß sie im Vertrauen auf die Götter weder pflanzten noch ackerten, so geht das nicht auf fromme Gesinnung, sondern will nur sagen, sie hätten, unbekümmert um die Pflege des Bodens, die Götter machen lassen. Was dem Hellenen am meisten auffällt, ist der gänzliche Mangel an aller staatlichen Ordnung. In den politischen Schriften späterer Zeit erscheinen die Kyklopen Homers als der Typus gesetzloser Barbaren.

Von Kultur wissen sie so wenig, daß sie die vor ihrem Lande liegende Ziegeninsel, die den Anbau so reichlich lohnen würde, nicht auszunutzen verstehen. Ja nicht einmal hinüberfahren können sie, da sie auch Schiffe nicht kennen. So wird die anmutige Beschreibung der Insel in die Kyklopie derart eingewoben, daß sie nicht aus der Erzählung herausfällt und der Dichter doch auf der Schilderung verweilen kann. Es ist kein Zweifel, daß er Selbstgeschautes darstellt. V. 105—151.

Den harten Entbehrungen der Fahrt folgt am Morgen eine ergiebige Jagd auf die wilden Ziegen und ein fröhliches Mahl. Sie trinken den mitgebrachten Wein der Kikonen und herrliches Wasser. Dann macht sich Odysseus allein mit seinem Schiffe nach dem gegenüberliegenden Lande auf. Wie immer geschieht, wenn der Dichter Neues einführt, gibt er eine Schilderung der Örtlichkeit. Um seine von Lorbeer überwölbte Höhle hat der Kyklop einen Hof gebaut, der mit einer Mauer aus gewaltigen Blöcken umgeben ist. Die Kronen der Fichten und Eichen, die daneben genannt sind, haben wohl den nämlichen Zweck wie die Äste des wilden Birnbaumes auf der Mauer des Eumaios, nämlich den, das Übersteigen der Mauer zu verhindern. Die Bäume müssen dicht innerhalb der Mauer gestanden haben. Der Bewohner wird uns vorgeführt, bevor er auftritt: er gleicht nicht einem brotessenden, d. h. zivilisierten Menschen, sondern einem alleinstehenden waldigen Vorgebirge. Das Stirnauge hat der Dichter vergessen zu erwähnen; erst bei der Blendung werden wir darauf aufmerksam, daß der Riese einäugig sein muß. V. 152—215.

Bei der Abfahrt hatte Odysseus gesagt, er wolle die Art der Bewohner des Kyklopenlandes erkunden. Jetzt, in der Höhle des Kyklopen angelangt, in der eine regelrechte Käserei eingerichtet ist, bekommen die Gefährten Angst. Käse und Kleinvieh wollen sie als Beute mitnehmen und dann schleunigst davonfahren. Aber Odysseus will nicht. Der Wunsch, den Bewohner zu schauen, und die naive Gewinnsucht, die auf ein Gastgeschenk hofft, halten ihn zurück. Sie machen Feuer, verbrennen darin Käse als

Opfergabe und essen auch selbst davon, bis der Unhold erscheint. Seine Größe und Stärke sind fürchterlich gezeichnet, besonders durch die Leichtigkeit, mit der er den ungeheuren Türstein vor die Öffnung der Höhle setzt, mühelos, wie man einen Köcher mit dem Deckel schließt. Nachdem er seine Herde besorgt hat, macht er Feuer und erblickt die Erschrockenen im Grunde der Höhle. Mit denselben Worten wie 3, 71 Nestor den Telemachos fragt er, wer sie seien. Seit dem Altertum herrscht Meinungsverschiedenheit, ob die Verse an beiden Stellen echt seien, oder nur an der einen, und an welcher. Mir scheint, der Dichter habe sie der Telemachie entlehnt, weil sie ihm auch hier nicht unpassend vorkamen. Zu entbehren sind sie nicht, wenn sie auch in Nestors Munde wahrscheinlicher sind als in dem des Kyklopen. V. 216—255.

Odysseus nennt seinen Namen nicht, sondern antwortet in einer längern Ausführung, der man den Schreck nachzufühlen glaubt, sie seien auf der Rückfahrt von dem glorreichen Kriegszug Agamemnons gegen Troja begriffen und nahten sich ihm jetzt als Schutzflehende, um Bewirtung zu erhalten oder eine andere Gabe, wie sie das Recht der Fremden sei. Zum Schluß fleht er ihn um Milde an, mit Berufung auf Zeus, den Beschützer der Fremden. Aber er erntet nur Hohn. Er müsse ein Tor sein oder von fern her, daß er ihm Furcht oder Scheu vor den Göttern anbefehle. Um diese kümmerten sich die Kyklopen nicht, denn dazu seien sie viel zu stark. Schonen würde er ihn nur, wenn sein eigenes Herz es ihm befehle. Auf die listige Frage, wo das Schiff des Odysseus liege, antwortet dieser ebenso listig, er habe Schiffbruch gelitten und sei mit diesen Gefährten allein entronnen. Da packt der Kyklop zwei der Gefährten, verzehrt sie und trinkt Milch dazu, legt sich dann unter seine Herde und schläft ein. V. 256 bis 298.

Hier erfolgte wohl im Märchen die Blendung und die Flucht unter den Widdern. Aber da der Dichter noch die Niemandgeschichte vorführen wollte und dafür nach dem Gange der Erzählung hier kein Raum war, verschob er die Blendung auf den Schluß. Er mußte auch, wie bereits bemerkt, den Odysseus den erdichteten Namen dem Kyklopen selbst nennen lassen, weil nicht er die andern Kyklopen damit täuschen konnte, wie es im Märchen geschieht. So läßt er den Kyklopen am Morgen die Gefangenen in der Höhle einsperren. Den Tag über bereiten sie das Rachewerk vor, indem sie den Pfahl für die Blendung zubereiten. Am Abend kommt der Kyklop zurück und bringt die ganze Herde in die Höhle, auch die Böcke, die er sonst im Hofe ließ, ob ihm nun eine Ahnung von etwas Schlimmem aufgestiegen war oder ein Gott es ihm so befohlen hatte. V. 299—339.

Da der Dichter den Odysseus seinen erfundenen Namen jetzt nennen lassen mußte, war es notwendig, eine Veranlassung dazu zu schaffen. Zu diesem Zwecke hatte er den Odysseus den im Märchen nicht notwendigen starken Wein mitnehmen lassen, über den sich der Kyklop gräßlich freut, und der ihn veranlaßt, aufs neue nach dem Namen des Odysseus zu fragen und ihm ein Gastgeschenk zu verheißen. Wie sich nun Odysseus den Niemand

nennt, verheißt ihm der Kyklop als Gastgeschenk, er werde ihn zuletzt von allen Gefährten verspeisen. V. 339—370.

Es erfolgt die Blendung, durch zwei Gleichnisse veranschaulicht. Auf das fürchterliche Geschrei des Geblendeten kommen die andern Kyklopen herbei, fragen nach der Ursache der Störung ihrer Nachtruhe und lassen sich durch den Namen Niemand täuschen. Die Art, wie dies durchgeführt wird, ist sehr fein, viel feiner als in irgendeiner andern Version. Die Kyklopen fragen: Will dich einer mit List oder Gewalt töten? Der Geblendete antwortet: Der Niemand will mich mit List töten und nicht mit Gewalt. Da aber die andern unter dem Niemand etwas Negatives verstehen, so müssen sie denken, es tue ihm überhaupt niemand etwas, und gehen, nachdem sie ihm empfohlen haben zu beten, und zwar zu seinem Vater Poseidon, der hier zuerst aufgeführt wird, wie auch hier zum erstenmal der Name Polyphemos erscheint.

Darauf folgt nach der ersten Grundform des Märchens die Flucht unter den Widdern, mit der plumpzärtlichen Anrede des Kyklopen an seinen größten Schafbock, unter dem Odysseus hängt, und der auffallenderweise heute zuletzt aus dem Stalle geht. Aus den Worten des Polyphemos spricht die Liebe, mit der der Hirt seine Tiere betrachtet; ja er hält es für möglich, daß der Bock um das Auge seines Herrn trauert. Eine wilde Drohung schließt die Anrede. V. 371—461.

Draußen angekommen, löst Odysseus die Gefährten von den Widdern, und sie gelangen zum Schiff, wo Odysseus durch Hochziehen der Brauen die Totenklage um die Gestorbenen verwehrt. Auf Rufweite weggefahren, ruft Odysseus den Kyklopen an; Zeus habe ihn für den Frevel am Gastrechte bestraft. Da reißt der Wilde einen Berggipfel ab und schleudert ihn so, daß er vor dem Schiff ins Wasser fährt und die entstehende Welle das Schiff ans Ufer zurücktreibt. Odysseus stößt es wieder vom Lande ab, sie rudern fort, und aus doppelt so weiter Entfernung ruft Odysseus, den die Gefährten vergeblich daran zu hindern suchen, den Kyklopen abermals an und nennt ihm jetzt seinen Namen. Da erinnert sich der Kyklop, wie ihm einst der Seher Telemos geweissagt, Odysseus werde ihn des Augenlichtes berauben. Er habe immer auf einen gewaltigen Helden gewartet, und nun komme da ein unscheinbarer Mensch, um ihn zuerst mit Wein zu bezwingen und dann zu blenden. V. 462—516.

Nach der Flucht unter dem Widder hat der Märchenstoff aufgehört. Schon die Würfe, deren Wiederholung zur epischen Technik gehört, sind von unserm Dichter erfunden, und zwar um Odysseus sich nennen zu lassen. Den Namen mußte der Kyklop selbst hören, weil der Dichter ihn nur so den Zorn des Poseidon anrufen lassen konnte. Der Kyklop schließt seine Worte mit der Aufforderung, Odysseus möge zurückkehren, damit er ihm Gastgeschenke gebe und ihm bei Poseidon Geleit erwirke. Denn dessen Sohn sei er, und dieser werde auch sein Auge heilen, wenn er wolle. Neues sagt er Odysseus nicht, denn dieser hat den Namen des Kyklopen schon von dessen Genossen erfahren, und deren Reden haben auch die Einführung

Poseidons vermittelt. Sie kennen den Gott als Vater Polyphems und haben ihm geraten, sich um Heilung seines Auges an ihn zu wenden.

In wildem Frohlocken ruft jetzt Odysseus zurück, er wünschte ihn so sicher des Lebens berauben zu können, als selbst Poseidon sein Auge nicht heilen werde. Da betet der Kylop zu Poseidon, Odysseus nicht heimkehren zu lassen. Wenn ihm aber das vom Schicksal bestimmt sei, so möge er spät im Elend und nach Verlust aller Gefährten heimkehren, auf fremdem Schiffe, und in seinem Hause Unheil finden. Mit den nämlichen Worten warnen Teiresias und Kirke den Odysseus vor dem Frevel an den Heliosrindern. Der Dichter hat sie hierher übertragen, um den Zorn des Poseidon, den das Kalypsogedicht nicht motivierte, nachträglich zu begründen und die Schrecken der Heimkehr auch als dessen Folge hinzustellen. In den Irrfahrten wirkt das Motiv nicht. Dem Dichter standen zu gewaltige Hindernisse im Wege, um das ganze Gedicht nach diesem Gesichtspunkte neu zu orientieren, und es tritt der Zorn Poseidons hinter dem ursprünglichen Motiv von dem des Helios zurück. Ursache des Zornes ist auch nicht, wie neuerdings immer wieder behauptet wird, des Odysseus „vermessenes Wort", sondern die Blendung, die persönliche Beleidigung des Gottes in seinem Sohn.

Der Kyklop schleudert einen noch gewaltigern Steinblock, der hinter dem Schiff ins Wasser fährt; die entstehende Woge treibt es zur Ziegeninsel zurück. Der Schluß ist sehr trübe. Die harrenden Gefährten erheben die Totenklage um die Verlorenen, die mitgebrachten Herdentiere des Kyklopen werden verteilt, den Widder, den die andern für Odysseus aussondern, opfert er dem Zeus. Aber der kümmert sich nicht um das Opfer, sondern sinnt auf Vernichtung aller Schiffe und Gefährten. Von einem Zusammenhange des Ratschlusses des Zeus mit dem Zorn des Poseidon spricht der Dichter nicht, so nahe es hier läge. Er hat nur eine allgemeine trübe Voraussage der kommenden Schicksale im Sinne. Es ist gefragt worden, woher Odysseus vom Ratschluß des Zeus wissen könne. Fraccaroli hat sehr schön ausgeführt, daß sich der Dichter oft durch den Mund seiner Personen an seine Hörer wendet und zwischen dem, was diese wissen können, und dem, was er im Grunde allein weiß, keinen Unterschied macht. Dem daraus gezogenen Schluß, daß auch das 9. Buch ursprünglich in dritter Person erzählt gewesen sei, bestreitet er mit gutem Grunde die Berechtigung.

Odyssee X.

Den Beginn der weitern Irrfahrten bildet das märchenhafteste aller Abenteuer, der Besuch der schwimmenden Insel des Aiolos mit ihrer ehernen, unzerbrechlichen Umfassungsmauer, den sechs durch Ehe miteinander verbundenen Geschwisterpaaren und dem großen Wohlleben im Hause. Der Dichter hat gleich von vornherein Bedacht genommen, das Märchen mit Odysseus zu verknüpfen: er läßt Aiolos sich nach Ilios, den

Schiffen und der Rückkehr der Achäer erkundigen. Dann gibt er ihnen den weltberühmten Schlauch mit, in den er die Winde eingesperrt hat. Das Unglück, das über sie kommt, wird nicht mit dem Zorn Poseidons motiviert, sondern ist lediglich die Folge ihrer Torheit. Im alten Märchen plagte die Gefährten ohne Zweifel bloße Neugier, den Schlauch zu öffnen; unser Dichter läßt sie untereinander murren, daß Odysseus überall reiche Geschenke erhalte, während sie mit leeren Händen heimkehrten; sie wollten wenigstens sehen, was er da wieder mit sich führte. Es ist die erste Spur eines Zwiespalts zwischen ihm und seinen Leuten. Für ihr Unterfangen ist der Schlaf des Odysseus notwendig, der durch die neuntägige schlaflose Arbeit am Steuerruder gut begründet ist. Gewundert hat man sich nur darüber, daß beides, der Schlaf wie die Tat der Gefährten, in einem Augenblick eintreten, wo sie schon die Feuer der Heimat erblicken können. Das ist aber die echte Weise des Märchens. Beinahe wäre alles geglückt, aber am letzten Ende tritt das Unheil ein. Daß die Heimat Ithaka ist, stand natürlich im Märchen nicht und ist auch hier nicht besonders erwähnt.

Wie Odysseus erwacht und erkennt, was die Seinen angerichtet haben, denkt er daran, sich ins Meer zu stürzen und unterzugehen; aber die Liebe zum Leben ist stärker, und so wartet er, in seinen Mantel gehüllt, das Weitere ab. Ihr schlechtes Gewissen offenbart sich schon dadurch, daß Odysseus nur den Herold und einen Gefährten in den Palast mitnimmt, während er die übrigen am Strande läßt. Aiolos fragt ihn erstaunt, welcher Dämon ihn überfallen, daß ihm das sorgfältige Geleit nichts nützte. Odysseus klagt nicht nur die Gefährten, sondern auch seinen bösen Schlaf an und fleht, der König möge die Sache wieder gutmachen. Aber dieser erkennt, daß er einen Gottverhaßten vor sich hat, und einem solchen darf er nicht helfen. So weist er ihn aus seinem Hause. Es ist der einfache Schluß aus dem Ereignis, den schon das dem Dichter vorliegende Märchen gezogen haben muß. V. 1—76.

In sechs Tagen gelangen die Fahrenden zu den Laistrygonen, riesenhaften Menschen, die in der Gegend von Kyzikos in der Propontis zu suchen sind. Des Apollonios Rhodios Gedicht Argonautika erzählt, Giganten hätten, vom Berge aus anstürmend, mit Felsen die Mündung eines Hafens verstopft, in dem die Argonauten ihr Schiff geborgen hatten; sie lauerten auf das Schiff, wie auf ein im Hafen sich versteckendes Wild. Wie in der Odyssee, wird am Orte der Landung ein Brunnen Artakie genannt. Kirchhoff hat daraus geschlossen, es müsse die Vorlage unseres Dichters ein verlornes Gedicht über die Argonauten gewesen sein, das ja später einmal ausdrücklich genannt wird 12, 69.

Riesen, die mit Felsblöcken die Mündung eines Flusses zu versperren suchen, gibt es auch auf der benachbarten Insel Berbikon. Die Sage von Riesen, die mit Felsblöcken kämpften, ist also sicher in dieser Gegend heimisch. Da aber die Erzählung der Argonautika ganz anders verläuft, als die der Odyssee, so können wir zwar zugeben, daß die Riesen und der

Brunnen Artakie, vielleicht auch die Namen Lamos, Telepylos, Antiphates einem verschollenen Argonautenepos entlehnt sind, nicht aber die ganze Geschichte. Vor allem gehören die hellen Nächte nicht in die Propontis, sondern in den hohen Norden, und bei Saxo werden die Reisenden für die Tötung der heiligen Rinder durch Menschenfresser bestraft. Solche finde ich in der Propontis nirgends erwähnt, und es hat der Dichter die beiden Züge Schiffermärchen oder den Berichten reisender Kaufleute entnommen. Vielleicht waren ihm die Laistrygonen als Menschenfresser für seine Zwecke dienlich, weil auch der Kyklop einer war.

Denn die ganze Geschichte ist als Gegenstück zur Kyklopie geschaffen. In dieser siegen Verstand und Berechnung über rohe Gewalt, bei den Laistrygonen ist gar nichts zu machen, und es ist fast ein Zufall zu nennen, daß überhaupt jemand entkommt. Sonst sind die Laistrygonen viel kultivierter als die Kyklopen. Sie bewohnen eine Stadt und haben einen König, der vom Markte her gerufen wird, vielleicht geradezu aus der Versammlung. Selbst eine glatte Straße haben sie gebaut, auf der Wagen das Holz von den hohen Bergen in die Stadt bringen. Aber die Königin, welche die Gefährten im Palaste finden, ist eine entsetzliche Riesin, der König rüstet sich ohne weiteres den ersten Gefährten zum Mahl, und der riesenhafte Charakter des Volkes ist wiederholt hervorgehoben. Es ist, im Gegensatz zu den Kyklopen, eine noch barbarische Gesellschaft, aber mit beginnender staatlicher Ordnung.

Die Erzählung selbst zeichnet sich durch eindrucksvollste Knappheit aus. Auf die ausführliche Erwähnung der hellen Nächte folgt wieder zuerst die Schilderung des Lokals, diesmal des Hafens, der gewiß in allen Einzelheiten einer vorhandenen Örtlichkeit entspricht. Warum Odysseus sein Schiff außerhalb des Hafens läßt, während alle Gefährten die ihrigen in dem ruhigen Wasser im Innern anbinden, wird nicht motiviert. Es soll keine besondere Klugheit des Helden dahinter gesucht werden, vielmehr ist es das einzige Mittel, das dem Dichter zur Verfügung stand, um Odysseus allein auf seinem Schiffe entkommen zu lassen. Odysseus ersteigt einen der hohen Felsen, die den Hafen einschließen, und da er nichts sieht als einen aufsteigenden Rauch, sendet er zwei Gefährten mit einem Herold auf Kundschaft aus. Was folgt, konnte Odysseus weder selbst sehen, noch später erfahren; so übernimmt es der Dichter, es uns durch Odysseus' Mund mitzuteilen. Die Abgesandten treffen die Tochter des Königs, die ihnen das Haus ihres Vaters weist. Dort finden sie die grauenhafte Königin; die ruft ihren Gemahl vom Markt; er erhebt lauten Ruf durch die Stadt, die Laistrygonen eilen herbei, zerschmettern mit Felsblöcken Schiffe und Männer, die, im Wasser herumschwimmend, gleich Fischen gespießt und zum Mahle fortgetragen werden. Odysseus allein rettet sein Schiff und entfernt sich in eiliger Fahrt. V. 77—132.

Die Entronnenen gelangen zur Insel Aia, wo Kirke wohnt, die Schwester des Aites und Tochter des Helios und der Okeanostochter Perse. Die vom Dichter benutzte Vorlage hat sie nach Kolchis versetzt, an den Nordost-

punkt der Welt, wo Haus und Tanzplatz der Eos ist und der Aufgang der Sonne. Es ist eine Insel. Von der hohen Warte, die Odysseus ersteigt, sieht er sie rings vom Meer umkränzt. Wenn Odysseus nicht weiß, wo Westen und Osten ist, nicht wo die Sonne unter die Erde gehen, noch wo sie wieder aufsteigen wird, so deutet das auf den langen Tag des Nordens. Der an die wenig wechselnden Tagesmarken des Mittelmeers gewöhnte Südländer vermag sich in den nördlichen Breiten nicht zurechtzufinden. Der Dichter hält die Örtlichkeit seiner Vorlage fest. Kalypso hat er an die Meerenge von Gibraltar und die Phäaken nach Corfu versetzt, aber die Insel der Kirke verbleibt am Nordostpunkt der Welt.

Der Gestaltung der Kirkeepisode müssen wir nachgehen. Die ihm vorliegende alte Fassung des Märchens ist nicht vollständig wiederherzustellen, denn sie läßt sich aus der Komposition nicht reinlich ausscheiden. Es liegt eben keine mechanische Zusammenstellung von Altem und Neuem, sondern eine gründlich durchdachte neue Behandlung einer ältern Vorlage vor, die bereits poetische Form hatte, jedoch ohne Zweifel mehr den knappen Geschichten von Aiolos und den Laistrygonen glich, während die gegenwärtige Fassung den belebt behaglichen Stil der Phäakenbücher und der Kyklopie zeigt. Die Anklänge oder Entlehnungen aus dem 5. und 9. Buche erklären sich in natürlicher Weise dadurch, daß der Dichter entweder eigenes poetisches Gut verwendete oder fremdes, das er vorher in seine Komposition eingewoben hatte. Besonders wo gleiche oder ähnliche Vorgänge darzustellen sind, pflegt sich die homerische Poesie um neue Wendungen nicht sonderlich zu bemühen.

Der Art unseres Dichters ist es zunächst angemessen, daß er die Erzählung breit einleitet. Ein Gott hat die Fahrenden in einen Hafen geführt. Vor entsetzlicher Ermüdung liegen sie zwei Tage und zwei Nächte am Strande. Am dritten macht sich Odysseus auf, besteigt die hohe Warte, entdeckt fern im Walde den Rauch aus dem Hause der Kirke und beschließt, Gefährten auf Kundschaft auszusenden. Beim Abstieg stößt er auf einen ganz gewaltigen Hirsch, den er erlegt und mit Mühe zum Strande schleppt. Dort weckt er die noch schlummernden Gefährten, ermutigt sie, und es folgt ein fröhlicher Schmaus. V. 133—186.

In der Orientierung, die Odysseus in der Versammlung seiner Leute über die Insel gibt, ist ein Stück der Vorlage erhalten. Gleich nachher tritt der Dichter selbst wieder ein, wenn er Odysseus seine Schar teilen und die Hälfte auf Kundschaft ausziehen läßt. Auch in der Kyklopie hatte er die Mannschaft geteilt, nur war er dort selbst ausgefahren, während ihm hier durch das Los bestimmt wird, zurückzubleiben. Die jammernden Gefährten denken an Antiphates und den Kyklopen, wodurch der Dichter den Zusammenhang mit den frühern Abenteuern herstellt. V. 187—204.

Die Führung der einen Hälfte übergibt Odysseus seinem Gefährten Eurylochos. Es ist das eine vom Dichter erfundene Figur, die dem Märchen schon darum nicht angehört haben kann, weil sein Name nach der Art vieler Namen der Telemachie gebildet ist. Der Dichter hat ihn im

Folgenden zur Belebung der Erzählung mehrfach mit Glück verwendet. Er fleht Odysseus, wie sich dieser nachher zum Gange zu Kirke aufmacht, an, doch lieber mit den ihm gebliebenen Gefährten zu fliehen V. 266. Später lehnt er sich offen gegen Odysseus auf, wie dieser alle zu Kirke holen will, erinnert die andern an das Schicksal derer, die der Kyklop vernichtet hatte, und beschuldigt Odysseus, deren Verderben durch seinen Frevelmut selbst verschuldet zu haben V. 429. Die meuterische Gesinnung, welche die Gefährten den Schlauch des Aiolos öffnen ließ, erscheint hier wieder und erhält einen Wortführer. Im weitern Verlaufe des Gedichtes zwingt Eurylochos den Odysseus, auf Thrinakie zu landen, und überredet die Gefährten, sich an den Rindern des Helios zu vergreifen.

Das sind alles glückliche Verwendungen der einmal erfundenen Person. Was den Dichter zu der Erfindung veranlaßt hat, sehen wir an unserer Stelle deutlich. Es ist doch wohl kein Zweifel möglich, daß das Märchen die Teilung der Mannschaft nicht enthielt, sondern daß alle zusammengingen und mit Ausnahme des Odysseus verwandelt wurden. In unserer Odyssee spielt Eurylochos die Rolle, die ursprünglich dem Odysseus zukam. Dieser blieb vor dem Hause stehen, während die andern hineingingen. Das Märchen ließ auch nicht den Eurylochos, sondern den Odysseus im Hofe der Kirke die verzauberten Wölfe und Löwen sehen. Die Übertragung auf Eurylochos entsprang der Absicht, für das Auftreten des Hermes Raum zu schaffen, das der Dichter selbständig erfunden hat. Es scheint zwar, sie sei notwendig, weil in der Szene, wo Odysseus unverwandelt bleibt, trotzdem er Kirkes Zaubertrank austrinkt, das Zauberkraut Moly nicht erwähnt wird, also dessen Vorführung in der Rede des Hermes unerläßlich scheint. Es muß aber im Märchen selbst genannt gewesen und nachträglich in die Rede des Hermes übertragen worden sein. Der Dichter wollte nämlich die Sache nicht so darstellen, als hätte Odysseus die Gefährten ungewarnt ins Verderben rennen lassen, während er selbst das rettende Mittel bei sich führte. Dem Märchenstil machte das nichts aus, aber im Epos hätte es dem Helden zum großen Vorwurf gereicht. Darum mußten erst die Gefährten des Eurylochos verwandelt werden, mußte Odysseus die Kunde von ihrem Unglück erhalten und dann allein gehen, um sich von Hermes das Zauberkraut geben zu lassen. Hermes erscheint ihm in der Gestalt, in der er dem Priamos auf der nächtlichen Fahrt zu Achilleus erschienen war, und überhaupt so, wie die Götter der Ilias es zu halten pflegen. Es steht bei ihnen und dem Dichter, ob sie sich von den Menschen erkennen lassen wollen oder nicht. Von dem Geschenk des Moly abgesehen, bereitet die Rede des Gottes in allen Einzelheiten auf das Kommende vor. Es wiederholt sich in den Irrfahrten mehrfach, daß uns der Dichter die Ereignisse, die er darstellen will, zum voraus eingehend sehen läßt. So führt er uns die Kyklopen und besonders den Polyphemos einläßlich vor, noch ehe wir ihn selbst zu Gesichte bekommen, und läßt Kirke die Hadesfahrt und später die Ereignisse des 12. Buches zum voraus im einzelnen schildern. V. 205—306.

Der Vorgang im Hause der Kirke, ihre vereitelten Künste, später die Rückverwandlung der Gefährten, bildeten den wesentlichen Inhalt des alten Märchens. Aber auch hier erkennen wir überall die sorglich ordnende Hand des Dichters. Er läßt Kirke erraten, daß Odysseus vor ihr steht, läßt sie durch Hermes auf seinen Besuch vorbereitet sein und sie wissen, daß er auf der Rückkehr von Troja begriffen ist. Der Eid, den Kirke schwören muß, daß sie ihm, wenn er nackt sei, nicht neues Verderben sinnen wolle, ist dem Eide der Kalypso nachgebildet, aber der neuen Situation gut angepaßt. Daß Odysseus gleich nach dem Eide der Kirke Bett besteigt, kann auffallen, auch nachdem Hermes es ihm anbefohlen hatte. Der Zug scheint der alten Erzählung fremd und eingeführt zu sein, weil die Sage einen Sohn des Odysseus und der Kirke kannte. V. 306—347.

Von hier an ist mit Ausnahme der Rückverwandlung der Gefährten alles Eigentum unseres Dichters, nicht viel Handlung, aber angenehme Schilderung. Vier Nymphen warten des Dienstes, Töchter der Brunnen, Haine und Flüsse. Kirke bedient den Odysseus selbst im warmen Bade und lädt ihn zum Mahl. Aber er will nicht essen, bevor sie ihm die Gefährten zurückgegeben hat. Mit einem neuen Zauber verwandelt sie sie zurück, die Borsten fallen von ihnen ab, die der alte Zauber getrieben hatte, und sie erscheinen jünger und größer als zuvor. Es herrscht eitel Rührung, Kirke selbst fühlt sich bewegt und fordert Odysseus auf, die übrigen Gefährten vom Schiffe herzuholen.

Sein Erscheinen beim Schiffe erregt allgemeine Freude, die durch ein Gleichnis illustriert wird. Die Gefährten eilen auf ihn zu gleich Kälbern, wenn sie die Mutterkühe von der Weide zurückkehren sehen. Ein ebenso anmutiges Gleichnis hatte vorher das freundliche Wedeln der verzauberten Wölfe und Löwen mit dem der Hunde verglichen, die den vom Mahle kommenden Herrn begrüßen, weil er ihnen immer etwas für ihren Appetit mitbringt. Es ist den Gefährten, als gelangten sie in die Heimat nach Ithaka. Der Einladung, zu Kirke hinaufzugehen, widersetzt sich Eurylochos, der jetzt sogar ein Verwandter des Odysseus genannt wird. Odysseus denkt daran, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, aber die Gefährten bitten ihn, den Starrkopf bei dem Schiffe zu lassen, und schließlich geht dieser von selbst mit. V. 348—448.

Bei der Ankunft der Gefährten im Hause der Kirke will sich neue Rührung erheben, der aber Kirke wehrt. Sie wisse ja wohl, wieviel jene erduldet, aber jetzt sollten sie es sich wohl sein lassen, bis sie wieder so frisch würden, wie sie waren, als sie Ithaka verließen. So leben sie denn ein volles Jahr herrlich und in Freuden, aber endlich mahnen die Gefährten den Odysseus selbst, der Heimkehr zu gedenken, wenn sie ihm denn vom Schicksal bestimmt sei, und er fleht Kirke an, sie zu entlassen. Er habe selbst Verlangen heimzukehren, und die Gefährten verzehrten ihr Herz und jammerten bei ihm, wenn sie Kirke nicht in der Nähe wüßten. Sie gibt den kurzen Bescheid, wider ihren Willen sollten sie nicht bleiben müssen. V. 449—489.

Der Dichter hat es vermieden, die innige Poesie der Kalypsogeschichte zu wiederholen. Odysseus hat kein Heimweh und muß von den Gefährten gemahnt werden, und Kirke entläßt ihn ohne jede Klage. Der Aufenthalt bei ihr war nach den vielen Leiden und vor den kommenden Gefahren eine angenehme Pause, die schließlich zu Ende gehen mußte, ohne daß die Beteiligten seelische Kämpfe durchzumachen gehabt hätten.

Kirke zeigt indessen dem Odysseus an, er müsse, bevor er die Rückfahrt antrete, ins Haus des Hades gehen und dort die Seele des Sehers Teiresias befragen. Den Entsetzten, der sich den Tod wünscht, beruhigt sie mit der Versicherung, sie werde ihm den Weg genau beschreiben. Der Dichter läßt sie ihre Weisung eingehend vorführen, um die Schilderung der Fahrt selbst zu entlasten. Der Weg selbst ist nicht seine Erfindung, sondern samt der Totenbeschwörung ein Stück sehr alter Poesie. Die Hadesfahrt scheint im Märchen nicht an den Aufenthalt bei Kirke angeschlossen gewesen zu sein. V. 490—540.

Das Buch schließt mit einem kleinen Bilde, das zugleich Vorbereitung auf das Folgende ist. Der jüngste der Gefährten, Elpenor, ist das Opfer des Wohllebens im Hause der Kirke geworden. Weinschwer hat er auf dem Dache Kühlung gesucht und sich zum Schlafe hingelegt; da hört er unten das Getöse der Aufbrechenden; er springt taumelnd auf, verfehlt die Leiter, die hinunterführt, stürzt über das Dach hinaus und bricht das Genick. Es ist so zu verstehen, daß Odysseus und die andern davon nichts wissen. V. 541—560.

Den Gefährten zeigt Odysseus an, daß die Fahrt in den Hades gehe. Weinen und Raufen des Haares hilft ihnen nichts. Wie sie zum Schiffe kommen, hat Kirke dort bereits die zum Opfer für die Schatten bestimmten Schafe angebunden. Ungesehen war sie an ihnen vorübergekommen: wer kann die Wege der Götter erkennen, wenn sie nicht gesehen sein wollen? V. 560—574.

Das ganze Buch zeigt die durchgreifende Behandlung durch den Dichter, weniger eindringend in den Geschichten von Aiolos und der Laistrygonen, geradezu umgestaltend in dem Abenteuer mit Kirke. Neu Erfundenes ist da, abgesehen von der Person und Rolle des Eurylochos und der dadurch bedingten Teilung der Handlung, nicht viel vorhanden. Hermes wurde notwendig, weil nach der neuen Fassung Odysseus das Kraut Moly nicht von vornherein besitzen durfte. Aber der Dichter hat den ihm vorliegenden Stoff in eine feste Form gegossen und Altes und Neues im ganzen harmonisch ausgeglichen. Die Erzählung von Kirke erscheint jetzt mit dem Vorhergehenden organisch verbunden, wozu auch die Hinweisungen auf Kyklopen und Laistrygonen mithelfen. Der ruhig dahingleitende Fluß der Erzählung, der abgemessene Wechsel von Rede und Gegenrede reihen das Kirkeabenteuer als ebenbürtiges Glied in die Kette des Ganzen ein. Wahr ist, daß es weniger spannend ist als andere Bücher. Aber viel mehr Handlung, als ihm das Märchen bot, konnte der Dichter nicht erfinden, und aus dem kurzen Stoff hat er eine anmutig belebte Geschichte geschaffen.

Odyssee XI.

Die Hadesfahrt des Odysseus gilt vielen Beurteilern als ein in den Zusammenhang der Irrfahrten erst später eingelegtes Stück. Aber für diese Annahme fehlt die erste Voraussetzung, nämlich der ursprüngliche Zusammenhang der Irrfahrten. Den hat erst der Dichter der Odyssee aus den einzelnen Märchen geschaffen, und eine Einlage in einen festen Bestand kann daher die Hadesfahrt nicht sein. Eingereiht ist sie hier, weil sie dem Dichter sonst nirgends paßte. Auf den Gang der Handlung übt sie hier so wenig Einfluß, als sie sonst irgendwo tun würde.

Daß Odysseus auf seinen Wanderungen in den Hades gelangt sei, erzählte die Sage wie von manch anderem Helden. Was er eigentlich dort wollte, erfahren wir aus der Odyssee imgrunde nicht. Kirke sagt 10,539 f. zu Odysseus, Teiresias werde ihm die Reise und die Weite des Weges und die Rückkehr angeben, wie er auf das Meer kommen werde. Das tut aber Teiresias dann nicht, und die Verse sind auch hier gar nicht echt, sondern aus der Rede der Eidothea, der Tochter des Proteus, hierher übergeschrieben 4,389. Dort hatten sie guten Sinn, weil Menelaos erfahren mußte, durch welche Mittel er eine Meerfahrt überhaupt ermöglichen könnte, aber an unserer Stelle sind sie sinnlos. Denn Odysseus weiß schon, wie er aufs Meer kommen kann. Fallen die Verse weg, so weist Kirke den Odysseus nur an, die Weissagung des Teiresias einzuholen, ohne anzudeuten, worin sie bestehen könnte. Teiresias verkündet ihm dann, die Heimfahrt sei schwierig, weil Poseidon ihm wegen der Blendung des Kyklopen zürne. Er werde aber glücklich heimkommen, wenn er sich nicht an den Rindern des Helios vergreife, sonst werde er allein auf fremdem Schiffe nach Hause gelangen. Er werde in seinem Hause übermütige Männer finden, die sein Gut verzehren und um seine Gemahlin werben. Wenn er diese vernichtet habe, solle er eine Reise weit ins Binnenland antreten, dem Poseidon ein großes Opfer darbringen, und zu Hause wieder angelangt, allen Göttern Hekatomben opfern. Ein sanfter Tod werde ihn aus dem Meere ereilen, in friedlichem und freundlichem Alter unter gesegnetem Volk. V. 100—137.

Die Warnung vor dem Zorn Poseidons und dessen Begründung gehört dem Dichter der Odyssee, der jenen Zorn mit der Blendung des Kyklopen neu begründet hat, ebenso die vor dem Frevel an den Sonnenrindern, die in dem Gedicht von Thrinakie als die Ursache von Odysseus' Unglück erschien. Da der Dichter Poseidons Zorn nicht zum herrschenden Motiv machen konnte, vereinigte er beides und brachte auch die Warnung vor dem Zorn des Helios an, die er überflüssigerweise aus der Weisung der Kirke 12, 137 herübernahm.

Die Weissagung über Ithaka und die Freier V. 116—120 hat Wilamowitz mit vollem Recht unerträglich genannt. Wenn man chronologisch rechnet, so hat sie zwar neben dem folgenden Gespräch mit Antikleia Raum, weil zur Zeit der Hadesfahrt noch keine Freier im Hause waren. Aber

jeder Leser fühlt dennoch einen ärgerlichen Widerspruch zwischen den beiden Partien. Ganz entscheidend ist, daß Odysseus im 13. Buche nach seiner Landung Mitteilung über die Freier von Athene erhalten muß; vorher hat er gar nichts von ihnen gewußt. Die Prophezeiung von den Freiern ist also eine törichte Interpolation. Es bleibt die Weissagung von der Wanderfahrt ins Binnenland, dem glücklichen Alter und sanften Tode.

Es ist dies ein sehr wichtiger, wenn auch nicht leicht verständlicher Teil der Odysseussage, auf den der Dichter großes Gewicht legt. Daß Odysseus noch einmal fort müsse, ist das erste, was er nach der Erkennung 23, 264 Penelope mitteilt. Aber zu einer alten Hadesfahrt kann die Partie nicht gehört haben.

Ich komme zu dem Schluß, der Dichter habe von der Hadesfahrt des Odysseus gar nichts gewußt als die nackte, ihm durch die Überlieferung überkommene Tatsache. Die wollte er nicht missen, und er hat die gähnende Leere nach Kräften ausgefüllt.

Er eröffnet die Schilderung mit der großartigen Totenbeschwörung. Ein Teil davon ist als Weisung der Kirke behandelt, wie bei den Abenteuern des 12. Buches geschieht: die Fahrt an den Nordwestpunkt der Welt, der Hadeseingang am jenseitigen Ufer des Okeanos, der Hain der Persephone, das Hinunterklettern neben den in die Hadestiefe hinabstürzenden Strömen, die Spenden und die Gelübde an die Seelen, endlich das in die gezogene Grube rinnende Opferblut. In grauenhafter Großartigkeit sehen wir die Scharen der Seelen heranwogen, um durch den Bluttrunk einen Augenblick zum Bewußtsein zurückzugelangen. Daß die prachtvolle Partie mit der homerischen Jenseitsvorstellung im Widerspruch steht, ist durchaus richtig. Sie atmet vorhomerischen Glauben und hat wohl in ihrer Gesamtheit dem Dichter vorgelegen. Warum er sie einführte, ist leicht einzusehen. Mit den rein schattenhaften Gebilden des homerischen Hades waren keine Gespräche zu führen. Daher griff er auf die volkstümlich gebliebene Vorstellung zurück, die ihm in so mächtiger Gestaltung vorlag, und ließ die Seelen durch den Genuß von Blut vorübergehend ins Leben zurückkehren. Ihm dürfte es gehören, daß Odysseus die Seelen mit gezogenem Schwerte von der Grube abhält, bis Teiresias getrunken hat. V. 1—50.

Die Reihe der erscheinenden einzelnen Seelen eröffnet Elpenor. Noch vor Odysseus ist seine Seele in den Hades gelangt. Sie muß nicht einmal Blut trinken, vielleicht weil sie, wie die des Patroklos, noch Bewußtsein hat, solange der Körper nicht bestattet ist. Figur und Szene sind erfunden, um Odysseus aus dem Hades zu Kirke zurückgelangen zu lassen, weil die weitern Irrfahrten von Aia ausgehen sollen. Odysseus hat von dem jähen Tode des Gefährten bis jetzt nichts gewußt. Dessen Seele klärt ihn über das Unglück auf und fleht ihn an, ihm nach der Rückkehr nach Aia Bestattung zu gewähren und in den aufgeworfenen Grabhügel ein Ruder einzustecken, das auch spätern Menschen von einem unglückseligen Mann Kunde gebe. Würde er das nicht tun, so bedroht er ihn mit dem

Zorn der Götter. Es sind durchaus die Anschauungen des spätern Altertums von der Pflicht gegen einen Toten. V. 51—80.

Es erscheint das Schattenbild von Odysseus' Mutter Antikleia, die er noch lebend verließ, als er nach Ilios abfuhr. Aber so groß seine Bewegung ist, er läßt sie zum Bluttrunk nicht zu, bevor Teiresias erschienen ist.

Der Dichter hat dem Schatten, der Odysseus Auskunft erteilen soll, den Namen des berühmten Sehers der thebanischen Sage gegeben. Schon Kirke hat von ihm gesprochen: Sein Verstand ist fest, ihm allein verlieh Persephone noch im Tode Bewußtsein, so daß er allein Besinnung hat, während die andern als Schatten hinflattern. Dem Odysseus begegnet er, bewehrt mit dem goldenen Zepter der Sehers. Sogleich erkennt er ihn und fragt ihn, warum er das Sonnenlicht verlassen, um an den trüben Ort zu kommen. Er hat kein Blut trinken müssen, um Verstand und Bewußtsein zu äußern. Das stimmt weder zur Auffassung der Totenbeschwörung noch zu der der Ilias. Teiresias ist eine freie Schöpfung des Dichters, der sich von allen Voraussetzungen frei gemacht und mitten im Schattenreiche eine mächtige vernunftbegabte Person in die Mitte der Handlung gestellt hat. Nach seiner ersten Anrede ist es höchst überflüssig, daß Teiresias zum Zweck der Weissagung von dem Blute trinkt. Es geschieht nur, um ihn in die vom Dichter geschaffene Situation einzuordnen. V. 90—96.

Einen andern Zweck hat auch die nach der Weissagung erbetene Belehrung des Teiresias nicht, daß jeder Schatten mit ihm sprechen könne, den er zum Bluttrunk zulasse, jeder andere aber zurückweichen müsse. Die Begegnung mit Antikleia ist freie Dichtung zu dem Zwecke, Odysseus etwas von der Heimat erfahren zu lassen. Die Mutter muß von dem Blute trinken, damit die Szene nicht aus dem einmal gespannten Rahmen herausfalle.

Die Seele der Mutter fragt ihn jammernd, wie er lebend unter das neblige Dunkel komme, ob er auf langer Rückfahrt von Ilios begriffen und noch nicht in Ithaka gewesen sei und sein Weib gesehen habe. Kurz erklärt ihr Odysseus seine Lage und wünscht dann vor allem zu wissen, ob sie an langer Krankheit oder durch die sanften Pfeile der Artemis, d. i. eines schnellen Todes, gestorben sei. Er möchte hören, ob sein Vater und Sohn des Regentengut noch ungestört genössen, und ob Penelope noch bei dem Sohne verharre oder bereits ein anderer edler Achäer sie zum Weibe gewonnen habe.

Der Antikleia Antwort läßt erkennen, daß der Dichter die Zeit der Hadesfahrt gut erwogen hat. An dem Gewebe, mit dem sie die Freier hinhielt, arbeitet Penelope 19, 151 bis ins vierte Jahr. Alsdann, berechnet der Dichter, können zur Zeit der Hadesfahrt noch keine Freier im Hause gewesen sein, denn noch stehen die sieben Jahre bei Kalypso bevor. Es sind deshalb die Verhältnisse in Ithaka noch unberührt.

Von den Fragen des Sohnes beantwortet Antikleia die nach Penelope

zuerst. Die starke Betonung der Standhaftigkeit und des ewigen Heimwehs der Penelope lehrt, daß der Dichter sie in anderem Lichte sieht, als die Telemachie tut, und die unverbrüchliche Treue der Sagengestalt uneingeschränkt erhalten wissen will. In den Besitzverhältnissen auf Ithaka ist kein Wechsel eingetreten. Telemachos genießt noch das dem Regenten zugeschiedene Temenos, ja es scheint nach dem Wortlaut deren mehrere gegeben zu haben. Er wird darum als berechtigtes Mitglied der Hetairie anerkannt und zu deren Mahlzeiten geladen. Der Bericht über Laertes ist zuerst eine weitere Ausführung dessen, was Mentes 1, 189 über ihn berichtet hat, nur viel farbenreicher. Zum Schluß aber wird als besonderes Leid die Sehnsucht des hilflosen Greises nach dem fernen Sohne hervorgehoben. Damit ist der Übergang zur ersten Frage des Odysseus gewonnen. Denn an dem nämlichen Heimweh starb sie selbst. Die Sehnsucht nach ihm, der Gedanke an seine Klugheit und Freundlichkeit haben ihr das Leben geraubt. In noch düsterern Farben berichtet Eumaios 15, 358 dem Odysseus vom Tode seiner Mutter.

Der Zweck der schönen Szene ist der, dem Odysseus Nachricht über die Seinen zukommen und ihn über ihr Schicksal beruhigen zu lassen. Der Dichter läßt Antikleia nur sagen, was sie wissen kann, nicht was er selbst außerdem weiß, und bringt dadurch die Wirkung vollständig hervor. Ist nur Penelope treu und bleibt das Regentgut in seinem Hause, so kann Odysseus getrost sein. V. 97—203.

Odysseus drängt es, die Seele der Mutter zu umfangen. Dreimal versucht er es, dreimal schwebt sie aus seinen Armen gleich einem Schatten oder Traum. Verwundert fragt er sie, warum sie ihm nicht gestatte, sie zu umfangen und gemeinsam der Klage froh zu werden, oder ob Persephone ihm ein Scheinbild gesandt habe, um ihn noch tiefer zu betrüben. Was Antikleia antwortet, ist der Glaube der Ilias. „Nicht täuscht dich Persephone mit einem trügerischen Abbild, sondern das ist das Los der Menschen, wenn man stirbt. Nicht mehr halten Sehnen Fleisch und Bein zusammen, sondern das bezwingt die gewaltige Wut des flammenden Feuers, wenn der Geist die weißen Gebeine verlassen hat. Die Seele aber, wenn sie davongeflogen, schwebt wie ein Traum." Das ist des Dichters Meinung, und mit Nachdruck ist es den volkstümlich alten Vorstellungen der Beschwörung gegenübergestellt.

Nun aber heißt Antikleia den Sohn zum Lichte emporstreben; das alles soll er im Sinn behalten, um es nachher seinem Weibe zu erzählen. Ein Abschied ist nicht da, wie denn die homerische Poesie die Abschlüsse der Handlung möglichst kurz zu halten pflegt. V. 204—224.

Es folgt die lange Aufzählung der Frauen und Töchter früherer Helden, die man den Frauenkatalog nennt. Eingeleitet ist er im Anschluß an das Vorhergehende. Odysseus läßt nicht alle miteinander vom Blute trinken, sondern sie müssen eine nach der andern herantreten, jede nennt ihre Nachkommenschaft, und er fragt sie alle. Aber nur von den ersten,

Tyro und Antiope, dann noch von Iphimedeia, hören wir, daß sie etwas sagten, und das ist fast ganz auf die Anfänge beschränkt. Alles andere erzählt Odysseus selbst. Viel Interessantes aus der Sagengeschichte vernehmen wir ja, aber es ist ganz unerfindlich, was die Partie mit der Odyssee zu tun haben könnte. Der Schluß ist kaum abzuweisen, daß sie nachträglich in die Hadesfahrt eingearbeitet worden ist. V. 225—329.

Nach dem Frauenkatalog, oder eigentlich nach dem Abschluß der eigentlichen Nekyia mit der Antikleiaszene tritt eine Pause ein. Arete weist mit hoher Anerkennung auf ihren Gast, hebt aber hervor, daß an der Ehre, ihn zu hören, alle Anteil hätten, weshalb sie ihn nicht durch zu rasche Entsendung um die Geschenke verkürzen sollten, deren er bedürfe. Sie hätten ja der Güter genug. Echeneos stimmt ihr bei, überläßt aber Alkinoos die Entscheidung; der bestimmt denn auch, Odysseus möge, auch wenn er sehr nach der Rückkehr begehre, bis morgen bleiben, damit er die volle Beschenkung vollziehe. Odysseus kommt ihm mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen: Wenn ihr mich ein ganzes Jahr hierbleiben hießet, vorausgesetzt, daß ihr mir Geleit schafftet und herrliche Geschenke gäbet, ich würde schon wollen. Es wäre auch, meint er, zweckmäßiger, mit vollerer Hand heimzukehren, da er dadurch in Ithaka mehr Achtung und Liebe gewänne. Auch Telemachos hat 4,595 zu Menelaos gesagt, er würde es gut ein Jahr bei ihm aushalten, da er sich seiner Gespräche und Erzählungen so sehr freue. Im Munde des Telemachos ist es die höfliche Einleitung zu der Ablehnung des weitern Aufenthalts, zu dem ihn Menelaos eingeladen hat. Bei Odysseus ist es ein übertriebener Ausdruck der Bereitwilligkeit, im Ausblick auf die sichere Entsendung und noch größere Geschenke einen Tag zuzugeben. Alkinoos preist die Wahrhaftigkeit und Schönheit der Rede des Odysseus, der seine Erzählungen kunstgerecht wie ein Sänger vorgetragen habe, und fragt ihn dann, ob ihm in der Unterwelt nicht auch einige seiner Kampfgenossen vor Ilios entgegentreten seien. Diese Nacht, fügt er hinzu, sei ja ungeheuer lang, noch sei nicht die Stunde des Schlafes, und er fordert ihn auf, weiter zu erzählen. Er würde bis am Morgen aushalten, wenn jener sich dazu entschließen könnte.

Die lange Herbst- oder Winternacht weist deutlich auf den Dichter der Odyssee, der mit Bedacht die Geschichte in diese Jahreszeit verlegt hat. Es ist deshalb zu fragen, wie er zu der Unterbrechung gekommen ist. Denn so sehr sie ihm hilft, die folgende, ihm wichtige Szene gebührend einzuleiten und auf sie aufmerksam zu machen, so kann das nicht ihre einzige Ursache gewesen sein.

Am Abend des ersten Tages 7,317 verspricht Alkinoos dem Gaste seine Entsendung für morgen; am Morgen des zweiten 8,34 läßt er das Schiff zurechtmachen und gleich auch im tiefen Fahrwasser verankern. Der Dichter hat also die Abreise auf den Abend des zweiten Tages festgesetzt. Durch die überaus lange Erzählung des Odysseus hat er sich aber selbst die Schwierigkeit geschaffen, daß an dem Abend, an dem die

Erzählung beginnt, die Entsendung nicht mehr vor sich gehen kann. Und doch mußte es an einem Abend geschehen, weil sonst der uralte Zug, daß Odysseus nächtlicherweile schlafend in sein Vaterland gebracht wird, die Erinnerung an die Totenschiffer, keinen Raum mehr gehabt hätte. Es mußte darum noch ein Tag eingelegt werden, und das wäre ohne Begründung zu sehr aufgefallen. So mußte der Dichter die Verzögerung motivieren, und er hilft seiner notgedrungenen Erfindung dadurch nach, daß er wirklich zu Beginn des 13. Buches neue Geschenke für Odysseus holen läßt. V. 333—376.

In umständlichen Worten, die auf die Wichtigkeit des Kommenden vorbereiten, gibt Odysseus seine Bereitwilligkeit zu erkennen. Wenn er die weitere Erzählung damit beginnt, daß Persephone die Seelen der Frauen zerstreut habe, so ist das nur die Überleitung desjenigen, der den Frauenkatalog eingesetzt hat.

Dem Beginn der Nekyia gegenüber zeigt das neue Stück in der Behandlung der Toten eine sehr große Freiheit. Agamemnon trinkt zwar auch von dem Blute, aber die Stelle ist nicht über alle Zweifel erhaben. Ein Teil der Handschriften hat nicht, „Er erkannte mich, nachdem er das schwarze Blut getrunken", sondern „nachdem er mich erblickt hatte". Die Scholien kennen die Lesart mit dem Bluttrunk nicht. Jedenfalls wird er beim Auftreten des Achilleus und Aias nicht erwähnt. Erinnern wir uns, daß auch Teiresias den Odysseus gleich erkennt und erst nachträglich, gleichsam der Vollständigkeit wegen, zur Grube zugelassen zu werden verlangt. Den Achilleus preist Odysseus glücklich: wie sie ihn vordem im Leben den Göttern gleich ehrten, so herrsche er jetzt mit großer Kraft unter den Toten; deshalb solle er nicht über den Tod traurig sein. Aber Achilleus antwortet: „Rede mir den Tod nicht weg. Lieber möchte ich auf der Oberwelt bei einem unbegüterten Manne Tagelöhner, als Fürst unter den Schatten sein." Eine derartige Vorstellung ist sonst dem ganzen Homer fremd und kann nur mit der selbstherrlichen Gestaltungskraft des Dichters erklärt werden, der die Helden, wenn auch als kraftlose Tote, ihr Leben im Hades fortsetzen und das Gedächtnis an ihre Geschicke auf der Oberwelt festhalten ließ, wie es nachmals die attische Tragödie getan hat. An die erste Partie des Buches ist die unsere durch die Frage des Achilleus angeschlossen, wie er sich unterstanden, in das Haus des Hades niederzusteigen, wo die besinnungslosen Toten wohnten, die Scheinbilder der Gestorbenen. Odysseus antwortet, er habe von Teiresias erfahren wollen, wie er nach Ithaka gelangen könne V. 474.

Die Partie beruht auf den gleichen und ähnlichen Quellen wie die Erzählungen des Nestor und Menelaos in der Telemachie. Aber aus der epischen Erzählung wird eine fast durchaus dramatische Handlung mit starken Effekten. Agamemnon kommt in bekümmerter Haltung, um ihn die mit ihm von Aigisthos Erschlagenen. Bei des Odysseus Anblick weint er laut auf, breitet die Arme aus und sucht ihn zu umarmen, aber es fehlt seinen Gliedern die alte Kraft. Wir sollen uns erinnern, daß er

tot ist. Bei diesem Gespräch ist es von besonderer Wirkung, daß Odysseus von Agamemnons Tode noch nichts weiß und ihn nach dessen Ursache fragen muß. Dadurch erscheint die ausführliche Erzählung des Atriden wohlberechtigt. In ihr tritt die Mitschuld der Klytaimestra an seiner Ermordung weit stärker hervor, als in den Erzählungen des Nestor und Menelaos. Sie wird so recht als Urheberin der Tat hingestellt und hat dadurch sich selbst und auch rechtschaffenen Frauen Schande gebracht. Was Agamemnon V. 441 mit seiner Warnung sagen will, Odysseus möge selbst mit seinem Weibe nicht zu freundlich sein und ihr nicht alle seine Gedanken anvertrauen, hat noch niemand befriedigend erklären können. Der Sinn der Anspielung ist uns verloren.

Das aber sehen wir, daß der Gegensatz zwischen Klytaimestra und Penelope kraftvoll herausgearbeitet ist, anders als durch Nestor. Denn weil in dessen Parallele zwischen Orestes und Telemachos die Mutter ganz zurücktrat, blieb ein dunkler Punkt. Dem Odysseus können von den Freiern wirkliche Gefahren nicht erwachsen, wenn seine Gemahlin treu bleibt, und das ist nach dem Bilde, das die Telemachie von ihr zeichnet, nicht unbedingt sicher. Hier dagegen erscheint Penelope über allen Verdacht erhaben, wie der Dichter der Odyssee ihr Bild durchaus festgehalten hat. Die Verse 454—456 können deshalb unmöglich echt sein. Die Erinnerung an Telemachos, den der Atride als kleinen Knaben an der Brust der Mutter gesehen hat, bringt ihn auf sein trauriges Schicksal, daß ihm Klytaimestra sogar den Anblick des Orestes vorenthalten hat. Der Frage nach ihm kann der Dichter getrost ausweichen, da Odysseus nichts von ihm weiß. V. 387—464.

Achilleus erkundigt sich bang nach den Geschicken des alten Peleus, über den ihm Odysseus keine Auskunft zu geben vermag, und nach seinem Sohne Neoptolemos. Seine Seele erfüllt der Bericht von dessen Tapferkeit und herrlichen Taten mit Entzücken, so daß er freudig mit großen Schritten über die Asphodeloswiese wegschreitet. Die Angabe der Örtlichkeit beweist, wie unbekümmert der Dichter seinen eigenen Voraussetzungen gegenüber vorgegangen ist. Die Helden besprechen sich nicht am Hadeseingang, sondern irgendwo in der Unterwelt, und es ist auch daraus mit Sicherheit zu entnehmen, daß Agamemnon kein Blut trinken mußte. V. 471—540.

Ganz besonders schön ist das Zusammentreffen mit Aias, dessen Seele grollend abseits steht. Odysseus wünscht von Herzen, er hätte die Waffen des Achilleus durch den Schiedsspruch nicht erhalten, da um ihretwillen ein so trefflicher Held umkommen mußte, und diesem Gedanken gibt er in der Anrede an den Schatten freundlichen Ausdruck. Er nennt die Waffen fluchwürdig, die den Achäern den Turm in der Schlacht entrissen, erinnert ihn, wie die Achäer um ihn trauerten wie um den Peliden, führt alles auf den Willen des Zeus zurück, der es aus Haß gegen die Griechen so fügte, und bittet ihn, ihn anzuhören und seine Wut zu bezähmen. Aber Aias gibt keine Antwort und wendet sich mit den übrigen Seelen dem Dunkel zu. V. 541—564.

Mit ungeschickter Überleitung hat später jemand die folgende Partie eingefügt, in der Wilamowitz eine orphische Interpolation erkannt hat. Der Wunsch einer spätern Zeit, in ein vorliegendes Unterweltsbild die eigenen Vorstellungen einzuflechten, lag gar zu nahe. V. 565—631.

Der Schluß ist äußerst lebensvoll. Unzählige Scharen der Toten umgeben Odysseus mit wundersamem Getön, und ihn ergreift bleiches Grausen, es möchte ihm Persephone aus dem Hades das grauenhafte Haupt eines gräßlichen Ungeheuers senden. So gewinnt er sein Schiff und fährt davon. V. 632—640.

Odyssee XII.

Der Beginn der neuen Irrfahrten wird an den Aufenthalt in Aia angeschlossen. Ursprünglich müssen sie davon unabhängig gewesen sein, aber Charybdis, Skylla und Thrinakie bildeten schon in der Vorlage des Dichters eine Einheit. Thrinakie ist, wie es Wilamowitz erwiesen hat, das Kap Tainaron. In dem dahin führenden Wundertor Skylla und Charybdis habe ich die Passage von Kap Malea erkannt. Eine Zeit, der wohl das südliche, nicht aber das nördliche Ufer des Schwarzen Meeres bekannt war, verlegte diesen Teil der Irrfahrt in den hohen Norden. Dort sucht sie noch der Dichter der Odyssee. Während das alte Gedicht von Thrinakie den Odysseus von der Charybdis zu den Phäaken, ohne Zweifel nach Kreta, treiben ließ, ist das in der neuen Bearbeitung verschwunden. Hier gelangt Odysseus von der Charybdis zur Insel der Kalypso, also durch das unbekannte Westmeer an die Meerenge von Gibraltar. Auf diese Weise verbindet der Dichter den alten Vorwurf mit seinen eigenen Ansätzen.

Nach Aia zurückgekehrt, läßt Odysseus im Hause der Kirke den Leichnam Elpenors holen. Auf hohem Vorgebirge verbrennen sie ihn, schütten ihm den Grabhügel auf und stecken in den ein Ruder ein, wie es die Seele des Verunglückten gefordert hatte. V. 1—15.

Kirke selbst erscheint mit Dienerinnen, die für die Fahrenden Speise und Trank bringen. Verwegene nennt sie Odysseus und seine Gefährten, die in Hades' Haus lebend niedergestiegen sind und so zweimal sterben, wo doch die andern Menschen das nur einmal erleiden. Jetzt sollen sie sich diesen Tag noch gütlich tun, um sich morgen auf den Weg zu machen. Sie wird ihnen genaue und sichere Anweisungen mit auf den Weg geben. So schmausen sie den ganzen Tag und legen sich dann zur Ruhe, von ihnen entfernt lagert sich Kirke neben Odysseus. Er habe ihr, heißt es, seine Fahrt in den Hades erzählt; aber damit ist alles erledigt. Nicht die geringste Einzelheit teilt er mit. Sie aber schickt sich an, ihm Weisung zu geben, die ihm ein Gott in Erinnerung rufen wird. V. 16—38.

Ihre Rede ist nicht eine bloße Vorwegnahme der Ereignisse. Wohl wird deren Erzählung gerade so entlastet, wie die der Hadesfahrt durch die Schilderung des Weges durch Kirke. Aber der Dichter teilt darin

dem Hörer auch mancherlei mit, was Odysseus auf der Fahrt nicht sehen oder erfahren konnte, und vervollständigt dadurch die Fahrtschilderung.

Zuerst wird er zu den Seirenen kommen, die alle zu ihnen gelangenden Menschen bezaubern. Wer in Unkenntnis sich ihnen nähert und ihre Stimme hört, den grüßen Weib und Kinder bei seiner Heimkehr nicht, sondern die Seirenen bezaubern ihn mit ihrem hellen Gesang. Sie sitzen auf einer Wiese, rundum aber dehnt sich ein Strand, nicht von weißen Kieseln, sondern von Menschen, die da modern, und deren Haut einschrumpft. Die Schilderung läßt unwillkürlich an Liebeslockung denken, wie sie nach uralter Vorstellung den Todesdämonen eigen ist. Auf der Fahrt selbst kehrt das Motiv nicht wieder, sondern die Seirenen versprechen Odysseus reiche Kunde, denn sie kennen alle Geschicke der Achäer und Troer vor Troja, ja, sie wissen alles, was auf der Welt geschieht.

Auch die Allwissenheit ist, wie Weicker ausführt, eine Eigentümlichkeit der Gespenster, weshalb auch die Seirenen den Odysseus bei seinem Namen anrufen können. Auf eine besonders wichtige Sache hat Weicker außerdem aufmerksam gemacht. Wie alle dem Lebenden auflauernden Todesdämonen sind die Seirenen ursprünglich an keinen Ort gebunden, sondern schweifen frei. „Die Zuweisung eines bestimmten Lokals, hier der Insel, machte sich durch die Eingliederung in die Kette der Abenteuer des Seehelden notwendig.“ Also hat unser Dichter sie lokalisiert, in der Nähe der Kirke, da er sonst keinen Ort für sie hatte, und er zuerst hat sie auch mit Odysseus verbunden. Neben der Notwendigkeit, sie in die Abenteuer einzureihen, entsprang, so kommt mir vor, die Bannung auf die blumige Insel dem nämlichen Bestreben, durch das die Ilias den schweifenden Seelen das unentrinnbare Haus des Hades angewiesen hatte. Die Gespenster sollen von den Lebenden ausgeschieden sein. Von der Gestalt der Seirenen meldet der Dichter so wenig wie von dem einen Auge des Kyklopen. Daß ihrer zwei sind, erinnert an die ursprüngliche Anzahl der Erinyen und Chariten. V. 16—54.

Wenn Odysseus und die Seinen glücklich an den Seirenen vorbeigefahren sind, stehen ihnen zwei Wege offen, unter denen sie nach Belieben wählen mögen. Der eine ist der, auf dem die Argonauten zurückgefahren sind, durch die Symplegaden, die hier Plankten heißen, d. h. durch den Bosporos. Zur Odyssee oder auch nur zu einer Vorlage des Dichters hat die Partie keine Beziehung. Sie ist ein Stück aus einem Argonautenepos, vom Dichter aufgenommen, weil es ihm merkwürdig erschien. Für Odysseus wählt er den andern Weg, der zuerst an Skylla und Charybdis vorbeiführt.

Was Kirke von Skylla und Charybdis berichtet, entstammt der Vorlage, bis auf den späten Zusatz V. 86—88. In der Angabe, Charybdis speie dreimal täglich das Meerwasser aus und schlürfe es dreimal wieder ein, wollten viele einen Widerspruch zum Schluß des Buches finden. Dort schwingt sich Odysseus V. 429 bei Sonnenaufgang zu dem Feigenbaum der Charybdis empor, als sie eben das Wasser einschlürft. Zu

der Stunde, wo der Richter vom Markte zum Dorpon geht, speit sie es wieder aus. Schwierigkeiten kann das aber nur machen, wenn man Dorpon unverbrüchlich als Abendessen faßt. Das Wort bedeutet nur den Imbiß, wo man mit dem vorlieb nimmt, was gerade da ist. Gericht wird doch nicht am späten Nachmittag gehalten. Wir haben die Einrichtung der spätern Zeit vor uns, wo die Hauptmahlzeit auf den Abend verlegt ist und man am späten Vormittag die Erfrischung einnimmt, die man heute in Italien Merenda nennt. So passen beide Angaben sehr gut zueinander.

Die Verse, in denen Kirke den Odysseus mahnt, sich gegen Skylla nicht zu wappnen, sondern sich mit Gebet an deren Mutter Krataiis zu wenden, dann werde ihm Skylla nicht noch mehr Gefährten rauben, hat Aristarch gestrichen, weil Skylla an den Felsen angewachsen sei und Odysseus, wenn er erst, allerdings nach Verlust von Gefährten, glücklich an ihr vorbeigekommen sei, nichts mehr zu fürchten habe. Aber einmal steht nirgends, daß Skylla mit dem Felsen verwachsen sei, und dann ist nicht abzusehen, warum eine Beschleunigung der Fahrt ein Gebet ausschließen sollte. Ein zweiter Angriff ist doch auch bei schneller Fahrt denkbar. Sodann wäre schwer zu sagen, wer die Krataiis eingesetzt haben sollte. Mir scheint, der Dichter habe sie eingeführt, um Odysseus schon jetzt seine Neigung zur Abwehr kundgeben und durch Kirke kräftig zurückweisen zu lassen. Denn daß die Verse schön abrunden, ist nicht zu bestreiten. Bei der Erzählung von Skylla wird dann ein Gebet nicht erzählt, wie bei Homer recht oft ein Motiv unausgeführt bleibt. Von dem Abenteuer auf Thrinakie wird im Zusammenhang zu sprechen sein. V. 111—141.

Nach der Beendigung des Gespräches erscheint der Morgen, Kirke kehrt in ihr Haus zurück, und Odysseus fährt ab. Gleich bei Beginn der Fahrt teilt er den Gefährten die Warnung der Kirke vor den Seirenen und ihre Weisung mit, daß sie sich die Ohren mit Wachs verkleben lassen und ihn an den Mastbaumschuh binden sollten. Dadurch tritt freilich eine ebenso breite dreifache Wiederholung ein wie bei dem Traum im 2. Buche der Ilias. Doch ist daneben die Erzählung recht belebt. Wie sich das Schiff der Insel der Seirenen nähert, tritt Windstille ein, und ein Dämon beruhigt die Wogen, wodurch die Gefahr vergrößert wird. Ihn loszubinden kann Odysseus die Gefährten nicht bitten, weil ihre mit Wachs verklebten Ohren ihn nicht hören; darum macht er sich durch Winken mit den Brauen bemerklich. Die Fesselung hatten Perimedes und Eurylochos vollzogen, die schon bei dem Schlachten der Opfertiere für die Totenbeschwörung 11, 23 tätig gewesen waren. In Eurylochos erkannten wir eine vom Dichter der Odyssee erfundene Figur, die er nach Möglichkeit lebendig erhält. Beim Anblick des Rauches und der Brandung um die Charybdis und dem furchtbaren Getöse lassen die Gefährten die Ruder fahren, so daß sie rauschend in der Fahrbahn nachschleppen und das Schiff schließlich hält. Da geht Odysseus durch das Schiff und beruft sich, um ihnen Mut zu machen, auf die nicht minder große beim Kyklopen ausgestandene Gefahr, der sie durch seine Kunst und List ent-

rannen. V. 208. Der Dichter verwendet für die Ermunterung der Gefährten das Abenteuer, das erst er in die Odyssee eingeführt hat, und wie sich Odysseus gegen Skylla wappnet, läßt er ihn sagen, er hätte Kirkes Mahnung vergessen, wodurch er sich auf das Gespräch mit ihr bezieht V. 226. Überhaupt gehören alle Erwähnungen von Kirkes Ratschlägen ihm. Denn da die Verbindung der neuen Abenteuer mit dem von Aia sein Werk ist, kann das ganze Gespräch, das unser Buch einleitet, nicht der Vorlage angehört haben.

Odysseus mahnt den Steuermann, sich von der Charybdis möglichst fern und an den hohen Felsen hinzuhalten, ohne freilich den Seinen etwas von Skylla zu sagen. Er wappnet sich, kann aber an dem dämmerigen Felsen nichts entdecken, so sehr er sich anstrengt, bis die Augen ihn schmerzen. Die spannende Schilderung der Durchfahrt durch die Enge ist durch zwei Gleichnisse gedehnt. Wenn Charybdis das Wasser ausspeit, wallt es in ihr sprudelnd auf, wie in einem Kessel über loderndem Feuer, und Skylla schnellt die Gefährten, die sie gepackt hat, empor, wie der Fischer den zappelnden Fisch an der Angel. Die Gleichnisse bot wohl die Vorlage nicht. V. 142—259.

Das Abenteuer von Thrinakie erweist sich als ein fein durchdachtes Werk unseres Dichters. Daß er tief eingegriffen hat, lehrt schon die wichtige Rolle, die dem Eurylochos zugewiesen wird. Er ist, noch mehr als im 10. Buche, der eigentliche Widerpart des Odysseus und ermöglicht die geradezu dramatische Gestaltung der Ereignisse. Scheiden wir den Anteil, den er nimmt, aus, so bleibt eine kurze, finstere Geschichte vom Frevel am Heiligen. Daß er an den Rindern des Helios verübt wurde, ist nicht zu bezweifeln. Aber die eingehenden Angaben über die Insel gehörten der Vorlage nicht an. Das Gespräch des Helios mit Zeus ist mit Recht als etwas Fremdartiges empfunden worden; und es ist wohl zu verstehen, daß seine Echtheit angefochten wurde. Wenn aber das Gespräch fortfällt, so kann auch die Botschaft der Lampetie V. 374 nicht stehen bleiben, und doch ist diese Figur in der Rede der Kirke V. 131 sorgfältig eingeleitet, und beide Stellen stehen und fallen zugleich. Kirke gibt zuerst die Zahl der auf Thrinakie weidenden Rinder und Schafe an, die man seit Aristoteles symbolisch auf die 7 Wochentage und die 50 Wochen des Mondjahres gedeutet hat. Woher der Dichter die Angabe hatte, wird schwer auszumachen sein. Sodann hat er die zwei Hüterinnen der Herden erfunden, Phaethusa und Lampetie, deren Namen auf den Sonnenglanz deuten. Daß er ihnen eine Mutter Neaira gibt, kann bei einem Dichter nicht auffallen, der auch für den Kyklopen eine Genealogie weiß.

Die Vorlage hat die Warnung der Nymphe vor dem Frevel an den Rindern nicht enthalten können. Aber eine solche muß notwendig vorausgesetzt werden, und sie kommt auch bei Saxo vor. Aber da spricht sie Thorkillus aus, der Führer der Expedition. Die entsprechende Stelle ist in unserer Überlieferung enthalten. Am Morgen nach der Landung veranstaltet Odysseus V. 319 eine eigentliche Heergemeinde seiner Gefähr-

ten und hält ihnen eine kurze Rede. Sie hätten im Schiffe Speise und Trank und wollten sich der Rinder enthalten, um nicht Böses zu erfahren. Denn diese Rinder und Schafe gehörten einem gewaltigen Gotte, dem allsehenden Helios. So wie das jetzt dasteht, sieht es nach dem gewaltigen Eide, den er sie mit Berufung auf Kirke V. 298 hat schwören lassen, wie eine matte Wiederholung aus, und es fällt auf, daß dazu eine Heergemeinde veranstaltet wird. Da aber jener Eid in die Partie gehört, in der Eurylochos handelt, werden wir in unserer Stelle die Wendung der Vorlage erblicken können. Wie Thorkillus, kennt Odysseus die ihnen drohende Gefahr; woher, können wir nicht wissen. Um die Verbindung mit Kirke aufrechtzuerhalten, hat der Dichter ihre Warnung mehrfach wieder aufgeführt und auch die des Teiresias nicht vergessen, die er ins 11. Buch eingesetzt hatte.

So können wir uns den einfachen Gang der Vorlage gut vorstellen. Obwohl gewarnt, vergriffen sich die Gefährten an den Rindern des Helios. Greuliche Wunderzeichen, das Brüllen der Fleischstücke und das Herumkriechen der abgezogenen Häute, verkündeten den Zorn der Götter. Bald nach der Abfahrt zertrümmerte Zeus das Schiff mit dem Blitz, und nur Odysseus, der an dem Frevel schuldlos war, rettete sich auf den zusammengebundenen Balken. Der Sturm trieb ihn zur Charybdis zurück, und er konnte sich zu dem Feigenbaum emporschwingen. An die Hölzer geklammert, die endlich aus dem Schlund wieder auftauchen, trieb ihn der Nordwind an die Küste der Phäaken. Diese Geschichte behandelt der Dichter folgendermaßen.

Schon vom Schiffe aus hört Odysseus die Rinder brüllen, die zur Lagerstatt gingen, und das Blöken der Schafe. Da fällt ihm das Wort des Teiresias aufs Herz und das der Kirke, die ihm dringend angeraten hatte, die Insel des Helios zu meiden. Das hatte Kirke nun freilich nicht getan. Der Dichter läßt den Helden denken, die sicherste Rettung wäre, wenn sie die Insel überhaupt nicht beträten, und der Gedanke verwandelt sich ihm in einen direkten Rat der Nymphe. So redet er auch zu den Gefährten. So übel sie mit dem fortwährenden Sitzen auf den Ruderbänken dran sind, er will ihnen doch die Weissagungen des Teiresias melden und die der Kirke, die ihm dringend anriet, die Insel des Helios zu meiden; denn hier erwarte sie das gräßlichste Unglück. In dem Bestreben, sie willfährig zu machen, verschweigt er ihnen, wie sehr ihr Geschick von ihnen selbst abhängt.

Dem Vorschlag, an der Insel vorbeizufahren, tritt Eurylochos entgegen mit einem grausen Wort. Wenn er Odysseus einen Entsetzlichen nennt, so bezieht sich das nicht auf den sehr verständigen und maßvoll gehaltenen Inhalt von dessen Rede, sondern auf deren Folgen. Eurylochos spricht mit sehr kräftigen Gründen. Er gibt der Stimmung der über Odysseus' Vorschlag ganz entsetzten Mannschaft Ausdruck und wahrt dabei doch den schuldigen Respekt. Er sagt nicht: „du hast gut reden, denn du kannst dich auf der hintern Plattform ausstrecken, während wir von dem ewi-

gen Sitzen auf den Ruderbänken an allen Gliedern zerbrochen werden", sondern er erkennt die physische Überlegenheit des Odysseus an, der von Eisen sein müsse, daß er den der Müdigkeit und Schlafsucht überdrüssigen Leuten die Landung verbiete. In den Worten liegt ja freilich auch ein Tadel gegen des Odysseus harten Willen. Gefahren bringt, so fährt er fort, eine nächtliche Fahrt, wo so leicht ein aufspringender West- oder Südsturm die Menschen auch ohne den Willen der waltenden Götter verderbe. Sie wollten es sich am Strande neben den Schiffen wohl sein lassen und am Morgen weiter fahren.

Wie die Worte bei den Gefährten Beifall finden, erkennt Odysseus, daß jetzt ein Dämon Unheil sinnt. Er gibt gezwungen nach, nimmt ihnen aber einen gewaltigen Eid ab, kein Rind oder Schaf zu töten, wenn sie auf eine Herde stießen, sondern sich mit der ihnen von Kirke mitgegebenen Wegzehrung zu begnügen. Sie leisten den Eid, machen das Schiff am Ufer fest, nahe bei süßem Wasser, steigen aus und bereiten ihr Mahl. Dann rufen sie die von Skylla getöteten Gefährten mit Namen, wie Achilleus der Seele des Patroklos tut, und schlafen weinend ein. V. 260—311.

Nun mehrt sich die Spannung. In der Nacht erhebt sich ein furchtbarer Weststurm, der sie veranlaßt, am Morgen ihr Schiff in einer Tropfsteinhöhle zu bergen. Die Heergemeinde, welche die Vorlage enthielt, behält der Dichter bei, um den Gefährten durch Odysseus mitteilen zu lassen, daß die Rinder und Schafe auf der Insel dem Helios gehörten. Das hat er ihnen bis jetzt nicht gesagt, weil er hoffte, sie durch unbestimmtes Grauen leichter vom Betreten der Insel abhalten zu können.

Die Gefährten sind von Frevelsinn weit entfernt. Sie halten ihren Schwur, solange sie können. Aber einen ganzen Monat lang hält das schlechte Wetter an und hindert sie an der Abfahrt. Ausdrücklich hebt der Dichter hervor, daß sie sich der Rinder enthielten, solange ihre Vorräte reichten. Auch nachdem diese ausgegangen sind, suchen sie sich mit dem Fang von Fischen und Vögeln zu helfen, ein jämmerliches Auskunftsmittel. Der Dichter tut alles, um uns die Not der Armen recht vor Augen zu führen. Jedem Hörer muß ihr ferneres Beginnen begreiflich, ja berechtigt erscheinen, nur den Göttern nicht. Um zu diesen zu beten, sie möchten ihm einen Weg der Rückkehr zeigen, entfernt sich Odysseus vom Ufer, verrichtet sein Gebet an einer windgeschützten Stelle, und die Götter senken ihm süßen Schlaf auf die Lider. Dadurch gewinnen die Gefährten zu ihrem Anschlage Zeit, ohne daß Odysseus irgendwie beteiligt ist. Die Fügung erscheint als eine besondere Grausamkeit, ein von den Göttern über sie gebrachtes Unheil, wie es Odysseus selbst V. 371 ausspricht. V. 312—338.

Unterdessen gibt Eurylochos einen Rat, welcher seiner Folgen wegen böse genannt wird. Gegen das, was er sagt, ist nichts einzuwenden. Von allen Todesarten sei Hungers zu sterben die jammervollste. So wollten sie denn die besten Rinder hertreiben und den Göttern opfern. Nach Ithaka zurückgekehrt, könnten sie ja dem Helios einen Tempel errichten und herrliche Weihgeschenke hineinstellen. Wenn er aber aus Zorn über seine

Rinder ihr Schiff vernichten wolle, ziehe er den raschen Tod des Ertrinkens den langen Qualen auf der öden Insel vor. So veranstalten sie denn mit den schleunigst herangetriebenen Rindern ein Opfer. Daß diese nicht weit vom Schiffe weiden, hebt der Dichter hervor, um die Größe der Versuchung zu mehren. Statt der fehlenden Gerste verwenden sie Baumblätter als Voropfer und spenden beim Braten des Fleisches mit Wasser, da sie keinen Wein haben. V. 339—373.

Der Verzweiflungstat der Ärmsten stehen die unbarmherzigen Götter gegenüber, ganz im Stile der Ilias, an die auch die Unterbrechung des geradlinigen Zusammenhangs durch die olympische Szene erinnert. Helios wird durch Lampetie von dem Frevel benachrichtigt und erhebt bei Zeus und den andern Göttern herzbewegliche Klage über die Gefährten des Odysseus. Die hätten ihm da seine Rinder getötet, an denen er stets so viel Freude gehabt habe. Wenn sie ihm nicht genügend Entgelt zahlten, so wolle er in den Hades tauchen und den Toten leuchten. Ganz wie in der Ilias kümmert sich Zeus nur um den Frieden in seinem Götterstaat. Um Helios zu beschwichtigen, verspricht er ihm, das Schiff des Odysseus mitten auf dem Meere mit dem Blitz zu zerschmettern.

Daß Odysseus etwas erzählt, was er nicht hat mit ansehen können, hat der Dichter auch gewußt und ihn deshalb sagen lassen, er hätte die Geschichte von Kalypso vernommen, der Hermes sie mitteilte. Die Erklärung ist vielleicht nicht sehr geschickt, aber man muß sie gelten lassen.

Die olympische Szene ist mitnichten eine Interpolation. Es hätte dem Dichter frei gestanden, die Tötung der Rinder mit dem Frevelsinn der Gefährten zu motivieren, wie es die Vorlage ohne Zweifel getan hatte. Das wollte er aber nicht. Er hat alles getan, unser Mitgefühl für die Armen in vollem Maße zu gewinnen und verletzt uns durch die kindische Klage und die groteske Drohung des Helios, nicht minder durch die aller Güte bare Parteinahme des Zeus. So bewirkt er, daß uns die Bestrafung als zu gräßlich erscheint, das Werk unbarmherziger und der Not der Menschen nicht achtender Götter. V. 374—390.

Ein feiner Zug ist es, daß die Gefährten nach vollbrachter Tat einander gegenseitig schelten, sich dann aber in das Geschehene ergeben. Die greulichen Wunderzeichen der Vorlage hat der Dichter beibehalten. Ob hier seine Erfindung aufhört, läßt sich nicht sagen, aber es ist mir wahrscheinlich, daß er auch in der gewaltigen Schilderung des Seesturmes eingegriffen und damit die Vorlage verbessert hat. Statt ferner, wie diese tat, Odysseus vom Feigenbaum der Charybdis nach dem Lande der Phäaken, läßt er ihn zu Kalypso gelangen, mit der er die Irrfahrten begonnen hat. Von ihr erzählt Odysseus nicht mehr, sondern weist auf seine 7,244 gegebene Erzählung zurück. Es sei ihm verhaßt, ausführlich Erzähltes zweimal weitläufig zu berichten. V. 391—453.

Damit ist der Ring des großartigen Werkes abgeschlossen. Für alle Zeiten lebt im Gedächtnis der Menschen der vielgewanderte Odysseus,

der so viele Fährlichkeiten bestanden hat. Aus Märchen und Sagen, von denen einige bereits poetisch behandelt waren, hat der Dichter der Odyssee das mächtige Gedicht von den Irrfahrten geschaffen. Ihm gehört die Gestalt der liebenden Kalypso, ihm Nausikaa, ihm die Umwandlung der Geschichten von Kirke und Thrinakie, ihm die Einführung des Kyklopen in die Odyssee. Auch jeder kleinern Erzählung hat er seinen Stempel aufgedrückt. Noch mehr. Vor ihm stellten die Abenteuer keine Gesamtheit dar, sondern erst er hat sie zur Einheit gestaltet. Wie nun? gehörten sie schon in ihrer Vereinzelung dem Odysseus, oder hat sie erst unser Dichter auf den Helden bezogen, wie bei der Kyklopie wenigstens offenbar ist? Die Frage ist so kühn, daß ich mich bescheide, sie gestellt zu haben.

Odyssee XIII.

Die Erzählung der Irrfahrten ist beendet. Bezauberung hält die Hörer gefesselt, bis Alkinoos selbst das Wort ergreift und den Odysseus versichert, daß mit dem Eintritt in sein Haus seine Leiden zu Ende sind, so viele ihrer auch waren. Dann fordert er alle Adligen auf, den Gast zu beschenken, wie sie es ihm 11,335 auf Aretes Anregung in Aussicht gestellt hatten. Die Glieder des Rates hatten ihre Gaben schon 8,418 gespendet. Die Phäaken gehen zur Ruhe, am Morgen bringen sie die Geschenke, und Alkinoos bringt sie eigenhändig in dem Schiff unter V. 1 bis 22.

Die Schilderung des Tages, während dessen Odysseus noch auf die Abfahrt warten muß, ist möglichst kurz gehalten. Die Phäaken schmausen und hören den Sänger, aber wir sehen nur den Odysseus, der immer wieder nach der Sonne blickt, ob sie nicht bald untergehen will. Denn die Fahrt soll in der Nacht gemacht werden, gewiß in Anlehnung an die alte Bedeutung der Phäaken als der Totenschiffer.

Endlich naht der ersehnte Augenblick, dessen Wichtigkeit wieder durch ein Gleichnis hervorgehoben wird. Odysseus ist der Sonnenuntergang so willkommen wie dem müden Landmann, der den ganzen Tag gepflügt und Hunger bekommen hat.

Wunderschön ist der Abschied in seiner schlichten Einfachheit. Nachdem Odysseus den König aufgefordert hat, zu spenden und ihn dann zu entlassen, spricht er zuerst für sich, dann für die Gastfreunde einen Wunsch aus. Für sich, die Götter möchten ihm die reichen Geschenke zum Segen werden lassen, und er möge die edle Gemahlin im Kreise der wohlbehaltenen Seinen zu Hause finden. Die Übersetzung von Voß „daß ich unsträflich die Gattin wiederfinde daheim", gibt den Sinn falsch wieder. Der Ton liegt auf dem Worte „zu Hause". Es handelt sich nicht darum, ob sich Penelope tadellos aufgeführt habe, sondern ob sie, an seiner Rückkehr verzweifelnd, eine neue Ehe eingegangen sei. Danach hat er ja auch im Hades die Mutter gefragt. Unter den Lieben, die er wohlbehalten zu finden hofft, versteht er Vater und Sohn. Darauf folgt der prachtvolle

Wunsch an alle Phäaken und nach der Spende der besondere an die Königin. Sie hat er zuerst angefleht, ihr gilt sein letzter schlichter und schöner Gruß. V. 23—62.

Dann geht er, ohne daß weitere Worte gewechselt würden. Die homerische Poesie versteht Überflüssiges zu vermeiden. Rasch sind die letzten Vorbereitungen getroffen, und Odysseus legt sich zu ruhigem Schlaf auf das erhöhte Hinterdeck des Schiffes.

Es ist eine wundersame Fahrt auf dem Phäakenschiff, das mit Gedankenschnelle den Weg selbst findet. Odysseus liegt in todesähnlichem Schlaf. Zwei Gleichnisse beleuchten die Schnelligkeit des Laufes und dienen zugleich dazu, ihn doch als ziemlich lang darzustellen: einmal das von den sich hebenden Rennpferden und dann das von dem schnellen Falken, der doch nicht mitkommen könnte. Wie in der homerischen Poesie selten geschieht, fügt der Dichter eine eigene Reflexion über den Mann ein, der da so ruhig schläft und alle Mühsal vergessen hat. Sie ist vorzüglich geeignet, das friedliche Bild festzuhalten und den Eindruck zu vertiefen. V. 63—92.

Der Morgenstern erscheint, das Schiff ist am Ziele. Von Rudern war nach dem Auslaufen nicht mehr die Rede; aber jetzt kommt dem Dichter wieder die gemeine Wirklichkeit in die Quere. Eigentlich sollte das Schiff in seinem Eifer von selbst aufrennen, aber wie alle Schiffe versieht er auch die Märchenschiffe der Phäaken mit Rudern. Schlafend wird der Held ans Land getragen, und geräuschlos verschwinden Schiffer und Schiff.

Die Ankunft des Helden in seiner Heimat ist durch die eingehende Schilderung des Phorkyshafens und der Nymphengrotte eingeleitet. Das Bedeutsame des Augenblicks wird durch die Pause, die der Dichter dadurch eintreten läßt, stark hervorgehoben. Die seltsamen Gebilde der Tropfsteinhöhle haben zu dem Glauben Veranlassung gegeben, daß Naiaden hier weben, und neben den göttlichen Mädchen hausen Bienen darin. Einen Eingang hat sie für die Götter, einen für die Menschen. Wir haben den Eindruck, daß wir jetzt von der bunten Wunderwelt der Irrfahrten Abschied nehmen und auf dem für die Menschen bestimmten Pfad in die Wirklichkeit hinaustreten. V. 93—125.

Noch einmal kehrt aber der Dichter zu den Phäaken zurück. Über sie erwacht Poseidons Zorn, daß sie den Helden so schnell seinem Hasse entzogen haben. Der Dichter verbindet zwei Motive: den Ingrimm über die Rettung des Verhaßten und die Besorgnis Poseidons, daß ihm seine eigenen Nachkommen über den Kopf zu wachsen drohen. Denn sie beherrschen das Meer so sicher und unumschränkt wie er selbst. Das in seiner Art vollkommene Menschliche erregt den Neid der Götter. Poseidon beklagt sich also bei Zeus über die Schmälerung seiner Ehre, und Zeus beruhigt ihn und erlaubt ihm, die Phäaken zu bestrafen. Der Dichter kennt eine alte Weissagung, die Alkinoos den Phäaken V. 172 mitteilt. Sein Vater hat ihm verkündigt, Poseidon sei unwillig darüber, daß die Phäaken alle Menschen so sicher geleiten, und werde einst ein Schiff,

das vom Geleit heimkehre, auf dem Meere zerschmettern und um die Stadt einen hohen Berg ziehen. Die erhaben finstere Prophezeiung hat der Dichter nach dem Muster der Ilias ins Erbärmliche gezogen. Wie dort Poseidon 7,445 über den Mauerbau der Achäer als eine Beeinträchtigung seiner Ehre jammert und Zeus ihm verspricht, die Mauer zerstören zu dürfen, so geschieht es auch hier. Die Ähnlichkeit mit der Heliosszene fällt auf, nur ist die Haltung des Göttervaters womöglich noch ungerechter. Er hat Odysseus die Heimkehr zugesagt, also haben die Phäaken nur seinen Willen vollzogen. Trotzdem werden sie bestraft, weil ein Gott über Verkürzung seiner Ehre klagt. Dieser ist außerdem darüber wütend, daß Odysseus reicher heimkehrt, als wenn er seinen Anteil an der troischen Beute gerettet hätte. Was Odysseus so besondere Freude macht, erregt auch den besondern Neid des Gottes.

Der Erlaubnis, zu tun, wie ihm gut dünke, folgt Poseidon nicht, ohne Zeus seinen Plan vorgelegt zu haben. Er will das Schiff auf der Rückfahrt zerschmettern und die Stadt durch einen Berg zu beiden Seiten verhüllen, also sie vom Meere ganz abschließen, damit die Phäaken niemand mehr geleiten können. Zeus rät zu etwas Milderem, nämlich das Schiff vor den Augen der erwartenden Phäaken in einen Fels zu verwandeln, der die Gestalt des Schiffes behielte. Einen solchen Felsen, den die modernen Griechen „das Schiff" nennen, gibt es im Nordwesten von Corfu, und Victor Bérard zweifelt mit vollem Recht nicht daran, daß Homer diesen meine. Daraus ergibt sich, daß der Dichter selbst die alte Sage, nach der das heimkehrende Schiff von Poseidon zerschmettert wurde, dahin änderte, daß es in den einem Schiffe ähnlichen Fels verwandelt wurde. Da er sich die Phäaken auf Korkyra denkt, freute es ihn, die Naturmerkwürdigkeit in sein Gedicht aufzunehmen.

Im Folgenden ergibt sich eine Schwierigkeit. Nach dem gangbaren Text genehmigt Zeus die Umschließung der Stadt, aber nachher ist nicht mehr davon die Rede. Die Phäaken bringen Poseidon ein Opfer, damit ihnen die Absperrung erspart bleibe, aber der Dichter verschweigt den Erfolg. Man möchte aus dem Verschwinden Poseidons nach der Verwandlung des Schiffes beinahe schließen, Zeus habe die Worte gar nicht gesprochen, der Vers sei also zugesetzt. Aber dann vermissen wir die ausdrückliche Ablehnung. Diese hat der Kritiker Aristophanes von Byzanz durch Korrektur in den Vers bringen wollen: „Ziehe aber keinen Berg um ihre Stadt." In dem mythographischen Handbuch, das den Namen des Apollodoros trägt, wird erzählt, Poseidon habe auch diese Drohung ausgeführt, aber das kann kaum etwas anderes sein als ein Schluß aus den Angaben der Odyssee.

Es ist gegen allen homerischen Stil, daß der Erfolg des Opfers nicht mitgeteilt ist. Darin muß demnach bewußte Absicht liegen. Der Dichter hat uns geflissentlich im Unklaren gelassen und damit eine beabsichtigte große Wirkung erzielt. Der Phäaken Land verschwimmt in unbestimmte Ferne. Seit der Heimkehr des Odysseus sind die gütigen Geleiter

der Menschen verschollen. Daß diese Absicht auch erreicht worden wäre, wenn Poseidon wirklich den Berg hätte entstehen lassen, hat ein antiker Erklärer gesehen. Er meint, der Dichter wolle uns dadurch wehren, nach der Lage von Scherie zu forschen. V. 125—187.

Odysseus erwacht und erkennt die Heimat nicht. Das begründet der Dichter einmal mit der langen Abwesenheit des Helden und dann mit dem Nebel, den ein Gott darüber ausgegossen hat. Daß es Athene gewesen sei, und die dazu gesetzte unklare Begründung ist fremder Zusatz. V. 190 bis 197. So erscheint ihm alles fremd. Da jammert der Held und fragt sich betrübt, wohin er denn geraten sei. Seine erste Sorge ist die vor möglichen Gefahren, die nächste aber empfindet er um die reichen Geschenke. Ja die Frage, wie er diese sich sichere, drängt sich immer wieder vor und läßt sogar die Besorgnis um das eigene Leben zurücktreten. Er fühlt sich von den Phäaken betrogen und wünscht ihnen Strafe von Zeus. Dann kommt ihm plötzlich in den Sinn, die Begleiter könnten ihm von den Geschenken gestohlen haben. Der Monolog ist ungemein charakteristisch. Abgebrochene Gedanken laufen ohne alle Ordnung durcheinander, wie bei großer Aufregung zu geschehen pflegt; aber obenan steht die Angst um den Besitz. Darüber beruhigt ihn zwar die Zählung der Gegenstände, die er vornimmt, aber dann bricht der Jammer nach der Heimat wieder durch. Da naht ihm Athene. V. 187—220.

Sie tritt in Gestalt eines vornehmen Jünglings auf, der über die Herden seines Vaters die Oberaufsicht führt. Odysseus fleht ihn mit dringenden Worten an. Auch bei seiner Bitte um Schutz kommen die Geschenke vor seiner eigenen Person; ganz zuletzt die Frage, wo er denn eigentlich sei.

Mit Athenes Antwort beginnt die Reihe der hübschen Züge der Kleinkunst, welche die zweite Hälfte der Odyssee zieren. Der Hirt kann sich gar nicht vorstellen, daß es jemand gebe, der Ithaka nicht kenne, er müßte denn ein Tor oder von ganz weit her sein. Mit echtem Heimatstolz rühmt er seine Insel; auch die Rauheit des Bodens empfindet er nicht als Nachteil, weil sie durch andere Vorzüge aufgewogen wird. So sagt der Senn in den Bergen zum Städter, es gebe da oben keine Paläste, und dünkt sich dabei hoch über ihn erhaben. Zum Schluß nennt Athene Ithakas Namen, der selbst nach dem weit entfernten Troja gedrungen sei. Von Troja kann ein gewöhnlicher Hirt nicht sprechen, zumal er gar keine Veranlassung dazu hat. Athene tut es, um den Helden zu prüfen, ob er sich unvorsichtig verraten würde oder nicht. V. 221—249.

Aber er besteht die Probe. Nicht einmal seine Freude gibt er zu erkennen. Wie nachsinnend knüpft er an den Namen Ithakas an, von dem er dereinst in Kreta gehört habe, und erzählt im Anschluß daran seine erfundene Geschichte.

Es ist die erste von mehrern. Sie stimmen in verschiedenen Punkten miteinander überein, besonders darin, daß Odysseus ein Kreter zu sein behauptet. Aber in wichtigen Dingen widersprechen sie einander. Darin liegt

bewußte poetische Absicht. Bei den Phäaken hat er sich streng an die Wahrheit gehalten; hier kann der Unbekannte leicht fabulieren, denn eine Entlarvung hätte ihm nicht viel geschadet, und der Dichter gewinnt dadurch die Möglichkeit, ermüdende Wiederholungen zu vermeiden und immer neue Bilder zu geben. Jetzt handelt es sich in erster Linie um Erklärung der auffallenden Tatsache, daß so viel kostbares Gut am Ufer herumliegt. Er findet dafür eine sehr einleuchtende Begründung und hat die Prüfung so glänzend bestanden, daß er der Göttin uneingeschränkten Beifall abringt. V. 250—286.

Sie lächelt, fährt ihm mit der Hand über die Wange und steht plötzlich als schöne Frau vor ihm. Zwar schilt sie ihn, aber hinter ihrem Schelten verbirgt sich die wohlwollendste Anerkennung. Ja, dieser erschreckliche Meister in allen Tücken ist gerade ihres Schutzes würdig, da sie unter den Göttern durch die gleichen Gaben glänzt, wie er unter den Menschen. Nur in einem Punkte hat er sich ihr doch nicht gewachsen gezeigt, und hier hat sie ihn gemeistert. Er hat nämlich sie, seine Helferin in allen Mühsalen, nicht erkannt. Und doch hat sie ihm bei den Phäaken die Wege geebnet und ist nun da, um ihn mit ihrem Rate zu unterstützen. Über den Schluß ihrer Rede wird nachher zu reden sein. V. 287—310.

Odysseus verteidigt sich. Auch der Klügste könne ihre vielfachen Verwandlungen nicht durchdringen. Er führt aber auch gleich einen Hieb. Es ist wohl wahr, daß sie ihn vor Troja geschirmt hat, aber seit dem großen Sturm, der die achäische Flotte zerstreute, hat er von ihrem Beistande nichts mehr gemerkt. Athene hat vorhin die Unterstützung betont, die sie ihm bei den Phäaken angedeihen ließ. Wir erinnern uns aber, daß sie sich ihm dort nie zu erkennen gegeben hat und ihm das darum neu sein muß. Er kann daher die Worte V. 320—323 nicht gesprochen haben. Nun fleht er sie an, ihm in Wahrheit zu sagen, ob er in Ithaka sei, oder ob sie ihn nur neckend täusche.

Sein Unglaube trägt ihm vonseiten der Göttin keinen Tadel ein. Sie lobt ihn im Gegenteil für seine Klugheit und Umsicht, die ihm ihren immerwährenden Schutz verbürgen. Dann begegnet sie seinem Vorwurf. Sie hat immer gewußt, daß er heimkehren werde, aber mit ihrem Oheim Poseidon nicht in Streit geraten wollen. Der Dichter hat gut gefühlt, daß die gänzliche Abwesenheit der Athene auf den Irrfahrten sehr auffallend ist, wenn die Göttin jetzt durchaus als Lenkerin der Handlung auftritt. Dies zu rechtfertigen nimmt er seine eigene Erfindung von der Ursache des Zornes des Poseidon zu Hilfe und läßt Athene sich damit entschuldigen.

Und jetzt zerstreut Athene den Nebel, der auf Ithaka liegt, und zeigt Odysseus sein Land und dessen einzelne Plätze. Es ist ein wunderschönes Bild, schön auch, wie sich die Freude des Helden in dem Gebet an die Nymphen des Ortes äußert. Er verspricht ihnen die gewohnten Opfer, wenn ihm Athene beisteht, ihn am Leben erhält und ihm den Sohn gedeihen läßt. Athene beruhigt ihn und hilft ihm zunächst seine Schätze in der Höhle bergen. V. 311—371.

Darauf setzen sie sich zur Beratung an den Fuß des Ölbaums, und Athene eröffnet ihm in kurzen Worten die Zustände in seinem Hause. Er soll sinnen, wie er Hand an die frechen Freier lege. Seit drei Jahren spielten sie die Herren in seinem Hause, würben um seine Gemahlin und böten ihr Brautgaben an. Sie aber klage stets um seine Rückkehr und mache jedem durch Versprechen und Botschaften Hoffnung, aber ihr Sinn denke anders.

Es fällt im höchsten Grade auf, daß jetzt, wo der ganze zweite Teil des Gedichtes eingeleitet werden soll, das in ein paar Versen geschieht. Von den Freiern hat Odysseus bis jetzt nichts gehört. Deren Erwähnung durch Teiresias im Hades hat sich als Interpolation erwiesen. Von seiner Mutter Antikleia vernahm dort Odysseus nur, daß in Ithaka alles in Ordnung sei. In unserem Buche V. 306 hat ihm Athene versprochen, ihm alles Unheil zu berichten, das er in seinem Hause werde aushalten müssen, ihn aber ermahnt, auszuharren und niemand zu sagen, daß er auf der Irrfahrt zurückgekommen sei, sondern schweigend alle Leiden zu dulden und sich Gewalttaten gefallen zu lassen. Für Odysseus muß das mehr als dunkel sein, und wir sollten erwarten, er würde um Genaueres bitten. Das geschieht aber nicht, es ist, als hätte er gar nichts gehört. Er hat auch nichts gehört. Die Worte V. 306 bis 310 sprengen den feingefügten Zusammenhang und sind später eingesetzt, wir werden sehen, aus welchem Grunde.

Nicht anders steht es mit der V. 333 beginnenden Stelle. Odysseus hat gefragt, ob er wirklich ins Vaterland gelangt sei. Nach der Billigung seiner vorsichtigen Gemütsart sagt Athene ganz unvermittelt, wer von langer Irrfahrt zurückkehre, eile freudig nach Hause, die Seinen zu sehen. Sein Verlangen aber gehe noch nicht danach, zu wissen und zu fragen, bevor er sein Weib geprüft habe. Wenn das etwas heißen soll, so kann es nur bedeuten, Athene setze voraus, daß er das tun wolle. Nach ihren folgenden Worten ist aber die Prüfung der Penelope gar nicht notwendig, sondern Odysseus erfährt, Penelope sitze Tag und Nacht weinend im Hause. Die Stelle von V. 333—338 ist wieder interpoliert. Sie zerbricht den Zusammenhang und entbehrt des Sinns.

Es bleiben also nur die auffallend kurzen Worte der Athene übrig, mit denen sie Odysseus in die Verhältnisse seines Hauses einweiht. Das Seltsamste ist seine Antwort: „Ei da stand mir ja bevor, im bösen Unglück gleich Agamemnon unterzugehen, wenn du, Göttin, mich nicht aufgeklärt hättest." Wenn die Parallele mit Agamemnon einen Sinn haben soll, so ist es unvermeidlich, mit Wilamowitz anzunehmen, daß durch die Rede der Athene, wie sie jetzt dasteht, etwas Ursprüngliches verdrängt ist und sie ihm eine viel längere Rede gehalten hat. Was diese enthielt, können wir erschließen. Alle Märchen vom zurückkehrenden Gatten haben den wesentlichen Zug gemein, daß er beinahe zu spät kommt. Diese Gefahr war in der Telemachie bereits dadurch angedeutet, daß Telemachos wie die Freier sich über die unbestimmte Haltung der Penelope beklagen,

bewußte poetische Absicht. Bei den Phäaken hat er sich streng an die Wahrheit gehalten; hier kann der Unbekannte leicht fabulieren, denn eine Entlarvung hätte ihm nicht viel geschadet, und der Dichter gewinnt dadurch die Möglichkeit, ermüdende Wiederholungen zu vermeiden und immer neue Bilder zu geben. Jetzt handelt es sich in erster Linie um Erklärung der auffallenden Tatsache, daß so viel kostbares Gut am Ufer herumliegt. Er findet dafür eine sehr einleuchtende Begründung und hat die Prüfung so glänzend bestanden, daß er der Göttin uneingeschränkten Beifall abringt. V. 250—286.

Sie lächelt, fährt ihm mit der Hand über die Wange und steht plötzlich als schöne Frau vor ihm. Zwar schilt sie ihn, aber hinter ihrem Schelten verbirgt sich die wohlwollendste Anerkennung. Ja, dieser erschreckliche Meister in allen Tücken ist gerade ihres Schutzes würdig, da sie unter den Göttern durch die gleichen Gaben glänzt, wie er unter den Menschen. Nur in einem Punkte hat er sich ihr doch nicht gewachsen gezeigt, und hier hat sie ihn gemeistert. Er hat nämlich sie, seine Helferin in allen Mühsalen, nicht erkannt. Und doch hat sie ihm bei den Phäaken die Wege geebnet und ist nun da, um ihn mit ihrem Rate zu unterstützen. Über den Schluß ihrer Rede wird nachher zu reden sein. V. 287—310.

Odysseus verteidigt sich. Auch der Klügste könne ihre vielfachen Verwandlungen nicht durchdringen. Er führt aber auch gleich einen Hieb. Es ist wohl wahr, daß sie ihn vor Troja geschirmt hat, aber seit dem großen Sturm, der die achäische Flotte zerstreute, hat er von ihrem Beistande nichts mehr gemerkt. Athene hat vorhin die Unterstützung betont, die sie ihm bei den Phäaken angedeihen ließ. Wir erinnern uns aber, daß sie sich ihm dort nie zu erkennen gegeben hat und ihm das darum neu sein muß. Er kann daher die Worte V. 320—323 nicht gesprochen haben. Nun fleht er sie an, ihm in Wahrheit zu sagen, ob er in Ithaka sei, oder ob sie ihn nur neckend täusche.

Sein Unglaube trägt ihm vonseiten der Göttin keinen Tadel ein. Sie lobt ihn im Gegenteil für seine Klugheit und Umsicht, die ihm ihren immerwährenden Schutz verbürgen. Dann begegnet sie seinem Vorwurf. Sie hat immer gewußt, daß er heimkehren werde, aber mit ihrem Oheim Poseidon nicht in Streit geraten wollen. Der Dichter hat gut gefühlt, daß die gänzliche Abwesenheit der Athene auf den Irrfahrten sehr auffallend ist, wenn die Göttin jetzt durchaus als Lenkerin der Handlung auftritt. Dies zu rechtfertigen nimmt er seine eigene Erfindung von der Ursache des Zornes des Poseidon zu Hilfe und läßt Athene sich damit entschuldigen.

Und jetzt zerstreut Athene den Nebel, der auf Ithaka liegt, und zeigt Odysseus sein Land und dessen einzelne Plätze. Es ist ein wunderschönes Bild, schön auch, wie sich die Freude des Helden in dem Gebet an die Nymphen des Ortes äußert. Er verspricht ihnen die gewohnten Opfer, wenn ihm Athene beisteht, ihn am Leben erhält und ihm den Sohn gedeihen läßt. Athene beruhigt ihn und hilft ihm zunächst seine Schätze in der Höhle bergen. V. 311—371.

Darauf setzen sie sich zur Beratung an den Fuß des Ölbaums, und Athene eröffnet ihm in kurzen Worten die Zustände in seinem Hause. Er soll sinnen, wie er Hand an die frechen Freier lege. Seit drei Jahren spielten sie die Herren in seinem Hause, würben um seine Gemahlin und böten ihr Brautgaben an. Sie aber klage stets um seine Rückkehr und mache jedem durch Versprechen und Botschaften Hoffnung, aber ihr Sinn denke anders.

Es fällt im höchsten Grade auf, daß jetzt, wo der ganze zweite Teil des Gedichtes eingeleitet werden soll, das in ein paar Versen geschieht. Von den Freiern hat Odysseus bis jetzt nichts gehört. Deren Erwähnung durch Teiresias im Hades hat sich als Interpolation erwiesen. Von seiner Mutter Antikleia vernahm dort Odysseus nur, daß in Ithaka alles in Ordnung sei. In unserem Buche V. 306 hat ihm Athene versprochen, ihm alles Unheil zu berichten, das er in seinem Hause werde aushalten müssen, ihn aber ermahnt, auszuharren und niemand zu sagen, daß er auf der Irrfahrt zurückgekommen sei, sondern schweigend alle Leiden zu dulden und sich Gewalttaten gefallen zu lassen. Für Odysseus muß das mehr als dunkel sein, und wir sollten erwarten, er würde um Genaueres bitten. Das geschieht aber nicht, es ist, als hätte er gar nichts gehört. Er hat auch nichts gehört. Die Worte V. 306 bis 310 sprengen den feingefügten Zusammenhang und sind später eingesetzt, wir werden sehen, aus welchem Grunde.

Nicht anders steht es mit der V. 333 beginnenden Stelle. Odysseus hat gefragt, ob er wirklich ins Vaterland gelangt sei. Nach der Billigung seiner vorsichtigen Gemütsart sagt Athene ganz unvermittelt, wer von langer Irrfahrt zurückkehre, eile freudig nach Hause, die Seinen zu sehen. Sein Verlangen aber gehe noch nicht danach, zu wissen und zu fragen, bevor er sein Weib geprüft habe. Wenn das etwas heißen soll, so kann es nur bedeuten, Athene setze voraus, daß er das tun wolle. Nach ihren folgenden Worten ist aber die Prüfung der Penelope gar nicht notwendig, sondern Odysseus erfährt, Penelope sitze Tag und Nacht weinend im Hause. Die Stelle von V. 333—338 ist wieder interpoliert. Sie zerbricht den Zusammenhang und entbehrt des Sinns.

Es bleiben also nur die auffallend kurzen Worte der Athene übrig, mit denen sie Odysseus in die Verhältnisse seines Hauses einweiht. Das Seltsamste ist seine Antwort: „Ei da stand mir ja bevor, im bösen Unglück gleich Agamemnon unterzugehen, wenn du, Göttin, mich nicht aufgeklärt hättest.“ Wenn die Parallele mit Agamemnon einen Sinn haben soll, so ist es unvermeidlich, mit Wilamowitz anzunehmen, daß durch die Rede der Athene, wie sie jetzt dasteht, etwas Ursprüngliches verdrängt ist und sie ihm eine viel längere Rede gehalten hat. Was diese enthielt, können wir erschließen. Alle Märchen vom zurückkehrenden Gatten haben den wesentlichen Zug gemein, daß er beinahe zu spät kommt. Diese Gefahr war in der Telemachie bereits dadurch angedeutet, daß Telemachos wie die Freier sich über die unbestimmte Haltung der Penelope beklagen,

und die ebenfalls der Telemachie zugehörige Szene, in der Penelope, von Athene herrlich geschmückt, von den Freiern Geschenke fordert, war ohne Zweifel die Vorbereitung zur Gattenwahl 18, 187. Wenn Athene dem Odysseus diese Verhältnisse mitteilte, so lag es für ihn nahe, an Agamemnons Geschick zu denken. Einem neuen Gemahl der Penelope gegenüber stand er wirklich in Gefahr, und was von der Frau zu erwarten war, die jenen gewählt hatte, konnte er nicht wissen. „Du weißt ja," sagt Athene 15, 20 zu Telemachos, „wie eine Frau im Herzen denkt. Dessen Haus wünscht sie zu mehren, der sie heiratet, und der ersten Kinder und des Gemahls ihrer Jugend, wenn er tot ist, denkt sie nicht mehr und fragt nicht nach ihnen." Hier herrscht die Voraussetzung, Odysseus sei tot; aber wie leicht könnte auch Penelope in diesem Glauben befangen sein. Jedenfalls sind nach 18, 271 die zwanzig Jahre um, die er sie bei der Abfahrt harren hieß, und sie muß sich zur Wiedervermählung entschließen.

Den Märchenzug, daß Odysseus in letzter Stunde kommt, hat auch der Dichter der Odyssee nicht meiden wollen, wie wir aus 19, 159 ersehen, aber in der Ausführung der Telemachie paßte er ihm nicht. So hat er die aus dieser stammende Rede der Athene verdrängt und durch die kurzen Verse ersetzt, die nicht die drohende Gefahr, sondern die Treue der Penelope in erster Linie hervorheben. Um die nachfolgende Vergleichung mit dem Geschick Agamemnons einigermaßen glaublich anschließen zu lassen, hat er die Worte des Telemachos und Antinoos von dem Schwanken der Penelope wiederholt. Er hat es nicht vermeiden können, daß eine Fuge der Zusammenarbeitung sichtbar blieb. Den auffallenden Mangel an der Aufklärung des Odysseus hat dann später jemand bemerkt und durch die Einfügungen in V. 306 und 333 nachzuhelfen gesucht. V. 371—385.

Ich muß hier weiter ausholen. Wenn die Telemachie die Erkundung nach dem Vater zum Gegenstande hatte, so mußte sie, sollte sie nicht eine sinnlose Episode sein, den Sohn seinen Vater finden lassen. Das geschieht in der Hütte des Eumaios, und die Erkennung wird dadurch ermöglicht, daß Athene den in einen jämmerlichen Greis Verwandelten in den herrlichen Helden zurückverwandelt, um durch das Wunder den Sohn zu überzeugen. Die Verwandlung ist also Voraussetzung jener Erkennung, und daraus ergibt sich der zwingende Schluß, daß sie ein Stück der Telemachie ist. So haben wir im 13. Buche bereits zwei Beweise dafür, daß der Dichter die Telemachie in sein Werk einarbeitete, und sind berechtigt, diesen Andeutungen weiter nachzugehen. Wie wir wissen, ist die Telemachie mit den Örtlichkeiten auf Ithaka innig vertraut, während der Dichter der Odyssee nur unklare Vorstellungen davon hat, wie Odysseus in seiner Rede 9, 25 beweist. Wir dürfen daher den Phorkyshafen, die Bucht Vathy, die Nymphengrotte und die Rabenwand, über der des Eumaios Gehöft liegt, der Telemachie zuweisen. Ihr gehört auch die wunderbare Leitung aller Ereignisse durch Athene, deren Wirksamkeit in den Phäakenbüchern rein äußerlich war, und die in den Irrfahrten nie eingreift. Die Art,

wie sie sich dem Odysseus durch doppelte Verwandlung zu erkennen gibt, zeigt genau dieselbe Technik wie die Erkennung in der Hütte des Eumaios.

Daraus geht mit vollkommener Sicherheit hervor, daß auch die Telemachie eine Landung des Odysseus in Ithaka erzählte, die der Dichter der Odyssee in beträchtlichem Umfang übernahm. Und zwar stand die Landung genau da, wo sie jetzt in unserer Odyssee steht, denn der Gang des Odysseus zu Eumaios und die Reise der Athene nach Sparta schließen sich ganz organisch an. Es war also schon in der Telemachie die geradlinige Erzählung durch die Landung des Odysseus unterbrochen und damit dem Dichter der Odyssee der Weg gewiesen, wo er seine gewaltige Schilderung der Irrfahrten unterzubringen hatte.

Er erweist sich in unserem Buch als der meisterhafte Erzähler, als den wir ihn kennen. Mit Ausnahme der Rede der Athene ist in dem klaren Fluß der Erzählung kaum eine Fuge wahrzunehmen, und es wäre ganz aussichtslos, wollten wir sein Gut von der Telemachie in jeder Einzelheit sondern. Das ist sehr wohl zu begreifen, sobald wir im Sinne behalten, daß ihm die Telemachie fertig vorlag. Bald ändert er an seiner Vorlage nichts, bald macht er geringe Änderungen und Zusätze, die ihm dann den Titel eines Flickpoeten eingetragen haben. Wo er freie Bahn vor sich sieht, erweist er sich als den aus den Irrfahrten bekannten vortrefflichen Erzähler und Erfinder, der kühnen Mutes das Vorhandene zu seinen Zwecken wendet. Daß dabei mancherlei stehen blieb, was sich jetzt nicht so glatt einfügt, ist sehr begreiflich.

Es folgte in der Telemachie die Beratung über den einzuschlagenden Weg. Durch die dringende Bitte um Hilfe, die er den Odysseus an Athene richten läßt, und ihre Zusage deutet der Dichter an, daß sich das ganze Rachewerk unter ihrer Leitung vollziehen wird. Vor allem findet sie es notwendig, ihn zu verwandeln. Wir werden sehen, wie sich der Dichter der Odyssee mit der ihm unsympathischen Sache abfindet, die er nicht weglassen konnte.

Er hat Athene für alle weitere Aufklärung den Odysseus auf den Schweinehirten verweisen lassen, durch den sie ihm dann in ausreichendem Maße zuteil wird. Sie selbst verspricht, nach Sparta zu gehen, um Telemachos zurückzurufen. Der vorwurfsvollen Frage, warum sie den Sohn die Reise überhaupt habe machen lassen, weiß sie zu begegnen. Zu befürchten hat er nichts, dagegen sollte ihn die Reise bekannt machen. Das ist keine Scheinmotivierung, wie der beliebte moderne Ausdruck lautet. Auch König Gormo macht die große Reise, um berühmt zu werden, und noch heute erntet ein kühner Reisender solchen Lohn. Übrigens konnte, sobald Telemachos in einer Dichtung auftreten sollte, die Reise nicht fehlen, die in der Sage von ihm die Hauptsache war. Darauf verwandelt Athene den Odysseus. Er geht zu dem Schweinehirten, sie nach Lakedämon. V. 386 bis 440.

Odyssee XIV.

Das vorliegende Buch bietet eine in sich abgeschlossene Handlung. Es ist zwar kein Einzelgedicht, wohl aber ein für den Platz, wo es steht, bestimmtes und durchaus abgerundetes Stück mit bedeutsamem eigenem Inhalt.

Darauf weist schon die breit gehaltene Einleitung mit der Schilderung des Gehöftes des Eumaios. Es besteht aus einer Hütte mit einem einzigen Raum, der zum Essen und Schlafen dient. Davor dehnt sich ein Hof, eingefriedigt durch eine Mauer aus großen Steinen, die oben durch das dichte, stachlige Geäste des wilden Birnbaums geschirmt ist, so wie man heute noch Mauern durch darauf gelegtes Dorngestrüpp oder auch Glasscherben unübersteiglich zu machen pflegt. Außen umgibt die Mauer ein Palisadenzaun aus geschälten Eichbäumchen. Innerhalb der Mauer sind die Ställe für Mutterschweine und Ferkel angelegt, während die Eber außerhalb unter einem Felsen übernachten. Der Dichter macht über die Zahl der Tiere einige Angaben und vergißt nicht beizufügen, daß die der Eber durch die Freier beständig vermindert worden sei.

Das Gehöft wird von vier Hunden bewacht, die Raubtieren, d. h. hier wohl Wölfen, ähnlich sehen. Ihre Schilderung, insbesondere das heftige Anschlagen und Daherrennen zeigt, daß es die gleichen Bestien waren, die man heute in Griechenland Mantroskylia oder Bauernhunde nennt. Außer Steinwürfen macht ihnen nichts Eindruck, und auch neuere Reisende haben sich schon durch Niedersitzen vor ihnen gesichert. Doch behandelt das der Dichter nur als einen vorläufigen Notbehelf, denn Odysseus darf sich natürlich nicht rühren, wenn er sie nicht zum Angriff reizen will. Die Not drängt, und Eumaios läßt dann auch sogleich seine Arbeit fallen und verscheucht die Tiere durch Zuruf und Steinwürfe. Das lebendige Vorspiel charakterisiert den Dichter als Hundefreund und guten Beobachter. Auch 10, 216 redet er in einem Gleichnis von den Hunden, die ihren vom Mahle kommenden Herrn anwedeln, weil er ihnen immer etwas für ihren Appetit mitbringt. V. 1—36.

Zugleich wird bei dieser Gelegenheit Eumaios höchst wirksam eingeführt. Bei dem Gedanken an die Schande, die ihm eine Schädigung des Fremden durch die eigenen Hunde gebracht hätte, überfließt das Herz des treuen Knechtes von dem beständigen Leid, an dem es doch wahrlich schon genug wäre. Für andere muß er die Schweine züchten, sein göttergleicher Herr aber irrt wohl hungernd umher, wenn er überhaupt noch lebt. Die Erregung hat ihn veranlaßt dem fremden Bettler sein Herz auszuschütten. Dann nimmt er ihn auf, wie die Herren empfangen: der Greis soll sich laben und dann sagen, wer er sei. Statt des Thronsessels mit purpurner Decke hat er freilich nur buschige Zweige, aber darüber breitet er das Steinbockfell, auf dem er selbst zu schlafen pflegt.

Odysseus dankt, wie der Mittellose immer tut, mit einem Segenswunsch. Aber Eumaios lehnt ab. Er tut nur seine von Gott gewollte

Pflicht. Seine Worte sind mit denen der Nausikaa 6, 207 fast gleichlautend, nur begründet er es mit seinen dürftigen Mitteln, wenn er nur wenig zu bieten hat, und dies erklärt er wieder mit dem strengen Regiment der jungen Herren. Wenn sein gütiger Herr zu Hause geblieben wäre, ja der hätte ihm Haus und Gut verliehen und eine Frau gegeben.

Dem Gedanken, wie schön es hätte werden können, folgt die traurige Gewißheit der Wirklichkeit und ein Fluch auf Helene, die des lieben Herrn und vieler anderer Tod verschuldet hat. Helene als die eigentlich Schuldige zu bezeichnen ist ein der Odyssee eigentümlicher Zug.

Noch hat Eumaios den Namen des abwesenden Herrn nicht genannt, aber er rückt dem, durch die Erwähnung der Helene veranlaßt, etwas näher. Ist doch auch er nach Troja gezogen, um dem Agamemnon Genugtuung zu gewinnen. V. 37—71.

Eumaios bewirtet den Fremden mit ländlicher Einfachheit. Das Fleisch, das er brät, rollt er in Mehlteig, wie auf dem Achilleusschild 18, 560 die Frauen für die Arbeiter tun. Von einem Krater ist nicht die Rede, sondern der Wirt mischt den Wein in einem hölzernen Napf. Dann setzt er sich Odysseus gegenüber und fordert ihn auf, zuzugreifen. Daß er ihm nur Ferkelfleisch vorzusetzen hat, bringt ihn auf das, was seine ganze Seele erfüllt, den täglichen Raub am Gute seines Herrn. Nicht daß er sonst besser speisen würde; die Knechte essen eben Ferkelfleisch. Aber die Art, wie die Freier es treiben, empört ihn. Der dem Unrecht gegenüber ohnmächtige geringe Mann findet Töne, wie sie in der homerischen Poesie, auch in der Odyssee, selten sind, von der Belohnung des Guten und Billigen durch die Götter. Frevelhafte Menschen gibt es ja auch sonst. Aber selbst die ruchlosen Seeräuber bekommen schließlich Angst vor dem Auge der Götter und gehen mit ihrem Raube heim. Die Ruchlosigkeit der Freier jedoch überschreitet alles Maß. Es kann nicht anders sein, als daß sie durch die Stimme eines Gottes von Odysseus' Tode sicher unterrichtet sind. Mit Ingrimm berichtet Eumaios vom Tun der Freier. Das führt ihn dazu, von dem gewaltigen Reichtum seines Herrn zu reden, und die Erwähnung der zahlreichen Hirten mahnt ihn wieder an die bittere Pflicht, den Frevlern immer neues Schlachtvieh zuzuführen. V. 72—108.

Es ist das erstemal, daß Odysseus Genaueres erfährt. Ingrimmig, Rache brütend, schlingt er Speise und Trank hinunter. Wie ihm nun der Hirt freundlich das eigene Trinkgefäß reicht, hält er den Augenblick für gekommen, seinem Ziele näher zu rücken. Er will dem treuen Knechte das Vertrauen wiedergeben, daß Odysseus noch am Leben sei, und nun beginnt ein hartnäckiges Ringen zwischen ihnen. Auf alle Weise sucht Odysseus die Hoffnungslosigkeit des Hirten zu besiegen und erreicht doch nichts weiter, als daß ihn jener für einen gewandten Lügner hält. Dieses Redeturnier ist der eigentliche Zweck und Inhalt des Buches.

Odysseus eröffnet den Angriff mit der Frage, wer denn der reiche und mächtige Herr sei, von dem Eumaios spreche. Es liegt ihm vor allem daran, daß endlich sein Name genannt werde; erst dann kann er sagen,

daß er ihn kenne. Warum er danach fragt, sagt er auch. Wenn nämlich jener Fürst nach Troja gezogen ist, so kann er, der vielgereiste Landfahrer, gewiß etwas von ihm erzählen. V. 109—120.

Aber Eumaios verhält sich durchaus ablehnend. Es wäre freilich schön, wenn ein fahrender Mann bei der Gemahlin und dem Sohn durch eine Meldung Glauben erwecken könnte. Aber es redet ja keiner die Wahrheit. In unübertrefflicher Weise schildert er das Gebaren der hungrigen Landstreicher, die, um gut aufgenommen zu werden, die Herrin zu Tränen rühren und doch nur Lügen vorbringen. Ganz gelassen und freundlich sagt er dem Gast, er traue auch ihm zu, daß er eine schöne Geschichte zimmern könnte, um zu Kleidern zu kommen. Aber diese Berichte sind alle notwendig erlogen, weil der Herr nie mehr zurückkehrt. Sein Schmerz malt sich aus, wie elend jener umgekommen ist und dadurch den Seinen Leid bereitet hat; besonders ihm selbst. Tritt doch sogar die Sehnsucht nach den fernen Eltern hinter der nach Odysseus zurück. Jetzt ist der Name genannt, und fast bereut der Hirt, es getan zu haben. Die Güte und Freundlichkeit des Herrn bewirke, sagt er, daß er ihn auch in seiner Abwesenheit beim Namen zu nennen Scheu hege. Die Erklärung der Stelle hat unnötige Schwierigkeiten gemacht; jedenfalls hat sie der Leser, der den Vers 147 zusetzte, nicht verstanden. Wenn der Herr zugegen ist, redet man ihn nicht mit seinem Namen an, sondern gibt ihm einen Titel. Von den Abwesenden dürfte man eher in familiärem Tone sprechen, aber auch das verbietet in diesem Falle die große Güte des Herrn, die den Respekt auch aus der Entfernung aufrecht erhält. In der Tat läßt die Art, wie Eumaios bisher seinen Herrn umschreibend bezeichnete, auf lange Gewöhnung schließen. V. 121—146.

Nun glaubt Odysseus gewonnen zu haben, wenn er nicht leichthin, sondern mit einem Eide versichert, daß Odysseus zurückkehren werde, und wenn er sich den Lohn für die gute Botschaft erst nach der Erfüllung der Voraussage ausbedingt und seinen Abscheu gegen alles Lügen aus Gewinnsucht ausspricht. Die Eidformel selbst, welche die Texte bieten, ist durch Leser oder Abschreiber von ihrer richtigen Stelle 19, 303 hierher übertragen. V. 148—164.

Aber es prallt alles ab. Eumaios sagt trüben Mutes, einen solchen Lohn werde er ihm nie ausbezahlen, und bittet den Gast dieses Gespräch fallen zu lassen, da es ihm zu wehe tue. Den Eid will er auf sich beruhen lassen. Die Ablehnung ist bestimmt, aber freundlich, weil sich Eumaios nicht gegen das Gastrecht vergehen will. Wenn er gleich darauf den Wunsch ausspricht, Odysseus möge zurückkehren, so darf man darin keinen Widerspruch finden. Der Zusammenhang ist: „Was du verheißt, trifft niemals ein. Reden wir von etwas anderem. Deinen Eid will ich nicht gehört haben. Aber freilich, sehnlicher wünschen wir ja alle nichts, als daß Odysseus zurückkehre." Neben sich zählt er dessen Angehörige auf, und nun bleiben seine Gedanken an der neuesten Sorge haften, der um Telemachos und seine durch unheilvollen Einfluß veranlaßte Reise.

Aber so sehr ihn die Angst um jenen quält, so gewinnt er doch bald ruhigere Fassung und stellt den Ausgang Zeus anheim. Er hat Gewalt über sich, und diese schlichte Größe nimmt uns ganz für ihn ein.

Nun macht er Ernst mit dem Vorschlag, von etwas anderem zu reden, und fragt nach den Schicksalen des Fremden, besonders auch, wie er nach Ithaka gekommen sei. V. 165—190.

Odysseus geht scheinbar willig auf die Änderung im Gesprächsthema ein. Um nicht merken zu lassen, daß ihm das nur als ein neues Mittel dienen soll, wieder auf Odysseus zu kommen, kündigt er an, daß er eine lange Geschichte zu erzählen habe. Ein Jahr könnte man damit ausfüllen, wenn Speise und Trank reichten und man nichts anderes zu tun hätte.

Die lange Geschichte, die er erzählt, ist für die Verhältnisse der Zeit in verschiedener Beziehung von höchstem Interesse. Hier haben wir es nur mit ihrer Stellung im Zusammenhang des Buches zu tun. Odysseus hält nicht für nötig einen Namen für sich zu erfinden, was er auch Athene gegenüber nicht getan hatte. Zuweilen bricht der echte Odysseus durch, z. B. in der Bemerkung über seine gegenwärtige Gestalt: Man sieht's noch am zerhaunen Stumpf, wie mächtig war die Eiche! Das Abenteuer in Ägypten trägt die Züge des Überfalls der Kikonenstadt, und den großen Seesturm erzählt er mit den nämlichen Worten wie bei den Phäaken. Seine wirklichen Erlebnisse stecken auch hinter der Erzählung vom Sohne des Königs Pheidon von Thesprotien, der den Entkräfteten am Strande findet und in des Vaters Haus führt. Bei dieser Gelegenheit hebt er V. 317 hervor, daß ihn der König „ohne Lösegeld" aufgenommen habe. Ein antiker Erklärer sagt, er habe kein Geld genommen, sondern ihn wie einen Freien behandelt. Das führt zu der Erklärung, daß der Erzähler in Sklaventracht war und der König ihn hätte verkaufen können, wenn er sich nicht löste, daß er ihn aber gütig aufnahm, weil sein Sohn ihn ins Haus gebracht hatte.

Jetzt ist Odysseus auf dem Punkte angelangt, auf den er von vornherein zusteuerte. Er hat in Thesprotien von Odysseus gehört, die von jenem gesammelten Schätze gesehen und erfahren, er sei nach Dodona gegangen, um den Rat des Zeus zu erfragen. Um Eumaios ganz sicher zu machen, berichtet er, Pheidon habe ihn bei der Spende unter Eid versichert, das Schiff, das Odysseus nach Ithaka bringen solle, liege schon bereit.

So weit ist alles so plausibel als möglich. Es bleibt nur noch zu erklären, wie denn der Erzähler nach Ithaka und in diese Lumpen gekommen sei, da ihn Pheidon doch gekleidet hat. Zu diesem Zweck erfindet er noch eine weitere Geschichte von dem bösen Schiffsvolk, das ihm die Kleider nahm und ihn verkaufen wollte, dem er aber mit der Götter Hilfe entrann. Nichts wird vergessen, alles ist berücksichtigt. Eumaios könnte ihn fragen, wie denn seine Kleider trocken bleiben konnten, wenn er sich doch durch Schwimmen rettete. Dem beugt er durch die Erzählung vor, wie er die Lumpen um den Kopf gebunden und, unten an der Schiffsleiter an-

gelangt, „die Brust dem Meer genähert" habe, d. h. ohne mit dem Kopf unterzutauchen ins Wasser gelangt sei. V. 191—359.

Eumaios ist von dem Bericht wohl erschüttert, aber er hat doch deutlich herausgehört, wo der Gast hinaus wollte. Seine Antwort befaßt sich denn auch fast ausschließlich mit den Nachrichten über Odysseus, und diese bezeichnet er als Lügen in den Tag hinein. Er begreift nicht, was den jammervollen Bettler bewegen kann, ihm dergleichen aufbinden zu wollen. Denn es ist ihm ausgemacht, daß Odysseus tot ist. Dieser muß den Göttern verhaßt geworden sein, daß sie ihn nach seinem höchsten Erfolg nicht im Kampf oder in den Armen der Seinen haben sterben lassen. Dann hätte ihn ein Grabmal geehrt, und er hätte die große Kunde von sich seinem Sohne hinterlassen. So haben ihn Sturmdämonen spurlos dahingerafft.

Wenn Eumaios ungläubig ist, so sind schlimme Erfahrungen daran schuld. Er kommt nur in die Stadt, wenn Penelope eine Meldung erhalten hat und wünscht, daß er den Überbringer ausfrage. Sehr drastisch beschreibt er, wie sich dann alles um jenen drängt und mit ganz verschiedenen Gefühlen ihn ausforscht. Ihm ist die Lust daran vergangen, seit ihm ein Ätoler ebenso genaue Kunde brachte, auch hier an seinem Tisch, auch im Zusammenhang mit Kreta, und auch alles erlogen war. Die Nutzanwendung auf den Gast ist unmißverständlich, aber es leuchtet große Herzensgüte daraus hervor. Er macht ihm das Lügen gar nicht zum Vorwurf, weil er annimmt, es geschehe, um ihn dem Fremden geneigt zu machen. Aber das ist gar nicht nötig. Denn da ihn nun einmal ein Dämon zu ihm geführt hat, d. h. da er auf unbegreifliche Weise zu ihm gekommen ist, ehrt er ihn nicht um solcher Berichte willen, sondern aus Furcht vor dem gastlichen Zeus und aus Mitleid. V. 360—389.

Odysseus gibt sich nicht besiegt. Er zeigt sich über den hartnäckigen Unglauben seines Wirtes erstaunt, den nicht einmal ein Eid überzeuge, und schlägt ihm einen für ihn selbst anscheinend höchst gefährlichen Vertrag vor. Aber auch damit richtet er nichts aus. Der rechtschaffene Wirt könnte sich unter keinen Umständen an einem vergreifen, der einmal sein Gast gewesen ist. Sein Unwille über die Zumutung kleidet sich in die Form der Ironie. Einen schönen Ruhm der Tugend würde er sich bei Mit- und Nachwelt verdienen, getrost zum gastlichen Zeus beten können, wenn er so etwas täte. Damit ist das Redeturnier zu Ende. Odysseus hat mit seiner Klugheit nichts erreicht, sich aber auch nicht geschadet. Der Ton, mit dem Eumaios abbricht, ist ganz freundlich. Es ist Essenszeit, und die Unterknechte werden bald da sein. V. 390—408.

Wirklich kommen sie mit den Schweinen daher. Eumaios ruft ihnen zu, sie wollten sich auch einmal einen guten Tag machen, da sie einen Gast hätten, während sonst immer andere die Früchte ihres Fleißes genössen. So holen sie einen Eber. Die Schlachtung wird als Opfer vollzogen, weil das Mahl dem Fremden zu Ehren stattfindet. Odysseus wird mit dem Rückenstück geehrt und dankt abermals mit einem Wunsche. Der Wirt nötigt ihn freundlichst zuzugreifen, nennt ihn aber einen wunder-

lichen Gast. Das Wesen des Fremden hat einen eigentümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Nur mit diesem einzigen Worte erinnert er noch an das Gespräch von vorhin. Nichts verrät irgendwelche Mißstimmung des Hirten. V. 409—456.

Die anmutige Erzählung schließt mit einer besonderen Szene ab, die wieder als Einheit komponiert ist. Eingeleitet wird sie mit der eindrucksvollen Schilderung der stürmischen, mondlosen Winternacht. Odysseus fürchtet zu frieren, möchte aber nicht unbescheiden sein und sucht auf einem geschickten Wege zu einem Mantel zu kommen. Einen Wunsch will er aussprechen und eine Geschichte erzählen, denn der genossene Wein treibt ihn dazu. Um recht behaglich zu sein, malt er die Wirkungen des Weines und läßt durchblicken, daß er vielleicht besser schwiege. Aber nachdem er einmal Laut gegeben, will er fortfahren.

Der Wunsch ist der nämliche, den in der Ilias der alte Nestor seinen Geschichten vorauszuschicken pflegt, daß er nämlich noch so jung und kräftig wäre wie zur Zeit seiner Heldentaten. Die Geschichte selbst ist einfach und anziehend, in freier Erfindung an die Belagerung Trojas angeknüpft und dadurch, daß Odysseus mit seiner Klugheit zur Hauptperson gemacht ist, für das Ohr des Hirten ausnehmend geeignet. Was die Expedition mitten im Winter vor Trojas Mauern wollte, ist vollkommen gleichgiltig. Sie hat nur den Zweck, uns die kalte Winternacht vorzuführen, die denn auch entzückend dargestellt ist.

Eumaios hat die Rätselrede verstanden, und Odysseus soll sie nicht umsonst erzählt haben. Er deckt ihn mit einem Mantel, den er freilich am Morgen wieder hergeben muß, da die Hirten nicht viele Kleider zum Wechseln haben. Er selbst besitzt freilich zwei, mit deren einem er den Gast versieht. Dann rüstet sich der Hirt zu der Felsenhöhle zu gehen, wo die Eber übernachten, und hüllt sich zu dem kalten Gange gut ein. So schließt das Buch, wie es begonnen, mit der treuen Fürsorge des Hirten für das Gut seines Herrn, an der Odysseus seine herzliche Freude hat. V. 457—533.

Der Weststurm, bei dem Odysseus auf seinem Lager friert, und der Pelz, den Eumaios für seine Nachtruhe mitnimmt, deuten auf winterliche Jahreszeit. Das Buch gehört also nicht zur Telemachie. Wir haben wieder eine der schönen Schöpfungen des Dichters der Odyssee vor uns. Er hat, um an das 13. Buch anzuknüpfen, den verwandelten Odysseus beibehalten, läßt aber V. 214 die Gestalt des kraftvollen, wenngleich gealterten Helden hervorbrechen. Eumaios gibt dem Odysseus die Aufklärungen, die der Dichter für diese Stelle verspart hat, um Penelope so zu zeichnen, wie er sie gesehen wissen will, in unwandelbarer Treue und begierig, jedem Schwindler ihr Ohr zu leihen, der von dem Verschollenen Kunde zu haben behauptet. Von der Reise des Telemachos und dem Mordanschlag der Freier weiß natürlich der Hirt, wodurch die Erzählung noch enger mit der Telemachie verknüpft wird. Aber Eumaios

bricht plötzlich jäh davon ab, weil Odysseus durch Athene mehr erfahren hat, als der Hirt weiß. Der Verfasser des Buches ist weder ein Bearbeiter noch ein Redaktor, sondern der Dichter, der mit Zugrundelegung der anmutigen Telemachie die große und tiefe Odyssee geschaffen hat. Ein Meisterstück seiner kraftvollen Kunst ist die Figur des Eumaios. Die Telemachie kannte den Sauhirten auch, aber unserem Dichter gehört die prachtvolle Zeichnung des Charakters.

Odyssee XV.

Die Erzählung kehrt zu Telemachos zurück, und gleich im Anfang des Buches hat die Kritik eine Schwierigkeit gefunden. Wir kommen mit der Zeitrechnung in keiner Weise zurecht. Wenn wir die Zeit von der Sendung des Hermes zu Kalypso bis zur Landung des Odysseus in Ithaka berechnen, so ergibt sich für Telemachos ein Aufenthalt in Sparta von nicht weniger als 26 Tagen, denselben Telemachos, der 4,594 Menelaos so dringend bat, ihn nicht zurückzuhalten. Aber die Lösung der Schwierigkeit ist leicht. Die ungeheuerliche Dehnung der Zeit rührt lediglich von der Einfügung der Irrfahrten in die Odyssee her, und deren Dichter hat wahrhaftig nicht daran gedacht, daß er mit seinen Zeitangaben den Telemachos ungebührlich lang in Sparta festhalten würde. Es merkt es auch kein Leser, der nicht prüfend nachrechnet. Die Telemachie ließ zwischen dem 4. und dem 16. Buche nur eine Nacht verstreichen. Damit sind freilich noch nicht alle chronologischen Schwierigkeiten gelöst. Aber ich werde mich nicht damit abgeben und halte jedes Nachrechnen für unberechtigt, weil Poesie und Chronologie geschworene Feinde sind.

Nestor hatte Telemachos in dunklen Worten aufgefordert, nicht lange von Hause fortzubleiben 3,313. Gestern hat Telemachos erfahren, daß sein Vater vor nicht zu langer Zeit noch gelebt habe. Unmittelbar darauf bat er Menelaos, ihn nicht zurückzuhalten, mit einer Begründung, die eine helle Ausrede war. Was ihn nach Hause treibt, lehrt uns die Rede der Athene. Denn das hat Wilhelm Jordan sehr richtig gesehen, daß der Anfang ihrer Worte „dem Dichter einen Monolog des in fremdem Lande mit Heimweh und schwerer Sorge erwachenden Jünglings bedeuten". Sein dringendster Gedanke ist, daß jetzt, wo der Vater wahrscheinlich noch lebt, die Mutter sich unter keinen Umständen vermählen darf, und die Angst, er möchte zu spät kommen das zu verhindern. Was er fürchtet, gaukelt ihm die Nacht schon als beinahe geschehen vor. Daher die furchtbare Eile, die er hat, nach Hause zu kommen. Der auf ihm liegende Bann läßt ihn gar nicht mehr los. Noch wie er 16,32 bei Eumaios eintritt, ist seine erste Frage, ob die Mutter noch im Hause weile oder schon ein anderer Mann sie geheiratet habe und das Bett des Odysseus von Spinnweben besetzt sei. Schon der Eingang des 15. Buches weist darauf. Telemachos kann nicht schlafen, weil der Kummer um den Vater ihn wachhält, ein Kummer, der sich nicht mehr allein auf das Leben des Vaters bezieht.

Anstatt seine Gedanken zum Monolog werden zu lassen, gestaltet sie der Dichter greifbar zum Erscheinen der Göttin. Das gestattet ihm denn auch, diese noch weitere Mitteilungen machen zu lassen. Die Erscheinung ist dem Traum Agamemnons im 2. Buch der Ilias nachgebildet, nur daß die Göttin dem Wachenden nicht als Traumbild erscheint. Ob er sie gesehen hat, steht dahin. Sie „tritt nahe zu ihm", wie Iris zu Priamos, der auch nur die Stimme der Göttin hört.

Sehr wirkungsvoll beginnt Athene mit den Worten, die Nestor 3,313 gesprochen hat, den Jüngling vor langer Abwesenheit von Hause zu warnen. Was aber Nestor mit Rücksicht auf den Sohn unausgesprochen ließ, das spricht Athene aus: Telemachos könnte die Mutter nicht mehr zu Hause finden und dadurch an seinem Gute schwer geschädigt werden, weil sich das Gemüt der Frau dem neuen Gatten zuzuwenden pflege und sie dessen Haus zu mehren bestrebt sei, ohne sich an ihre frühern Kinder und den toten Gemahl mehr zu erinnern. Die Warnung verschärft sie durch die Mitteilung, Vater und Brüder der Penelope drängten sie, den Eurymachos zu wählen, der durch Geschenke und Brautgaben die andern Freier überbiete. Jordans Erklärung bewährt sich glänzend. Auf so übertriebene Befürchtungen gerät der ruhelose Geist in der Nacht. Daß Eurymachos seines Rangs und Ansehens wegen am meisten erwarte, Penelope zu erwerben, sagt Telemachos auch dem Theoklymenos V. 519. Zu was für Entschlüssen solche Nachtgedanken treiben können, zeigt sehr anschaulich der Rat der Athene, Telemachos solle, bis er heirate, alles seiner besten Dienerin anvertrauen. Das überreizte Gehirn sieht das Unheil schon geschehen, und er wendet sich von der Mutter ab. V. 1—26.

Sodann benachrichtigt ihn die Göttin von dem Mordanschlag der Freier und beruhigt ihn zugleich darüber. Sie mahnt ihn, das Schiff von den „Inseln" fern zu halten, aber doch in der Nacht weiterzufahren; ein gütiger Gott werde ihm Fahrwind mitgeben. Die Mahnung erweist den Dichter der Telemachie wieder als gründlichen Kenner der Gegend, wie Victor Bérard mit gewohnter Sicherheit gezeigt hat. Um zur Rückfahrt günstigen Segelwind zu haben, müßte Telemachos die Seebrise benützen können, die um zehn Uhr vormittags einsetzt und bei Sonnenuntergang aufhört. Er kommt aber erst spät am zweiten Tage nach Pylos und gelangt bis zur einbrechenden Nacht nur bis vor Elis, mit einem günstigen Winde, der hier von Athene gesandt erscheint, aber eben die Seebrise ist V. 292. Nach einigen Stunden setzt der Landwind ein, der eine direkte Fahrt nach Norden unmöglich macht. So muß Telemachos die Südspitze von Kephallenia zu gewinnen suchen. In der Straße von Zakynthos droht die Riffgruppe des Monte Acuto, die „Spitzen Inseln" Homers; um diese zu vermeiden, ist in der Tat bei einer Nachtfahrt göttliche Hilfe erwünscht. Von der Südspitze von Kephallenia soll Telemachos nach der ersten, d. h. nächstgelegenen Küste Ithakas übersetzen, also nach Porto S. Andrea im äußersten Süden der Insel, von dort die Gefährten mit dem Schiff nach der Polis schicken und den Schweinehirten aufsuchen, dessen Ge-

höft wenig entfernt liegt. Den Auftrag begründet Athene damit, daß Telemachos den Eumaios in die Stadt senden soll, um der Mutter Nachricht zugeben. Von ihrer Hauptabsicht, ihn mit dem Vater zusammenzuführen, sagt sie natürlich nichts. V. 27—42.

Echt jugendlich weckt Telemachos den Peisistratos. Daß er ihn mit dem Fuße gestoßen habe, ist aus Ilias 10,158 eingeschwärzt. Er heißt ihn den Wagen anschirren, damit sie sich auf den Weg machen könnten, Nestors Sohn ist zum Glück besonnener. So große Eile Telemachos haben möge, so gehe es doch nicht an, durch die finstere Nacht zu fahren. Es sei ja bald Morgen. Er müsse doch warten, bis Menelaos ihm die Geschenke auf den Wagen lege und ihn mit freundlichen Worten verabschiede. Denn dessen erinnere sich gerne der Gast von dem Wirte, der ihm Liebes erwiesen, sein Leben lang. Das schöne Wort von dem freundlichen Spruch, dessen der Gast zeitlebens gedenkt, leitet die warme und bedeutsame Abschiedsszene vortrefflich ein. V. 43—55.

Menelaos ist aufgestanden. Telemachos gewahrt sein Kommen, kleidet sich schnell an und tritt zu ihm hinaus. Mit kurzem Worte bittet er ihn, er möchte ihn entlassen, da ihn nach der Heimat verlange. Seine tiefsten Beweggründe muß er natürlich verschweigen. Die Antwort des Königs hält sich ganz in den Formen der freundlichen Höflichkeit, welche die Telemachie auszeichnet. Es ist ganz gleich schlimm, meint er, den Gast zurückzuhalten, der Eile hat, wie den zu drängen, der nicht abreisen will. Aber die Geschenke sollte er doch abwarten und auch ein gutes Mahl, das den Wirt ehrt und den Gast labt. Einen lockenden Vorschlag kann er jedoch nicht unterdrücken. Er würde ihn gern an den Herrensitzen im Peloponnes herumführen, wo dem Jüngling überall reiche Gastgeschenke zuteil würden. Aber Telemachos lehnt mit nachdrücklicherer Begründung ab als bisher. Aus der Rede der Göttin führt er an, was er darf, ohne seiner Mutter zu nahe zu treten. Er habe keinen Hüter seines Gutes zu Hause zurückgelassen, könnte selbst auf der Fahrt umkommen, oder es möchte ihm edles Gut aus dem Hause verloren gehen. V. 56—91.

So undeutlich seine Worte sind, Menelaos fühlt, daß es ihm sehr Ernst ist. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, befiehlt er das Mahl zu rüsten und begibt sich mit seinem Sohne Megapenthes und Helene in die Schatzkammer. Dort wählen sie die Geschenke, einen Becher und den versprochenen Krater. Für das Prachtgewand, das Helene auswählt, hat die Ilias als Vorlage gedient 6,293. Bei der Überreichung der Geschenke spricht Menelaos einen Segenswunsch für glückliche Reise und rühmt dann nach echt homerischer Art den Wert der Gaben. Daß er wiederholt, was er gestern schon 4,613 von dem Krater erzählt hat, mag etwas Ungeschicktes haben; aber die Hörer vertrugen das schon, da sie nicht beide Stellen am selben Tage zu hören bekamen. Helene überreicht Telemachos das Prachtgewand als Hochzeitsgabe für seine künftige Gemahlin und schließt mit einem Wunsch für freudige Heimkehr. Das Mahl, zu dem sie sich setzen, entbehrt nicht einer gewissen Feierlichkeit. Herr Eteoneus

zerlegt das Fleisch, Megapenthes schenkt den Wein. Dann schirren die Jünglinge den Wagen an, steigen auf und fahren aus der Vorhalle. V. 92—146.

Das Königspaar hat sie begleitet. Im äußern Hofe halten sie nochmals an, Menelaos reicht ihnen einen Becher, um vor der Abreise noch zu spenden, sagt ihnen Lebewohl und trägt ihnen einen Gruß an seinen väterlichen Freund Nestor auf. Gewiß werde er den ausrichten, antwortet Telemachos. Möchte er nur, wenn er nach Ithaka käme, den Odysseus dort finden und auch ihm von der freundlichen Aufnahme bei Menelaos erzählen und ihm die Geschenke zeigen können.

Dem Wunsche folgt sogleich ein Zeichen. Ein Adler fliegt zur Rechten auf. Er hat im Hof eine Gans geraubt und schießt, von lärmendem Volke verfolgt, rechts vor den Pferden vorbei. Das Zeichen erfreut sie alle, nur weiß Peisistratos nicht, ob es ihnen oder Menelaos gelte, und auch dieser ist im Unklaren, wie er es deuten soll. Helene aber, von plötzlicher Sehergabe erfüllt, weissagt aus dem Zeichen, wie der Adler vom Gebirge her die im Hause gemästete Gans raubte, so werde Odysseus nach langem Leiden und Irren heimkehren und sich rächen. Oder er sei schon zu Hause und plane den Freiern Unheil. Möchte Zeus es so fügen, erwidert Telemachos, dann würde er in der Heimat zu Helene wie zu einer Gottheit beten. Der Abschied ist feierlich gehalten, weil er Größeres ahnen läßt. Der Hörer weiß, daß Helene eine untrügliche Seherin war. V. 147 bis 181.

Wieder nächtigen die Reisenden in Pherai bei Ortilochos' Sohn Diokles und gelangen folgenden Tages in die Nähe von Pylos. Da fürchtet der nach rascher Heimkehr strebende Telemachos, nicht ohne Grund, der alte Nestor könnte ihn aus lauter Freundschaft zurückhalten, und das soll ihm Peisistratos vermeiden helfen. Er holt bei der Bitte ein wenig aus und beruft sich darauf, daß sie von den Vätern her Gastfreunde, dazu Altersgenossen sind, und daß die gemeinsame Reise ihre Freundschaft festigen werde. Er bittet, der Freund möge ihn nicht an seinem Schiffe vorbeifahren, sondern dort lassen, damit ihn nicht Nestor aus gutgemeinter Gastlichkeit in seinem Hause zurückhalte, während er doch solche Eile habe. Peisistratos geht darauf ein, fährt ihn zu seinem Schiff, packt die Geschenke aus und rät Telemachos dringend abzufahren, bevor er selbst nach Hause komme und dem Greise Bericht erstatte. Denn gewalttätig, wie Nestor ist, wird er ihn nicht ruhig ziehen lassen, sondern selbst kommen und ihn einladen, und dann wird er nicht ohne ihn zurückkehren. Sehr böse wird er jedenfalls sein. Im Gegensatz zu Menelaos, der dem Gast um keinen Preis Gewalt antun möchte, läuft Nestor Gefahr, ihn vor lauter Liebenswürdigkeit in Verlegenheit zu bringen; eine sehr lebenswahre Beobachtung. V. 182—214.

Daß der Dichter durch das Auftreten des Theoklymenos die Abreise nun doch verzögert, ficht ihn nicht an. Die homerische Poesie pflegt die Handlung stillzustellen, bis die Episode erzählt ist. Der Seher Theo-

klymenos ist eingeführt, um vor dem Freiermorde die grause Weissagung auszusprechen. Die breite Genealogie ist bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck, da sie Dichter und Hörer interessiert hat. V. 215—255.

Theoklymenos naht dem Schiff in Aufregung. Daß er den Telemachos bei einer Spende an Athene antrifft, gibt ihm den Mut, ihn zu beschwören, er möchte ihm Namen und Heimat nennen. Des Telemachos Antwort klingt nicht zuversichtlicher als seine frühern Reden bei Nestor und Menelaos. Sein Vater sei Odysseus, „wenn er es je war"; das Unwiderbringliche gilt, als wäre es nie dagewesen. Er spricht von Odysseus als einem Verstorbenen und teilt nur mit, daß er auf Kunde von ihm ausgezogen sei. Seine Stimmung ist ganz begreiflich. Er hat vernommen, daß vor längerer Zeit Proteus dem Menelaos erzählt hat, Odysseus werde von Kalypso gefangen gehalten. Das ist imgrunde alles, was er mitbringt. Der Helene Weissagung war ja glückverheißend; aber ob sie wirklich in Erfüllung gehen wird? Jetzt, wo der Jüngling wieder allein ist, befällt ihn die alte Trostlosigkeit. Um so wirksamer wird sich der Umschlag gestalten.

Theoklymenos ist noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihn aufzurichten. Er befindet sich auf der Flucht vor den Verwandten eines Mannes, den er erschlagen hat, und bittet Telemachos um Zuflucht auf seinem Schiff. Sie wird ihm gewährt. Als seinem Gaste nimmt Telemachos dem Fremden den Speer ab und macht ihm neben sich auf der hintern Plattform Platz. Dann fahren sie ab, bis sie nach Einbruch der Nacht rudernd auf die gefürchtete Riffgruppe der Spitzen Inseln zuhalten müssen. Vor diesen hat Telemachos Angst; er weiß nicht, ob er dem Tode entrinnen oder umkommen werde. Die Stelle auf den Hinterhalt der Freier zu beziehen geht deshalb nicht an, weil ihn Athene bereits darüber beruhigt hat und er außerdem weiß, daß ihm die Freier im Norden, nicht im Süden des Sundes auflauern. V. 256—300.

Hier bricht die Erzählung ab. Daß ein Dichter, der die Reise bis ins einzelnste verfolgt hat, über den wichtigsten Punkt ohne ein Wort hinweggehen sollte, um uns in die Hütte des Eumaios zu versetzen und dann den Telemachos heil und gesund erscheinen zu lassen, ist vollkommen undenkbar. Wilamowitz hatte ganz Recht, hier einen Bruch in der geradlinigen Erzählung anzunehmen, und zwar rührt er vom Dichter der Odyssee her. Eine untrügliche Spur von ihm weist das Wort des Eumaios von diesen ungeheuer langen Nächten, die man besser mit Gesprächen verbringe als mit zu langem Schlaf. Es ist also wieder Winter, ein sicherer Beweis, daß die Partie der Telemachie fremd war. Daß deren interessante Stelle weichen mußte, ist immerhin schade.

Absicht des Dichters ist die Erzählung der Geschichte des Eumaios. Sie entspricht in ihrer sorgfältigen Vorbereitung der Kunst des 14. Buches. Wie Odysseus am Abend vorher den Hirten geprüft hat, ob er ihm nicht einen Mantel geben würde, so erprobt er jetzt zuerst seine Bereitwilligkeit,

ihn weiter freundlich zu bewirten. Er tut das durch die Ankündigung, er werde morgen in die Stadt gehen und betteln, um nicht Eumaios und seine Knechte zu schädigen. Eumaios brauche ihm nur Anweisung zu geben und einen zuverlässigen Mann mitzuschicken, dann werde er sich allein durchbetteln. Er gedenkt auch Penelope Botschaft zu bringen und sich unter die Freier zu mischen, um Anteil an ihrem Überfluß zu erlangen. Er würde ihnen tun, was sie wollten. Denn, so betont er mit Nachdruck, durch den Willen des Hermes, der aller Menschen Werken Anmut und Erfolg verleihe, könne es in aller erdenklichen Dienstleistung keiner mit ihm aufnehmen. Sehr unwillig erwidert der Hirt, damit würde er sich bei dem frechen Charakter der Freier in offenbares Verderben stürzen. Übrigens ließen sich diese nicht durch Leute bedienen, wie er einer sei, sondern durch wohlgepflegte junge Männer, wie denn ihre ganze Ausstattung sehr vornehm sei. Er möge nur bleiben, denn er sei hier niemandem zur Last. Wenn Telemachos komme, werde der in allem für ihn sorgen. V. 301—339.

Odysseus dankt mit einem Segenswunsch und beklagt die durch die Irrfahrten erweckten Leiden und den durch sie hervorgerufenen Hunger, der so viel Schmerzen verschaffe. Da er nun bleiben und auf Telemachos warten soll, mag ihm der Hirt von den Eltern des Odysseus berichten, ob sie noch leben oder bereits gestorben sind. Die Antwort ist betrübend. Laertes lebt noch, betet aber um den Tod, denn er jammert um den Sohn und mehr noch um den Verlust der Gemahlin, deren Tod ihn am meisten schmerzt und ihm zu frühes Alter verursachte. Stärker als Antikleia selbst im Hades getan hatte, malt der Hirt ihren jammervollen, durch die Sehnsucht nach dem Sohne herbeigeführten Tod. Die Erinnerung an sie veranlaßt ihn zu sagen, solange sie lebte, sei es ihm immer lieb gewesen, trotz ihrem Leide sie zu besuchen und sich nach manchem zu erkundigen. Erzog sie ihn doch zusammen mit ihrer Tochter Ktimene, mit der er aufwuchs, bis sie nach Same verheiratet wurde. Dann stattete ihn Antikleia aus und stellte ihn auf dem Acker an, bewies ihm aber immer ihre Zuneigung. Jetzt vermißt er das alles, obwohl ihm die Arbeit gedeiht, von der er lebt und Flehende unterstützt. Von Penelope aber vernimmt man, seit das Unheil in ihr Haus eingebrochen, nichts Freundliches mehr, weder Wort noch Tat. Und doch begehren die Dienenden so sehr, sich vor der Herrin auszusprechen und nach allem zu fragen, sich von ihr bewirten zu lassen und etwas Erfreuliches mit fortzunehmen. V. 340—379.

Die Schwester des Odysseus und die Erziehung des Eumaios als Kind vom Hause bildeten, wie Wilamowitz gesehen hat, einen Teil der nachfolgenden Jugendgeschichte des Hirten. Deren echter Schluß muß verloren gegangen sein, denn, auch das hat Wilamowitz gesehen, der am Hof mit der Königstochter Erzogene konnte nicht als Schweinehirt enden. Unser Dichter hat das indessen recht glaubhaft zu machen gewußt.

Aus des Eumaios Worten schließt Odysseus, jener müsse als Kind

der Heimat entrissen worden sein, und bittet ihn, ihm das zu erzählen. Der Hirt ist gerne bereit, da ja diese Nächte ungeheuer lang sind und zu viel Schlaf auch nicht vom Guten ist. Wer von den Knechten schlafen will, soll draußen schlafen, ohne Zweifel unter dem Felsdach, wo Eumaios gestern die Eber hütete, und morgen wieder an der Arbeit sein. Sie beide wollen sich in Gedanken an ihre traurigen Leiden bei Trank und Speise erfreuen. Denn, so lautet ein wahres Wort, hinterher freut sich auch seiner Schmerzen der Mann, der viel erfahren hat und weit herumgetrieben wurde V. 380—402.

Die hochinteressante Erzählung des Eumaios kann sich ursprünglich nicht auf ihn bezogen haben. Es ist unmöglich zu glauben, daß ein Dichter ihn in erster Person eine Geschichte erzählen lasse, die er von niemand wissen und an die er sich kaum erinnern konnte. Das Märchen, denn ein solches muß es gewesen sein, ließ seinen Helden als Königssohn geboren und nach manchen Fährlichkeiten wieder an einem Königshof erzogen werden. Schweinehirt des Odysseus war der Held nicht. Die Geschichte ist von dem Dichter in unsere Odyssee einbezogen, wofür wir ihm freilich sehr dankbar sind. Wie Eumaios geendet, preist Odysseus ihn glücklich, daß er zum Schluß noch einen so gütigen Herrn gefunden, während er selbst noch auf der Irrfahrt hierher gelangt ist. Eumaios hat es, trotzdem er Knecht ist, besser als er. V. 403—492.

Die ganze Partie ist eine prächtige Ergänzung zum 14. Buche. Des Hirten Charakter ist nach mehreren Seiten ausführlicher gezeichnet, durch manches kluge und gute Wort und den herzlichen Ton, in dem er von seinem Geschicke redet. Sein Verhältnis zur Familie seines Herrn wie die ganze liebevolle Zeichnung, die der Dichter von ihm entwirft, erheben ihn zu einer wichtigen Person des Gedichtes. Er hat bei dem Rachewerke eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Nun tritt die Telemachie wieder ein. Daß etwas verloren gegangen ist, sieht man schon daran, daß wir nicht hören, wo Telemachos gelandet ist, sondern es halb erraten müssen. Es geschieht an der Südspitze von Ithaka, und zwar landen sie frühmorgens. Ihr Mahl nehmen sie neben dem Schiff am Lande ein, dann heißt Telemachos die Gefährten das Schiff der Küste nach bis zur Stadt rudern. Das ist notwendig, weil sie gegen den Wind fahren müssen. Er selbst wolle seine Felder und Hirten besuchen, am Abend in die Stadt kommen und ihnen morgen als Lohn für die Reise ein herrliches Mahl herrichten. Da fragt ihn Theoklymenos, wohin er sich denn wenden solle, in das Haus eines der Mächtigen auf Ithaka, oder gleich zu Penelope und in des Odysseus Palast. Unter andern Umständen, antwortet Telemachos, würde er ihn gerne aufnehmen. Aber jetzt würde der Fremde sich unbehaglich fühlen, weil er selbst nicht dort sein werde und die Mutter ihn auch nicht zu sehen bekäme, da sie sich von den Freiern fernhalte. Das beste wäre, er wendete sich an Eurymachos, der in Ithaka das größte Ansehen besitze und sich auf der Pene-

lope Hand und die Würde des Odysseus am meisten Hoffnung mache. Aber, fügt er mit einem Schimmer von Hoffnung hinzu, das wisse Zeus im Himmel, ob er, der Gott, ihnen vor der Hochzeit ein böses Ende bereiten werde.

Wie er so spricht, fliegt ihm von rechts ein Falke zu, Apollons schneller Bote, der eine erhaschte Taube zaust. Da nimmt ihn Theoklymenos beiseite. Er hat in dem Falken einen Weissagevogel erkannt, und das Zeichen bedeutet, daß des Odysseus Haus in Ithaka das am meisten zur Herrschaft berechtigte ist und immer die Macht haben wird. Wie auf Helenes Weissagung antwortet Telemachos nur mit dem Wunsch, es möchte so sein, dann würde Theoklymenos seine reichste Freundschaft erfahren. Aber von dem verzagten Gedanken, den Fremden an Eurymachos zu weisen und damit gewissermaßen dessen Ansprüche anzuerkennen, ist er zurückgekommen. So viel Wirkung hat das Wort des Sehers getan. Auf seine Bitte übernimmt es sein liebster Gefährte Peiraios, bis zur Ankunft des Telemachos den Theoklymenos zu beherbergen. So rudern die Gefährten das Schiff nach der Stadt, Telemachos erreicht raschen Schrittes das Gehöft des Eumaios. V. 493—557.

Odyssee XVI.

Wie Eumaios und sein Gast in der Hütte das Frühmahl bereiten, bemerkt Odysseus am Schall von Tritten, daß jemand kommt, daß aber die Hunde nicht bellen, sondern freundlich wedeln. Wie er zum Hirten sagt, es müsse ein Bekannter kommen, tritt Telemachos unter die Tür. Ergreifend ist die Freude, mit der Eumaios aufspringt, sein Gerät fallen läßt, dem Ankommenden unter ausbrechenden Tränen entgegeneilt und ihm das Haupt, Augen und Hände küßt, wie ein Vater seinem nach langem Fernsein zurückkehrenden Sohn. Hat er doch nicht geglaubt, ihn je wiederzusehen, da er ja von dem Anschlag der Freier Kunde hatte. Telemachos kommt so selten aufs Land und zu den Hirten, sondern bleibt in der Stadt; er habe wohl, setzt der Hirt mit einiger Schalkheit hinzu, am Anblick des abscheulichen Treibens der Freier Vergnügen empfunden. Es mußte, meint er, schon eine große Veranlassung wie diese Reise sein, die ihn zu einem Besuche brachte. Mit Kirchhoff auf eine frühere Fassung der Geschichte zu schließen, nach der Telemachos aus der Stadt gekommen wäre, sehe ich keinen Grund. V. 1—29.

Es steht im engsten Zusammenhang mit dem ganzen vorhergehenden Buche, wenn Telemachos zuerst nach der Mutter fragt. Die Worte der Athene haben ihn zu größter Eile angetrieben, er ist sogar bei Nacht den gefahrvollen Weg gefahren, und nun hat er keine Ruhe, bevor er weiß, wie es zu Hause steht. Weilt die Mutter noch im Hause, oder hat ein anderer Mann sie geheiratet, und steht das Bett des Odysseus voll häßlicher Spinnweben da, weil niemand mehr darinnen liegt? Die fast groteske Übertreibung veranschaulicht glänzend die Spannung in der

der Heimat entrissen worden sein, und bittet ihn, ihm das zu erzählen. Der Hirt ist gerne bereit, da ja diese Nächte ungeheuer lang sind und zu viel Schlaf auch nicht vom Guten ist. Wer von den Knechten schlafen will, soll draußen schlafen, ohne Zweifel unter dem Felsdach, wo Eumaios gestern die Eber hütete, und morgen wieder an der Arbeit sein. Sie beide wollen sich in Gedanken an ihre traurigen Leiden bei Trank und Speise erfreuen. Denn, so lautet ein wahres Wort, hinterher freut sich auch seiner Schmerzen der Mann, der viel erfahren hat und weit herumgetrieben wurde V. 380—402.

Die hochinteressante Erzählung des Eumaios kann sich ursprünglich nicht auf ihn bezogen haben. Es ist unmöglich zu glauben, daß ein Dichter ihn in erster Person eine Geschichte erzählen lasse, die er von niemand wissen und an die er sich kaum erinnern konnte. Das Märchen, denn ein solches muß es gewesen sein, ließ seinen Helden als Königssohn geboren und nach manchen Fährlichkeiten wieder an einem Königshof erzogen werden. Schweinehirt des Odysseus war der Held nicht. Die Geschichte ist von dem Dichter in unsere Odyssee einbezogen, wofür wir ihm freilich sehr dankbar sind. Wie Eumaios geendet, preist Odysseus ihn glücklich, daß er zum Schluß noch einen so gütigen Herrn gefunden, während er selbst noch auf der Irrfahrt hierher gelangt ist. Eumaios hat es, trotzdem er Knecht ist, besser als er. V. 403—492.

Die ganze Partie ist eine prächtige Ergänzung zum 14. Buche. Des Hirten Charakter ist nach mehreren Seiten ausführlicher gezeichnet, durch manches kluge und gute Wort und den herzlichen Ton, in dem er von seinem Geschicke redet. Sein Verhältnis zur Familie seines Herrn wie die ganze liebevolle Zeichnung, die der Dichter von ihm entwirft, erheben ihn zu einer wichtigen Person des Gedichtes. Er hat bei dem Rachewerke eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Nun tritt die Telemachie wieder ein. Daß etwas verloren gegangen ist, sieht man schon daran, daß wir nicht hören, wo Telemachos gelandet ist, sondern es halb erraten müssen. Es geschieht an der Südspitze von Ithaka, und zwar landen sie frühmorgens. Ihr Mahl nehmen sie neben dem Schiff am Lande ein, dann heißt Telemachos die Gefährten das Schiff der Küste nach bis zur Stadt rudern. Das ist notwendig, weil sie gegen den Wind fahren müssen. Er selbst wolle seine Felder und Hirten besuchen, am Abend in die Stadt kommen und ihnen morgen als Lohn für die Reise ein herrliches Mahl herrichten. Da fragt ihn Theoklymenos, wohin er sich denn wenden solle, in das Haus eines der Mächtigen auf Ithaka, oder gleich zu Penelope und in des Odysseus Palast. Unter andern Umständen, antwortet Telemachos, würde er ihn gerne aufnehmen. Aber jetzt würde der Fremde sich unbehaglich fühlen, weil er selbst nicht dort sein werde und die Mutter ihn auch nicht zu sehen bekäme, da sie sich von den Freiern fernhalte. Das beste wäre, er wendete sich an Eurymachos, der in Ithaka das größte Ansehen besitze und sich auf der Pene-

lose Hand und die Würde des Odysseus am meisten Hoffnung mache. Aber, fügt er mit einem Schimmer von Hoffnung hinzu, das wisse Zeus im Himmel, ob er, der Gott, ihnen vor der Hochzeit ein böses Ende bereiten werde.

Wie er so spricht, fliegt ihm von rechts ein Falke zu, Apollons schneller Bote, der eine erhaschte Taube zaust. Da nimmt ihn Theoklymenos beiseite. Er hat in dem Falken einen Weissagevogel erkannt, und das Zeichen bedeutet, daß des Odysseus Haus in Ithaka das am meisten zur Herrschaft berechtigte ist und immer die Macht haben wird. Wie auf Helenes Weissagung antwortet Telemachos nur mit dem Wunsch, es möchte so sein, dann würde Theoklymenos seine reichste Freundschaft erfahren. Aber von dem verzagten Gedanken, den Fremden an Eurymachos zu weisen und damit gewissermaßen dessen Ansprüche anzuerkennen, ist er zurückgekommen. So viel Wirkung hat das Wort des Sehers getan. Auf seine Bitte übernimmt es sein liebster Gefährte Peiraios, bis zur Ankunft des Telemachos den Theoklymenos zu beherbergen. So rudern die Gefährten das Schiff nach der Stadt, Telemachos erreicht raschen Schrittes das Gehöft des Eumaios. V. 493—557.

Odyssee XVI.

Wie Eumaios und sein Gast in der Hütte das Frühmahl bereiten, bemerkt Odysseus am Schall von Tritten, daß jemand kommt, daß aber die Hunde nicht bellen, sondern freundlich wedeln. Wie er zum Hirten sagt, es müsse ein Bekannter kommen, tritt Telemachos unter die Tür. Ergreifend ist die Freude, mit der Eumaios aufspringt, sein Gerät fallen läßt, dem Ankommenden unter ausbrechenden Tränen entgegeneilt und ihm das Haupt, Augen und Hände küßt, wie ein Vater seinem nach langem Fernsein zurückkehrenden Sohn. Hat er doch nicht geglaubt, ihn je wiederzusehen, da er ja von dem Anschlag der Freier Kunde hatte. Telemachos kommt so selten aufs Land und zu den Hirten, sondern bleibt in der Stadt; er habe wohl, setzt der Hirt mit einiger Schalkheit hinzu, am Anblick des abscheulichen Treibens der Freier Vergnügen empfunden. Es mußte, meint er, schon eine große Veranlassung wie diese Reise sein, die ihn zu einem Besuche brachte. Mit Kirchhoff auf eine frühere Fassung der Geschichte zu schließen, nach der Telemachos aus der Stadt gekommen wäre, sehe ich keinen Grund. V. 1—29.

Es steht im engsten Zusammenhang mit dem ganzen vorhergehenden Buche, wenn Telemachos zuerst nach der Mutter fragt. Die Worte der Athene haben ihn zu größter Eile angetrieben, er ist sogar bei Nacht den gefahrvollen Weg gefahren, und nun hat er keine Ruhe, bevor er weiß, wie es zu Hause steht. Weilt die Mutter noch im Hause, oder hat ein anderer Mann sie geheiratet, und steht das Bett des Odysseus voll häßlicher Spinnweben da, weil niemand mehr darinnen liegt? Die fast groteske Übertreibung veranschaulicht glänzend die Spannung in der

Seele des Sohnes. Eumaios weiß nichts anderes, als daß Penelope weinend in Trauer des Gemahls harrt. Aus unserer Stelle hat der Dichter der Odyssee die Verse genommen, die er 11,181 der Antikleia, freilich mit noch größerer Wirkung, in den Mund legte. V. 30—39.

Was folgt, atmet die Behaglichkeit und Höflichkeit der Telemachie. Beim Eintritt des Herrensohnes will der fremde Bettler Platz machen, aber Telemachos heißt ihn sitzen bleiben, Eumaios macht ihm selbst einen behaglichen Sitz zurecht und setzt ihm Speise und Trank vor. Ausdrücklich hören wir, daß es Reste von gestern abend sind. Dann fragt Telemachos, wer der Fremde sei. In die Antwort des Hirten hat der Dichter der Odyssee die Hauptzüge der langen Erzählung des Odysseus eingeflochten. Der Hirt übergibt ihn dem Fürstensohn, der ihn nach Gutdünken behandeln mag; doch mahnt er ihn, daß es ein Schutzflehender ist.

Das Wort berührt Telemachos peinlich. Er weiß nicht, wie er den Fremden in seinem Hause aufnehmen soll, denn er fühlt sich nicht stark genug, ihn vor Beleidigungen der Freier zu schützen. Des Beistandes der Mutter ist er nicht sicher, denn sie ist unentschlossen, ob sie aus Rücksicht auf das Bett des Gemahls und die öffentliche Meinung bei ihm bleiben und des Hauses walten oder einem andern folgen soll, der unter den Freiern der Edelste ist und die meisten Geschenke bietet. Man sieht, er zweifelt sehr daran, ob Penelope auf die Dauer standhalten werde, und fühlt sich daher in seinem Handeln sehr unsicher.

Schließlich verfällt er auf den Gedanken, den Fremden auszustatten und zu entlassen, wohin er begehre, oder, wenn Eumaios ihn behalten wolle, Kleider und Nahrung für ihn herauszuschicken, damit er Eumaios und den Knechten keine Ungelegenheiten mache. Zu den Freiern will er ihn nicht mitnehmen, denn er fürchtet für ihn ungebührliche Behandlung, gegen die bei ihrer Überzahl auch ein Starker nichts ausrichten könnte. V. 40—89.

Jetzt mischt sich Odysseus ins Gespräch, mit bescheidener Einleitung. Sein Herz wird zerrissen, wenn er hören muß, was sich die Freier gegen den Willen des trefflichen Jünglings erlauben. Wie schon Nestor getan, fragt er ihn, ob er sich das freiwillig gefallen lasse, ob ihm das Volk abgeneigt sei, weil es von einem Gotte her Kunde gehört, oder ob er sich nicht auf seine Brüder verlassen könne. „Wäre ich jung wie du, mit dem Mute, der mich selbst beseelt, dann sollte mir gleich ein anderer Mann den Kopf abschlagen, wenn ich mich nicht ihnen allen als Unheil erwiese. Sollten sie mich durch ihre Übermacht bewältigen, so möchte ich lieber, in meinem Hause erschlagen, tot daliegen, als immer diesen Unfug mitansehen." Das ist der sinngemäße Zusammenhang. Odysseus packt seinen Sohn beim Ehrgefühl. Die Verse 100 f. und 104 zerstören diesen guten Sinn und bringen den fremden Gedanken an Odysseus' Rückkehr hinein. Sie verraten sich übrigens schon durch ihre ungeschickte Einfügung. Sehr lebhaft stellt sich Odysseus die Ungebühr der Freier vor, die er mit lebhaften Farben ausmalt.

Was er voraussetzt, antwortet Telemachos, trifft alles nicht zu. Schuld an seiner Machtlosigkeit ist nur seine Vereinsamung, denn er hat keine Sippe, und sein Geschlecht pflanzt immer nur ein einziger Mann fort. Die Freier aber sind sehr zahlreich. Telemachos führt das mit denselben Worten aus, wie 1,245 Athene gegenüber. Wie dort, klagt er über die Unentschlossenheit der Mutter, die Verwüstung seines Hauses und die eigne Lebensgefahr. „Aber das liegt, so schließt er, auf den Knien der Götter." V. 90—129.

Abbrechend befiehlt er dem Hirten in die Stadt zu gehen und Penelope seine glückliche Rückkehr zu melden, auch daß er noch hier bleiben werde. Seine Feinde sollen davon nichts vernehmen. Dringend notwendig wäre der Auftrag nicht, weil die Kunde von der Rückkehr durch die Gefährten in die Stadt gelangt. Aber Eumaios soll auf geraume Zeit entfernt werden, um die Erkennung möglich zu machen. Der Hirt fragt, ob er auch dem Laertes die Kunde bringen soll, der seit des Telemachos Abreise nicht mehr esse und trinke und auch sein Gut nicht mehr beaufsichtige, sondern in Kummer dahinschwinde. Aber Telemachos will das nicht, weil der Dichter Eumaios auf den Abend wieder nötig hat. So leid es ihm tut, sie müssen den Greis sich selbst überlassen. Die Menschen, meint er, könnten nicht alles haben, wie sie wollten, sonst würden sie sich zuerst die Rückkehr des Vaters wünschen. Eumaios soll geraden Weges wieder umkehren. Dem Laertes kann die Mutter durch die Schaffnerin heimlich Kunde schicken. Daß Laertes herangezogen wird, könnte überflüssig scheinen, wenn wir nicht bemerkten, daß der Dichter will, der Hörer soll ihn im Gedächtnis behalten. Schon 4,735 läßt er deshalb Penelope den Vorschlag machen, den Greis zu holen. Es ist mir kein Zweifel, daß er damit die Erkennung des letzten Buches vorbereitet. V. 130—153.

Vater und Sohn sind allein, und Athene schickt sich an, die Erkennung ins Werk zu setzen. In Gestalt einer schönen Frau tritt sie unter das Hoftor. Telemachos sieht sie nicht, „denn nicht allen erscheinen die Götter leibhaft". Der Dichter macht von seinem Recht ausgiebigen Gebrauch; er und die Götter können es halten, wie sie wollen, ob sie sich von den Menschen sehen und erkennen lassen oder nicht. Odysseus sieht und erkennt sie sofort. Und gleich darauf das prächtige Stück volkstümlichen Aberglaubens: auch die Hunde erkennen sie, bellen nicht und drücken sich knurrend durch das Gehöft. Noch heute weiß jeder Bauer, daß die Hunde die Geister sehen können. Athene winkt Odysseus heraus und fordert ihn auf, sich dem Sohne zu erkennen zu geben, damit sie vor der Rückkehr zur Stadt ihren Racheplan schmieden könnten. Sie selbst stellt ihre Mithilfe in Aussicht, da sie zu kämpfen begehre.

Die Göttin verwandelt Odysseus zurück, mit einer kleinen Unstimmigkeit gegenüber der Verwandlung. Dort hat sie ihm die rotblonden Haare vom Haupte getilgt, hier wächst ihm der dunkle Bart. Bedeutend ist der Widerspruch nicht, aber ein hübsches Zeichen für die Sorglosigkeit des Dichters.

In dem Verwandelten glaubt Telemachos einen Gott zu erkennen und bittet um gnädige Schonung. Nicht ein Gott ist er, antwortet Odysseus, sondern sein Vater, nach dem er in seiner Bedrängnis so sehr seufzt. Aber Telemachos ist, seinem ganzen Charakter entsprechend, noch immer ungläubig. Ein Dämon muß ihn berücken, denn eine so wunderbare Wandlung brächte mit eigenem Verstand kein Sterblicher zustande, es wäre denn, ein Gott käme selbst und machte den Menschen nach seinem Willen jung oder alt. Ernst verweist ihm Odysseus den Zweifel und das übergroße Staunen. Ein anderer Odysseus wird nie mehr kommen, und die Verwandlung in den Bettler und jetzt wieder in den rüstigen Helden ist Athenes Werk, die leicht den Menschen in Glanz und wieder ins Elend versetzt. V. 154—212.

Nach homerischer Art löst sich die Spannung in Tränen. Vater und Sohn klagen laut und anhaltend gleich Seeadlern oder Lämmergeiern, denen Bauern die Jungen geraubt haben. Das Gleichnis hat nachmals Aischylos in erhabenster Weise verwendet. Dann fragt Telemachos den Vater, wie er hergekommen sei, und dieser antwortet kurz nach der Erzählung des 13. Buches, die wohl von der der alten Telemachie verschieden ist. Die Hauptsache ist ihm die Beratung über den Kampf mit den Freiern; zu dieser, sieht er ein, hat ihn Athene hierher kommen lassen. Erst will er ihre Zahl wissen, um dann zu überlegen, ob sie beide allein sich mit ihnen messen könnten oder sich um Hilfe umsehen müßten. V. 213—239.

Daß sie beide allein genügen würden, hält Telemachos trotz der bekannten Heldenhaftigkeit des Odysseus für einen vermessenen Gedanken, über den er sich entsetzt. Er zählt die Freier auf, deren Zahl sich auf hundertacht beläuft. Die Anzahl ist fast ungeheuerlich, aber eine Betrachtung darüber nicht angebracht. Wie bei den Streitkräften der Ilias und in den Epen aller Zeiten geschieht, nimmt der Dichter den Mund voll, ohne sich nachher darum zu bekümmern, was er mit diesen Massen anfangen soll.

Telemachos hielte es demnach für gut, Odysseus würde auf einen geneigten Helfer sinnen. Aber Odysseus fordert ihn auf, zu erwägen, ob nicht Athene mit Zeus genüge, oder ob er noch auf einen andern Helfer sinnen solle. Freilich seien das treffliche Bundesgenossen, erwidert Telemachos, und Odysseus versichert ihn, die beiden Götter würden nicht lange dem Kampfe fernbleiben, wenn einmal der Streit zwischen ihnen und den Freiern entbrenne.

Vorhin hat Athene dem Odysseus ihre werktätige Hilfe im Kampf in Aussicht gestellt. Hier, bei dieser ersten, aber entscheidenden Beratung über den Freiermord ist die bestimmte Erwartung der göttlichen Hilfe ein viel zu gewichtiges Moment, als daß wir darin bloß einen allgemeinen Ausdruck des Gottvertrauens erblicken dürften. Daß Eumaios mitkämpfen würde, wird nicht einmal angedeutet. Es bleibt nur der Schluß, daß die Telemachie in ihrer ursprünglichen Gestalt Odysseus und seinen Sohn

allein mit den Freiern kämpfen, aber Athene unter dem Beistande des Zeus tätig eingreifen ließ. V. 240—269.

Odysseus geht zu den einzelnen Verhaltungsmaßregeln über. Wenn er in Bettlergestalt von den Freiern die ärgste Unbill erfahren muß, so soll Telemachos den Anblick ertragen und sie nur freundlich ermahnen, von ihrem unsinnigen Treiben zu lassen. Freilich werden sie nicht auf ihn hören, denn schon steht ihnen der Schicksalstag nahe. V. 270—280.

Es schließt sich die vielbesprochene Weisung des Odysseus über die Bergung der Waffen an, die seit dem Altertum als eine aus dem Anfang des 19. Buches übel hergerichtete Interpolation gilt. Woher, fragen die Scholien, soll Odysseus gewußt haben, daß die Waffen in seinem Saale liegen? Nun, es ist doch schon 1,128 von dem Speerbehälter die Rede gewesen, in den zahlreiche Speere des Odysseus gestellt zu werden pflegten, und daß ein homerisches Megaron mit Waffenstücken geschmückt war gleich einem mittelalterlichen Saal, ist auch nicht besonders merkwürdig. Wenn sich sodann Vorbereitung und Ausführung nicht vollkommen entsprechen, so ist es mit allen menschlichen Dingen so. Tritt der richtige Zeitpunkt für die Waffenbergung ein, sagt hier Odysseus, so will er dem Sohne mit dem Haupt einen Wink geben. Das kann er allerdings nicht wissen, daß sie einmal in tiefer Nacht ruhig würden ans Werk gehen können. Auch nach unserer Stelle ist übrigens die Anwesenheit der Freier bei der Waffenbergung nicht vorausgesetzt. Wenn diese die Waffen erwähnten und danach fragten, soll Telemachos sagen, er habe sie aus dem Rauch entfernt, weil sie dadurch häßlich geworden seien, außerdem um zu vermeiden, daß sie, vom Wein erhitzt, einander unziemlicherweise zu Leibe gingen. Das setzt doch voraus, daß die Freier die Neuerung erst entdecken, wenn sie vollzogen ist. Am wenigsten spricht gegen die Echtheit unserer Stelle die Weisung des Vaters, für sie beide eine Rüstung zurückzubehalten, d. h. zurechtzulegen, was dann nicht geschieht. In der ursprünglichen Telemachie geschah es freilich, aber die Eindichtung des Bogenkampfes hat das verdrängt. Man hat auch die zwei zurückzubehaltenden Schwerter sinnlos gefunden, weil ja Telemachos schon eines trage. Aber Odysseus hat keins, und dergleichen kleine Unebenheiten haben nichts zu bedeuten.

Für die alte Gestaltung des Kampfes ist die Voraussage wichtig, daß Athene und Zeus die Freier berücken, also wohl den Rächern fast wehrlos ausliefern würden. Das paßt zu der bereits in Aussicht gestellten tätigen Hilfe der Athene so gut, daß es für die Echtheit unserer Stelle mitspricht. V. 281—298.

Weiter verlangt Odysseus, es dürfe gar niemand von seiner Anwesenheit etwas erfahren, dagegen wolle er die Gesinnung der Knechte und Mägde erkunden. Telemachos möchte nicht den Anschein der Sorglosigkeit auf sich ziehen, hält es aber für nutzlos, mit dem Besuch der Leute auf dem Lande die Zeit zu vergeuden, während im Palaste die Freier hausten. Die Gesinnung der Mägde möge er prüfen, für den Be-

such der Gutshöfe werde später noch Zeit sein, „wenn du wirklich ein Zeichen von Zeus weißt“. Telemachos verleugnet seinen uns lange bekannten Charakter nicht. Noch jetzt, wo doch so viel von seinen Wünschen erfüllt ist, vermag er sich nicht jedes Zweifels zu entschlagen und freudig auf das Gelingen zu hoffen. V. 299—320.

Mit gewohnter Leichtigkeit wechselt der Dichter den Schauplatz und führt uns nach Ithaka, wo eben das Schiff des Telemachos landet. Die Gefährten bringen die Geschenke bei Klytios, dem Vater des Peiraios, unter und schicken ihren Herold zu Penelope. Der trifft mit Eumaios zusammen, beide entledigen sich ihres Auftrags, und der Hirt macht sich auf den Heimweg. V. 321—341.

Gleich glatt und flüssig verläuft die weitere Erzählung. Die Freier, die, ohne daß es ausdrücklich gesagt war, von der Rückkehr des Telemachos Kunde erhalten haben, sind ärgerlich und niedergeschlagen und halten vor dem Hoftor Rat. Eurymachos wiederholt, sie hätten dem Telemachos die Reise gar nicht zugetraut, und jetzt sei sie vollendet. Sie wollten deshalb ihr auf den Hinterhalt gesandtes Schiff zurückrufen. Da dreht sich der Freier Amphinomos um, erblickt das Schiff im Hafen und bricht in behagliches Lachen aus: Botschaft ist nicht nötig, die Leute sind schon im Hafen, ob ihnen nun ein Gott Bericht gegeben oder sie selbst das Schiff des Telemachos am Lande haben hinfahren sehen, ohne es erreichen zu können. Die Freier gehen den Ankommenden entgegen, sehen, wie sie landen, und begeben sich dann auf den Markt, wo sie eine eigentliche Ratsversammlung abhalten. Außer ihnen wird dabei niemand zugelassen. Belustigend ist die wichtige Schilderung des Antinoos von den großen Anstrengungen, deren sie sich bei Tag und Nacht unterzogen, um ja Telemachos nicht ungesehen durchzulassen. Nun habe ihn unterdessen ein Dämon nach Hause gebracht. Von dem Mordplan läßt er indessen nicht. Gelang der auf dem offenen Meere nicht, so muß er hier gelingen. Es ist fein beobachtet, wie sich Antinoos beinahe in eine Zwangslage versetzt fühlt, aus der nur ein Gewaltstreich sie rettet. Die Reise des Telemachos zeigt ihm diesen jetzt als gefährlichen Feind, der ihnen nicht entrinnen darf. Solange er lebt, werden sie mit ihrer Werbung nie zu Ende kommen, denn er zeigt schon klugen Verstand und weiß, wie er sich helfe. Auch ist ihnen das Volk nicht mehr gar wohlgesinnt. Man muß eilen, bevor Telemachos, was er sicher tun wird, vor der Gemeinde klagt, dem Volke von dem mißlungenen Mordplan erzählt und dieses sie aus dem Lande jagt. Dem gilt es zuvorzukommen. Bringen wir ihn auf dem Feld oder unterwegs um, teilen wir sein fahrendes Gut, und lassen wir das Haus seiner Mutter und ihrem neuen Gemahl. Sollte den andern sein Vorschlag nicht gefallen und sie den Telemachos am Leben und im Besitze seines Gutes lassen wollen, so schlägt er vor, sie wollten sich nicht mehr in seinem Hause versammeln und sein Gut aufzehren, sondern jeder vom eigenen Hause aus um Penelope werben, bis sie ihrer einen wählen würde. V. 342—392.

Der unerwartet billige Vorschlag hat offensichtlich nur den Zweck, die übrigen von der Notwendigkeit der Gewalttat zu überzeugen. Antinoos rechnet nicht ganz unrichtig, denn niemand unterstützt den letzten Vorschlag. Selbst Amphinomos aus Dulichion, den der Dichter einen rechtschaffenen Mann nennt, und von dem er sagt, an seinen Reden habe Penelope am meisten Gefallen gefunden, bringt es nur zu einer halben Ablehnung des Mordgedankens. Er erklärt es allerdings für etwas Schreckliches, den Sproß des Regentenhauses zu töten. Aber sogleich lenkt er ein: jedenfalls müßte man zuerst den Willen der Götter erkunden. Wenn die Sprüche des Zeus den Mordanschlag gutheißen, so würde er selbst mithelfen und die übrigen auffordern. Sollten aber die Zeichen abmahnen, so rate er, nicht weiterzugehen.

Amphinomos sucht zu verschleppen, statt energisch zu widersprechen. Er erreicht es, daß der Anschlag zunächst fallen gelassen wird. Merkwürdig ist, daß er es für möglich hält, die Götter könnten ihn billigen. Wer so denkt, für den ist das Königtum kein Gottesgnadentum, sondern eben die Regentschaft im aristokratischen Staat, ein Amt. V. 393—408.

Wie es 4,675 geschah, wird auch hier Penelope durch den Herold Medon von allem unterrichtet. Die Einzelheiten werden hier nicht wiederholt, sondern Penelope bricht gleich nach dem Männersaal auf. Dort überhäuft sie den Antinoos mit Vorwürfen. Vergeblich spreche man von seinem vornehmen Sinn, da er dem Telemachos Verderben sinne und sich nicht um die Schutzflehenden kümmere, deren Zeuge Zeus sei. Nicht sei es Recht, einander Böses zu planen. Der Sinn dieser Worte wird klar, wenn darauf Penelope dem Antinoos ins Gedächtnis zurückruft, wie einst Odysseus des Antinoos Vater Eupeithes, der schutzflehend in sein Haus geflüchtet war, vor der Wut des Volkes beschützte. Obwohl sie Telemachos nicht im eigentlichen Sinne einen Schutzflehenden nennen kann, müßte doch Antinoos die Wohltat des Odysseus vergelten und dessen Sohn in seiner bedrängten Lage beschirmen. Statt dessen verzehrt er sein Gut, wirbt um die Frau, will den Sohn töten und stürzt sie dadurch in Kummer. Jetzt soll er aufhören und auch den andern Einhalt tun. V. 409—433.

Antinoos erwidert nichts, dagegen ergreift Eurymachos das Wort. Penelope soll keine Angst haben. Solange er lebe, werde niemand Telemachos etwas antun dürfen, ja er würde den, der es versuchte, umbringen. Im Gegensatz zu Antinoos streicht er seine dankbare Gesinnung heraus. Oft habe ihn Odysseus aufs Knie genommen und ihm Fleisch und Wein gegeben, gemeint ist wohl bei einem Mahle des Männerbundes, zu dem man die Knaben mitnahm. Deshalb sei ihm Telemachos sehr lieb, und er mahne, er sollte den Tod von der Freiern nicht fürchten. Gegen göttliche Schickung könne man freilich nichts. Den Heuchler entlarvt der Dichter selbst: „er redete beruhigend, aber er suchte selbst jenem das Verderben zu bereiten." Darauf entfernt sich Penelope in ihr Obergemach und weint um Odysseus, bis ihr Athene Schlummer auf die Lider senkt. V. 409—451.

Die Szene in Ithaka ist frisch belebt und erweitert die Zeichnung der Charaktere. Abgeschlossen wird das Buch in der Hütte des Eumaios, wo es begonnen hat, in sorgfältig behaglicher Ausführung. Eumaios kommt zurück. Der Dichter trägt nach, daß Athene den Odysseus wieder verwandelt hatte, um jede Erkennung zu verhindern. Auf die Frage des Telemachos, ob die Freier vom Hinterhalte zurückseien, antwortet der Hirt, er habe sich darum nicht kümmern können, da er sich beeilt habe, seine Botschaft auszurichten und dann heimzukehren. Er sei damit zu spät gekommen, da bereits der Herold der Gefährten Penelope Kunde gebracht habe. Auf dem Rückweg aber habe er vom Hermeshügel über der Stadt aus ein Schiff in den Hafen einfahren sehen, mit vielen Männern in schwerer Rüstung, und angenommen, es seien die Freier; sicher sei er nicht. Lächelnd sieht Telemachos den Vater an, was dem Hirten entgeht. Nach genossener Mahlzeit begeben sie sich zur Ruhe. V. 452—481.

Das Buch erweist sich als ein schönes, zu vollkommener Abrundung gediehenes Stück der Telemachie, das der Dichter der Odyssee vollkommen unversehrt übernahm. Nur an zwei Stellen habe ich kleine Eingriffe von ihm wahrscheinlich gefunden.

Odyssee XVII.

Auch dem 17. Buche liegt bis gegen dessen Schluß die Erzählung der Telemachie zugrunde. Aber wir werden von vornherein erwarten müssen, kräftigere Spuren des Dichters der Odyssee zu finden, der, je mehr alles der Entscheidung zudrängte, um so mehr bestrebt sein mußte, sich Geltung zu verschaffen. Darin gleicht er durchaus dem Dichter der Ilias, daß er, was ihm vorlag, höchst schonend behandelte und deshalb von der Telemachie beibehielt, was er verantworten konnte.

Odysseus hat 16,270 Telemachos gebeten, am frühen Morgen nach der Stadt zu gehen, während ihn selbst der Hirt später hinführen werde. Das geschieht jetzt. Telemachos rüstet sich, wegzugehen, um so schnell als möglich allem Kummer der Mutter ein Ende zu machen. Der Hirt soll den Fremden in die Stadt führen und dieser dort sein Brot erbetteln. Er selbst, meint Telemachos, könne sich in seiner ohnehin bedrängten Lage nicht alle Leute aufladen. Wenn sich der Fremde darob erzürne, um so schlimmer für ihn; er pflege eben die Wahrheit zu sprechen. Die anscheinende Rauheit der Worte ist auf den Hirten berechnet, der nichts merken soll, und Odysseus kommt dem Sohne bereitwillig zu Hilfe. Er ziehe es auch vor, in der Stadt zu betteln als auf dem Lande, auch sei er nicht mehr in dem Alter, auf einem Gehöfte zu weilen und sich herumkommandieren zu lassen. So soll ihn denn der Hirt in die Stadt führen V. 1—22.

Daß Telemachos Eile hat und nicht mit den andern zusammengehen will, begreifen wir vollständig. Unnötig ist es deshalb, daß Odysseus ihr späteres Auftreten noch besonders begründet. Er möchte sich erst am

Feuer wärmen und die Sonnenwärme abwarten, denn in seinen schlechten Kleidern fürchte er den Morgenfrost, und der Weg sei ja weit, wie er höre. Es ist wieder Winter, die Jahreszeit, die der Dichter der Odyssee festgehalten wissen will. V. 23—25.

Warm und schön ist der Empfang des Telemachos durch Eurykleia, die übrigen Mägde und Penelope selbst erzählt. Begreiflicherweise möchte Penelope wissen, was er erfahren hat, aber ebenso begreiflich ist es, daß er es ihr nicht erzählen kann. Das einzig Sichere, was er erfahren hat, ist ja, daß Odysseus vor geraumer Zeit noch bei Kalypso geweilt habe. Erfährt das die Mutter, so ist alle weitere Entwicklung der Geschichte jäh abgebrochen, jedenfalls das Interesse daran stark vermindert. Das Auskunftsmittel, das der Dichter anwendet, fand er in der Ilias 6, 237. Dort wird Hektor vor seinem Eintritt in die Stadt von Frauen umringt, die ihn nach den im Kampfe stehenden Ihrigen fragen; er aber heißt sie zu den Göttern beten. Ganz ebenso ermahnt Telemachos die Mutter, sich zu waschen, reine Kleider anzuziehen und den Göttern Opfer zu geloben, vielleicht daß Zeus Vergeltung bewirke. Alles Weitere lehnt er mit der Begründung ab, die Erinnerung an die bestandenen Gefahren würde ihn aufs neue aufregen. Die Eile, die er hat, Theoklymenos aufzusuchen, erinnert an das dringende Bedürfnis Hektors, sich zu Alexandros zu begeben 6, 280. Penelope tut, wie ihr geheißen V. 26—60.

Den Telemachos führt sein Weg auf den Markt, wo nach guter griechischer Sitte die Bürger mit Herumstehen beschäftigt sind. Dem Haufen der ihn umdrängenden, mit falscher Freundlichkeit ansprechenden Freier weicht er aus und begibt sich zu den ältern Herren, den Gefährten seines Vaters, zu denen er sich setzt, und die ihn lebhaft befragen. Da kommt Peiraios, der den Theoklymenos mitbringt, und fordert Telemachos auf, die Geschenke des Menelaos bei ihm abholen zu lassen. Der will nicht recht, da er nicht weiß, wie es kommen wird. Sollten die Freier ihn töten und sein Gut teilen, so wäre es ihm lieber, Peiraios behielte die Geschenke zu eigenem Genuß, als daß sie den Freiern in die Hände fielen. Wenn aber er ihnen das Verderben planen könnte, dann würde Peiraios mit der freundlichen Übergabe der Geschenke willkommen sein.

Das letzte Wort bedeutet einen unleugbaren Fortschritt im Charakter des Telemachos. Er ist zwar von der Erfüllung seiner Hoffnungen noch nicht überzeugt und hält das Gelingen der bösen Anschläge der Freier für möglich. Aber die Erkennung des Vaters hat doch bewirkt, daß er einem Freunde von einem Anschlage zu reden wagt, den er auf jene plane. Dann führt er den Theoklymenos in seinen Palast, wo sie baden und sich bewirten lassen. V. 61—95.

Die folgende Partie mit dem Reiseberichte des Telemachos ist eine törichte Interpolation. Nicht deshalb, weil sie eine Rekapitulation ist, sondern weil Telemachos hier tut, was er unmittelbar vorher aus guten Gründen und mit guter Art zu tun abgelehnt hat. Übrigens ist sie miserabel gemacht. Wie kann in einem so kurz gehaltenen Berichte die

ganze Rede des Menelaos 4,333 samt dem Gleichnis Aufnahme finden? Nicht besser steht es mit der Weissagung des Theoklymenos, die sich unmittelbar anschließt, ohne daß Penelope nur zu Worte kommt. Sie ist aus allerhand Reminiszenzen aus der Odyssee zusammengeflickt und zerstört allen Fortgang der Handlung. Die ganze Einführung verrät sich übrigens schon durch den ersten Vers 96. Penelope soll sich am hellen Tage mit dem Spinnrocken ins Megaron begeben, aber freilich neben der Tür Platz nehmen, wahrscheinlich um schleunigst wieder gehen zu können, wenn die Freier kommen. Der Interpolator hat das Unmögliche erfunden, um die Weissagung des Theoklymenos anbringen zu können, den er doch nicht ins Frauenmegaron hineinlassen durfte. Nach Beendigung der Prophezeiung läßt er Penelope ruhig dort sitzen bleiben. V. 96—166.

Die Freier versammeln sich vor dem Palaste zum Spiel und gehen dann zum Mahl, durch den Herold Medon in förmlicher Weise dazu gerufen. Dies sowie die ausführliche Schilderung der Zurüstungen zum Mahle bereiten auf den Eintritt des Odysseus vor. V. 166—182.

Wir kehren in die Hütte des Eumaios zurück, der sich mit Odysseus zum Gange nach der Stadt anschickt. Der Hirt meint, er hätte ihn gern als Aufseher seines Gehöftes behalten, fürchte aber die Vorwürfe seines Herrn. Sie wollten jetzt gehen, denn der Tag sei schon vorgerückt, und gegen Abend würde es früh kalt werden. Gemeint ist, sie dürften mit ihrer weiten Wanderung nicht in den kalten Abend hineinkommen. Die winterliche Jahreszeit wird nochmals hervorgehoben. Denn sonst ist hier alles Telemachie, der rauhe Bergpfad, für den ein tüchtiger Stock nötig ist, die starke Betonung der elenden Bettlergestalt des Gastes, der sich auf den Stock stützen muß und die anmutige Beschreibung des Stadtbrunnens, dessen Erbauer genannt werden. V. 182—211.

Bei dem Brunnen begegnet ihnen der Ziegenhirt Melanthios oder Melantheus, des Dolios Sohn, der für die Freier Ziegen in die Stadt treibt. Die Schmährede, die er gegen Eumaios und Odysseus zugleich losläßt, ist frech aber witzig und gipfelt in dem Hohn auf den faulen Bettler, der sich lieber mit dem Abhub der Tafel begnüge, als sich als Knecht nützlich zu machen und dabei sein behagliches Auskommen zu finden. Er würde selbst sich anheischig machen, ihn auf seinem Gehöft als Stallknecht anzustellen und mit Molken fett zu füttern. Aber das werde jener nicht wollen, da er nichts Ordentliches gelernt habe. Wenn der Bettler in den Palast des Odysseus komme, würden ihm viele Schemel, von kräftigen Händen geschleudert, an den Kopf fliegen und er an seinen Rippen zu Schaden kommen.

Damit gibt er Odysseus einen Tritt in die Hüfte, ohne ihn aber aus dem Wege stoßen zu können. Odysseus bleibt fest stehen und überlegt, ob er ihn mit seinem Knüttel totschlagen oder ihn an den Füßen packen und häuptlings zu Boden schmettern solle. Aber er bezwingt sich. Eumaios aber schilt den Ziegenhirten und fleht unter Berufung auf die Opfer,

die er ihnen einst gebracht, zu den Nymphen des Brunnens, Odysseus möchte heimkehren und ein Rachegeist ihn zurückführen. Der würde dem Ziegenhirten alle Hoffahrt vernichten, mit der er prahlend in der Stadt herumlaufe, während schlechte Hirten die Herden verderbten. Melanthios läßt sich aber nicht zurechtweisen, sondern droht, den Eumaios einmal in die Fremde zu verkaufen, und wünscht, Telemachos möchte so gewiß den Geschossen Apollons oder den Freiern erliegen, als Odysseus in der Fremde umgekommen sei. Dann eilt er den langsam Gehenden voraus und erreicht den Palast, wo er sich neben Eurymachos setzt und sich aufwarten läßt wie ein großer Herr. V. 212—260.

Die Szene mit Melanthios schließt sich ungezwungen an, und dennoch darf man fragen, ob sie schon der Telemachie angehört habe. Der jämmerliche Bettler hält nicht nur den Fußtritt des Ziegenhirten unverrückt aus, sondern erwägt eine mit ihm anzustellende Kraftprobe, der nämliche Bettler, dessen auf den Stock gestützte Greisenhand eben noch eingeschärft worden ist. Die Annahme, Odysseus sei nicht verwandelt, sondern nur unkenntlich gemacht, widerspräche dem klaren Wortlaut der Verwandlungsszene. Trotzdem würde ich auf unsere Stelle kein Gewicht legen, wenn sie nicht die erste von mehrern wäre.

Bei dem Gespräch mit Penelope im 19. Buch ist Odysseus nicht verwandelt, sondern nur in elendem Aufzuge. Er gleicht, so sagt Eurykleia, in allem ganz dem Odysseus. Nur durch Jahre und Mühsal erscheint er gealtert, gleich dem Thorkillus bei Saxo, der von seiner letzten Irrfahrt ganz unkenntlich zu den Seinen zurückkehrte. Das ist die Auffassung des Dichters der Odyssee. Er ließ sich die Verwandlung zunächst gefallen, trug aber Sorge, dem Bild des Unverwandelten nach und nach Geltung zu verschaffen, da er die Rückverwandlung, welche die Telemachie vor dem Freiermord enthalten haben muß, nicht mehr verwenden konnte. Die neuerdings beliebte Erklärung, der Dichter lasse die Verwandlung nach und nach vergessen, übersieht, daß die Greisengestalt noch etliche Male stark hervorgehoben wird, natürlich in der Telemachie, die sie bis zum Freiermord dauern ließ. So streift der Dichter der Odyssee hier und nachher nicht selten die Bettlergestalt fast unmerklich von Odysseus ab und macht ihn zu dem, den er uns bei der Fußwaschung, der Bogenprobe und dem Bogenkampfe vorführen will.

Wenn dem so ist, so hat er die Figur des Melanthios zwar nicht erfunden, wohl aber als Widerpart gestaltet zunächst des Eumaios, der ja auch erst ihm seine feine Zeichnung verdankt. Melanthios ist der Sohn des Dolios, der 4, 735 als vertrauter Diener der Penelope erscheint. Seine Schwester Melantho spielt unter den Mägden die nämliche Rolle wie er unter den Knechten. Sie macht sich Penelope gegenüber des größten Undanks schuldig. Daß der Dichter diesen seinen Geschöpfen den ehrlichen Dolios zum Vater gegeben hat, zeugt von Lebenserfahrung. Auch eines treuen Dieners Kinder können es vorteilhaft finden, sich mit den neuen Herren auf guten Fuß zu stellen.

Darauf fährt die Erzählung nach der Telemachie fort. Odysseus und Eumaios stehen vor dem Palaste still, aus dem des Phemios Saitenspiel und Gesang herausdringt. Da ergreift Odysseus in stärkster innerer Bewegung des Hirten Hand: das müsse wohl das Haus des Odysseus sein. Der Wortreichtum, mit dem er es preist, verdeckt seine Bewegung. Auch erkennt er, daß drinnen ein festliches Mahl gefeiert werden muß. Wie gut er weiß, daß das die Freier sein müssen, sagt er nicht. Nach einer Beratung entschließt sich Odysseus, nach dem Hirten einzutreten, obwohl dieser ihn darauf aufmerksam gemacht hat, er könnte, vor der Tür allein geblieben, Mißhandlungen ausgesetzt sein. Daran, meint er, sei er gewöhnt und werde es auch unter den Freiern ertragen, denn den Magen könne man nicht verleugnen. Der sei den Menschen schuld an vielem Unglück und treibe sie sogar zum Seeraub aufs Meer hinaus. V. 260—290.

Auf dem Misthaufen des Wirtschaftshofes liegt der Hund Argos, den einst Odysseus auferzogen, und der früher trefflich zur Jagd gedient hatte. Der lag jetzt ungepflegt auf dem Mist, von Ungeziefer bedeckt. Wie er den Odysseus bemerkt, bewegt er Schweif und Ohren, kann sich aber seinem Herrn nicht nähern. Die tiefe Bewegung, mit der Odysseus abseits blickt und sich verstohlen eine Träne abwischt, entgeht dem Hirten. Um sich nicht zu verraten, fragt Odysseus schnell, ob der Hund außer seiner schönen Gestalt auch etwas habe leisten können oder nur so ein Luxushund gewesen sei. Begeistert rühmt Eumaios die Vorzüge des Laufhundes, der jetzt durch die Gleichgiltigkeit der Mägde der Pflege entbehren müsse, und knüpft daran die trübsinnige Betrachtung, daß Sklaven ihre Pflicht nur tun, wenn der Herr im Hause ist. Denn die Hälfte seiner Trefflichkeit raubt Zeus dem Menschen, wenn ihn der Tag der Knechtschaft ergreift. Damit geht er in den Palast, der Hund aber stirbt, nachdem er Odysseus nach zwanzig Jahren wieder gesehen hat. Nicht nur die Hundefreundschaft, sondern weit mehr noch das tiefe Wort des Eumaios über den Einfluß der Knechtschaft auf den Charakter weisen uns auf den Dichter der Odyssee, der seinem Sauhirten so viele gute Worte geliehen hat. V. 291—327.

Der Eintritt des Odysseus in sein Haus ist mit großer Behaglichkeit geschildert. Erst kommt Eumaios, der sich auf des Telemachos Wink ihm gegenübersetzt, auf den gewöhnlichen Sitz des Fleischverteilers. Dann erscheint Odysseus, dessen greisenhafte Bettlergestalt sehr hervorgehoben wird, setzt sich auf die Schwelle innerhalb der Tür und lehnt sich an die Pforten von Zypressenholz. Telemachos läßt ihm durch Eumaios Brot und Fleisch reichen und ihn auffordern, alle Freier um Gaben anzugehen, Blödigkeit sei einem dürftigen Manne nicht gut. Odysseus dankt mit einem Wunsche für das Glück des Telemachos und Erfüllung seiner Pläne. Er ißt, solange der Sänger singt. Dann tritt Athene unsichtbar zu Odysseus und mahnt ihn, von den Freiern Gaben zu heischen, damit er erkenne, welche von ihnen billig dächten, und welche ruchlos seien, trotzdem sie, wie der Dichter anmerkt, keinen vor dem Verderben zu schützen gedachte. So geht er heischend der Reihe nach herum, als kennte er das

Handwerk schon lange. Die Freier sind mitleidig und geben, sind aber über sein Erscheinen erstaunt und fragen einander, wer es wohl sei, und woher er komme. Der Ziegenhirt Melanthios sagt ihnen, der Schweinehirt habe ihn hergebracht; er habe sie zusammen gesehen, wisse aber nicht, wer der Fremde sei. Darauf fährt Antinoos Eumaios heftig an. Ob denn nicht schon genug Vagabunden in der Welt herumliefen, die Mahlzeiten zu verschlingen? Und ob er nicht damit zufrieden sei, wenn die Freier das Gut des Herrn verzehrten, daß er noch diesen habe einladen müssen? Seine Worte sind so gewendet, als ob sich Eumaios ein Gewissen daraus machen müßte, noch mehr Schmarotzer ins Haus zu bringen. Sie verdecken des Antinoos Ärger darüber, daß sich ein fremder Mensch unter sie drängt. V. 328—379.

Eumaios erwidert, das sei keine eines Adligen würdige Rede. Man berufe doch einen Fremden nur, wenn er sich im Dienste der Gemeinde nützlich machen könne, aber gewiß keinen Bettler, um sich schädigen zu lassen. Aber Antinoos sei gegen die Knechte des Odysseus unfreundlicher als alle Freier, besonders gegen ihn. Er kehre sich aber nicht daran, solange Penelope und Telemachos lebten. Nun legt sich dieser ins Mittel und bedeutet dem Hirten, sich mit dem Zänker Antinoos nicht einzulassen. Dann wendet er sich mit höchster Ironie an diesen. Er sorge ja für ihn wie ein Vater um seinen Sohn, daß er den Fremden aus dem Hause treiben wolle. Das möge Gott verhüten. Er soll nur schenken und sich dabei weder vor ihm noch seiner Mutter scheuen. Übrigens wolle ja Antinoos doch nur allein essen und niemand etwas abgeben. Antinoos wird wild und meint, wenn alle dem Bettler so viel gäben wie er, so würde er drei Monate vom Hause fernbleiben. Damit nimmt er den Schemel, auf dem beim Schmausen seine Füße ruhten, unter dem Tisch hervor und droht. Wir erwarten, er würde ihn auf Odysseus werfen, aber es geschieht noch nicht. V. 380—410.

Odysseus hat sich bereits zur Schwelle zurückgewandt, um die reichen Gaben der übrigen Freier zu genießen. Jetzt bleibt er vor Antinoos stehen und bittet ihn, unter Berufung auf seine besondere Ritterlichkeit, um eine größere Gabe, als die andern sie ihm gegeben hätten. Er erzählt ihm, wie reich und mildtätig auch er einst war, daß aber Zeus sein Glück zerstörte.

Wie das geschah, berichtet er mit der nämlichen Geschichte, die er 14,199 dem Eumaios erzählt hat, in starker Verkürzung und teilweise verändert. Die ganze Vorgeschichte läßt er fort und kürzt die Einleitung zur Fahrt nach Ägypten mit der unumwundenen Erklärung ab, er habe schweifende Seeräuber nach Ägypten geführt. Landung und Niederlage werden ganz gleichlautend erzählt, der frühere Schluß aber durch den neuen ersetzt, er sei Dmetor, einem Fürsten von Kypros, gegeben worden, um ihn dorthin mitzunehmen. Von da sei er unter Leid nach Ithaka gelangt.

Antinoos ist erbittert. Der Fremde, sagt er, ist selbst ein Leid, das ihnen

ein böser Geist geschickt haben muß, ihnen das Mahl zu verleiden. Schroff weist er ihn von seinem Tische fort, sonst könnte er ein bitteres Ägypten und Kypros erleben. Ein unverschämter Bettler sei er, daß er so der Reihe nach herumheische. Die übrigen, fügt er mit Hohn hinzu, gäben in den Tag hinein, da sie fremdes Gut nicht zu schonen brauchten. Treffend und kühn gibt Odysseus zurück. Antinoos könne nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, zu seinem hübschen Gesicht auch Gemüt haben. Aus eigenem Gute würde er einem Bittenden kein Salzkorn geben, da er ihm sogar von fremdem nicht einen Bissen Brot gönne, während doch alles reichlich vorhanden sei. In heller Wut ruft Antinoos, glimpflich werde er nicht aus dem Saale kommen, da er sich noch Schmähungen erlaube. Er ergreift den Schemel, wirft ihn und trifft Odysseus an die rechte Schulter, aber Odysseus steht da wie ein Fels, und der Wurf bringt ihn nicht zu Fall.

Die ganze Partie von dem Moment an, da Antinoos V. 409 den Schemel als seine Gabe gegen Odysseus erhob, bringt in die Erzählung eine starke Hemmung. Dort erwarten wir den Wurf, aber es folgt eine neue Begründung desselben dadurch, daß Odysseus den Antinoos ärgert und reizt. Nun kann die Erzählung von dem Zuge nach Ägypten nur dem Dichter der Odyssee gehören, der sie am ausführlichsten im 14. Buche vorträgt, in einem wesentlichen Punkte schon 9, 39 für den Überfall auf Ismaros benutzte und hier verkürzt und geändert wiederholt. Eine Einlage von fremder Hand ist es nicht, denn Antinoos knüpft daran an. Auf den nämlichen Dichter führt die Festigkeit, mit der Odysseus dem Wurfe standhält. Diesen ihm höchst wichtigen Zug in guter Art einzuführen, war für ihn die Veranlassung zu der wirkungsvollen Erweiterung des ursprünglichen Zusammenhangs. V. 411—465.

Die Telemachie erzählte den Wurf nach V. 410 und fuhr V. 466 damit fort, daß sich der Mißhandelte auf die Schwelle setzte, um sich zu beklagen. Daß ein Mann in Verteidigung seines Gutes verwundet werde, errege keine Betrübnis. Antinoos aber habe auf ihn des heillosen Magens wegen geworfen, der den Menschen so viele Übel bringe. Daß Kampf um Hab und Gut Leiden bringt, so ist die Meinung, ist der Lauf der Welt, und man regt sich nicht darüber auf; aber für seinen Hunger noch mißhandelt zu werden, geht denn doch über das Maß. Darin findet Odysseus die Zustimmung der Freier.

Nach unserem Text fährt Odysseus fort, wenn auch die Fremden Götter und Erinyen hätten, so möge den Antinoos vor der Hochzeit der Tod ereilen, und dieser bedroht ihn für solche Rede mit noch stärkerer Mißhandlung. Die antike Kritik fand es seltsam, daß sich Antinoos bei der Verfluchung so mäßigen konnte, während er über viel weniger wütend wurde, und daß die Freier bei solcher Verwünschung die Partei des Odysseus nehmen konnten. Sie hat die Stelle deshalb mit Recht gestrichen. V. 475—480.

In Wahrheit schließt das Folgende schön an V. 474 an. Die Freier

geben dem Bettler Recht und sind über Antinoos höchst aufgebracht. Er ist, sagen sie ihm, verdammungswürdig, wenn es einen Gott im Himmel gibt. Plötzlich fällt ihnen ein, der Bettler könnte wirklich ein Gott sein, wie sie in Gestalt von Fremden die Städte besuchen, um Frevelmut und Rechtlichkeit der Menschen zu beobachten. Antinoos kehrt sich an ihre Reden nicht. Telemachos hält gewaltsam an sich, aber er brütet Rache. V. 466—491.

Der Schluß des Buches ist die Vorbereitung auf das Gespräch des Odysseus mit Penelope. Dieses bildet den Inhalt des 19. Buches, durch das der Dichter der Odyssee die Voraussetzungen der Telemachie durch vollständig neue ersetzt hat. Wie wichtig ihm jene Szene ist, lehrt die sorgfältige Vorbereitung.

Penelope hat im Frauengemach von dem Wurf des Antinoos gehört. Wer es ihr sagte, findet der Dichter nicht nötig anzugeben. Sie wünscht, es möchte Apollon den Antinoos treffen.

Ihr antwortet ihre Schaffnerin Eurynome, die hier zum erstenmal auftritt. Es hält schwer, sich diese Figur zu erklären, weil sie Eurykleia nicht etwa ersetzt, sondern im Dienste mit ihr abwechselt oder mit ihr sogar gemeinschaftlich arbeitet.

Eurynome antwortet ihrer Herrin, ihrer aller Wünsche möchten in Erfüllung gehen, dann würde keiner der Freier den Morgen sehen. Alle seien verhaßt, sagt Penelope, aber Antinoos gleiche am meisten dem schwarzen Todesdämon. Während alle andern dem irrenden Bettler Gaben spendeten, hat ihn Antinoos mißhandelt. Der Dichter läßt Penelope sprechen, als ob sie den Vorgang im Saale selbst mit angesehen hätte und überläßt es uns, zu erklären, durch wen und auf welchem Wege sie die Einzelheiten erfahren habe. Dieselbe Sorglosigkeit herrscht in dem Berichte des Eumaios, den Eurynome zu Penelope rufen geht. Die Fürstin fordert den Hirten auf, den Fahrenden zu ihr kommen zu lassen. Sie möchte von dem Manne, der offenbar weit in der Welt herumgekommen ist, hören, ob er von Odysseus etwas erfahren oder gar ihn selbst gesehen hat.

Eumaios wünscht, die Freier möchten schweigen, damit sie sich von den Reden des Fremden bezaubern lassen könnte. Drei Tage und drei Nächte habe er ihn in seiner Hütte beherbergt. Wenn man nachrechnet, waren es nur zwei Nächte. Aber das hat nichts zu sagen. Er habe ihn bei sich behalten, weil er der erste war, zu dem der Fremde kam, nachdem er von einem Schiff entflohen sei. Das stimmt zu der Erzählung, die Odysseus 14,340 gibt, nur wird dort nicht berichtet, daß der Hirt eine Verpflichtung fühlte, weil er der erste war, an den sich der Fremde wandte. Seine ganze Erinnerung schwelgt in dessen Erzählungen von seinem traurigen Schicksal, mit denen er nicht fertig geworden sei. Bezaubert hat er ihn, wie man einen Sänger anstaunt, der von den Göttern gelehrt den Menschen reizende Geschichten singt, und den zu hören die Leute nicht müde werden. Plötzlich behauptet der Hirt, der Fremde stamme aus

Kreta und rühme sich, von den Vätern her ein Gastfreund des Odysseus zu sein. Das hat Odysseus zu Eumaios nie gesagt, sondern berichtet es erst 19, 172 der Penelope. Das hat der Dichter jetzt schon im Auge, und so fließt es ihm mit der frühern Geschichte zusammen, während die Kunde, die der Fremde bei den Thesprotern von Odysseus bekommen haben will, wieder ein Stück der Erzählung des 14. Buches ist. Ich glaube, dem ungenauen Berichte des Hirten liegt Absicht zugrunde. Überall hat der Dichter die Erzählungen des Odysseus variiert und hier mit Bedacht einen Hinweis auf die folgende, wichtigste eingefügt. V. 492—527.

Penelope ist durch den Bericht doppelt begierig geworden, den Fremden zu sehen. Die Freier mögen derweil vor den Türen oder auch im Hause ihren Spaß haben und Lärm machen, das soll sie nicht hindern. Sogleich aber schweifen ihre Gedanken unmutig auf deren Gebahren ab. Ihr eigenes reiches Gut nährt nur ihre Diener, während sie hier des Odysseus reiche Habe verzehren, denn es fehlt ein Mann, wie Odysseus war, dem Verderben zu wehren. Möchte er doch, schließt sie, zurückkommen. Gewiß wird er dann mit seinem Sohne die Gewalttaten rächen.

Der scheinbar kleine Zusatz „mit seinem Sohne" ist von hoher Wichtigkeit. Die ganze weitere Erzählung lehrt, daß der Dichter der Odyssee sich die durch die Telemachie geschaffenen Voraussetzungen ganz zu eigen macht. Auch wo er selbst erfindet, wie in der Bogenprobe, im Bogenkampf und auch sonst, verwendet er die Personen der Telemachie, wie er bis jetzt schon mit Eumaios und Melanthios getan hat. Eine Verbindung von Vater und Sohn zum Rachewerke ließ die Erkennung der Telemachie voraussehen. Von jetzt an handeln sie auch da gemeinsam, wo nur der Dichter der Odyssee erzählt.

Dem Wunsche der Mutter antwortet ein kräftiges Niesen des Sohnes im Saale, von dem das Haus erdröhnt. Penelope muß lachen, denn sie erkennt darin ein glückverheißendes Zeichen für die gänzliche Ausrottung der Freier. Sie hat daher noch größere Eile, den Fremden kommen zu lassen, und läßt ihm, falls ihr sein Bericht wahr vorkommt, schönes Gewand verheißen. Der Hirt richtet die Botschaft aus. Der Bettler wiederholt zwar, daß er von Odysseus sichere Kunde habe, fürchtet aber die Gewalttätigkeit der Freier, vor der ihn, wie der Schemelwurf des Antinoos beweise, auch Telemachos nicht schützen könne. Er möchte sie deshalb bei aller Eile, die sie habe, bitten, ihn erst abends beim Feuer zu erwarten. V. 528—573.

Der Aufschub ist notwendig, weil der Dichter vor dem Gespräch noch die Ereignisse des 18. Buches und die Waffenbergung zu erzählen hat und die Begegnung feierlicher gestalten will, als am Tage im Frauenmegaron möglich wäre. So macht er aus der Not eine Tugend. Eumaios findet das Benehmen des Fremden sehr passend, und auch Penelope, die erst recht enttäuscht war, billigt angesichts des frevelhaften Gebahrens der Freier seine Zurückhaltung. V. 528—573.

Die Zeichnung der Penelope in dieser Partie ist sehr bemerkenswert.

Nichts als Zorn über die Übermütigen, der heißeste Wunsch, Odysseus möchte zurückkehren und sie strafen, helle Freude über das Omen, das ihr sichere Verheißung bietet, und die höchste Erregung und Ungeduld, sobald sie etwas über den Gatten zu erfahren Hoffnung haben kann. Das ist Penelope, wie sie der Dichter der Odyssee gesehen wissen will.

Er gibt dem Buch einen hübschen Abschluß. Eumaios verabschiedet sich unbemerkt vor den andern von Telemachos und bittet ihn, vor allem für sich selbst Sorge zu tragen, damit ihm nichts geschehe. Telemachos fordert ihn auf, zuerst Abendbrot zu essen und am Morgen mit den Schlachttieren wiederzukommen. Das besorgten sonst des Eumaios Knechte, aber der Dichter bedarf am folgenden Morgen des Hirten selbst. Nach dessen Weggang vergnügen sich die Freier an Tanz und Gesang, denn schon ist es Spätnachmittag. V. 574—606.

Odyssee XVIII.

Der Zweikampf des Odysseus mit dem Gemeindebettler, wir würden sagen dem Ortslumpen, Iros, ist ein schön abgerundetes Einzelstück. Zuerst wird der neue Held eingeführt, als ein unersättlicher, kraftloser Fresser, der aber ganz gewaltig aussah. Da nur von seiner Mutter, nicht vom Vater, gesprochen wird, nimmt man an, er sei ein Sklavenkind gewesen. Er hieß Arnaios, aber alle jungen Leute nannten ihn Iros, weil er auf Verlangen Botengänge besorgte. In dem Namen ist längst eine komische Erinnerung an die Götterbotin Iris erkannt worden. Wenn das, wie ich meine, richtig ist, so erweist sich die Behauptung der Chorizonten, nur die Ilias kenne Iris als Götterbotin, als falsch.

Iros ist der neue Eindringling im Wege, und er sucht ihn durch Drohungen zu vertreiben, zuerst freilich so, daß er sich stellt, als handelte er im Einvernehmen mit den Freiern und schämte sich, gegen den Greis tätlich zu werden. Odysseus gibt ihm zuerst gute Worte: sie hätten doch wohl nebeneinander Platz. Dann aber warnt er ihn vor Tätlichkeiten, denn die dürften ihm, obwohl er selbst ein Greis sei, teuer zu stehen kommen. Er selbst würde dann morgen Ruhe haben, Iros aber nicht in des Odysseus Haus zurückkommen. Da wird Iros wild und fordert ihn zum Zweikampf heraus. Bezeichnend ist auf beiden Seiten die naturalistische Roheit der Schimpfwörter und besonders der Drohungen: am Fuß hinausschleifen, Brust und Lippen blutig schlagen, die Zähne ausprügeln, wie einem im Saatfeld eingebrochenen Schwein, und die höhnische Vergleichung des redefertigen Odysseus mit einem alten Weibe, das am Ofen Gerste dörrt. Es ist eine Zeichnung nach der Natur. V. 1—31.

Den Zank hört Antinoos, und es kommt ihm ein kostbarer Einfall. So etwas, sagt er lachend, ist noch gar nie vorgekommen, ein Gott hat ihnen den Spaß ins Haus geschickt. So wollen sie denn die beiden aufeinander loslassen. Die Freier umdrängen lachend die beiden, Antinoos setzt als Preis eine der Blutwürste, die eben über dem Feuer braten, und

außerdem soll in Zukunft nur der Sieger das Recht haben, unter ihnen im Saale zu betteln. Odysseus stellt sich, als willigte er nicht gerne ein. Für ihn, den durch Not entkräfteten Alten, sei es eigentlich unmöglich, mit dem jüngern Manne zu kämpfen. Wenn er es tue, so treibe ihn nur der Hunger zu sicherer Niederlage. Jedenfalls sollten sie ihm schwören, nicht Iros zu Liebe ihn frevelhaft zu schlagen und jenem den Sieg zuzuwenden. Sie schwören, und Telemachos versichert ihn außerdem, wer ihn schlüge, würde die Mehrheit gegen sich haben. Er sei der Wirt, und Antinoos und Eurymachos, die fürstlichen und verständigen Männer, seien einverstanden. Es stimmen alle zu. V. 32—65.

Jetzt zieht Odysseus seine Lumpen fest um die Lenden, und da kommen die großen und schönen Schenkel, die breiten Schultern, die starke Brust und die gewaltigen Arme zum Vorschein. Athene tritt neben ihn und läßt ihm die Glieder schwellen; ganz wie sie ihn 6, 230 stärker und mächtiger erscheinen läßt, ebenso 8, 20 vor der Versammlung der Phäaken. Ihr Tun ist hier ganz das gleiche. An eine Rückverwandlung ist darum nicht zu denken, denn ihre Einwirkung tritt erst ein, nachdem sich Odysseus seine Lumpen als Schurz umgebunden hat und dabei sein stattlicher Körper zum Vorschein gekommen ist. Odysseus sieht nur äußerlich wie ein Greis aus. Das ist eine Hülle, die jeden Augenblick durchbrochen oder abgeworfen werden kann. Das entspricht nicht den Voraussetzungen der Telemachie, in der er wirklich verwandelt ist, sondern wir erkennen die Hand des Dichters der Odyssee. Was die Telemachie bot, übernahm er, aber sein Ziel, das er unverrückt im Auge behielt, war der Odysseus, der vor Penelope und im Bogenkampf als ein zwar gealterter, durch Mühsale mitgenommener, sonst aber kraftvoller Held erscheinen sollte. Darauf bereitet er langsam und sorglich vor. Schon bei dem Fußtritt des Melanthios und des Antinoos Schemelwurf hat Odysseus die unter der Hülle verborgene Kraft gezeigt. Jetzt erweist ihn die Dichtung von Iros als den kraftvollen Helden.

Die Freier geraten in unmäßige Verwunderung und weissagen dem Unglückswurm Iros Unheil, angesichts der Schenkel, die Odysseus aus den Lumpen sehen läßt. Iros selbst gerät in üble Angst, aber die Diener der Freier ziehen ihm den Lendenschurz an, der für den Faustkampf Sitte ist, und zerren ihn herbei. Er schlottert am ganzen Körper, aber Antinoos fährt ihn scheltend an, er möge weder leben noch überhaupt geboren sein, wenn er den alten Mann fürchte, der durch Elend überwältigt sei. Antinoos redet, als hätte er von dem stattlichen Körper des Bettlers keine Notiz genommen, weil er sich den Spaß nicht entgehen lassen will. Wenn Iros unterliege, droht er ihn aufs Festland hinüber zu dem fürchterlichen König Echetos zu schicken, der ihn scheußlich mißhandeln werde. Mit Echetos, dem Festhaltenden, eigentlich einem Unterweltsdämon, sucht Antinoos bei der Bogenprobe 21, 308 auch den Odysseus zu schrecken. Der Höllenfürst ist zu einer Art von Schwarzem Mann geworden. V. 66 bis 87.

Odysseus erwägt, ob er den andern gleich tot hinstrecke oder mit sanfterem Schlage nur zu Boden werfe, und entscheidet sich für das mildere Verfahren, aus Furcht, die Freier möchten sich über ihn Gedanken machen. Mit gewaltiger Faust zerschmettert er ihm die Kinnlade, so daß er brüllend hinstürzt. Die Freier wollen sich totlachen, Odysseus aber schleift Iros in den Hof hinaus, lehnt ihn an die Hofmauer und gibt ihm einen Stab in die Hand. Mit dem möge er Schweine und Hunde abwehren, aber keine Regentschaft über Fremde und Bettler ausüben wollen, sonst bekomme er noch größeres Unheil zu schmecken. Wie er wieder in den Saal tritt, empfängt ihn fröhliches Gelächter und Begrüßung. Zeus, so wünschen ihm die Freier, möge ihm alle Wünsche so erfüllen, wie er dem Herumvagieren dieses Nimmersatts ein Ende gesetzt habe; und Odysseus freut sich der Vorbedeutung, die in ihren Worten liegt. Die Verse 115 f., in denen sie kundtun, sie wollten Iros zum König Echetos schicken, sind schwerlich echt. Jedenfalls haben sie es nicht getan, denn noch V. 239 hören wir, daß Iros einem Betrunkenen gleich im Hofe liegt. Antinoos legt Odysseus die große Blutwurst vor. V. 88—119.

Der Freier Amphinomos gibt Odysseus zwei Brote aus dem Korb und grüßt ihn mit einem Becher Weins, mit freundlichem Glückwunsch für bessere Zeiten; jetzt sei er ja von vielem Elend festgehalten. Odysseus dankt durch das Kompliment, Amphinomos scheine ihm von guter Gesinnung, wie es bei seiner Herkunft begreiflich sei. Er kennt seinen Vater und seine Heimat, die uns 16, 395 mitgeteilt sind. Dorther hat sie der Dichter übernommen, gibt aber der Forderung der Wahrscheinlichkeit dadurch nach, daß er Odysseus sagen läßt, er habe das erfahren. Da er nun so verständig ist, hält ihm Odysseus eine nachdenkliche Rede, die sich zunächst eng an sein eigenes, von Amphinomos berührtes Geschick anschließt. Das unselbständigste Geschöpf auf der Welt ist der Mensch, und sein Verhalten ist von der äußern Lebenslage bedingt. Solange er seiner Vorzüge bewußt ist, glaubt er an kein Unglück in der Zukunft. Senden ihm aber die Götter Trauriges, so trägt er auch das geduldig, wenn schon nicht gern. So richtet sich die Gesinnung des Menschen nach dem Wechsel der Tage. Ein Beispiel bietet Odysseus selbst. Auch er hat einst, gedrungen von seiner Kraft und im Vertrauen auf die Macht seiner Sippe viel Frevelhaftes getan. An den unausgesprochenen Gegensatz, daß er nun im Elend ist, knüpft er die Mahnung, nicht ruchlos zu sein, sondern der Gaben der Götter sich demütig zu erfreuen. Damit geht er langsam auf das über, was er eigentlich sagen will. Ein Beispiel solch frechen Übermutes sind ihm die Freier. Aber der Mann, um dessen Weib sie werben, wird, so kündet er, den Seinen und seinem Hause nicht lange mehr fern sein, sondern sehr nahe ist er, setzt er mit Bedeutung hinzu. Und jetzt kommt er auf Amphinomos. Möge ihn ein guter Geist nach Hause retten und er jenem nicht begegnen, wenn er heimkommt, denn ohne Blutvergießen wird das nicht abgehen. Damit spendet er, trinkt

und gibt Amphinomos den Becher zurück. Der geht beklommenen Herzens, das Haupt in Gedanken wiegend, zurück durch den Saal. Sein Geist sieht Unheil nahen. Aber trotzdem, setzt der Dichter hinzu, entrann er dem Verderben nicht, sondern Athene fesselte ihn, daß er des Telemachos Speer erlag. V. 120—156.

An der schönen Szene fällt auf, daß zu dem Faustkampf mit Iros so gar keine Beziehung vorhanden ist. Sie setzt vielmehr eine unmittelbar vorangehende Mißhandlung des Odysseus voraus, für die ihn Amphinomos mit dem Hinweis auf bessere Zeiten tröstet. Amphinomos war in der Telemachie schon 16,394 als ein verständiger junger Mann vorgeführt, der sich freilich der Ermordung des Telemachos nicht unbedingt widersetzte. Was er hier tut, bildet den schönen Abschluß zum Schemelwurf des Antinoos und muß sich in der Telemachie an 17,491 angeschlossen haben. Es ist durch die Erfindungen des Dichters der Odyssee, das Gespräch der Penelope mit Eumaios und den Kampf mit Iros, von seiner Stelle gerückt worden. Die bessern Regungen der Freier helfen ihnen nicht. Auch 17,364 heißt es, Athene werde sie für ihre Mildtätigkeit nicht vor der Rache schützen. Wie in der ganzen Telemachie, so leitete auch im Speerkampf die Göttin die Handlung durchaus und sann von fern her auf die Strafe der Übeltäter.

Das berühmte und vielumstrittene Auftreten der Penelope vor den Freiern ist uns in der Form erhalten, die ihm der Dichter der Odyssee aus einem später zu erörternden Grunde gegeben hat. Die ursprüngliche Fassung, wie die Telemachie sie bot, ist aber noch deutlich erkennbar und damit auch die Möglichkeit gegeben, ihre Bedeutung festzustellen. Ich gebe zuerst den Gang der Telemachie so, wie ich ihn erkenne.

Athene gibt Penelope den Gedanken ein, sich den Freiern zu zeigen, um ihnen das Herz noch höher schwellen zu lassen und im Werte zu steigen. V. 158—161. Verlegen lächelnd teilt sie Eurynome mit, ihr Herz wünsche zum erstenmal sich den doch so verhaßten Freiern zu zeigen. Athene gibt den Gedanken ein, und das Herz der Penelope wünscht. Das ist echte homerische Psychologie. Die Gedanken kommen dem Menschen von außen, aber er macht sie sich zu eigen und trägt die Verantwortung. Achilleus wird schon wieder kämpfen, wenn es ihm der innere Mensch befiehlt und ein Gott ihn antreibt, sagt Diomedes in der Ilias 9,702. Beides, die Anregung durch den Gott und der eigene Entschluß, sind unauflöslich verbunden. V. 163—165.

Penelope lächelt verlegen, weil das, was sie beginnen will, mit ihrer bisherigen Haltung im Kontrast steht, und in diesem Fall pflegt ein gewinnendes Lächeln die Einleitung zu bilden. Wie aus der Eurynome Antwort hervorgeht, hat ihr die Herrin ihren Plan und dessen Ursache kurz entwickelt. Die von V. 166 an stehende Begründung gehört der alten Fassung nicht an und hat das Echte verdrängt. Auch im folgenden ist V. 171 nicht ursprünglich.

Eurynome ist einverstanden, findet aber, die Herrin müßte sich zu ihrem Vorhaben schön machen, sich waschen und die Wangen salben. Mit den Tränenspuren im Gesicht dürfe sie nicht gehen, denn endloses Trauern entstelle. Es schadet aber doch nur, wenn die Herzen der Freier gewonnen werden sollen. Die Schaffnerin schließt mit den Worten, Telemachos sei nun schon so alt, den im Bartschmuck zu sehen das wichtigste Gebet der Mutter gewesen sei. Es ist vollkommen unverständlich, was das Alter des Telemachos hier zu tun hat, wenn wir nicht annehmen, Penelope habe vorher Eurynome ihren Entschluß kundgetan, der Weisung zu folgen, die ihr Odysseus beim Scheiden gab. Sie soll, hatte er nach V. 269 gesagt, sich wieder vermählen, wenn sie den Sohn im Bartschmuck sehe. Das ist nunmehr eingetreten, Penelope will die Wahl treffen und hat das samt dem Worte des Odysseus Eurynome mitgeteilt. Darum verlangt diese, daß sie sich schön mache und die Tränenspuren aus ihrem Gesicht vertilge. Daher auch die Mühe, die sich Athene gibt, sie in Schönheit erstrahlen zu lassen. Es wird nicht nötig sein zu bemerken, daß Penelope nicht in der Absicht, diesen Zeitpunkt zu erleben, darum gebetet hat, den Sohn als Mann zu sehen. Darum betet jede Mutter. V. 169 bis 176.

Penelope hat dem Rate der Eurynome nicht folgen wollen, so sehr sie deren gute Meinung anerkennt. Ihre Schönheit, sagt sie, hätten ihr die Götter genommen, als Odysseus zu Schiff stieg. Nun aber soll ihr Eurynome zwei Dienerinnen rufen, sich im Saal ihr zur Seite zu stellen. Allein zu gehen geniert sie sich. Die Schaffnerin geht sie rufen. Die Wichtigkeit, mit der das vorgetragen wird, ist erstaunlich. Penelope erscheint ja auch sonst nie ohne geleitende Dienerinnen im Saal. Daß nun deren Begleitung begründet und sogar ihr Name genannt wird, bereitet ein hochbedeutendes Ereignis vor. V. 177—186.

Da Penelope sich geweigert hat, sich schön zu machen, greift die leitende Gottheit ein. Sie versenkt die Fürstin in süßen Schlummer und gibt ihr unsterbliche Gaben, damit die Achäer sie bewunderten. Mit der göttlichen Schönheit, mit der sich Aphrodite zum Reigen der Chariten schmückt, macht sie ihr das Gesicht hell und läßt sie stattlicher und fester erscheinen und weißer denn Elfenbein. Von dem Geräusch der kommenden Dienerinnen erweckt fährt sie sich über die Wangen und spricht über ihren Schlaf ihre Verwunderung aus. Möchte ihr doch, wünscht sie, Artemis einen so sanften Tod senden, so brauchte sie nicht mehr mit klagendem Herzen in Sehnsucht um den herrlichen Gatten, der alle übertraf, ihr Leben zu verzehren. Das Wort zeigt uns aufs klarste die Penelope der Telemachie. Von Untreue darf man nicht sprechen, denn die Liebe zu dem verschwundenen Gatten lebt in ihrem Herzen fort. Aber sie hat, wenn auch ungern genug, die Möglichkeit einer Wiedervermählung nie aus den Augen verloren, die Odysseus selbst ihr für den Fall anbefohlen hatte, daß er nach zwanzig Jahren nicht zurück sei. Das hat Telemachos durchgefühlt und ist deshalb von ihrer unerschütterlichen

Standhaftigkeit nie recht überzeugt gewesen. Es ist nicht mit klaren Worten ausgesprochen, aber gemeint war doch wohl, daß sie dem mannbar gewordenen Sohne das Haus überlassen sollte. Darum läßt sie V. 270 den Odysseus ausdrücklich sagen, sie sollte in diesem Zeitpunkte einen Mann wählen und das Haus verlassen. Ihr Entschluß, das jetzt zu tun, ist dadurch würdig begründet.

Sie steigt mit ihrer Begleitung die Treppe hinunter und erscheint unter der Saaltür. Sie zieht auf beiden Seiten das Kopftuch vor, um sich so wenig als möglich unverhüllt zu zeigen, wie sie bei dem ersten Besuch im Megaron 1,331 auch getan hatte. Die Freier werden durch ihren Anblick von der heftigsten Liebessehnsucht ergriffen. V. 187—213.

Zu ihrem Sprecher macht sich Eurymachos V. 244. Wenn alle Achäer sie so sehen könnten, so würden der von frühmorgens an schmausenden Freier noch viel mehr werden, so sehr überrage sie alle Frauen wie an Verstand, so auch an Schönheit. Wie vorhin der Eurynome, antwortet sie ihm, alle ihre Vorzüge, Schönheit und Gestalt, hätten die Götter vernichtet, als Odysseus nach Troja abfuhr. Wartete er jetzt noch ihres Lebens, so wäre die Kunde von ihr noch größer, und es wäre schöner so. Jetzt sei sie in Leid, denn so viel Unheil habe ein Dämon auf sie gehetzt.

Aber mit einem Ruck schüttelt sie das alles ab und wendet sich entschlossen dem Zwecke zu, zu dem sie gekommen ist. Sie erzählt, wie Odysseus beim Abschied ihre Hand erfaßte und ihr von der Möglichkeit sprach, daß er aus dem Kriege gegen die kriegskundigen Troer nicht zurückkehren würde. So möge sie denn, noch mehr als sie jetzt schon tue, des Hauses warten und sich auch seiner Eltern annehmen. Wenn sie aber seinen Sohn im Bartschmuck sehe, sollte sie frei den Gemahl wählen und das Haus verlassen. Das, so schließt sie den Bericht, wird sich nun alles vollenden. Es wird eine Nacht sein, da mir die verhaßte Hochzeit nahen wird, mir, der Fluchbeladenen, der Zeus das Glück geraubt hat.

Was kann das anderes heißen, als daß sie, wenn auch mit innerstem Widerstreben, zur Wahl eines neuen Gatten schreiten will? V. 244—273.

Aber sie hat noch etwas auf dem Herzen, das sie angesichts des Schrittes, den sie tun will, in hohem Grade stößt. Die Art, wie die Freier werben, ist von gutem Brauche weit entfernt. Wenn sonst Freier um eine edle Frau oder eine reiche Tochter werben und miteinander wetteifern, bringen sie den Angehörigen der Umworbenen Herdentiere zum Mahl und bieten ihr selbst Geschenke, und sie essen nicht ohne Entgelt fremdes Gut. Mit den Geschenken ist nicht das Wittum gemeint, sondern Präsente, welche die Begehrte freundlich stimmen sollen.

Betrachtet man die Stelle ganz für sich, so sieht man klar, daß ihr Ton auf dem Benehmen der Freier liegt, das wider gute Art und freundliche Übung so sehr verstößt. Es fällt Penelope gar nicht ein, Geschenke zu fordern. Sie sagt vielmehr, während sonst Gaben der Freier üblich seien, äßen diese fremdes Gut auf, ohne auch nur an Entschädigung zu denken. Daß auf dem letzten Worte der Nachdruck liegt, hat Antinoos

sehr wohl verstanden. Meinte er, sie fordere Geschenke, so würde er nicht antworten, es sollte, wer dazu Lust habe, Geschenke bringen, aber sie müsse sie auch annehmen, denn es sei nicht schön, eine Gabe abzulehnen. Er hat keine Aufforderung, Geschenke zu geben, aus ihren Worten herausgehört, sondern traut ihr zu, sie könnte solche sogar zurückweisen. Seine Worte bedeuten: nun ja, dem Brauch wollen wir uns schon fügen, was die Präsente betrifft, nur darfst du uns nicht durch Ablehnung beleidigen. Aber in der Hauptsache gibt er nicht nach. Die Freier bleiben, bis sie sich zur Wahl eines Gatten entschlossen hat. Das hat sie vorher schon gewußt und nur ihrem Unwillen über ihr Betragen Ausdruck verliehen. Die Freier sind ganz mit Antinoos einverstanden und lassen durch ihre Herolde prächtige Geschenke holen, von denen vier eingehender beschrieben werden. Penelope läßt sie durch ihre Dienerinnen ins Obergemach tragen und begibt sich selbst dorthin. V. 274—280. 284—303.

Es ist klar, daß das nicht den wirklichen Abschluß der so schön und sorgfältig eingeleiteten und durchgeführten Szene bilden konnte. Mir ist es ausgemacht, daß in der ursprünglichen Fassung Penelope den Freiern verhieß, bald eine Wahl treffen zu wollen, und sich erst dann mit ihren Präsenten entfernte. Das muß so breit und plastisch ausgeführt gewesen sein wie die ganze übrige Handlung.

So konnte es aber der Dichter der Odyssee nicht brauchen, weil dadurch eine seiner schönsten Dichtungen, die Bogenprobe, keinen Raum mehr gehabt hätte und ihm das Bild der Penelope, wie es uns hier entgegentritt, nicht sympathisch war. Da er aber seiner Art nach die interessante Szene nicht unterdrücken wollte, suchte er sie umzubiegen. Der Eingang besagte, Athene habe Penelope den Gedanken ins Herz gelegt, sich den Freiern zu zeigen, damit sie den Freiern das Herz schwellen mache und im Werte steige. Das wird durch V. 162 so gewendet, als ob sie bei Gemahl und Sohn im Werte steigen müßte, und damit ist das Hauptgewicht von vornherein auf die Gewinnung der Geschenke verlegt. Die Mitteilung ihres Planes an Eurynome wurde größtenteils gestrichen. Daß sie sich den Freiern zeigen will, ist stehen geblieben, nicht aber, zu welchem Zwecke das geschehen sollte. Statt dessen läßt der Dichter sie sagen, sie gedenke den Sohn vor der ausschließlichen Gesellschaft der falschen Freier zu warnen. Dazu bedarf es doch keines so großartigen Apparates. V. 166 bis 168. Vers 171 ist ebenfalls eingesetzt und hat die alte Fassung gestört.

Nachdem Penelope vor den Freiern erschienen ist, beginnt sie mit ihrem Sohn ein Gespräch, das einen andern Inhalt hat, als wir nach den Worten an Eurynome vermuten würden. Sie schilt den Sohn, er sei als Mann nicht so verständig, wie er als Knabe gewesen sei, und mache seinem stattlichen, adligen Aussehen keine Ehre. Da habe er es zugelassen, daß der Gast in seinem Hause beschimpft worden sei. Wie, wenn dem in seinem Hause sitzenden Fremden schmerzhafte Mißhandlung zugestoßen wäre? das müßte ihm doch bei den Menschen zu Schimpf und Schande gereichen. Telemachos verteidigt sich. Er zürne ihrem Unmut gar nicht und

wisse, was recht sei. Aber von allen Seiten in Verwirrung gesetzt, könne er allein nicht überall zum Rechten sehen. Übrigens sei der Zweikampf mit Iros nicht nach den Wünschen der Freier ausgefallen. Möchten nur die Götter es fügen, daß auch diese so jämmerlich wegkämen wie Iros, der jetzt einem Betrunkenen gleich im Hofe liege, unfähig sich zu rühren und nach Hause zu gehen. V. 214—243.

Die Erinnerung an den Faustkampf mit Iros hat die Zwecke des Dichters gefördert, so wenig bedeutend sie an sich ist. Da Penelope sich zuerst an ihren Sohn wendet und ausführliche Antwort erhält, sieht die Erzählung vom Vermächtnis des Odysseus nicht mehr so aus, als ob es die Hauptsache wäre, sondern so, als wenn sie durch die Worte des Eurymachos hervorgelockt würde und nur eine pompöse Einleitung zu der Forderung der Geschenke bildete. Wenn sich dann Odysseus sehr darüber freut, daß Penelope den Freiern Geschenke abzulocken wußte und ihren Sinn mit schmeichelnden Worten berückte, während es ihr gar nicht Ernst war, so ist der ganze Sinn des Schlusses ihrer Rede umgebogen, und die Geschenke sind der Zweck ihres Kommens geworden. Mit großer Kunst hat es der Dichter verstanden, dem Vorgang die Wichtigkeit zu nehmen, die er in der Telemachie gehabt hatte. V. 281—283.

Wie überall im Märchen vom zurückkehrenden Hausvater, mußte dessen Rückkehr in letzter Stunde erfolgen, mußte er um ein Haar zu spät kommen. Das erzählte die Telemachie so, daß Penelope versprach, einen Gatten zu wählen. Auch der Dichter der Odyssee beabsichtigte die höchste Spannung herbeizuführen, aber er hatte dafür ein anderes Mittel in Bereitschaft. So machte er die Szene der Telemachie nach Kräften unwirksam. Daß damit das Bild der Fürstin nicht gewonnen hat, sondern sie sich, wie es Kayser genannt hat, zu Dirnenkünsten herabläßt, ist ihm wohl gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Was er wollte, hat er erreicht: er hat für seine eigene Dichtung freie Bahn geschaffen, ohne das, was die Telemachie bot, gänzlich unterdrücken zu müssen. Er hat damit die ganze Nachwelt getäuscht.

Welche Gefühle die Freier nach dem Weggang der Königin äußerten, erfahren wir nicht. Der Dichter der Odyssee hat alles unbarmherzig gestrichen, was seine eigenen Pläne durchkreuzen konnte. Darum ist der Übergang recht hart geworden. Die Freier wenden sich einfach zu Gesang und Tanz, bis es Abend wird. V. 304—306.

Es werden Leuchtpfannen gebracht, ohne Zweifel von den nachher genannten Mägden, und darum trockenes Holz gelegt. Darunter werden Kienspäne gemischt, welche die Mägde abwechselnd schüren. Es handelt sich um die Beleuchtung an frühen Abenden, aber auch um Erwärmung, es ist also wieder Winter, und das zeigt immer den Dichter der Odyssee an. Er hat die folgende Szene geschaffen, um Odysseus im Saale bleiben lassen zu können, denn er will das von ihm geschaffene Gespräch mit Penelope einleiten. Odysseus sucht auch selbst nachzuhelfen und weist

die Mägde an, ins Frauengemach zu gehen und die Herrin durch fleißige Arbeit zu erfreuen. Er werde die Beleuchtung selbst besorgen, auch wenn die Freier bis zum Morgen bleiben wollten, denn er sei sehr ausdauernd. Köstlich ist, wie die Mägde lachen müssen und einander ansehen. Melantho aber schilt ihn.

Melantho, des Dolios Tochter, ist gleich ihrem Bruder Melanthios eine Schöpfung des Dichters der Odyssee. Das untreue Geschwisterpaar vervollständigt das Personal der Telemachie und belebt die Handlung. Der Undank des Mädchens, dessen sich Penelope besonders angenommen hatte, wird mit ein paar sichern Strichen gezeichnet. Das Ärgste ist, daß sie mit Eurymachos buhlt, gerade wie ihr Bruder 17,257 mit diesem besonders befreundet ist.

Wie Odysseus alles anwendet, um im Saale zu bleiben, so sucht Melantho ihn fortzubekommen und schilt ihn daher, er müsse von Sinnen sein, daß er nicht in einer Schmiede oder öffentlichen Halle ein Nachtlager suche. Statt dessen schwatze er hier, ohne sich zu scheuen, unter den vielen Leuten. Ob er betrunken, oder ob es sein Charakter sei, leeres Zeug zu reden? Vielleicht sei er unsinnig geworden, weil er den Iros besiegte. Er soll sich nur hüten, daß nicht ein Stärkerer als Iros über ihn komme, der ihn mit blutigen Schlägen aus dem Hause triebe.

Odysseus aber droht, sich bei Telemachos zu beklagen, der sie gleich in Stücke hauen werde, und da fürchten die Mägde, er möchte Ernst machen, bekommen einen Schrecken und gehen. Er bleibt bei den Leuchtpfannen und hält sie in Brand, seine Blicke schweifen über die Freier, aber an die Arbeit denkt er nicht, sondern an die sicher eintretende Rache. V. 307—345.

Die letzte Partie des Buches hat zum Mittelpunkte den Schemelwurf des Eurymachos. Die Wiederholung der Motive ist, wie Fraccaroli überzeugend ausführt, epische Eigenart, und wenn der Schemelwurf des Antinoos der Telemachie gehört, so ist wohl der des Eurymachos ebenfalls dem ursprünglichen Gedichte zuzuweisen. Der Dichter hat ihn bedeutend anders gestaltet, um nicht in lästiger Art zu wiederholen. Er hat ihn auch besonders motiviert und dadurch das ganze Stück zu einer Einheit abgerundet. In der alten Telemachie folgte der Wurf auf das Auftreten der Penelope, freilich nicht unmittelbar. Der Übergang ist uns, wie wir gesehen haben, verloren.

Athene, die in der Telemachie das Rachewerk leitet, läßt die Freier von ihrer Beschimpfung nicht ablassen, um Odysseus noch mehr zu reizen. Eurymachos ergreift zum Gelächter der Genossen das Wort. „Nicht ohne göttliche Fügung ist der Fremde ins Haus gekommen. Fackelglanz scheint mir ganz und gar von seinem Haupte auszustrahlen, denn Haare hat er gar keine.“ An den Reflex der Leuchtpfannen zu denken ist sicher nicht richtig. Eurymachos vergleicht das Leuchten der Glatze mit Fackelglanz, übertriebener als wenn wir von Mondschein sprechen. Dieses Übertreiben

des Witzes macht es fast notwendig, daß Eurymachos ihn sozusagen noch erklärt.

Höhnend wendet er sich an Odysseus. Er könnte bei ihm guten Lohn und vollständigen Unterhalt finden, wenn er leichte Feldarbeit tun wollte. Aber das wolle er natürlich nicht, sondern ihm liege nur daran, durch Betteln in der Stadt herum den unersättlichen Bauch zu füllen.

Eurymachos hat nur von solcher Arbeit gesprochen, die ein so jämmerlicher Alter noch ausführen könnte, Dornen zusammenlesen und Bäume pflanzen. Odysseus aber antwortet, er würde es mit ihm aufnehmen, am langen Vorsommertag mit der Sichel Gras zu schneiden und den Pflug durch die Schollen zu führen. Die Verse 376 bis 379, in denen er auch von tüchtigem Kriegsdienst redet, sind störender Zusatz. Der Preis der Arbeit wird in des Odysseus Munde geradezu pathetisch, und der alte Bettler fällt dabei fast aus der Rolle. „Der Dulder ist von dem Helden auf einen Augenblick überwunden," sagt Wilamowitz. Es ist aber dafür gesorgt, daß Eurymachos, auch wenn er den Widerspruch zwischen den Worten und der Gestalt des Bettlers gemerkt hätte, diesen sofort wieder vergißt. Denn Odysseus höhnt ihn nun auch, er dünke sich jetzt groß und stark, weil er unter Wenigen und Nichtsnutzigen verkehre, gerade wie Achilleus in der Ilias 1,231 zu Agamemnon sagt, er könne das Volk nur brandschatzen, weil er unter Minderwertigen König sei. Wenn Odysseus heimkehrte, würde jenem die breiteste Türe zur Flucht zu eng werden. V. 346 bis 386.

Daß ihn Odysseus mit der nahen Vergeltung bedroht, kann Eurymachos nicht verstehen. Er hat von allem besonders das wegwerfende Wort über die Wenigen und Nichtsnutzigen gehört, unter denen er verkehre, und sagt ergrimmt mit finsterem Gesicht, er wolle ihm sein Unheil vollenden, zur Strafe dafür, daß er frech und ohne sich zu fürchten unter den vielen Männern rede. Entweder habe ihm der Wein die Sinne umnebelt, oder dann liege es überhaupt in seinem Charakter, leeres Zeug zu schwatzen. V. 393 mit der Erinnerung an Iros fehlt in den bessern Handschriften und ist hier nicht am Platz.

Er wirft einen Schemel auf Odysseus. Aber der steht hier nicht fest wie ein Fels. Der Dichter der Telemachie hat sich begnügt, ihn nur mit einem Worte beinahe aus der Rolle fallen zu lassen, denn er hielt die Verwandlung fest, bis er die Rückverwandlung eintreten ließ. Der Bettler erschrickt vor Eurymachos und sucht bei Amphinomos Schutz. Der kräftige Wurf trifft den Weinschenken am rechten Arm, so daß die Kanne zur Erde saust und er schreiend umstürzt. Die Freier ärgern sich über den Fremden, der auf seiner Fahrt besser umgekommen wäre, dann hätte er nicht einen solchen Aufruhr unter sie gebracht. Wie es Hephaistos in der Ilias töricht findet, daß sich die Götter um der Sterblichen willen zanken, so schelten die Freier den Zank um Bettler, der ihnen den Genuß an der Mahlzeit stört. Gezankt haben sie sich nun freilich hier nicht, wohl aber den Antinoos nach seinem Schemelwurf gescholten. Das Wort

ist aus der Rede des Hephaistos herübergenommen, wie die ganzen letzten zwei Verse. V. 387—404.

Telemachos macht der Szene ein Ende. Ihr Tollen, redet er die Freier an, man sieht euch an, daß ihr zu viel gegessen und getrunken habt. Euch reizt wahrlich ein Gott. Geht ihr nun nach dem reichlichen Mahl nach Hause. Aber es entspricht ganz der in der Telemachie herrschenden Höflichkeit, wenn er beifügt, sie sollten gehen, wenn sie Lust hätten, vertreiben wolle er keinen.

Gleichwohl beißen sich die Freier auf die Lippen, im höchsten Erstaunen über die Kühnheit des Telemachos. Da ergreift Amphinomos das Wort, zu dessen Füßen sich Odysseus wie ein Schutzflehender gesetzt hat. Er hat wahrgenommen, daß sich die Freier über Telemachos ärgern, und würde es unangebracht finden, einem so billigen Worte gegenüber sich aufzuregen und jenen mit bösen Worten anzufahren. Mißhandlungen des Fremden wie der Diener des Odysseus sollten sie unterlassen, jetzt die Spende darbringen und den Fremden der Obsorge des Telemachos überlassen, dessen Gast er ja sei. Der Vorschlag gefällt, und Mulios, des Amphinomos Herold, bereitet die Spende mit einer gewissen Feierlichkeit. Darauf spenden sie und gehen zur Ruhe. V. 405—428.

Odyssee XIX.

Die Freier haben sich entfernt. Odysseus, der „mit Athene", d. h. von ihr geleitet, den Freiern Mord sinnt, und Telemachos sind im Saale zurückgeblieben. Jetzt scheint es Odysseus Zeit, an die Bergung der Waffen zu gehen, von der er dem Sohne 16, 281 gesprochen hatte. Er mahnt den Sohn fast mit den nämlichen Worten wie dort. Nur daß er für sie beide zwei Rüstungen bereit legen sollte, steht hier nicht. Der Dichter der Odyssee hat die für die Telemachie notwendige Stelle gestrichen, weil er den Gang des Rachewerkes anders gestalten wollte. Telemachos ruft Eurykleia und setzt sie von seinem Vorhaben in Kenntnis. Auch vor ihr begründet er es damit, daß die Waffen durch den Rauch verderbt würden. Er habe das früher, da er zu jung war, nicht beachtet. Die Mägde soll sie im Frauengemach einschließen. Eurykleia ist erfreut und wünscht, Telemachos möchte überhaupt jetzt einmal Umsicht gewinnen, für sein Haus zu sorgen. Auf ihre Frage, wer ihm leuchten sollte, wenn die Mägde es nicht dürften, weist Telemachos auf den Fremden. Der könne auch etwas tun, denn er lasse keinen Fremden müßig an seinem Tische sitzen. Darauf schließt sie ohne weitere Worte die Türen des Frauengemaches, Vater und Sohn tragen die Waffen in eine Kammer.

Ihnen leuchtet Athene mit goldener Lampe voran, selbst unsichtbar, wie sich aus dem Folgenden zeigt. Die herrliche Stelle ist von Aristarch beanstandet worden, weil Homers Zeit noch keine Lampen gekannt habe. Aus dem Fehlen von Angaben in Ilias und Odyssee lassen sich aber keine derartigen Schlüsse ziehen, und übrigens haben sich in Kreta Lampen

gefunden. Telemachos staunt über den wundersamen, über Wände und Gebälk ergossenen Glanz. Gewiß müsse ein Gott im Hause sein. Odysseus mahnt ihn zu schweigen und nicht zu fragen. Was er da sehe, sei die Art der Götter. Dann weist er Telemachos an, zu Bette zu gehen. Er selbst wolle noch die Mägde und seine Mutter prüfen, die ihn klagend nach allem fragen werde. Der Ausdruck ist mehr als ungenau. Daß er die Gesinnung der Mägde prüfen wolle, hat er 16,304 in Aussicht gestellt. Aber die Mutter will er doch nicht prüfen, zumal er erwartet, sie werde ihn nach allem fragen. Der Dichter der Odyssee hat die Mutter eingefügt, um sich den Übergang zu seiner folgenden Dichtung leicht zu machen. Alles andere, wie Telemachos zu Bett geht und Odysseus Rache brütend im Saale bleibt, gehört der Telemachie an, deren Erzählung 20,23 fortfährt. V. 1—52.

Penelope tritt in den Saal. Sie hat am Ende des 17. Buches den Bettler schon am Nachmittag zu sich entboten. Aber er ließ sie bitten, die Entfernung der Freier abzuwarten und sich am Abend zu ihm in den Saal zu begeben. Das hat ihr zum voraus eine gute Meinung von ihm gegeben.

Durch die Behandlung ihres Eintritts gibt der Dichter zu verstehen, daß er Wichtiges vorhat. Nicht nur geschieht es mit einer gewissen Feierlichkeit, sondern es wird auch das Gespräch der Gatten durch das Auftreten der Mägde verzögert.

Die Vergleichung Penelopes mit Artemis oder Aphrodite bezieht sich nicht auf die Gestalt, sondern auf den Gang der Göttinnen. So unkünstlerisch es wirken würde, wenn der Dichter nicht recht wüßte, mit welcher der beiden so verschiedenen Gottheiten er die Fürstin vergleichen sollte, so einheitlich wirkt die Vorstellung, daß sie schritt, wie Göttinnen schreiten. Dienerinnen rücken ihr den Stuhl ans Feuer. Dessen eingehende Beschreibung mit dem Namen des Künstlers, der ihn gefertigt, eröffnet die Erzählung, wie in der Ilias 11,16 die gleich gehaltene Schilderung der Waffen Agamemnons dessen Heldenkampf.

Mägde kommen, räumen ab und erneuern die Holzspäne in den Feuerpfannen. Ausdrücklich wird ausgesprochen, daß diese nicht nur zur Beleuchtung, sondern auch zur Erwärmung dienten. Die frechste unter den Mägden, Melantho, ist erbost, daß der Bettler immer noch dasitzt, und fährt ihn noch heftiger an als vorher 18,321. Er ist ihr unbequem, weil er ihren und anderer Mägde buhlerischen Verkehr mit den Freiern zu beobachten scheint. Deshalb droht sie ihn mit einem Feuerbrand aus dem Saal zu jagen.

Odysseus ist zwar höchst unwillig, aber er tritt nicht aus seiner Maske heraus. Er weiß sich ebenso zu beherrschen wie dem Ziegenhirten Melanthios gegenüber, der ihn auf dem Gange zur Stadt beschimpfte. Darum beginnt er mit einer Mahnung zur Milde und schließt mit einer versteckten Drohung. Sein trauriger Zustand, so hebt er an, gebe ihr noch nicht das Recht ihn zu beleidigen. Landfahrende Bettler könnten, so ist

die Meinung, nicht so fein aussehen wie die geputzten Freier. Wie 18,129 gegenüber dem Freier Amphinomos, der ihm menschliches Gefühl gezeigt hat, stellt er sich als Beispiel für die Wandelbarkeit des Glückes hin, betont aber, daß er auf Güte Anspruch habe, weil auch er in seinen glücklichen Tagen gütig gewesen sei. Es könnte aber auch der frechen Magd ein Umschwung drohen, der ihr die Hoffart nähme. Der Zorn über sie könnte die Herrin zum Handeln treiben, oder Odysseus komme vielleicht doch noch zurück, denn noch sei nicht alle Hoffnung geschwunden. Er ist aber viel zu vorsichtig, seine Worte in dieser Aussicht ausklingen zu lassen. Mehr Eindruck muß der Magd der Hinweis auf Telemachos machen, der nun alt genug sei, ihre frevelhafte Aufführung zu bemerken und zu bestrafen. V. 53—88.

Jetzt entschließt sich auch Penelope etwas zu sagen, aber sie ist dieser Frechheit gegenüber beinahe wehrlos. Sie hat die schlechte Behandlung des Fremden durch die Magd nicht übersehen und stellt ihr schwere Vergeltung dafür in Aussicht. Aber ihr Hauptargument ist trotzdem eine Berufung auf das Herz der Magd, die doch wisse, daß sie in ihrem Leide den Fremden nach dem Gatten fragen wollte. Die Begründung zeigt, daß sie wirklich über den Auftritt empört ist, den sie eben hat mitansehen müssen. Es ist in der Tat ein starkes Stück oder wie der Text sagt, „ein großes Tun", daß die Magd den hinausjagen will, mit dem ihre Herrin zu sprechen gedenkt. Es offenbart sich darin ebenso sehr die Mißachtung des Gastrechts wie die Respektlosigkeit vor Penelope, die in ihrem eigenen Hause nicht mehr Meister ist. V. 89—95.

Der Dichter hat nicht notwendig befunden deutlich zu sagen, ob die Mägde sämtlich den Saal verlassen, oder welche von ihnen dem folgenden Gespräch beiwohnen. Aus den einzelnen Andeutungen läßt sich schließen, daß nur das eigentliche Gefolge, das mit der Fürstin eintrat, zurückgeblieben ist. Aber auch diese vergessen wir. Unsere ganze Aufmerksamkeit wird, nachdem Eurynome dem Gast einen Stuhl bereit gestellt hat, durch die Frage der Fürstin gefesselt, bis wir darauf geführt werden, daß die Gatten nicht ganz allein sind.

Penelope beginnt mit der Frage nach dem Namen und der Herkunft des Fremden. Odysseus weicht zunächst aus, indem er mit einem Preis der Fürstin anhebt. Er vergleicht sie, von der die Kunde über die ganze Erde verbreitet ist, mit dem edlen Regenten, dessen gerechte Herrschaft sein Volk glücklich macht. Dann aber lehnt er die Antwort mit guter Begründung direkt ab. Einer in der ganzen Welt berühmten Frau wie ihr darf ein vom Unglück verfolgter Mann nicht durch Jammer lästig fallen. Es könnte ihren Unwillen erregen, und die Mägde würden behaupten, er sei vom Genusse des vielen Weines so gerührt. Wie bei der Anfrage des Alkinoos 9,12 ist ihm die Enthüllung seiner Person gleichbedeutend mit dem Aufreißen alter Wunden.

Die Huldigung an die Fürstin bewegt sich, ähnlich wie die an Nausikaa, nicht lange in direkten Komplimenten, sondern schwelgt im Preise

dessen, womit er ihren Ruhm vergleicht. Wie dort nicht die Königstochter mit der Palme verglichen wurde, sondern die Bewunderung, die er für beide empfindet, der Vergleichungspunkt war, so ist es hier die Kunde von Penelope und dem gerechten Regenten. V. 96—122.

Durch seine Huldigung hat Odysseus seine Gemahlin veranlaßt, von sich selbst zu sprechen. Wohl ist er von niedriger Stellung, aber er hat ihr Vertrauen eingeflößt, und sie kann sich einmal aussprechen. Wehmütig lehnt sie den Preis ihrer Vorzüge ab. Die haben ihr die Götter geraubt, als Odysseus nach Troja fuhr, und nur wenn er wieder käme, könnte von ihrem Ruhm die Rede sein. Nun aber hat ein Dämon viel Unheil auf sie gehetzt, so daß sie ganz in Leid versenkt ist.

Einmal bei diesem Gedanken angelangt, hängt sie ihm nach. Sie klagt, daß ihre Not sie gegen Fremde und Schutzflehende stumpf mache. Während sie sich im Sehnen nach Odysseus verzehrt, wird sie von den Freiern zur Heirat gedrängt. Sie sucht sich durch Listen zu entziehen. Deren erste, die mit dem Gewebe für Laertes, hat ihr ein Dämon, ein böser Geist, eingehaucht, denn es hat zu ihrem Unheil ausgeschlagen, und sie hat sich in ihrem eigenen Netz gefangen gesehen. Nun ist das Gewand fertig, und sie steht ratlos da. Die Eltern dringen in sie, vor allem aber bedrängt sie die Rücksicht auf ihren Sohn. Mit Unwillen sieht dieser, wie sein Gut verzehrt wird, und er ist doch auch in dem Alter, seinem Hause selbständig vorzustehen.

Auch der Dichter der Odyssee hat auf das Märchenmotiv, daß Odysseus beinahe zu spät kommt, Rücksicht nehmen müssen. Aber er verfährt dabei feiner und tiefer als die Telemachie und läßt in Penelope die Treue der Gattin mit der Liebe der Mutter kämpfen. Wenn sie, um ihrem Sohne sein Gut zu erhalten, nachgibt, so ist ihre Wiedervermählung begreiflich, ja gerechtfertigt. Trotzdem sucht sie dem auf alle Weise zu entrinnen. Den Vorwand mit dem Gewebe hat sie ihre erste List genannt, muß also noch eine zweite zur Verfügung haben. Das ist der Wettkampf mit dem Bogen, den, wie sie im Stillen hofft, keiner der Freier wird spannen können. Doch läßt sie der Dichter den Gedanken für den Augenblick vergessen, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen ist.

Endlich rafft sie sich auf und erneuert ihre Aufforderung, er möge sich nennen. Halb im Scherz fügt sie hinzu, er stamme doch nicht, wie die Menschen der alten Sage, von Bäumen oder Steinen. V. 123—163.

Jetzt kann Odysseus nicht mehr ausweichen. Zwar beklagt er nochmals, daß er durch die Erzählung seiner Leiden nur in neuen Schmerz versenkt werde, sträubt sich aber nicht länger. Er berichtet weitläufig von seiner Heimat Kreta, von sich selbst aber zunächst nur, daß er der jüngere Bruder des Idomeneus sei und Aithon heiße. Dann gibt er dem Gespräch eine andere Wendung. Hat er vorhin schon im Vorbeigehen bemerkt, Idomeneus sei mit den Atriden nach Ilios gefahren, so kommt er jetzt auf seine Begegnung mit Odysseus zu sprechen. Die Erzählung ist wieder äußerst farbenreich, und der Dichter nimmt uns das Wort aus dem Munde,

wenn er sagt, die Lügengeschichte habe wie eine wahre ausgesehen. Besonders die Betonung der Gastfreundschaft mit Idomeneus, auf die sich Odysseus berufen haben soll, mußte der Fürstin als eine Bürgschaft der Wahrheit vorkommen. V. 164—203.

Odysseus hat seinen ersten Zweck erreicht. Im Andenken an den Gemahl zerfließt Penelope in Tränen. Wir stehen an einem Ruhepunkt, deshalb setzt der Dichter ein Gleichnis. Der Fürstin Tränen strömen reichlich wie das Wasser des schmelzenden Schnees. Mit einem einzigen Wort beleuchtet der Dichter das Eigentümliche der Situation: sie weint um den Gemahl, der neben ihr sitzt. Dieser aber verrät sich nicht, so sehr er Mitleid mit ihr fühlt. Er wäre kein homerischer Mensch, wenn er nicht gerührt wäre, aber klüglich weiß er seine Tränen zu verbergen und blickt fest, als hätte er Augen von Horn oder Eisen.

Es fällt ihm nicht schwer die Probe, der ihn seine Gemahlin nun unterwirft, zu bestehen. Um sie ganz sicher zu machen, stellt er sich, als ob er sich auf das Aussehen, die Kleider und die Gefährten des Odysseus besinnen müßte, denn es sei lange her. Auch schützt er sich vor jedem Einwurf durch die Bemerkung, er wisse nicht, ob Odysseus diese Kleider von Hause mitgenommen habe. Aber er berichtet ganz richtig. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Dichter dem Bildwerk auf der Spange zu. Es ist, wie die Kunstwerke des Achilleusschildes, in belebte Handlung umgesetzt, ohne daß diese zu einem Abschluß käme. So wird es uns lebendig, und doch vergessen wir nicht, daß es ein Bild ist. V. 204—248.

Die Zeichen sind so augenfällig, daß Penelope erst recht erschüttert ist. Hat sie doch Odysseus die Gewänder selbst gefertigt und die Spange angesteckt. Aber die Worte des Fremden verursachen eine unvermutete Wirkung. Zwar wird Penelope dem Fremden hinfort nicht nur ihr Mitleid, sondern auch ihre Freundschaft und Achtung schenken. Aber die Erinnerung daran, wie sie vor vielen Jahren den Gemahl zur Fahrt schmückte, läßt sie an aller Hoffnung verzweifeln. Es ist zu lange her, er kommt nicht wieder. Zu bösem Geschick fiel ihm die Fahrt nach der Unglücksstadt aus. V. 249—260.

Diese Hoffnungslosigkeit muß Odysseus bekämpfen. Die Beweise, die er vorbrachte, haben ihn als wahrhaftigen Erzähler legitimiert, und deshalb kann er hoffen, auch für seine weitern Mitteilungen Glauben zu finden. Er beginnt sehr schonend und tröstend. Es sei ja sehr begreiflich, daß sie um einen Mann wie Odysseus weine, aber er kann sie versichern, daß dessen Rückkehr nahe bevorsteht. Wie zu Eumaios, so redet er jetzt auch zu ihr von dem, was ihm der Thesproterkönig Pheidon von Odysseus gesagt hat, und zwar in denselben Worten. Denn hier ist Vorsicht am Platz. Mochte er von seiner Stellung in Kreta sagen, was er wollte: bei seinen Zuhörern mußte jener Schwur Pheidons am meisten haften. Da Odysseus weiß, daß Eumaios mit der Fürstin über ihn gesprochen hat, wiederholt er diesen wichtigsten Teil der Erzählung wörtlich und erweitert ihn nur durch einige Züge aus den Irrfahrten.

Dabei ist auffallend, daß er den Odysseus von Thrinakie gleich zu den Phäaken gelangen läßt, also den Aufenthalt bei Kalypso übergeht. Es ist erklärt worden, daß das aus Rücksicht auf Penelope geschehe. Aber das hätte ihr ja gerade Freude machen müssen, daß Odysseus die Unsterblichkeit an Kalypsos Seite ausschlug und sich nach der Heimat zurücksehnte. Eine andere Erklärung ist die, dem Dichter habe eine ältere Form der Sage vorgelegen, die die Episode von Kalypso nicht enthielt. Sie fehlte ja wirklich im alten Gedicht von Thrinakie. Aber dem Dichter der Odyssee konnte doch die Figur der Kalypso, die er selbst neu geschaffen, nicht unbekannt sein. Die homerische Poesie pflegt bei zusammenfassenden Berichten kurz zu sein. Wie Thetis bei Hephaistos die Geschichte des Zorns erzählt, vergißt sie die große Schlacht vom 11. bis zum 15. Buche zu erwähnen, so daß es aussieht, als wäre die Entsendung des Patroklos eine Folge der Gesandtschaft gewesen. Und doch stammt jener Gang der Thetis von dem Dichter der Ilias. Es dürfte also auch hier nichts als eine durch zu große Knappheit verursachte Undeutlichkeit vorliegen. Die Reise von den Phäaken zu den Thesprotern motiviert der Erzähler mit dem Wunsche des Odysseus, noch mehr Reichtümer zu sammeln, und dem Gang nach Dodona.

Zum Schluß leistet er den feierlichen Eid, jener werde noch in diesem Jahre kommen, wenn der eine Monat ablaufe, der andere eintrete. Das muß ein Neumondstag sein. Morgen findet, wie wir 21, 258 erfahren, ein Fest des Apollon statt, dem in alter Zeit der erste Monatstag geweiht war. Höchst wahrscheinlich ist dieser Monat zugleich auch der erste des neuen Jahres. Odysseus verkündigt also sein Kommen auf den heutigen Tag. So hat Wilamowitz unbestreitbar richtig erklärt. V. 261—307.

Die Prophezeiung hat jedoch auf Penelope die nämliche Wirkung wie auf Eumaios. Weil es zu schön wäre, glaubt sie nicht daran. Sie, die von allen noch allein eine leise Hoffnung genährt hat, ist gänzlicher Mutlosigkeit verfallen. Sie bricht mit derselben freundlichen Entschiedenheit ab, wie Eumaios getan hatte. Das Gespräch soll zu Ende sein. Die Dienerinnen sollen Odysseus die Füße waschen und ihm nachher ein warmes Bett aufschlagen. Für den folgenden Tag verheißt sie ihm gute Bewirtung und Schutz vor Unbill. Wer ihn kränkt, soll hier nichts mehr ausrichten, d. h. jeder Erfolg seiner Bewerbung ist ausgeschlossen.

Sie begründet ihre Freundlichkeit gegen den Fremden aufs neue, aber nicht in der gleichen Weise wie vorhin. Dort war er ihr der gewesen, der ihren Gemahl in dem von ihr geschenkten Schmucke gesehen hatte. Ihre Güte war ihrer Rührung entsprungen. Jetzt ist sie die Fürstin, die sich des ihr gespendeten Lobes würdig erweisen muß, weil doch das Leben so kurz ist. Sie wäre es nicht, ließe sie ihn in seinem Aufzug, struppig und schlecht gekleidet, in ihrem Hause sitzen. Es ist alles gütig, was sie sagt, aber nicht mehr warm, und auch die anschließende Erörterung über das Schicksal, das dem Hartherzigen und dem Gütigen im Munde der Menschen wird, hat keinen herzlichen Klang mehr. V. 308—334.

Ganz unerwarteterweise lehnt Odysseus die dargebotene Pflege ab. Er ist an ärmliche Ruhestätten gewöhnt und verlangt auch nicht nach der Fußwaschung. Insbesondere verbittet er sich die Bedienung durch die frechen Arbeitsmägde. Aber plötzlich lenkt er ein. Wenn im Hause eine alte vertraute Dienerin sei, die so viel durchgemacht habe wie er, der würde er erlauben, seine Füße zu berühren. Er hat also die Waschung nur aus Widerwillen gegen jene frechen Geschöpfe abgelehnt, die er bald zu bestrafen gedenkt. Penelope ist von seiner verständigen Rede so entzückt, daß sie ihn mit „Lieber Fremdling“ anredet und eifrig auf seinen Wunsch eingeht. Hat sie doch wirklich eine solche Magd, Eurykleia, die den Odysseus von Geburt an gepflegt hat. Diese soll dem Altersgenossen ihres Herrn die Füße waschen. Gewiß sehe Odysseus selbst jetzt auch so aus wie der Fremde, da die Menschen im Elend rasch zu altern pflegen. V. 335—360.

Die Entdeckung ist ganz nahe. Schon hat die Herrin den Fremden mit Odysseus verglichen, noch mehr geschieht das in der prächtigen Rede der alten Magd. Erst überwältigt diese der Gedanke an das unverdiente Unglück ihres Herrn, der doch den Göttern Opfer brachte wie keiner und dabei um glückliches Alter und Gedeihen für seinen Sohn betete. Das Geschick des Fremden läßt sie ahnen, auch ihr Herr sei in fremdem Hause der Unbill frecher Mägde ausgesetzt. Sie hat gar wohl begriffen, daß der Gast von diesen Geschöpfen nicht bedient sein will, und übernimmt die Aufgabe gern. Die Worte der Herrin veranlassen sie, ihn näher anzusehen, und nun sagt sie ihm mit großer Feierlichkeit, es sei noch nie ein Fremder gekommen, der Odysseus so ähnlich gesehen habe.

Er weiß nichts zu sagen, als daß das alle gefunden hätten, die sie beide kennten. Aber erst jetzt bemerkt er, daß er sich der Entdeckung zu sehr ausgesetzt hat. Die Narbe kommt ihm in den Sinn, die er am Knie hat, und während ihm Eurykleia das Fußbad bereitet, rückt er deshalb schnell seinen Stuhl vom Feuer weg dem Dunkel zu. Aber das hilft ihm nichts. Gleich im Beginn des Waschens erkennt sie die Narbe der Wunde, die ihm einst bei der Jagd auf dem Parnaß der Eber geschlagen. V. 361—394.

Die Geschichte von der Jagd auf dem Parnaß unterbricht störend die Handlung auf ihrem Höhepunkt, ein Kunstfehler, den sich die homerische Poesie niemals zuschulden kommen läßt. Es ist ein Einzelgedicht, das die Jagd zum Mittelpunkte hat, eingerahmt durch den Besuch des Autolykos in Ithaka mit der Namengebung des Odysseus und die Heimkehr vom Parnaß. Der Anfang, der, wie wir noch sehen können, die Inhaltsangabe enthielt, ist infolge der Einfügung in die Odyssee nicht wörtlich erhalten. Erst trat Autolykos auf, der in der Dolonie 10,267 mit Odysseus noch nicht genealogisch verbunden ist. Er kommt gleich nach des Odysseus Geburt nach Ithaka und gibt ihm als Großvater den Namen des „Zürnenden“, der in geschickter Weise erklärt wird. Den Autolykos

besucht Odysseus, wie er erwachsen ist, und an den Besuch schließt sich die schön erzählte Jagd. V. 395—466.

In der Erörterung über die Einheit der Fabel eines Gedichtes sagt Aristoteles in der Poetik Kap. 8, Homer habe durch Kunst oder Genie auch hier das Richtige gesehen. „Als er die Odyssee dichtete, machte er zum Objekt seiner Darstellung nicht alles, was dem Odysseus begegnete, wie seine Verwundung auf dem Parnaß oder seinen erheuchelten Wahnsinn beim Heeresaufgebot, Ereignisse, von denen keines ein anderes mit Notwendigkeit voraussetzte oder mit Wahrscheinlichkeit von einem andern gefolgt wurde, sondern er gruppierte die Odyssee um eine in unserem Sinn einheitliche Handlung." J. van Leeuwen erklärt nun freilich, Aristoteles verbiete nicht, außerhalb der Handlung liegende Dinge heranzuziehen, wie es ja in der Odyssee öfter geschehe, sondern Homer werde nur gepriesen, weil er dergleichen im Vorbeigehen anbringe und die Jugendgeschichten nicht vor der Haupthandlung erzähle. Um diesen Sinn herauszubringen, muß van Leeuwen freilich den Text der Poetik korrigieren. Die Erklärung ließe sich hören, wenn nicht der verstellte Wahnsinn mit der Jagd auf dem Parnaß auf eine Linie gestellt wäre. Denn jener wird in unserer Odyssee nicht einmal beiläufig erzählt. Aristoteles hat ein Gedicht gekannt, das ihn enthielt, und lobt Homer, daß er ihn nicht aufgenommen hat. Ganz gleich muß es sich mit der Jagd auf dem Parnaß verhalten haben. Aristoteles las sie noch in einem gesonderten Gedicht. Daß Platon im Staat die Zeichnung des Autolykos bei Homer zitiert, spricht nicht dagegen. Zu Platons Zeit wurde noch alles epische Gut als Werk Homers angesehen, woraus sich auch erklärt, daß Platon Homerzitate bringt, die in Ilias und Odyssee nicht aufzufinden sind. Es ist freilich merkwürdig, daß der Homertext noch nach dem 4. Jahrhundert durch Einfügung ursprünglich selbständiger Stücke bereichert worden ist, aber daran zu zweifeln sehe ich keinen triftigen Grund.

Eurykleia erkennt also die Narbe, sobald sie mit der Hand darüber fährt. Sie läßt den ergriffenen Fuß in das Becken zurückfallen, daß es umschlägt, und sagt ihm mit tränenerstickter Stimme, daß sie ihn erkennt. Sie sieht ihre Herrin an, will es ihr sagen, aber diese ist in Gedanken versunken, oder, wie sich der Dichter ausdrückt, Athene hatte ihren Sinn abgewendet. Odysseus aber packt die Alte an der Kehle und gebietet ihr unter Drohungen zu schweigen, was sie auch verspricht. V. 467—502.

Wir sind geneigt uns über die Reden zu wundern, deren umständliche Länge jeder Wahrscheinlichkeit widerspricht. Aber der homerische Stil erlaubt dergleichen Umsetzungen kurzer Ausrufe in ausführliche Reden. Wir haben die nämliche Stilisierung vor uns wie in der wohlgesetzten Ansprache, die Antilochos im rasenden Wettfahren an seine Pferde zu richten Zeit hat, Ilias 23, 403.

Nachdem die Waschung beim zweiten Versuch gelungen ist, wendet sich Penelope noch einmal an den Fremden. Wir erfahren jetzt, womit

ihre Gedanken so beschäftigt waren, daß sie von dem ganzen Vorgang nichts bemerkte. Sie hat mit sich gekämpft, wozu sie besonders auch durch den Traum der letzten Nacht veranlaßt worden war.

Ihre Frage soll kurz sein, denn bald kommt die Stunde der Ruhe: für den, der schlafen kann, setzt sie wehmütig hinzu. Sie aber trägt unermeßliches Leid. Am Tage geht es noch. Da kann sie sich bei aller Trauer der Arbeit freuen. Aber in der Nacht, wenn sonst alle schlafen, plagen sie scharfe Sorgen. Ganz besonders bedrängt sie seit einiger Zeit die Haltung des Sohnes, der von ihrem längern Zaudern eine zu empfindliche Schädigung seines Besitzes befürchtet. Wenn der Dichter sie sagen läßt, Telemachos flehe sie an, das Haus zu verlassen, so steht das zu der sonst an ihm zu beobachtenden Haltung nicht im Widerspruch. Die feinfühlige Frau empfindet den begreiflichen Wunsch des Sohnes, ein Ende zu machen, als dringendes Bitten. Wir sehen, daß sich ihr Entschluß mehr und mehr nach dieser Seite neigt, nur hat ein Traum der letzten Nacht sie wieder zurückgehalten.

Das wechselnde Hin- und Herwogen ihrer Gedanken vergleicht sie mit der reichen Modulation im Gesange der Nachtigall, in einem Bilde voll warmen Naturgefühls. Homer wie den Tragikern ist der Gesang der Nachtigall eine Klage, sie selbst eine verwandelte Prinzessin, die um einen blutigen Irrtum ihr Leben lang trauert.

Die Sage liegt uns in einer einfachen, schönen alten Form vor, die wir noch erkennen können. Aëdon, die Gemahlin des Zethos, des Erbauers von Theben, ist auf den Kinderreichtum ihrer Schwägerin eifersüchtig. In der Leidenschaft will sie im Dunkel der Nacht deren ältesten Sohn töten und trifft ihren eigenen Einzigen, Itylos, den sie nun, in eine Nachtigall verwandelt, immer beklagt. Aëdon ist die Tochter des Pandareos, der in der attischen Sage Pandion heißt. So sehr die Geschichte von Pandions Töchtern Philomele und Prokne von der unserigen abweicht, so ist doch auch für diese wichtig, daß sie Schwestern sind. Die Tragik der Sage wird gewaltig gesteigert, wenn wir das auch für unsere Fassung annehmen. Des Zethos Bruder Amphion hat eine Schwester der Aëdon zur Frau, und zwar heißt diese nicht Niobe, sondern, wie uns die Scholien verraten, Hippomedusa. Mit Niobe und dem ganzen Kreise des Tantalos hatte diese Form der Sage nichts zu tun, und wenn die Mythographen die Gemahlin des Amphion Niobe nennen, so liegt ohne Zweifel ein Irrtum vor, der aus dem bekannten Kinderreichtum der Niobe zu erklären ist. Wie Thraemer schön nachweist, war auch bei Pherekydes, dem Verfasser der Sagengeschichte im 5. Jahrhundert, Niobe nicht Gattin des Amphion.

Was Penelope von Odysseus wissen will, ist nicht die Bedeutung des Traumes, denn diese hat ihr der Traum selbst gegeben, sondern ob der Deutung zu trauen sei. Sie hatte geträumt, ein Adler töte ihr ihre zwanzig Gänse im Hof, an denen sie so große Freude hatte. Wie sie im Traume weinte und sich um die Klagende andere Frauen versammelten, da kam der Adler wieder, setzte sich auf einen Vorsprung des Daches und redete

mit Menschenstimme zu ihr. Nicht ein Traum sei das, sagte er ihr, sondern wache Wirklichkeit, deren Erfüllung ihr bevorstehe. Die Gänse bedeuteten die Freier, den Adler er selbst, ihr Gemahl, der zurückgekehrt sei, jene zu vernichten. Wie sie am Morgen erwachte, sah sie ihre Gänse wie sonst ihren Weizen fressen. V. 503—553.

Odysseus erklärt es für unmöglich, den Traum anders zu deuten, da ihr doch Odysseus selbst gesagt hat, er werde es vollenden. Den Freiern drohe unentrinnbares Verderben. Aber Penelope erwidert, es gebe eben wahre und trügerische Träume und spricht von den beiden Traumpforten, der von Holz und von Elfenbein, deren Stoff nach etymologischen Rücksichten gewählt ist. Wohl wünscht sie für sich und ihren Sohn, ihr Traum möchte durch die Hornpforte gekommen sein, aber sie glaubt es nicht. Es ist die Eigentümlichkeit unseres Buches, daß alles, was geeignet wäre, die Hoffnungen der Fürstin zu beleben, sie nur trüber und hoffnungsloser stimmt. V. 554—569.

Nun muß sie ihm noch eines sagen. Heute ist der Tag angebrochen, der sie vom Hause des Odysseus trennen wird. Jetzt wird sie den Freiern einen Wettkampf anordnen, die Bogenprobe. Wenn sie zu Beginn des Gesprächs hat durchblicken lassen, daß sie außer dem Gewebe für Laertes noch weitere Listen bereit habe, so bedeutet in ihrer gegenwärtigen Stimmung die geplante Bogenprobe nur ihre endgiltige Verbannung aus diesem Hause. Morgen wird der Unglückstag anbrechen, der sie von diesem scheidet. Noch verrät sie mit einem Worte ihr innerstes Gefühl: selbst im Traume wird sie des Hauses ihrer Ehe gedenken. Aber sie ist entschlossen. Wer die Probe besteht, soll ihre Hand gewinnen. V. 570—581.

Die Aufgabe, welche die Freier zu lösen haben, hat Blinkenberg endgiltig erklärt. Zuerst müssen sie den Bogen spannen, das heißt die Sehne in den am obern Bogenende befestigten Ring einhängen. Dann wird in den Lehmestrich eine gerade Furche gezogen, und zwölf Doppeläxte mit eisernem Blatt werden derart in die Erde gegraben, daß die Stiele nach oben stehen. Bei der Breite der Blätter ist ein tiefes Eingraben nicht nötig. Sind sie aufgestellt, so bieten sie das Bild von Kielhaltern, breiten niedrigen Holzplanken, die beim Schiffsbau in regelmäßigen Abständen den Kielbalken trugen. Sie stehen zu diesem senkrecht wie unsere Eisenbahnschwellen zu den Schienen. Am Ende des Stiels ist ein Ring oder eine Öse angebracht, an dem sonst die Axte aufgehängt zu werden pflegen, und der groß genug ist, einen Pfeil durchzulassen. Der Stiel ist gerade so lang, daß der in der gewöhnlichen Stellung schießende, also kauernde Schütze die Öse dem Auge gegenüber hat. Odysseus schießt beim Wettkampf im Sitzen und neigt sich mit dem Leibe etwas vor. Es erfordert große Sicherheit, den Pfeil durch alle zwölf Ringe zu senden, und Penelope rühmt, Odysseus habe früher aus großer Entfernung immer einen sicheren Schuß getan.

Der Fremde mahnt die Fürstin, nicht zu zögern und den Wettkampf anzuordnen. Denn Odysseus werde kommen, bevor die Freier den Bogen spannen und den Pfeil durch die eisernen Ringe schießen. Aber sie

kann das Wort nicht so verstehen, wie er es meint. Während er wirklich von seiner Rückkehr spricht, kann sie nur die Versicherung heraushören, es werde keiner den Bogen zu spannen vermögen. Das tut ihr wohl, und deshalb sagt sie, sie könnte seiner Unterhaltung beständig lauschen, ohne daß Schlaf in ihre Augen käme. Aber die Menschen bedürfen des Schlafes, und alles hat seine Zeit. Nachdem sie ihn aufgefordert hat sich zum Schlafe zu legen, wie und wo er wolle, steigt sie in ihr Gemach hinauf und weint sich in Schlaf. V. 582—604.

Die prachtvolle Szene der Fußwaschung ist für die Kritik der Odyssee zu einem Angelpunkte geworden. Auszugehen hat die Untersuchung von den Worten des Odysseus V. 344 „Kein Weib soll meinen Fuß berühren, von denen, die im Hause Arbeitsmägde sind. Es sei denn, daß eine alte Magd da sei, die das Schicksal des Lebens in gleichem Maße hat über sich nehmen müssen, wie ich selbst. Dieser würde ich es nicht verwehren, meine Füße zu berühren."

Aristarch hat die Verse von 346 an als unecht erklärt, weil Odysseus die wähle, die ihn erkennen konnte. Aber wenn es Interpolation ist, wo setzt sie denn ein? Lassen wir V. 345 mit der Ablehnung der frechen Mägde stehen, so fehlt der Schluß der Rede. Es muß zu jenen ein Gegensatz vorhanden sein, und den bietet eben unser Text, da doch Eurykleia im Saale sitzt und nachher von Penelope aufgefordert wird. Streichen wir auch V. 345, so lehnt es Odysseus kategorisch ab, sich von einem Weibe die Füße berühren zu lassen, und dann ist es unverständlich, daß Penelope dennoch der Eurykleia die Fußwaschung befiehlt. Das Mittel der Streichung ist also zu wohlfeil. Die Verse sind echt.

Das hat jedoch Aristarch ganz richtig gesehen, daß Odysseus gerade die wählt, die ihn erkennen kann, und das sieht aus, als wünschte er erkannt zu werden. Es haben darum Wilamowitz und Seeck, nach Nieses Vorgang, in unserer Stelle die Spur einer andern Odyssee erkannt, als wir sie haben, mit einer Erkennung der Gatten, die von der im 23. Buch erzählten abweicht. Sie erklären den Wunsch des Odysseus, von einer alten, gleich ihm vielgeprüften Dienerin gewaschen zu werden, als das Mittel die Entdeckung herbeizuführen. Er wünsche erkannt zu werden und greife zu diesem letzten Mittel, nachdem alle andern, die Gattin von seiner Rückkehr zu überzeugen, fehlgeschlagen hätten. Die Fortsetzung deuten sie sich so, daß auf die Erkennung durch Eurykleia auch die durch die Gattin folgte und diese mit Odysseus die Bogenprobe verabredete. Damit scheint übereinzustimmen, daß 24,167 im Hades der Freier Amphimedon dem Agamemnon den Freiermord im ganzen nach unserer Odyssee, aber mit einer bedeutsamen Abweichung erzählt. In tückischer Berechnung habe Odysseus seine Gemahlin aufgefordert, den Freiern die Bogenprobe aufzuerlegen. Es wird daraus geschlossen, dem Dichter dieses Stückes habe das alte Gedicht noch vorgelegen, in dem die Ereignisse einen solchen Verlauf nahmen. Diese Stütze steht nun freilich auf schwachen Füßen. Man kann doch auch er-

klären, daß den Freiern die Bogenprobe als ein abgekartetes Spiel vorkommen mußte, auch wenn sie es nicht wirklich war, und so hat in der Tat der Dichter der zweiten Nekyia die Geschichte gewendet.

Ich bestreite die Möglichkeit nicht, daß es eine so gestaltete Odyssee gegeben haben könnte. Aber es muß mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß in allem noch Folgenden jede Spur eines Einverständnisses zwischen den Gatten fehlt. Die herrliche Erzählung von der Bogenprobe würde jeglichen Reizes beraubt werden, müßten wir uns vorstellen, Penelope wisse, wer der Fremde sei. Wenn ein Stück eines fremden Gedichtes eingearbeitet ist, so besitzen wir das nur in den Worten, mit denen Odysseus die Bedienung durch Eurykleia verlangt.

Blaß hat allerdings gemeint, Odysseus lenke nur aus Höflichkeit ein, denn dieses Minimum von Gastlichkeit auszuschlagen, wäre unschicklich gewesen. Allerdings benehme sich Odysseus unvorsichtig, aber eine gewisse Verwegenheit, ein Spielen mit der Gefahr, liege in seinem Charakter. Es sind für diese Beobachtung noch andere Züge vorgebracht worden, die nicht überzeugen. Aber auch wenn der Dichter der Odyssee das Motiv so verwendet hätte, würde das gegen die Annahme eines benutzten fremden Stückes noch nichts beweisen.

Daß in diesem Stück die Erkennung der Gatten wirklich stattgefunden hat, ist der Kritik unumwunden zuzugeben. Aber ob es wirklich aus einer vollständigen Odyssee stammte? Mir kommt die Meinung Cauers, es sei in unserer Odyssee eine Erzählung von dem nach langer Abwesenheit Heimkehrenden auf Odysseus angewendet worden, immer wahrscheinlicher vor. Das Fußbad hätte dann auf eine Erkennung geführt. „Aber da war es nicht Odysseus, der erkannt wurde, und kein Freiermord schloß sich an." Der Dichter hätte ein Märchenmotiv verwendet, um einen prachtvollen Abschluß zu gewinnen.

Wenn wir zugeben, daß das benutzte Stück mit einer Erkennung schloß, so erscheint die Kunst unseres Dichters höchst bedeutend. Er hat den Wunsch des Odysseus zu einem Spiel mit der Gefahr gemacht. Er läßt ihn im letzten Moment vom Feuer abrücken, damit die Alte die Narbe nicht sehe, von der bisher niemand etwas gehört hat. Er versenkt die Fürstin während des Bades in tiefe Gedanken und begründet das nachher mit dem Traum.

Die Verwandlung des Odysseus hat er vollständig fallen lassen. Nirgends wird er ein Greis genannt. Penelope meint V. 359, solche Hände und Füße müßte jetzt Odysseus haben, denn im Unglück alterten die Menschen schnell. Eurykleia ist von seinem Anblicke im Innersten erregt, weil er sie in allem an Odysseus erinnert, und er selbst gesteht, das hätten alle gefunden, die sie beide gesehen hätten. Was der Dichter wollte, hat er vollständig erreicht, trotzdem seine Darstellung immer neben der Greisengestalt der Telemachie hergehen mußte. Odysseus ist wieder der noch stattliche Mann, der von den Mühsalen der Meerfahrten mitgenommen ist, wie er 8, 134 dem Laodamas erschienen war.

Odyssee XX.

Das Buch macht in nicht wenigen Teilen den Eindruck des Episodischen und Sprunghaften. Es scheint die folgerichtige Entwicklung zu fehlen, die bis jetzt überall da war, auch wo sich die alte Telemachie und die Hand des Dichters der Odyssee gut unterscheiden ließen. Dieser hat es bisher verstanden, gute Einheit zu schaffen, wenn auch zuweilen mit etwas gewaltsamen Mitteln. Diesen Eindruck macht unser Buch nur zum Teil.

Der Eingang schließt eng an das 19. Buch an. Odysseus macht sich ein Bett aus einer Rindshaut und Fellen von Schafen, welche die Freier geschlachtet haben. Eurynome wirft ihm eine Decke über, und da liegt er wach. Er sieht die buhlerischen Mägde mit Lachen und Scherzen aus dem Frauengemach gehen, um die Freier in ihren Behausungen aufzusuchen. Dieser Zug war früher nie erwähnt, bis 18,325 der Buhlschaft der Melantho mit Eurymachos gedacht wurde. Daran knüpft der Dichter hier an, um die Entrüstung des Odysseus zu steigern. Aber dieser bezwingt den Zorn, der durch das Gleichnis von dem für seine Jungen kampfbereiten Hunde gut veranschaulicht wird. Wie dieser den nahenden Unbekannten anbellt, so bellte sein Herz vor Unwillen über dieses gemeine Treiben.

Aber er tadelt sich. Er ruft sich in die Erinnerung zurück, wie er noch Gemeineres aushielt und in der Höhle des Kyklopen geduldig zusah, wie der Unhold seine Gefährten fraß, bis ihn seine Klugheit aus der Höhle führte. Der Zuspruch hält sein Herz in Gehorsam. Es ist die Haltung des seiner selbst sichern Helden, dem keinen Augenblick der Gedanke an Gefahr kommt, sondern der nur Mühe hat, seine Rachegedanken durch kluge Überlegung zu beschwichtigen; die Zuversicht des Helden der Irrfahrten, der allen Erfolg sich selbst verdankt und einer göttlichen Hilfe nicht bedarf. So hat ihn der Dichter der Odyssee gezeichnet. Auch 12,209 beruft er sich den angstvollen Gefährten gegenüber auf sein größtes Heldenstück, die Bezwingung des Kyklopen. V. 1—23.

Um so mehr sind wir erstaunt, den Helden plötzlich in der größten Unruhe zu sehen. Er dreht sich nach allen Seiten, wie man eine Blutwurst dreht, die am Feuer gebraten wird; denn er muß immer denken, wie er an die Freier Hand anlegen werde. Da steigt Athene vom Himmel nieder, naht sich ihm in Frauengestalt und fragt ihn, warum er denn wieder wach liege. Er sei doch in seinem Hause, darin auch seine Gemahlin noch weile, dazu ein Sohn, wie ihn mancher sich wünsche. Odysseus, der sie schaut, klagt ihr, er wisse nicht, wie er es mit so vielen aufnehme, und wie er auch im Falle des Sieges der Rache der Verwandten entrinne. Da schilt ihn Athene, daß er ihr, die doch stets seine Schützerin gewesen, nicht vertraue, und versichert ihn ihrer mächtigen Hilfe, mit der er ein ganzes Heer von Feinden in die Flucht schlagen würde. Er soll nun schlafen, denn auch die ganze Nacht wachend aufzupassen sei eine Qual,

und er werde nunmehr dem Unheil entrinnen. Damit gießt sie Schlaf über ihn und kehrt in den Olymp zurück.

Wir befinden uns im Gedankenkreise der Telemachie. Athene tritt, einer Traumgestalt gleich, dem wachend daliegenden Odysseus zu Häupten, wie sie 15,9 in Sparta zu Telemachos getreten war, nur daß sie dort in Verwandlung auftrat. Daß Athene im Kampfe helfen werde, hatte sie dem Odysseus 16, 170 und dieser nach der Erkennung 16,260 seinem Sohne zuversichtlich verheißen, und wie wir sehen werden, leistete sie im Speerkampf der Telemachie höchst wirksame und tatkräftige Hilfe: Wir haben ein Stück dieses Gedichtes vor uns, das an die Waffenbergung 19,52 unmittelbar anschloß. Der Dichter der Odyssee stellte es zwischen seine eigenen prächtigen Erfindungen, zwischen denen es sich fast etwas dürftig ausnimmt. V. 24—55.

Odysseus schläft endlich ein, aber Penelope erwacht, um zu weinen. Wie sie sich satt geweint, fleht sie zu Artemis, sie möchte sie mit ihrem Pfeil erlegen, oder es möchte sie ein Sturmgeist durch die dunklen Pfade an den Ausguß des Okeanos entraffen. Der undeutliche Ausdruck meint wohl den Punkt, wo sich aus dem Okeanos die Unterweltsströme in die Tiefe ergießen. So sei es dereinst den Töchtern des Pandareos ergangen. Von solchen war 19,518 erzählt worden, aber eine Beziehung zu jener Sage liegt hier offenbar nicht vor, und unsere Stelle ist zu wenig deutlich, um uns die angedeutete Geschichte recht klar zu machen. Wenn doch, fährt Penelope fort, Artemis sie tötete. Dann würde sie unter die Erde gehen und Odysseus sehen und müßte nicht das Herz eines geringern Mannes erfreuen. Ihr ganzes Leid gießt sie aus: Es ist ja erträglich, tagsüber weinen zu müssen, wenn nur die Nacht Schlaf bringt, denn der läßt alles vergessen. Aber auf sie hetzt ein Dämon böse Träume. Eben in dieser Nacht hat sie geträumt, Odysseus habe sich neben sie gelegt, ganz in der Gestalt, wie er damals auszog, und sie freute sich, weil sie glaubte, es sei nicht Traum, sondern Wirklichkeit.

Unmittelbar vor der Entscheidung hat der Dichter der Odyssee das Bild der Penelope, wie er es schaute, vollkommen wiederhergestellt. Die weniger erhabenen, wenn auch menschlich wahren Züge, wie sie die Telemachie ihr leiht, sind gänzlich ausgelöscht. Ihre Gedanken hangen ganz an der Bogenprobe, die immerhin zum Unheil ausfallen kann, und da möchte sie am liebsten sterben, um drüben mit Odysseus zusammen zu sein. V. 56—90.

Es ist Morgen geworden, und Odysseus vernimmt die Stimme der Gattin. Beim Erwachen ist ihm, als stehe Penelope ihn bereits erkennend ihm zu Häupten. Er hebt die Decke und die Felle seines Lagers auf und legt sie im Megaron auf einen Stuhl, die Rindshaut trägt er in den Hof hinaus. Und dann betet er zu Zeus: Wenn ihn wirklich die Götter mit Willen in die Heimat geführt haben, nachdem sie ihn so sehr gedemütigt, so soll ihm einer der wachenden Hausbewohner ein Wort von guter Vorbedeutung sagen, von Zeus ihm draußen ein anderes Zeichen

erscheinen. Ihn hört Zeus. Er donnert aus heiterem Himmel. Das vorbedeutende Wort spricht eine Magd aus, eine von den zwölfen, die den Weizen zu mahlen hatten. Die übrigen waren mit ihrer Arbeit fertig und schliefen, sie mußte noch arbeiten, da sie die schwächste war. Die Weissagung soll aus dem unscheinbarsten Mund ertönen. Die Magd erkennt in dem Donner aus wolkenlosem Himmel ein Zeichen des Zeus und fleht, er möchte ihr Armen einen Wunsch erfüllen: Zum letztenmal möchten heute die Freier in Odysseus Hause ihr Mahl einnehmen, sie, die ihr mit leidvoller Arbeit die Kraft gebrochen. Des Odysseus Gebet ist erhört, und er freut sich des Omens, das ihm Rache an den Frevlern verspricht. Wie zu Beginn der Nacht steht er ganz auf sich allein. Wohl fleht er um ein Zeichen dafür, daß seine Heimkehr Götterwille gewesen sei, aber den tätigen Beistand eines Gottes erbittet er nicht. V. 91—121.

Nach der ganzen herrlichen Partie bedarf es einer Überleitung zum Folgenden. Telemachos erscheint und fragt Eurykleia, ob für den Gast recht gesorgt worden sei; die Mutter treffe darin zuweilen nicht das Richtige. Eurykleia erwidert, zu essen und zu trinken habe er genug bekommen, das angebotene Bett jedoch ausgeschlagen und sich mit der einfachen Lagerstatt begnügt. Im 19. Buch ist nicht erzählt, daß Penelope ihn bewirtet habe. Es hätte dort beinahe gestört. Die nachträgliche Erwähnung eines Mahles durch die Schaffnerin lassen wir uns gern gefallen, besonders mit dem hübschen Zug, daß Penelope ihn fragte, ob er satt sei. Dann geht Telemachos auf den Markt zu den Bürgern, Eurykleia aber befiehlt ein großes Fegen und Reinemachen. Die Mägde sollten sich sputen, denn die Freier würden heute früh kommen, weil ein allgemeiner Festtag sei.

Die höchst belebte Schilderung soll auf diesen Feiertag vorbereiten. Es ist das dem Apollon heilige Neumondsfest nach der Wintersonnenwende, zugleich das Neujahrsfest. Auf dieses hat Odysseus der Penelope 19,307 die Heimkehr ihres Gatten angesagt. Daß an diesem Tage der Freiermord stattgefunden habe, war ein uralter Sagenzug, der möglicherweise mit der mythischen Bedeutung der Sage zusammenhängt. Auf diesen Tag hat der Dichter der Odyssee lange vorbereitet und darum die Handlung nach Kräften in den Winter verlegt. Darum mußte die Fahrt des Odysseus von Kalypso nach Scherie tief in den Spätherbst fallen, mußte der heimkehrenden Nausikaa Feuer gemacht werden, mußten bei Alkinoos und Eumaios die Nächte so lang sein. Am Abend und Morgen fällt Reif, und es ist kalt, und im Hause des Odysseus wird beleuchtet und mit Pechpfannen gefeuert. Die Land- und Seewinde dagegen, mit denen Telemachos fährt, wehen nur im Sommer, der einzigen Jahreszeit, wo man Reisen macht. Aber der entstandene Widerspruch ist nicht aufdringlich. Für homerische Zeitberechnung dagegen ist die Sache lehrreich. Wenn Odysseus Ende Oktober in Scherie ankommt und der Freiermord auf Ende Dezember fällt, so füllen die in der Erzählung angegebenen Tage die zwei Monate bei weitem nicht aus. Mir ist das erfreulich, weil ich solche Rechnungen nicht für berechtigt erkennen kann. V. 122—156.

Zu den Bedienten der Freier, die sich im Hause einfinden, gesellt sich Eumaios, der drei Mastschweine bringt und Odysseus freundlich fragt, ob er von den Freiern noch Ungebühr zu leiden habe, dann Melanthios mit Ziegen. Seine Frage ist die nämliche wie die des Eumaios, nur ins Unfreundliche gewendet. Er fragt, ob jener die Freier immer noch mit Betteln ärgere und nicht fortgehen wolle. Sie beide würden, so droht er, nicht auseinander kommen, bis er seine Fäuste zu kosten bekommen hätte, denn immer am selben Orte zu betteln sei nicht in der Ordnung. Dem Eumaios hat Odysseus nur mit kurzer Verwünschung der Freier geantwortet; zu Melanthios sagt er gar nichts, sondern bewegt nur Unheil brütend das Haupt. V. 160—184.

Zu ihnen stößt ein dritter, Philoitios der Rinderhirt. Der kommt mit einer Kuh und Ziegen mit einem Fährschiff aus „dem Land der Kephallenen", wie er V. 210 sagt. Der Bedeutung der Angabe nachzugehen ist nicht leicht, da in der Ilias 4,330 und dreimal im 24. Buch der Odyssee die Untertanen des Odysseus überhaupt Kephallenen heißen. Auf dem Festland wurden nach 14,100 Rinderherden des Odysseus geweidet.

Dem Rinderhirten fällt Odysseus sogleich auf, und er fragt Eumaios eifrig nach ihm. Er ist dem Sauhirten nahegetreten, damit der Fremde ihn nicht höre. Unglücklich ist dieser ja, das sieht Philoitios wohl, aber wie ein fürstlicher Mann sieht er aus. Und er will sich nicht mehr darüber verwundern, daß die Götter die gewöhnlichen, vielgeplagten Menschen ins Elend bringen, wenn sie Königen Ungemach zuspinnen. Dann wendet er sich an Odysseus selbst, redet ihn mit dem freundlichen Ausdruck „fremder Vater" an und wünscht ihm für die Zukunft das Glück, dessen er jetzt entbehrt. Die Erregung übermannt ihn ganz. Unwillig richtet er sein Wort an Vater Zeus, den verderblichsten der Götter, der sich der Leiden der Männer, die doch seine Kinder sind, nicht erbarmt. Unter den Männern, die des Zeus Kinder sind, muß er die Adligen meinen, denn nur diese führen ihr Geschlecht auf Zeus zurück, und seine Erregung ist darum so groß, weil er unter den Lumpen des Bettlers einen fürstlichen Mann erkannt hat. Aber sie hat noch tiefern Grund: er hat beim Anblick des Fremden an Odysseus denken müssen. Schweiß trat ihm auf die Stirn, und noch stehen ihm die Augen voll Tränen. Auch jener werde wohl so in Lumpen herumirren, wenn er überhaupt noch lebe. Ist er aber tot, o weh dann um ihn, der ihn schon als kleinen Knaben über seine Rinder im Lande der Kephallenen setzte. Seine Arbeit hat sich ja reichlich gelohnt; keinem andern sind die Herden so gediehen. Aber nun dienen sie andern zum Mahl, die sich um den Sohn des Herrn nicht kümmern und vor dem Auge der Götter nicht zittern, ja das Gut des abwesenden Herrn teilen wollen. Die Lage ist für den Treuen unleidlich, und es bewegen ihn viele Gedanken, aber er kann sich nicht helfen. Solange ein Sohn da ist, wäre es sehr schlimm, wollte er samt seiner Herde in ein anderes Land, zu fernen Menschen gehen. Und doch ist es noch gräßlicher, dazusitzen und bei Herden, über die Fremde verfügen, Mühsale zu dulden. Es ist nicht mehr zum Aushalten,

und er wäre längst zu einem mächtigen fremden König geflohen, dächte er nicht, jener Unglückliche könnte doch noch einmal irgendwoher kommen und in seinem Hause die Freier vernichten. V. 185—225.

Philoitios ist das prächtigste Gegenstück zu dem Eumaios des 14. Buches. Dieser erscheint ruhig, gefaßt, in stiller Resignation, da er am Tode seines Herrn nicht zweifelt, und freut sich, so gut es geht, der Früchte seiner Arbeit. Philoitios, ganz Temperament, findet es zum Davonlaufen und wird daran nur durch seine zähe Hoffnung gehindert. Der Charakter des Sauhirten ist durch ein breites Gespräch exponiert, der des Rinderhirten den Verhältnissen entsprechend durch eine einzige Rede gezeichnet. Charaktervoll ausgestaltet sind sie beide.

Odysseus ist kein elender Greis, sondern eine fürstliche Gestalt, die Philoitios, wie vorher Penelope und Eurykleia, an Odysseus mahnt. Der Dichter der Odyssee hat die Verwandlung, die ihm nie recht lag, vollständig beiseite geschafft. So soll der Held in der Bogenprobe und im Bogenkampf auftreten. Für diese Szenen bedarf der Dichter die drei Hirten, und deshalb hat er sie nacheinander mit ihren Tieren kommen lassen. Eumaios und Melanthios hatte er bereits gezeichnet, für den dritten schuf er jetzt die prächtige Charakteristik.

Philoitios von der Möglichkeit seiner Rückkehr zu überzeugen, hat Odysseus keine Mühe. Mit einem feierlichen Eid, der sich auch wieder auf den Herd des Odysseus beruft, schwört er ihm, noch während er hier sei, würde er den Herrn heimkehren und die Freier vernichten sehen. Philoitios wünscht, Zeus möge das vollenden, der Fremde würde ihn tapfer mithelfen sehen. Und jetzt gibt selbst Eumaios seinen hartnäckigen Zweifel auf und fleht zu allen Göttern um die Rückkehr des Herrn. V. 226—239.

Der ganze erste Teil des Buches, bis auf die nächtliche Erscheinung der Athene ein glanzvolles Werk des Dichters der Odyssee, strömt in glattem Fluß dahin. Von jetzt an wird der Fortgang merklich gestört. Die Freier nehmen den Mordplan gegen Telemachos wieder auf, werden aber durch einen von links auffliegenden Adler und die an das Zeichen geknüpfte Mahnung des Amphinomos von ihren Gedanken abgebracht. Wo die Beratung stattfand, erfahren wir nicht, sondern nur, daß sich die Freier nachher in das Haus des Odysseus begeben, um zu speisen. Sie haben sich also wohl, wie 4, 625, im Hofe beraten. Es ist sonst nicht homerische Art, uns dergleichen erraten zu lassen. Die Wiederholung des Planes hatte seinen guten Grund, wenn die verheißene Entscheidung der Penelope in Aussicht stand. War der Erbe weggeräumt, so stand ihren mehrfach geäußerten Absichten auf sein Gut nichts mehr im Wege. Vor der Entscheidung war eine Wiederholung des ruchlosen Planes ganz am rechten Ort. Aber die Telemachie muß das breiter ausgeführt haben. Wie wir uns die Herkunft der Verkürzung denken wollen, ist schließlich nicht sehr wichtig. Sie beruht wohl auf einer Lücke der Überlieferung, worauf auch zu deuten scheint, daß das Eintreffen der Freier an diesem Morgen nirgends er-

zählt ist. Der Dichter der Odyssee hat dann auffallenderweise die drei Hirten beim Mahle bedienen lassen, obwohl doch dienende Geister in Fülle da waren. Er wollte die Hirten im Hause festhalten, die sonst nach Ablieferung ihrer Schlachttiere wieder hätten gehen müssen. V. 240—256.

Der Telemachie gehört auch die folgende Partie. Telemachos setzt in zweckmäßiger Überlegung den Odysseus im Innern des Saales an einen Tisch, nahe der Schwelle. In der Telemachie schloß sich der Freiermord direkt an unser Buch an. Odysseus und Telemachos hatten sich in der Nähe zwei Rüstungen zurechtgelegt. Daran denkt Telemachos und setzt den Vater zwar innerhalb der Schwelle, aber hart an die Tür, so daß er leicht nach den draußen irgendwo versteckten Waffen gehen kann. Er verspricht ihn gegen alle Beleidigungen zu schützen und bedeutet den Freiern, sie hätten sich aller Beleidigungen zu enthalten, sonst gebe es Streit. Unter diesen, die sich aus Ärger über die Kühnheit auf die Lippen beißen, nimmt Antinoos das Wort. Sie müßten, sagt er, die ärgerliche Rede hinnehmen, die ja eine wirkliche Drohung sei. Zeus habe ihren Plan nicht zugelassen, sonst hätten sie den lauten Redner im Hause zum Schweigen gebracht. Die Anspielung auf den erneuten Mordplan ist nicht als laute Anrede, sondern im Gesprächston gesprochen zu denken, weshalb der Dichter sagen kann, Telemachos habe sich um die Worte nicht gekümmert. Er hört gar nicht hin, was sie sagen. V. 257—275.

In die fortlaufende Erzählung ist ein ihr fremdes Stück eingesprengt, Herolde führen durch die Stadt eine den Göttern geweihte Hekatombe, und die Bevölkerung versammelt sich im Hain des Apollon. Der Dichter der Odyssee hat den ihm wichtigen Hinweis auf das Fest hier eingefügt, weil er ihn anderswo nicht unterbringen konnte. V. 276—279.

Darauf geht die unterbrochene Erzählung der Telemachie weiter. Auf Telemachos' Geheiß wird Odysseus gleich den andern bedient. Dann aber erfolgt, unmittelbar vor dem Umschlag, die letzte Beleidigung des Odysseus durch einen Wurf. Athene reizte die Freier dazu, um Odysseus noch tiefer zu erzürnen. Den Wurf tut ein bisher Unbekannter, und auch die Veranlassung ist neu. Ktesippos wird umständlich eingeführt. Es ärgert ihn, daß der Bettler gleich den andern bedient wird, und spricht seine höhnische Zustimmung aus: so sei es für einen Gast des Telemachos schön und recht. Auch er wolle ihm jetzt ein Gastgeschenk geben, das könne er dann der beim Bade dienenden Magd oder sonst einem Diener des Odysseus schenken. Damit nimmt er aus dem Korb, in dem die Knochen gesammelt werden, einen Ochsenfuß und schleudert ihn auf Odysseus. Der wendet den Kopf zur Seite, mit einem grimmigen Lächeln, das seine Zähne sehen läßt, und das Projektil fliegt an die Wand. Telemachos fährt Ktesippos heftig an. Er könne von Glück sagen, daß er den Fremden nicht getroffen, sonst hätte er ihn niedergestoßen und sein Vater ihm statt der Hochzeit ein Grab rüsten können. Mit Nachdruck verbietet er alle weitere Ungebühr, denn er sei kein Knabe mehr und verstehe, was Anstand sei und was nicht. Freilich hat er, der Übermacht gegenüber

ohnmächtig, geduldig zusehen müssen, wie sein Vieh geschlachtet und sein Wein getrunken wurde. Aber Unfug will er nicht mehr dulden. Wenn sie ihn zu töten beabsichtigten, wäre es ihm lieber und zweckmäßiger für ihn tot zu sein, als mitansehen zu müssen, wie sie die Fremden mißhandeln und die Mägde im Saal herumzerren. Das tapfere Auftreten des Telemachos wird durch die Nähe der Entscheidung erst recht verständlich. V. 284—319.

Und nun folgt eine Partie, an der nichts zu begreifen ist. Der Freier Agelaos, der neu eingeführt wird, mahnt mit denselben Worten wie gestern 18,414 Amphinomos die Freier vor der Mißhandlung des Fremden und der Dienenden ab. Darauf setzt er Telemachos auseinander, da alle Hoffnung auf Rückkehr des Odysseus geschwunden sei, soll er die Mutter bewegen, eine Wahl zu treffen, so werde er sich seines Besitztums ruhig erfreuen können. Telemachos erwidert, er halte die Vermählung der Mutter nicht hin, rede ihr sogar zu und biete ihr reiches Gut an, aber sie mit zwingendem Wort wider ihren Willen vom Hause wegzuscheuchen, davor trage er Scheu; das möge Gott verhüten. Darauf erregt Athene den Freiern unauslöschliches Gelächter.

Niemand versteht in diesem Zusammenhang die ungeheure Heiterkeit, aber auch das übrige erregt schwere Bedenken. Wenn in der Telemachie Penelope einen nahen Entschluß in Aussicht gestellt hat, so kann kein Freier das Ansinnen des Antinoos 2,113 wiederholen, noch kann Telemachos so darauf antworten, wie er dort getan. Der Telemachie hat demnach die Rede des Agelaos nicht angehört. Und was sollte der Dichter der Odyssee damit gewollt haben? Nur um den 22,131 auftretenden Agelaos einzuführen, bedurfte es doch keiner so schwächlichen Anleihe aus dem 2. Buche der Telemachie, und überdies sagt Wilamowitz mit Recht, eine Einführung sei gar nicht erforderlich gewesen. Die unvermeidliche Rolle eines neuen Wortführers beim Freiermord, nach dem Fall der beiden Rädelsführer, spiele Agelaos ebensogut, wenn er nicht vorher erwähnt sei.

Die ganze Schwierigkeit erledigt sich höchst einfach, wenn wir die Szene mit Agelaos ausscheiden und das unbändige Gelächter der Freier an die zornige Rede des Telemachos V. 319 anschließen. Dann ist es ausgezeichnet motiviert. Der Zorn des Fürstensohnes erregt bei den Frevlern nur Hohn, und vor der Wendung der Dinge läßt Athene diesen in verrücktes Gelächter ausarten. Die Überleitung zur Weissagung des Theoklymenos wirkt dann prachtvoll. V. 320—346.

Um dieser Weissagung willen hat die Telemachie den Theoklymenos in Pylos zu Telemachos stoßen lassen. Bisher ist er sonst kaum merklich hervorgetreten. Jetzt, wo die Freier mit verzerrten Gesichtern lachen, das Fleisch noch blutig essen, ihre Augen sich mit Tränen füllen und sie doch trübe Ahnung beschleicht, ergreift der Seher das Wort zu furchtbarer Verkündigung. Er sieht sie in Unheil geraten, ihre Häupter, Gesichter und Knie, den ganzen Menschen, in Nacht gehüllt, Wehgeschrei

flammt auf, die Wangen sind tränennaß, Wände und Gebälke von Blut bespritzt. Schatten, die zum Hades streben, füllen Vorhalle und Hof, die Sonne ist aus dem Himmel verloren, und auf ihm liegt böse Finsternis. V. 345—357.

Der furchtbare Seherspruch hat keine Wirkung. Die Freier lachen den Propheten aus, und Eurymachos findet, der kürzlich angekommene Gast müsse verrückt sein. Man soll ihn auf den Markt führen, da es ihm im Hause wie Nacht vorkomme. Theoklymenos lehnt die Begleitung ab. Seine Sinne wie sein Verstand sind ganz gesund, und mit denen findet er den Weg schon. Gehen will er, denn er sieht über sie alle das Verderben kommen, die in des Odysseus Hause freche Freveltaten verübten. So geht er und begibt sich zu Peiraios, der ihn wohlwollend aufnimmt.

Die Freier aber höhnen Telemachos für das Mißgeschick, das er mit seinen Gästen habe. Da ist der aufdringliche Landfahrer, der nur Brot und Wein begehrt und weder Arbeit versteht noch Kraft besitzt, nur so eine Last der Erde. Keine Spur von dem fürstlichen Manne, der den Philoitios an Odysseus erinnert hat. Die Telemachie behält bis zum letzten Moment die Verwandlung bei.

Der andere Gast hat sich da zum Prophezeien erhoben. Das beste wäre, meinen die Freier, Telemachos würfe alle beide in ein Schiff und ließe sie bei den Sikelern gewinnbringend verkaufen. V. 358—383.

Telemachos kehrt sich nicht an ihre Worte, sondern sieht still den Vater an, immer den Moment erwartend, wo er an die ruchlosen Freier Hand anlegen würde. Wir haben den Beginn des Freiermordes der Telemachie vor uns. Noch bereiten die Freier, über ihre Witze immer noch lachend, das Mahl, denn sie hatten viel geschlachtet. Bald würde ihnen ein unerfreulicheres Mahl werden, das ihnen die Göttin und der gewaltige Mann für ihre Freveltaten zu bereiten im Begriffe waren. Jetzt begann in der Telemachie der Freiermord. Odysseus muß hinausgegangen sein und sich gerüstet haben. Athene verwandelte ihn zurück, und das Rachewerk begann. Auch Seeck hat die Rückverwandlung und das Ergreifen der verborgenen Waffen an diese Stelle gesetzt.

Aber das ist alles weggestrichen, weil der Dichter der Odyssee eine eigene Lösung in Bereitschaft hatte und einen rückverwandelten Odysseus nicht nötig hatte. Dabei ist noch etwas stehen geblieben, was wir jetzt nicht mehr verstehen. Penelope stellt sich einen Sessel „kat' antestin". Was das heißt, weiß leider niemand. Seit dem Altertum erklärt man, es bedeute „gegenüber dem Eingang des Männersaales an der Türe des Frauengemaches". Aber das ist mit unserer Kenntnis vom Hause des Odysseus nicht zu vereinigen, und es hat auch nicht helfen wollen, daß man eine Tür in der Rückenwand des Megaron und dieser gegenüber ein Wohnzimmer für Penelope erfunden hat. Es ist doch vor allem daran festzuhalten, daß die Fürstin während des ganzen Buches im Obergemach weilend gedacht ist. Also muß Antestis einen Raum bedeuten, der dem Obergemach angehört, wahrscheinlich den Raum zwischen der Zimmertür

und dem oberen Treppenabsatz. Von dort hört sie alles, was im Saale gesprochen wird. Auf eine Erklärung, was sie eigentlich hören wollte, müssen wir verzichten, weil der ganze Schluß der Szene weggefallen ist. V. 384—394.

Odyssee XXI.

Von jetzt an erzählt der Dichter der Odyssee auf weite Strecken allein. Er hat sich die Voraussetzungen der Telemachie, soweit er sie benutzen wollte, ganz zu eigen gemacht. Deren Hauptpersonen, Telemachos, Antinoos, Eurymachos, Eurykleia sind auch seine Personen geworden. Zu ihnen treten Eumaios und Melanthios, welche schon die Telemachie kannte, denen aber erst er ihren scharf umrissenen Charakter geschaffen hat, dazu der von ihm eingeführte Philoitios. Ihm gehört Leodes, der in der Telemachie keinen Platz hat.

Ob die Bogenprobe der Odysseussage angehört habe, ist mir zweifelhaft. Sie könnte eine Erfindung unseres Dichters sein, der das Wettspiel mit dem Bogenspannen und dem Schuß durch die Axtringe als eine Übung des Sports kannte und es in vollkommener Weise zur Einleitung des Freiermordes gestaltete.

Die Handlung unseres Buches ist äußerst einfach. Die Freier vermögen den Bogen nicht zu spannen. Odysseus vermag es allein, schießt den Pfeil durch die Ringe und schreitet zum Rachewerk. Das wissen wir alles zum voraus. Aber nirgends hat die epische Erzählungskunst einen größern Triumph gefeiert als gerade hier. Wir werden fortwährend in Spannung erhalten, ob sich die Sache wirklich nach unsern Wünschen entwickeln werde. Die Erzählung ist ein kleines wundervolles Kunstwerk für sich geworden.

Der große Tag ist da. Athene gibt Penelope den Gedanken ins Herz, den Freiern die Bogenprobe aufzuerlegen. Da wir den Plan schon lange kennen, so bedeutet die göttliche Eingebung nur den Entschluß, ihn ins Werk zu setzen. Jetzt ist es Zeit. Die Göttin tritt sonst in diesem Buche nicht auf.

Die Vorbereitung zu den entscheidenden Vorgängen nimmt einen breiten Raum ein. Penelope, die im obern Stockwerk wohnt, tritt aus ihrem Schlafgemach auf den Flur hinaus, wo, gleich oben an der Treppe, der Schlüssel hängt. Die Schatz- und Rüstkammer liegt zu ebener Erde, vom Eingang in das Haus am weitesten entfernt. In ihren Gang dorthin ist die Geschichte des Bogens eingelegt. Die wichtige Waffe muß uns vorgeführt werden wie der Bogen des Pandaros oder die Rüstung Agamemnons. Sie war ein Geschenk, gegeben bei Anlaß der Begründung der Gastfreundschaft mit Iphitos, Eurytos' Sohn. Diesem, einem der berühmtesten Schützen, hatte der Bogen gehört, und Odysseus hielt denn die Waffe auch so wert, daß er sie nie außer Landes trug. Die Erzählung von der Veranlassung der Reise des Odysseus und Iphitos nach Messenien, ihrer Zusammenkunft und des unglücklichen Endes des Iphitos

bildet eine geschlossene kleine Einheit. In der Telemachie liegt Pherai, die Heimat des Ortilochos, landeinwärts von dem südlich der Alpheiosmündung zu suchenden Pylos, an der Stelle des spätern Aliphera oder bei Leondári. Der Dichter der Odyssee sucht es in dem bereits von den Spartanern eroberten Messenien, also wie das Gedicht von der Gesandtschaft an Achilleus 9,293 am messenischen Golf. V. 1—41.

Der Wichtigkeit des Kommenden entspricht es, daß auch das Öffnen der Schatzkammer ausführlich geschildert wird. Der Vorgang ist nach den Ausführungen von Diels folgender. Die Doppeltür ist innen durch zwei Querriegel geschlossen; sie ruhen in Lagern, die an der Tür selbst angebracht sind. Die Riegel sind durch bewegliche senkrechte Leisten miteinander verbunden. Durch ein Loch, das im linken Türflügel ziemlich hoch über dem obern Riegel angebracht ist, muß der sogenannte Schlüssel eingeführt werden. Es ist das ein ungefähr S-förmig gebogener langer Metallhaken, der vorn ziemlich breit auslädet. Mit diesem muß ein würfelförmiger Knauf, der auf dem untern Riegel aufsitzt, so getroffen werden, daß der untere Riegel nach rechts rückt und sein Lager im linken Türflügel verläßt. Durch die übertragenden Leisten wird zugleich der obere Riegel nach links geschoben und verläßt sein Lager im rechten Türflügel. Der Stoß muß so stark sein, daß die Enden der Riegel übereinander und direkt hinter die Türspalte zu liegen kommen, worauf die Tür aufgestoßen werden kann. Geschlossen wird durch einen Riemen, der durch die Tür nach außen geht und am untern Riegel befestigt ist, so daß der Verschluß durch einen einzigen Ruck bewerkstelligt werden kann. Ist geschlossen, so wird der Riemen an dem außen hängenden Türring in besonderer Weise verknotet. Das hat gewissermaßen die Bedeutung eines Siegels, denn die Verknotung zeigt auf den ersten Blick, ob sie von fremder Hand angetastet worden sei. Zum Verschluß selbst dient die Verschlingung nicht; doch muß sie gelöst werden, bevor der Schlüssel eingeführt wird. Jetzt verstehen wir, warum Penelope zielen muß, wie ein Krieger mit der Lanze, wenn sie den Knauf treffen will. Der Schlüssel ist von Metall, die Riegel entweder ehern oder mit Erz beschlagen; daher entsteht bei dem kräftigen Stoß und der ganzen Operation ein beträchtlicher Lärm, den der Dichter nicht ungeschickt mit einem Stiergebrüll vergleicht.

An der Wand der Kammer läuft ein Brett in einer Höhe, daß man noch leicht hinaufsteigen kann, vorn vermutlich durch ein senkrechtes Brett gestützt. Auf diesem Tritt stehen Truhen mit Gewändern, dahinter an der Wand hängen Waffen, unter ihnen der berühmte Bogen.

Die Situation des beginnenden 20. Buches ist festgehalten. Penelope sieht die bittere Entscheidung vor Augen, und sie zögert. Laut weinend, den entblößten Bogen auf den Knien, sitzt sie in der Kammer. Dann rafft sie sich auf und geht durch den Palast in den Männersaal. Sie trägt den Bogen und den Köcher selbst. Wie Drohung klingt es, daß in diesem viel seufzerreiche Pfeile staken. Die Äxte tragen ihr Mägde in einer Truhe nach. V. 42—62.

Im Saale ist die ganze Gesellschaft der Odyssee versammelt, außer den Freiern und Telemachos auch die Hirten, welche Schlachttiere hergetrieben haben und geblieben sind. Gefaßt tritt die Fürstin an den Saaleingang. Zuerst hält sie den Freiern das Unziemliche ihres Verhaltens vor, das durch den Wunsch, sie zu heiraten, doch sehr schlecht entschuldigt werde. Über ihr Haus seien sie hergefallen, sagt sie mit einem Ausdruck, der sonst von Wölfen gebraucht wird. Dann aber fordert sie zu dem Wettkampf auf, dessen Preis sie selbst ist; nicht ohne wehmütig, mit denselben Worten wie in der vorhergehenden Nacht, des Abschiedes von diesem Hause zu gedenken. V. 63—79.

Eumaios, dem die Fürstin befiehlt, den Freiern das Kampfgerät hinzutragen, bricht in Tränen aus, und desgleichen der Rinderhirt Philoitios, wie sie den Bogen sehen. Das ärgert Antinoos, und er schilt sie dumme Bauerntölpel, die nur Alltagsgedanken hätten. Sie brauchten die Fürstin, die schon genug Kummer habe, nicht noch aufzuregen. Hinter dem anscheinenden Mitgefühl verbirgt sich die Furcht, die Erregung der Hirten könnte Penelope anstecken und diese die Aufforderung zum Wettkampf zurückziehen. Diesen selbst nennt er unheilvoll, weil unter ihnen keiner dem Odysseus gleichkomme, an den er sich sehr gut erinnere. Die Unheilsdrohung ist aber nur auf die andern berechnet. Sich selbst nimmt Antinoos, der sich allen überlegen dünkt, heimlich aus, da er Sieger zu sein hofft. Und doch sollte er, der Hauptfrevler, den ersten Pfeil von Odysseus zu kosten bekommen. Mit dieser Ankündigung des Endes, wie sie der homerischen Poesie eigentümlich ist, schließt die Eröffnungsszene ab. V. 80—100.

Der Wettkampf kann beginnen. Telemachos aber vermag seiner Aufregung nicht Herr zu werden, da er weiß, daß die Entscheidung da ist. So sucht er sie denn zu verbergen. Er schilt sich einen unbegreiflichen Toren, daß er so lustig ist, während ihn doch die Mutter verlassen will. Wie versteckter Hohn klingt es, wenn er durch den Preis der Mutter, der hervorragendsten Frau der Welt, die Freier noch mehr aufreizt. Dann erklärt er plötzlich sich ebenfalls beteiligen zu wollen. Gelingt ihm die Probe, so setzt er fest, so behält er die Mutter im Hause. Die Freier, die er gar nicht fragt, ob sie einverstanden sind, müßten dann natürlich fort.

Wie aufgeregt er ist, zeigt auch die Hast, mit der er aufspringt, in den Boden die Furche zieht, die Äxte aufstellt und den Lehm darum wieder feststampft. Das Staunen der Freier über die kundige Weise, wie er das macht, ist ein neuer Beweis von dem hohen Interesse, das die homerische Gesellschaft jeder Art von Sport auch in den Einzelheiten entgegenbringt. V. 101—123.

Da haben wir die erste Hemmung, die eine große Spannung erzeugt. Wenn nun Telemachos den Bogen spannt, wie geht es dann weiter? Und hat sich der Dichter nicht selbst eine Verlegenheit geschaffen? Seinen Liebling Telemachos, den die Götter in besonderer Obhut haben, kann er die Probe nicht mißlingen lassen; gelingen aber auch nicht, sonst wäre

es schwierig, Odysseus in die Handlung eintreten zu lassen. Die Lösung, die der Dichter findet, ist genial. Nach drei mißlungenen Versuchen, die ihn doch unter den gewaltigen Vater stellen, hätte es Telemachos im vierten Mal fertig gebracht; aber Odysseus zog die Brauen hoch und bedeutete ihm damit abzulassen. So hat er die Ehre, nicht aber den Erfolg, und die Handlung kann ihren Fortgang nehmen. Mit einem gut gespielten Ausdruck des Bedauerns über seine Schwäche stellt Telemachos den Bogen auf die Erde und lehnt ihn an die Tür. In den Türring steckt er den Pfeil so hinein, daß diesen der bewegliche Ring einklemmt. Der Ring ist außen an der Tür angebracht, aber da die Türflügel offen stehen, ist er jetzt der Schwelle zugekehrt. V. 124—139.

Antinoos hat eingesehen, daß seine Prophezeiung von der Schwierigkeit der Probe eintreffen wird. Nur sich selbst traut er den Erfolg zu und schlägt deshalb eine Reihenfolge vor, bei der er zuletzt dran kommt. Da die andern einverstanden sind, muß sich zuerst Leodes versuchen, der vom Dichter mit einem gewissen Humor behandelt wird. Er ist der Sohn des Oinops, des Weingesichtigen, und sitzt beständig hinten beim Krater, wir würden sagen beim Faß. Er hat das Amt des Opferschauers, d. h. er beaufsichtigt die Opfer und spricht dabei das Gebet 22,318. Freveltaten sind ihm verhaßt, und das Treiben der Freier ärgert ihn. Aber er macht eben doch mit; seine Tugendhaftigkeit ist die matte Moral des genußsüchtigen Schwächlings. Er wird denn auch beim Spannen gleich müde, und seine Verdrossenheit spricht sich in starken Tönen aus. Viele Edle werde dieser Bogen an Leben und Seele schädigen, und es sei ja wirklich besser tot zu sein, als das Ziel zu verfehlen, um dessen willen sie hier verkehrten, und auf das sie Tag um Tag warteten. Viele Erklärer nehmen an, er wolle sagen, die Freier würden sich, wenn sie den Bogen nicht spannen könnten, das Leben nehmen. Aber erstens wäre das durch die Worte „der Bogen wird viele am Leben schädigen" doch sehr wunderlich ausgedrückt, und dann fällt es nachher keinem einzigen der Freier ein, Selbstmord zu begehen. Es kann ja überhaupt nur einer die Hand der Fürstin gewinnen, und selbst Leodes, der gar keine Aussicht mehr hat, bringt sich nicht um. Die Sache ist anders. Schlaffe Menschen sagen bei Mißerfolgen leicht, es wäre besser tot zu sein, als so zu leben, und diesem Gedanken gibt der Dichter im Munde des Leodes die diesem selbst unbewußte Form einer Unheilsweissagung. Wir Hörer verstehen ihn freilich recht gut; der Bogen wird viele am Leben schädigen. Fassen wir die Worte so auf, so ist es dann auch nicht nötig die folgenden zu streichen. Leodes rät den übrigen, sich anderweitig nach Frauen umzusehen und Penelope dem Reichsten und vom Schicksal Bestimmten zu überlassen. Damit zeigt er doch, daß ihm der gewaltige Bogen Angst gemacht hat und er es klüger fände, von der unheimlichen Probe abzustehen. V. 140—162.

Antinoos hat zwar natürlich nicht recht verstanden, was Leodes sagen wollte, aber er hört doch die Unheilsahnung heraus. Wie um sie von sich abzuschütteln, wiederholt er zornig die dunklen Worte und wirft sie auf

Leodes zurück. Wie? ihnen sollte der Bogen Tod und Verderben bringen, nur weil jener von Hause aus für dergleichen nicht taugt? Sehr zuversichtlich fügt er hinzu, andere würden es schon fertig bringen. Aber die Zuversicht ist im Abnehmen begriffen. Einschmieren und Wärmen des Bogens soll der Armkraft nachhelfen. Melanthios wird beauftragt, Feuer anzuzünden, einen Stuhl mit einem Fell darauf daneben zu stellen und eine große Scheibe Rinderfett zu holen. Damit schmieren sie den Bogen ein und wärmen ihn am Feuer. Doch hilft auch das nicht, und einer nach dem andern muß von dem Versuch abstehen, bis nur noch Antinoos und Eurymachos, die Führer der Freier, übrig bleiben. Sie sind die Tüchtigsten, setzt der Dichter hinzu. Wer weiß, ob es ihnen nicht doch gelingt? V. 163—187.

Der entscheidende Moment ist näher gerückt. Der Dichter macht eine Pause, um etwas sehr Notwendiges nachzuholen. Bei dem kommenden Rachewerke sind bei der Menge der Feinde Bundesgenossen wünschenswert, und Odysseus hat die Gesinnung des Eumaios und Philoitios genugsam kennen gelernt, um sich ihnen anvertrauen zu dürfen. Mit vollendeter Sicherheit fügt der Dichter die Erkennungsszene in die Handlung ein. Wir wissen, Eurymachos und Antinoos werden ein schweres Stück Arbeit haben. So läßt er diese sich abmühen und schickt die beiden Hirten unterdessen aus dem Saal. Man kann es nicht anders bezeichnen, denn einen innern Grund wegzugehen gibt es in diesem spannenden Momente für sie nicht. Odysseus geht ihnen nach, bis vor die Halle, in den großen Wirtschaftshof.

Auf seine Frage, was sie tun würden, wenn Odysseus wiederkehrte, beteuern sie unter Anrufung der Götter, sie würden ihre Arme für ihn brauchen. Bemerkenswert ist dabei ein Wechsel im Ausdruck. Odysseus fragt, wie es wäre, wenn ein Gott ihn herbrächte; er fühlt sich in göttlichem Schutz. Philoitios antwortet mit dem Wunsche, es möchte ein Dämon ihn herführen. Er hat wesentlich die Rache im Auge. Da gibt sich Odysseus zu erkennen, ihnen, die er allein treu erfunden hat. Herzlich sind seine Verheißungen für den Fall des Sieges. Frauen und Gut wird er ihnen geben, sie sollen nahe bei ihm wohnen und Gefährten und Brüder des Telemachos sein, eine etwas überschwängliche Ausdrucksweise für die Hörigkeit, in die sie eintreten werden, als Glieder der großen Familie. Sie ganz zu überzeugen, zeigt er ihnen die Narbe der Wunde, die ihm einst der Eber geschlagen.

Stürmisch, tränenreich ist die Begrüßung des Wiedergefundenen. Aber vorsichtig macht er dem Überschwang der Rührung ein Ende, erteilt den Hirten seine Weisungen, die wir nachher in der Ausführung kennen lernen, und unauffällig kehren sie in den Saal zurück. V. 188 bis 244.

Hier hat indessen Eurymachos den Bogen ganz vergeblich eingefettet und gewärmt. Er ist sehr unmutig geworden. Daß er Penelopes Hand nicht erhält, darüber könnte er sich noch trösten, denn es gibt noch andere

Frauen auf der Welt. Weit ärgerlicher ist ihm, daß nun die Nachwelt erfährt, wie weit sie alle an Kraft hinter Odysseus zurückstehen. Das erfährt sie durch die Odyssee. Wieder verkündet der Dichter durch eine seiner Personen den Preis seines Liedes. V. 245—255.

Auch jetzt ist Antinoos noch zuversichtlich, aber nur scheinbar. Er hat im Gegenteil allen Mut verloren und sucht einen Ausweg. Heute ist ja das Fest Apollons, also Feiertag, und da soll man die Arbeit ruhen lassen. Er schlägt vor, eine Spende darzubringen und morgen, nach einem Ziegenopfer, das sie Apollon darbringen wollen, den Wettkampf neu aufzunehmen und zu beenden. Die Beile kann man stehen lassen, sie werden wohl nicht gestohlen werden. V. 256—268.

Zum zweitenmal droht der Handlung eine Hemmung, diesmal ein höchst unangenehmer Aufschub, der aber unvermeidlich scheint. Denn alle stimmen zu, weil sie sich in der Hoffnung, morgen Erfolg zu haben, gehoben fühlen. Selbst Odysseus scheint einverstanden. Nachdem er die Vollziehung der Spende abgewartet hat, zollt er Antinoos volles Lob und zeigt sich überzeugt, daß der zu Hilfe gerufene Gott morgen gewiß eine Entscheidung herbeiführen werde. Nach dieser klug berechneten Einleitung, durch die er jeder falschen Deutung seiner Bitte zuvorgekommen ist, rückt er ganz bescheiden mit dieser heraus. Er möchte die Freier, besonders Antinoos und Eurymachos, bitten, ihm auch einen Versuch zu erlauben. Es sei nur um sich zu vergewissern, ob sich seine Kraft erhalten habe. Daß er die beiden bittet, die eigentlich nichts dazu zu sagen haben, ist sehr berechnet. Er möchte sie gewinnen, um jedem Widerstand vorzubeugen.

Er hat sich verrechnet. Die Freier sind über den unverschämten Gast sehr indigniert. Wie wird der Dichter diese selbstgeschaffene neue Hemmung überwinden? Die Macht ist bei der Mehrzahl, und wir sind aufs höchste gespannt, wie ihr Widerstand überwunden werden kann.

Dieser wird zunächst in all seiner Stärke vorgeführt. Die Freier haben Angst, der Bettler könnte wirklich den Bogen spannen. Ihre Eitelkeit ist verletzt, und diesem Gefühl gibt Antinoos den hochmütigsten Ausdruck. Er hält Odysseus die hohe Ehre vor, die er allein von allen Bettlern genieße, nicht nur bei ihnen sein Essen zu bekommen, sondern sogar ihre Gespräche mit anhören zu dürfen. Er sei wohl betrunken, und das tue nicht gut, wie er aus der lehrreichen Geschichte des Kentauren Eurytion lernen könne, die er ihm ausführlich erzählt. Die Nutzanwendung braucht Odysseus nicht selbst zu ziehen, Antinoos besorgt das schon. So gewiß er den Bogen spanne, werde er ihn nach Epeiros hinüber senden, zu Echetos, mit dem er schon 18,85 den Bettler Iros geschreckt hatte. Mit dem begütigenden Wort, der Bettler möge ruhig seinen Wein trinken und unter rüstigern Männern keinen Wettstreit suchen, glaubt Antinoos die Sache abgetan. V. 269—310.

Da tritt Penelope für den Fremden ein. Ihr erstes Argument, es sei nicht recht, die Gäste des Telemachos zu verkürzen, verfängt natürlich nicht, da die Freier nicht danach fragen, was recht sei. Darum läßt sie

es auch gleich fallen und trifft Antinoos mit dem Spott, ob er etwa erwarte, der Fremde werde, wenn er den Bogen zu spannen vermöge, sie heimführen und zu seiner Frau machen? Die Wendung ist äußerst fein gewählt. Für sie kann nur noch Antinoos in Frage kommen, da er allein seine Kraft noch nicht versucht hat und sich den Anschein gibt, als könne es ihm nicht fehlen. Darum beruhigt sie ihn spöttisch: der nimmt mich dir nicht weg, und es wäre ganz ungehörig, sich durch diesen Gedanken den Appetit verderben zu lassen.

Antinoos verstummt. Was wollte er auch sagen? Für ihn nimmt Eurymachos das Wort, der bereits vorhin gesagt hat, es sei ihm weniger um der Fürstin Hand als um die Ehre zu tun. Daß es sich um ihrer aller Ehre handle, führt er auch jetzt, nur weitläufiger aus. Er glaubt freilich nicht, daß der Fremde sie heimführen werde. Aber sie haben bei Mann und Weib üble Nachrede zu scheuen, wenn es heißt, die Männer, die um eines edlen Mannes Gemahlin warben, seien minderwertig gewesen und hätten den Bogen nicht zu spannen vermocht. Aber da sei ein landfahrender Bettler gekommen und habe die Probe leicht bestanden. Das würde ihnen allen zur Schande gereichen. Bezeichnend ist, daß er ohne weiteres voraussetzt, der Fremde werde die Probe bestehen.

Aber er heimst von Penelope eine sehr derbe Zurechtweisung ein. Man redet nicht von seiner Ehre, wenn man sich in einem vornehmen Hause aufführt wie ihr. Dagegen kann doch eine Niederlage durch den Bettler nicht in Betracht kommen. Übrigens, fährt sie fort, stehe ihnen der Fremde weder an stattlichem Bau noch an vornehmer Abkunft nach. Nach diesen für die Freier zum mindesten beschämenden Worten befiehlt sie, dem Gast den Bogen zu geben, und verheißt ihm für den Fall des Erfolges gute Ausstattung und Geleit zur Weiterreise. V. 311—342.

Penelope wie Antinoos und Eurymachos zweifeln keinen Augenblick, daß der Fremde den Bogen spannen könnte, die Fürstin rühmt sogar seinen kräftigen Wuchs und, was sie aus dem nächtlichen Gespräche gut im Sinn behalten hat, sein vornehmes Geschlecht. So haben ihn Eurykleia und Philoitios gesehen, so wird er im Bogenkampf auftreten. Die Verwandlung ist endgiltig beseitigt.

Bevor aber etwas Weiteres geschehen kann, ergreift Telemachos das Wort. Er ist entschlossen, jedes Hindernis hinwegzuräumen und die Entscheidung jetzt herbeizuführen. Dazu bedarf es der Entfernung der Mutter, die bei dem Blutbad nicht anwesend sein darf. Das kann er ihr aber doch nicht sagen. So tritt er denn als Hausherr auf und bestreitet jedem, vorerst den Freiern, das Recht, über den Bogen zu verfügen. Darin werde er sich keinen Zwang antun lassen, selbst wenn es ihm einfiele dem Gast den Bogen ganz zu schenken. Die mutige Rede ist zugleich ein Beweis von Zartgefühl, da seine Worte nicht der Mutter, sondern den Freiern gelten. Aber wenn sie gehen soll, muß er auch ihr gegenüber die Autorität des Hausherrn in Anspruch nehmen. Er sendet sie kraft dieser Würde aus dem Saale und heißt sie an die ihr beschiedene Arbeit

Frauen auf der Welt. Weit ärgerlicher ist ihm, daß nun die Nachwelt erfährt, wie weit sie alle an Kraft hinter Odysseus zurückstehen. Das erfährt sie durch die Odyssee. Wieder verkündet der Dichter durch eine seiner Personen den Preis seines Liedes. V. 245—255.

Auch jetzt ist Antinoos noch zuversichtlich, aber nur scheinbar. Er hat im Gegenteil allen Mut verloren und sucht einen Ausweg. Heute ist ja das Fest Apollons, also Feiertag, und da soll man die Arbeit ruhen lassen. Er schlägt vor, eine Spende darzubringen und morgen, nach einem Ziegenopfer, das sie Apollon darbringen wollen, den Wettkampf neu aufzunehmen und zu beenden. Die Beile kann man stehen lassen, sie werden wohl nicht gestohlen werden. V. 256—268.

Zum zweitenmal droht der Handlung eine Hemmung, diesmal ein höchst unangenehmer Aufschub, der aber unvermeidlich scheint. Denn alle stimmen zu, weil sie sich in der Hoffnung, morgen Erfolg zu haben, gehoben fühlen. Selbst Odysseus scheint einverstanden. Nachdem er die Vollziehung der Spende abgewartet hat, zollt er Antinoos volles Lob und zeigt sich überzeugt, daß der zu Hilfe gerufene Gott morgen gewiß eine Entscheidung herbeiführen werde. Nach dieser klug berechneten Einleitung, durch die er jeder falschen Deutung seiner Bitte zuvorgekommen ist, rückt er ganz bescheiden mit dieser heraus. Er möchte die Freier, besonders Antinoos und Eurymachos, bitten, ihm auch einen Versuch zu erlauben. Es sei nur um sich zu vergewissern, ob sich seine Kraft erhalten habe. Daß er die beiden bittet, die eigentlich nichts dazu zu sagen haben, ist sehr berechnet. Er möchte sie gewinnen, um jedem Widerstand vorzubeugen.

Er hat sich verrechnet. Die Freier sind über den unverschämten Gast sehr indigniert. Wie wird der Dichter diese selbstgeschaffene neue Hemmung überwinden? Die Macht ist bei der Mehrzahl, und wir sind aufs höchste gespannt, wie ihr Widerstand überwunden werden kann.

Dieser wird zunächst in all seiner Stärke vorgeführt. Die Freier haben Angst, der Bettler könnte wirklich den Bogen spannen. Ihre Eitelkeit ist verletzt, und diesem Gefühl gibt Antinoos den hochmütigsten Ausdruck. Er hält Odysseus die hohe Ehre vor, die er allein von allen Bettlern genieße, nicht nur bei ihnen sein Essen zu bekommen, sondern sogar ihre Gespräche mit anhören zu dürfen. Er sei wohl betrunken, und das tue nicht gut, wie er aus der lehrreichen Geschichte des Kentauren Eurytion lernen könne, die er ihm ausführlich erzählt. Die Nutzanwendung braucht Odysseus nicht selbst zu ziehen, Antinoos besorgt das schon. So gewiß er den Bogen spanne, werde er ihn nach Epeiros hinüber senden, zu Echetos, mit dem er schon 18,85 den Bettler Iros geschreckt hatte. Mit dem begütigenden Wort, der Bettler möge ruhig seinen Wein trinken und unter rüstigern Männern keinen Wettstreit suchen, glaubt Antinoos die Sache abgetan. V. 269—310.

Da tritt Penelope für den Fremden ein. Ihr erstes Argument, es sei nicht recht, die Gäste des Telemachos zu verkürzen, verfängt natürlich nicht, da die Freier nicht danach fragen, was recht sei. Darum läßt sie

es auch gleich fallen und trifft Antinoos mit dem Spott, ob er etwa erwarte, der Fremde werde, wenn er den Bogen zu spannen vermöge, sie heimführen und zu seiner Frau machen? Die Wendung ist äußerst fein gewählt. Für sie kann nur noch Antinoos in Frage kommen, da er allein seine Kraft noch nicht versucht hat und sich den Anschein gibt, als könne es ihm nicht fehlen. Darum beruhigt sie ihn spöttisch: der nimmt mich dir nicht weg, und es wäre ganz ungehörig, sich durch diesen Gedanken den Appetit verderben zu lassen.

Antinoos verstummt. Was wollte er auch sagen? Für ihn nimmt Eurymachos das Wort, der bereits vorhin gesagt hat, es sei ihm weniger um der Fürstin Hand als um die Ehre zu tun. Daß es sich um ihrer aller Ehre handle, führt er auch jetzt, nur weitläufiger aus. Er glaubt freilich nicht, daß der Fremde sie heimführen werde. Aber sie haben bei Mann und Weib üble Nachrede zu scheuen, wenn es heißt, die Männer, die um eines edlen Mannes Gemahlin warben, seien minderwertig gewesen und hätten den Bogen nicht zu spannen vermocht. Aber da sei ein landfahrender Bettler gekommen und habe die Probe leicht bestanden. Das würde ihnen allen zur Schande gereichen. Bezeichnend ist, daß er ohne weiteres voraussetzt, der Fremde werde die Probe bestehen.

Aber er heimst von Penelope eine sehr derbe Zurechtweisung ein. Man redet nicht von seiner Ehre, wenn man sich in einem vornehmen Hause aufführt wie ihr. Dagegen kann doch eine Niederlage durch den Bettler nicht in Betracht kommen. Übrigens, fährt sie fort, stehe ihnen der Fremde weder an stattlichem Bau noch an vornehmer Abkunft nach. Nach diesen für die Freier zum mindesten beschämenden Worten befiehlt sie, dem Gast den Bogen zu geben, und verheißt ihm für den Fall des Erfolges gute Ausstattung und Geleit zur Weiterreise. V. 311—342.

Penelope wie Antinoos und Eurymachos zweifeln keinen Augenblick, daß der Fremde den Bogen spannen könnte, die Fürstin rühmt sogar seinen kräftigen Wuchs und, was sie aus dem nächtlichen Gespräche gut im Sinn behalten hat, sein vornehmes Geschlecht. So haben ihn Eurykleia und Philoitios gesehen, so wird er im Bogenkampf auftreten. Die Verwandlung ist endgiltig beseitigt.

Bevor aber etwas Weiteres geschehen kann, ergreift Telemachos das Wort. Er ist entschlossen, jedes Hindernis hinwegzuräumen und die Entscheidung jetzt herbeizuführen. Dazu bedarf es der Entfernung der Mutter, die bei dem Blutbad nicht anwesend sein darf. Das kann er ihr aber doch nicht sagen. So tritt er denn als Hausherr auf und bestreitet jedem, vorerst den Freiern, das Recht, über den Bogen zu verfügen. Darin werde er sich keinen Zwang antun lassen, selbst wenn es ihm einfiele dem Gast den Bogen ganz zu schenken. Die mutige Rede ist zugleich ein Beweis von Zartgefühl, da seine Worte nicht der Mutter, sondern den Freiern gelten. Aber wenn sie gehen soll, muß er auch ihr gegenüber die Autorität des Hausherrn in Anspruch nehmen. Er sendet sie kraft dieser Würde aus dem Saale und heißt sie an die ihr beschiedene Arbeit

gehen. Sie erstaunt, gehorcht aber ohne Widerrede, denn sie fühlt, daß ihn Bedeutendes veranlassen muß, so zu ihr zu sprechen. Oben angelangt, fällt sie ob allem Weinen bald in Schlaf. Sie darf nichts von dem hören, was unten vorgeht. Daß Athene sie in Schlummer versenkt, ist feste Formel. V. 343—358.

Nach der Weisung, die ihm Odysseus draußen gegeben, ergreift jetzt Eumaios den Bogen, um ihn seinem Herrn zu bringen. Aber die Freier fahren ihn an, schelten ihn verrückt und bedrohen ihn mit schmählichem Tode, wenn Apollon und alle Götter ihnen gnädig seien, d. h. wenn sie durch den Erfolg eines der Ihrigen im Hause wirklich die Herren würden.

Es ist die letzte Hemmung, die durch die Gewalt der Überzahl. Wie wird dieser Widerstand zu brechen sein? Auch hier hat der Dichter die selbst geschaffene Schwierigkeit spielend gelöst.

Eumaios erschrickt und stellt den Bogen ab. Jetzt kennt Telemachos keine Rücksicht mehr. Drohend ruft er dem Hirten zu, er habe niemand zu gehorchen als ihm, und er werde jenen seine physische Überlegenheit fühlen lassen, wenn er seinen Willen nicht tue. Wenn er nur, fügt er bei, auch allen Freiern so überlegen wäre, dann wollte er sie mit ihren bösen Plänen bald aus dem Hause jagen.

Die zornige Rede hat eine unerwartete Wirkung. Dieses leichtsinnige Volk, das sich ganz sicher fühlt, lacht und ist versöhnt, als ständen sie einem scheltenden Kinde gegenüber. Unbehelligt bringt Eumaios den Bogen zu Odysseus. Jetzt hat er ihn. V. 359—379.

Aber wir müssen warten. Der Dichter will den entscheidenden Moment, wie Odysseus den Bogen spannt, zu einem Rundbild gestalten und läßt dem eine Pause vorangehen. Äußerst geschickt benutzt er dazu die Ausführung der Befehle, die Odysseus draußen den Hirten gegeben hat, und läßt ihnen alle Zeit dazu. Eumaios, der nicht weiß, daß Eurykleia den Fremden kennt, befiehlt ihr in Telemachos' Namen die Mägde im Frauengemach eingeschlossen zu halten und, auch wenn Lärm und Stöhnen zu ihnen dringe, nicht herauszulassen. Philoitios schließt das Hoftor mit den Querriegeln und verknotet sie mit einem Seil, das eines Wortes der Beschreibung gewürdigt wird. Er tut das, um das Öffnen auch von innen schwieriger zu machen, denn nach außen ist das Tor durch die Querriegel genügend gesichert. Dann kehrt er in den Saal zurück und sieht seinen Herrn an. V. 380—393.

Odysseus, der sich während der Verhandlung ganz passiv verhalten hat, beeilt sich nicht. Sorgfältig prüft er den Bogen auf Käferlarven, die sich im Horn gern einfinden. Ein Schaden könnte verhängnisvoll werden. Sein Gebaren fällt den Freiern auf, und sie machen Bemerkungen darüber. Auch sprechen sie die zuversichtliche Erwartung aus, daß ihm die Probe nicht gelingen werde.

Aber Odysseus spannt den Bogen. Mit vollendeter Meisterschaft, ohne alle Hast, stellt der Dichter den großen Augenblick dar, den er so sorgfältig vorbereitet hat. Es strömt aus der Erzählung das Gefühl der

ruhigsten Sicherheit auf den Hörer über, ja wir wünschten die Stimmung des Augenblicks verlängert.

Vor der Entscheidung steht ein Gleichnis, das die Mühelosigkeit des Spannens veranschaulicht. Wenn an der Laute die Darmsaiten oben und unten befestigt sind, so bedarf es nur geringer Anstrengung, sie mittelst des Wirbels straff zu ziehen. So mühelos spannt Odysseus den mächtigen Bogen, dann fährt er prüfend über die Sehne. Das ist der Höhepunkt. Die Sehne gibt einen leisen, schönen Ton gleich der Stimme der Schwalbe. Die Freier ärgern sich und wechseln die Farbe, und durch gewaltigen Donnerschlag gibt Zeus seine Huld zu erkennen. V. 393—415.

Odysseus freut sich des Zeichens und ergreift den vor ihm liegenden Pfeil; die andern harren noch im Köcher ihrer blutigen Bestimmung. Ohne sich vom Sitz zu erheben, lehnt er sich zielend vor und schießt: sicher fährt der Pfeil, hart über den Stielenden, durch die Ringe. Scheinbar ganz ruhig, als beseelte ihn nur Genugtuung über den Erfolg, wendet sich Odysseus an Telemachos. Der Gast habe ihm keine Unehre gemacht, noch sei seine Kraft fest. Dann aber spricht er rätselhafte Worte von einem Mahl, das sie den Achäern noch bei Tageslicht rüsten wollten, und von allerlei Kurzweil mit Gesang und Saitenspiel. Ein Wink mit den Brauen, Telemachos steht an seiner Seite, mit der Lanze bewaffnet, die er in der Telemachie immer zur Hand hatte. V. 416—434.

Die Bogenprobe ist ohne Unterbrechung in den Freiermord übergeführt, zu dem die Anrede an Telemachos schon zur Hälfte gehört. Sie ist ja auch nur eine Vorbereitung dazu, aber mit höchster Kunst zu einem einheitlichen Stück abgerundet.

Odyssee XXII.

Odysseus kehrt nach langer Irrfahrt zurück und tötet die Freier seiner Gemahlin mit dem Bogen. Das war die Fassung der Sage, und sie hat der Dichter der Odyssee in das Gedicht eingeführt. Daß sie in ihrer ältesten Form von vergifteten Pfeilen wußte, hat er 1,261 angedeutet, aber den Zug nicht festgehalten. Er hat Odysseus 8,215 sich seiner Schützenkunst rühmen lassen und durch die Geschichte des Bogens wie die ganze Bogenprobe den Bogenkampf auf das sorgfältigste vorbereitet. Dessen Held ist wohl durch lange Mühsale gealtert, aber kraftvoll geblieben.

Die Telemachie wußte von dem Bogen nichts oder wollte nichts davon wissen. Sie läßt Odysseus in ritterlichen Waffen kämpfen und weist schon 1,255 darauf hin. Nachdem ihn Telemachos erkannt hat, verabreden sie 16,281 die Waffenbergung, die sie 19,3 ausführen. Vor der Entscheidung müssen sie die bereitgelegten Waffen ergriffen haben, aber das ist in unserer Odyssee gestrichen. Bei dem Kampf half Athene tätig mit. Der Dichter der Odyssee hat Eumaios und Philoitios am Kampfe teilnehmen lassen, während die Telemachie nur Vater und Sohn und

die Göttin streiten ließ. In diesem Gedicht war der Held bis zum letzten Augenblick 20,386 verwandelt, und es wurde ihm durch Athene unmittelbar vor dem Kampfe seine frühere Gestalt wiedergegeben.

In unserem Buch sind die beiden Fassungen des Freiermordes nicht einfach zusammengeleimt, sondern es ist daraus ein vollkommen durchgearbeitetes, beinahe ganz einheitliches Stück geworden. Was noch stößt, ist das im gegenwärtigen Zusammenhang verspätet und nachträglich erscheinende Auftreten der Athene, das der Dichter aus der Telemachie, wenn auch abgeschwächt, beibehielt, aber um keinen Preis in den Bogenkampf aufgenommen hätte. Denn dessen Held mußte ein Held sein, der ganz auf eigener Kraft steht. Ebensowenig konnte der Dichter hier die Hirten brauchen, die er deshalb erst in den Speerkampf einfügte.

Aber schon wenn wir den Beginn des Buches betrachten, sehen wir, welch großartiger Neuschöpfung wir gegenüberstehen. Die Tradition vom Bogenkampfe lieferte dem Dichter nichts als die nackte Tatsache, Einzelheiten gar nicht. Die Namen der Freier entnahm er der Telemachie oder erfand sie selbst und hat so die alte Sage und das ihm fertig vorliegende Gedicht zum Ganzen umgegossen und mit buntem Leben erfüllt. Es ist deshalb auch beim Speerkampfe sehr schwer, im einzelnen festzustellen, was ihm die Telemachie geboten hatte, wenn wir von der Erscheinung der Göttin absehen. Er hat alles zu seinem Eigentum gemacht.

Bogenprobe und Freiermord bieten eine einheitliche Dichtung, aber jedes der beiden Stücke ist wieder in sich abgerundet. Odysseus entledigt sich seiner Lumpen, springt mit Bogen und Köcher auf die hohe Schwelle und schüttet die Pfeile vor sich aus. Jetzt, ruft er den Freiern zu, ist dieser Wettkampf beendet. Unheilvoll nennt er ihn, wie in unbewußter Weissagung 21,91 schon Antinoos getan hatte. Jetzt will er sich ein anderes Ziel suchen, das noch niemand traf, und erfahren, ob er es treffe und Apollon seinen Wunsch erfülle. Es ist die letzte Hinweisung darauf, daß der Freiermord am Feste Apollons vor sich geht.

Von dem Erklingen der Sehne an hat der Dichter nicht mehr von den Freiern gesprochen und sich der Mühe überhoben, ihre Gefühle zu schildern. Wie er auf sie zurückkommt, sind sie längst darüber hinweg und tafeln weiter. Als ginge ihn die Sache weiter gar nichts an, sitzt Antinoos an seinem Tisch und erhebt eben den Becher zum Trinken. An Todesgefahr denkt er gar nicht: wer sollte auch glauben, daß ein noch so starker Mann unter den zahlreichen Schmausenden Tod und Verderben bereiten würde? Da trifft ihn Odysseus in den Hals, er sinkt zurück, der Becher entfällt seiner Hand, ein dicker Blutstrom dringt ihm durch die Nase. Sein Fuß stürzt den Tisch um, die Speisen liegen im Staube. Wie sie ihn fallen sehen, springen die Freier in wirrem Durcheinander auf. Ihre Blicke richten sich nach den Wänden, aber da hängt weder Schild noch Speer. Die wären ihnen dienlicher gewesen als die kurzen Schwerter, mit denen jeder bewaffnet war. Mit leichter, aber wirkungsvoller Wendung er-

innert der Dichter an die Waffenbergung der Telemachie. Die Freier bedrohen den Schützen für die Tötung des Edelsten in Ithaka mit schmählichem Tode. Daß sie aber, wie die Verse 31—33 glauben machen wollen, an ein Versehen des Odysseus gedacht haben könnten, ist nach seinen Worten unmöglich, und die Verse sind späterer Zusatz.

Jetzt gibt sich Odysseus zu erkennen. „Ihr Hunde, ihr meintet, ich würde nicht von Troja heimkehren, daß ihr euch das alles erlaubtet." In kurzen flammenden Worten hält er ihnen ihre Schandtaten vor, mit berechneter Steigerung: erst die Vergeudung seines Gutes, dann die Vergewaltigung seiner Mägde, eine besondere Kränkung der Ehre des Hausherrn, endlich der Gipfel, die Werbung um die Gemahlin des noch Lebenden. In den Donnerworten des Rächers nimmt alles die schärfste Form an. Er kümmert sich weder darum, daß die Mägde zum Teil wenigstens gar nicht so unwillig waren, noch daß die Freier ihn wirklich für tot halten konnten. Es ist alles reine Schandtat, die sie ohne Furcht vor den Göttern und ohne Scheu vor dem spätern unwilligen Urteil der Menschen begingen. Dafür sind ihnen allen die Enden des Verderbens geknüpft. Das Bild ist von einer Schleife genommen, welche die Götter in den Händen halten, und deren Enden verknüpft werden, ein Symbol für die Unabwendbarkeit des Geschicks. V. 1—41.

Alle ergreift bleiche Furcht, nur Eurymachos wagt zu sprechen. Der Dichter zeichnet den Heuchler nach den Andeutungen der Telemachie. Wenn der Fremde wirklich Odysseus ist, so hat er mit seinen Anklagen ganz Recht. Aber der liegt ja nun tot, der all das angestiftet hat, nicht sowohl weil er nach der Hand der Penelope begehrte, sondern weil er, was ihm Zeus nun nicht vollendet hat, die Regentschaft in Ithaka erstrebte und Telemachos aus dem Wege räumen wollte. Nun liegt er tot, wie ihm gehört. Hat Eurymachos in seiner Gemeinheit alle Schuld auf Antinoos abgewälzt, so verlegt er sich jetzt aufs Schmeicheln. „Schone deine Leute!" Er macht den freien Adel zu Untertanen eines absoluten Monarchen. Zum Schluß bietet er ihm Schadenersatz für das verschwelgte Gut. Diesen will der Adel, seiner Machtstellung entsprechend, durch eine Umlage bei der ganzen Gemeinde aufbringen. Außerdem soll jeder der Schuldigen Erz und Gold im Werte von zwanzig Rindern bezahlen. Bevor Odysseus das hat, darf man ihm seinen Groll nicht verargen. V. 42—59.

Mit Hohn lehnt Odysseus die Entschädigung ab. Selbst das ganze Gut ihrer Väter und noch mehr dazu würde sie nicht vor seiner Rache retten. Ihnen bleibt nur die Wahl sich zu wehren oder, was manchem nicht gelingen dürfte, zu fliehen. Alle erzittern, Eurymachos aber fordert sie auf, die Schwerter zu ziehen, die runden, einbeinigen Tische als Schilde zu verwenden, Odysseus von der Schwelle zu drängen und in der Stadt Lärm zu schlagen. Dann würde er seinen Bogen zum letzten Mal gebraucht haben. Der tapfere Eurymachos traut der ganzen Schar nicht zu, daß es ihr gelingen könnte, Odysseus zu töten. Nur Hilfe will er holen. Aber wie er anspringt, trifft ihn der Pfeil, so daß er rücklings über einen

Tisch fällt, mit der Stirn auf den Boden aufschlägt und Dunkel sich über seine Augen ergießt. V. 60—88.

Damit ist der eigentliche Bogenkampf schon zu Ende, und es beginnt die höchst geschickte Überleitung zum Speerkampf. Amphinomos springt mit gezücktem Schwerte auf Odysseus los, aber Telemachos wirft ihm den Speer in den Rücken, so daß er fällt. Es ist wohl zu denken, daß Telemachos, als er Amphinomos herannahen sah, vorsprang und ihn von hinten überfiel. Er springt denn auch wieder zurück und läßt den Speer im Leibe des Toten stecken, um nicht beim Bücken von den Freiern überfallen zu werden. Daß sich diese des Speeres nicht bemächtigen können, sieht man leicht ein. Der Tote liegt zu sehr im Bereiche der Pfeile. Telemachos schlägt dem Vater vor, er wolle ihm einen Schild, zwei Speere und einen Helm holen, sich selbst rüsten und auch die treuen Hirten bewaffnen. Der Vater mahnt ihn zur Eile, solange die Pfeile noch reichten, sonst könnte er, allein gelassen, von der Schwelle gedrängt werden. Eilig kommt Telemachos mit den Waffen aus der Rüstkammer, die Hirten werden damit versehen, Odysseus verschießt die Pfeile, die er noch hat, lehnt dann den Bogen an die Saalpfosten und tut sich die Waffen um.

Durch die Bewaffnung der Hirten zeigt der Dichter an, daß er den Freiermord der Telemachie, wo die Freier unbewaffnet Odysseus und Athene erlagen, zu einem wirklichen Kampfe zu gestalten gedenkt. Zu diesem Zwecke müssen auch die Freier Waffen bekommen und diese aus der Rüstkammer, wohin sie bei der Bergung gebracht wurden, wieder herbeigeschafft werden. Es kam das dem Dichter der Odyssee würdiger vor als die wunderbare Darstellung der Telemachie.

Die folgende Schilderung ist nicht ganz leicht zu verstehen. Sicher scheint mir, daß die Hochtür V. 126 mit dem Gange des Melanthios etwas zu tun haben muß. Denn nur um den undurchführbaren Vorschlag des Agelaos einzuleiten, hätte es der einläßlichen Schilderung nicht bedurft. Die Türe befand sich in der Saalwand, war durch eine Leiter oder Treppe erreichbar und führte in einen Korridor, der in das Innere der Hausanlage ging, durch den man aber auch, hart neben dem Saaleingang, durch eine Tür in die Aulé gelangen konnte. Hier sollte nach des Agelaos Meinung der Ziegenhirt versuchen in die Stadt zu gelangen und Lärm zu schlagen. Aber dem ist das unheimlich. Die Türe des Korridors liegt der Saalpforte gefährlich nahe und könnte durch einen einzigen beherzten Mann leicht gesperrt werden. Er will ihnen lieber aus der Rüstkammer Waffen holen; denn dorthin, so nimmt er mit Sicherheit an, haben Odysseus und sein Sohn sie gebracht. Er steigt also zu der Hochtür hinauf und wendet sich, im Korridor angelangt, statt rechts nach der Aulé zu gehen, links durch die Rhoges des Palastes. Wenn diese Erklärung richtig ist, so wird man die Rhoges nicht mit Miß Stawell als Öffnungen in der Saalwand fassen können, sondern hat in ihnen die weitern Korridore zu erkennen, die nach den Kammern führten. Aus dem

Wortlaut scheint hervorzugehen, daß sie etwas höher lagen als der Boden des Megaron. Wenn nun Melanthios auf einmal je zwölf Schilde, Helme und Speere bringt, so ist das freilich eine unglaubliche Leistung, aber dadurch zu erklären, daß der Dichter die Hyperbel gewagt hat, um die Vorbereitungen abzukürzen. V. 89—145.

Es ist recht menschlich, daß Odysseus einen gehörigen Schrecken bekommt, wie er die Freier bewaffnet sieht, denn es zeigt sich ihm gewaltige Kampfarbeit. Er spricht die Vermutung aus, eine der Mägde oder der Ziegenhirt seien im Spiel, und Telemachos gesteht, vorhin die Türe der Rüstkammer offen gelassen zu haben. Das habe dann einer, der besser Acht gab, erspäht. Odysseus sendet den Eumaios, die Türe zuzumachen und Acht zu geben, ob es eine der Mägde sei oder Melanthios, den er im Verdacht habe. Eumaios legt sich auf die Lauer und sieht Melanthios wieder zur Kammer gehen. Auf seine Meldung schickt Odysseus die beiden Hirten dem Ziegenhirten nach. Der sucht im Grunde der Kammer nach weitern Waffen, hat also die meisten bereits weggetragen. Wie er mit neuer Ladung, einem Helm und einem alten Schilde des Laertes, heraustritt, überfallen sie ihn, schlagen ihn zu Boden und binden ihm Füße und Hände auf den Rücken, wie Odysseus befohlen hatte. Dann ziehen sie ihn an einer Säule empor bis an die Deckbalken. Da mag er, spottet Eumaios, in weichem Bette, wie es ihm gehöre, die Nacht durchwachen. Er wird es gewiß merken, wenn die frühgeborene Morgenröte mit den goldenen Blumen im Gewande kommt, zu der Stunde, wo er sonst den Freiern die Ziegen herzutreiben pflegt. In der schrecklichen Lage lassen sie ihn und kehren kampfmutig zu Odysseus zurück. Da stehen sie nun, zum Streit gerüstet, Kampfwut schnaubend vier Männer auf der Schwelle gegen so viele Edle im Saal.

Die Episode ist ganz im Stile homerischer Kampfschilderung gehalten. Die bewaffneten Freier unternehmen gar nichts, bis die Hirten wieder zur Stelle sind. Um der Episode willen wird die Handlung vollständig stillgestellt. Wir müssen uns damit begnügen, daß Odysseus V. 171 gesagt hat, er und Telemachos würden unterdessen die Freier schon aufhalten. V. 146—204.

Jetzt erscheint Athene. Ganz im Stil der Telemachie kommt sie in Verwandlung, als Mentor, um nachher in Gestalt eines Vogels zur Decke zu entschweben. Die Szene eröffnete in der Telemachie den Freiermord. Odysseus ist dort zurückverwandelt worden, hat sich mit seinem Sohne die zurückgelegten Waffen angetan und ist den Freiern entgegengetreten. Da kam Mentor, von Odysseus als Altersgenosse und Helfer begrüßt, obschon er die Göttin in ihr erkannte. Die Freier warnten Mentor vor ihrer Rache, wenn er Odysseus beraten oder unterstützen wollte. Wenn sie den und seinen Sohn getötet, würde er mit seinem Kopfe büßen. Sein Gut würden sie gleich dem des Odysseus teilen, seine Söhne töten und Töchter und Gattin der Freiheit berauben. Bemerkenswert ist, daß ihre Warnung als Gegner nur Vater und Sohn, nicht aber die Hirten kannte.

Athene ergrimmte und schalt Odysseus mit zornigen Worten: Kampflust und Wehrhaftigkeit wohnten ihm nicht mehr inne, wie in seiner glänzenden Heldenlaufbahn vor Troja. Wie könne er jetzt, da er in sein Haus zurückgekehrt sei, darüber jammern, daß er sich wehren soll? Wohlan, er solle neben sie treten, so werde er erfahren, wie sehr Mentor imstande sei, unter Feinden seine Dankbarkeit zu erweisen. V. 205—238.

Was Mentor sagt, entspricht der Situation nicht. Von einem jammernden Verzagen des Odysseus hat noch kein Wort verlautet. Er ist allerdings V. 147 über den Anblick der plötzlich bewaffneten Freier tüchtig erschrocken, aber das begegnet jedem homerischen Helden, in der Ilias 11,544 sogar dem großen Aias, ohne daß an jammernde Verzagtheit zu denken wäre. Ausdrücklich heißt es V. 203, daß die vier Streiter Kampfwut schnaubend auf der Schwelle standen. Die Zuversicht, mit der die Freier Mentor einschüchtern wollen, hat keinen rechten Sinn mehr, wo ihrer schon so viele erschlagen sind. Wohl aber paßt das alles vortrefflich auf den Anfang eines Kampfes und auf die Voraussetzungen der Telemachie. Schon in der Nacht vorher 20,30 hat Athene den Verzagten trösten und ermutigen müssen. Wie sorgfältig der Dichter der Odyssee bestrebt war, die Erzählung der Telemachie seiner eigenen Darstellung einzuordnen, ersehen wir aus einem scheinbar unbedeutenden Zuge. Wenn Athene im Beginn des Speerkampfes zu Odysseus trat, so mußte die Drohung gegen Mentor von den Führern der Freier ausgesprochen werden. Da aber diese nach unserer Darstellung bereits tot sind, führt der Dichter die Figur des Agelaos ein und legt diesem die Drohung in den Mund.

Noch gab Athene, so fährt der Text fort, keinen entscheidenden Sieg, sondern wollte noch des Odysseus und seines Sohnes Kraft prüfen. Sie selbst setzte sich, einer Schwalbe gleich anzusehen, auf das Gebälk des rußigen Saales. Wie kann nun Odysseus sehen, daß Mentor seine Dankbarkeit durch Taten beweist? Es muß etwas fehlen, und was es ist, lernen wir aus den Worten des Herolds Medon in der Gemeinde der Ithaker 24,445. Er hat, so erzählt dieser, selbst den Gott gesehen, der in Mentors Gestalt dem Odysseus zur Seite trat. Bald erschien der unsterbliche Gott ermutigend vor Odysseus, bald trieb er die Freier hin und her und raste durch den Saal, so daß sie in dichten Reihen fielen. Den tätigen Kampfanteil der Athene strich der Dichter der Odyssee. Ganz entfernen wollte er ihre Mitwirkung nicht, sie aber auf das Möglichste beschränken und vor allem einen Kampf nach homerischer Art sich entwickeln lassen. Von ihrer Höhe wirkt in seiner Darstellung Athene noch mit, aber nicht unter den Kämpfern im Saale.

Die Art ihrer Verwandlung hat gewiß dem griechischen Hörer keine Schwierigkeiten gemacht. Wenn sie nachher die Aigis erhebt, dachte er weder an Mentor noch an die Schwalbe.

Den Zwecken des Dichters entspricht es, daß Athene Odysseus und seinen Sohn ihre Kraft erproben lassen will und dann, wie zu Beginn einer homerischen Schlacht, die Führer der Freier zusammen aufgezählt

werden. Es ist eine merkwürdige Gesellschaft, denn kein einziger ist bisher stark hervorgetreten. Eurynomos ist der Sohn jenes Aigyptios, der 2,15 in der Volksversammlung zuerst das Wort ergriff. Peisandros schenkt 18,299 der Penelope ein prächtiges Halsband. Von den später Fallenden stammen Eurydamas und Laokritos ebenfalls aus der Telemachie. Die übrigen, vor allem ihr neuer Führer Agelaos, sind vom Dichter der Odyssee erfunden. Wie sich der Dichter der Motive der Telemachie bedient, sehen wir an der Szene mit Ktesippos V. 279 sehr schön. Ktesippos, der 20,287 den Ochsenfuß nach Odysseus geworfen hatte, ritzt mit geschleudertem Speer den Eumaios an der Schulter, tut ihm aber sonst keinen Schaden. Da erschlägt ihn der Rinderhirt, der keine Figur der Telemachie war, und frohlockt über ihn. Nicht soll er mehr großsprechen, sondern das Wort den Göttern überlassen. Eine Prahlerei kann man die Worte nicht eigentlich nennen, mit denen Ktesippos den Wurf begleitete; um so mehr trifft das Scheltwort des Philoitios auf ihn zu, der ihn einen Freund kränkenden Spottes nennt. Er erinnert sich, daß der Ochsenfuß ein Gastgeschenk sein sollte. Auch sein tödlicher Streich ist jetzt ein Gastgeschenk dafür.

Im übrigen verläuft der Kampf einfach. Agelaos frohlockt, daß Mentor nach leeren Prahlereien schon verschwunden ist, und auf sein Geheiß werfen die Freier die Speere. Daß Athene die Würfe nutzlos macht, ist ein aus Ilias 20,438 entlehnter Zug. Mit besserem Erfolg werfen Odysseus und die Seinen, und der Vorgang wiederholt sich noch einmal. V. 236—296.

Jetzt führt der Dichter aus der Telemachie den Abschluß herbei. An der Decke erhebt Athene die Aigis, die Freier erbeben, fliehen verstört im Saale herum, gleich Rindern, die vor der Stechfliege ausreißen, und erliegen den Rächern wie Vögel den herabstoßenden Jagdfalken. V. 297 bis 309.

Der Kampf ist zu Ende. Was in unserem Buche noch folgt, ist das Ausklingen des Freiermordes. Es waltet die Absicht, so viel als möglich abzuschließen. Man könnte fragen, ob nicht in der Telemachie die Episoden von Phemios und Medon bereits vorgezeichnet gewesen seien, aber Sicherheit ist da nicht zu gewinnen. Der Dichter der Odyssee hat die Handlung zu streng in stufenförmigem Fortgang gegliedert.

Von der Schar der Freier sind drei Männer bisher verschont geblieben und hoffen dem Strafgerichte zu entrinnen. Wie ihr Geschick sich gestaltet, ist in drei Szenen vorgeführt, deren Aufbau an die Schlachtenbilder der Ilias erinnert. Der erste, Leodes, fleht umsonst um Gnade. Was er für sich vorbringt, wird verworfen. Auch der zweite, Phemios, bittet um Erbarmen. Ihn rettet des Telemachos Fürsprache. Der dritte, Medon, braucht nicht zu bitten, weil ihn Telemachos in die Begnadigung des Phemios einschließt. Dafür ist die Szene durch äußere Nebenumstände erweitert.

Leodes, der Opferschauer der Freier, war bei der Bogenprobe 21,144

vom Dichter eingeführt und mit humoristischem Hohn behandelt worden. Jetzt umfaßt er die Knie des Odysseus, fleht um Rücksicht und Erbarmen und beruft sich darauf, daß er sich an dem frevelhaften Treiben nie beteiligt und die Freier nach Kräften zurückzuhalten versucht habe. Nun hätten sie ihr verdientes Geschick erfüllt. Was er für sich anführen kann, faßt er zum Schluß zusammen. Er ist Opferschauer, also gewissermaßen eine geheiligte Person, und hat nichts auf dem Gewissen. Sein Tod würde nur den Satz wahr machen, daß rechtliches Tun keinen Dank einträgt.

Aber des Odysseus Zorn besänftigt die blutlose Gerechtigkeit nicht. Wenn Leodes Opferschauer der Freier war, so hat er gewiß oft gebetet, daß Odysseus nicht zurückkehren und er seine Gemahlin heimführen möchte, d. h. er hat eben auch zu ihnen gehört. Deshalb entrinnt er dem Tode nicht. So ergreift Odysseus das Schwert, das Agelaos sterbend hatte fallen lassen, und haut ihn in den Nacken. Während er noch spricht, sinkt sein Haupt in den Staub. V. 310—329.

Phemios der Sänger hat erwogen, ob er sich an den Altar im Hofe setzen sollte, beschließt aber zuletzt, sich Odysseus zu Füßen zu werfen. Seine flehenden Worte sind zugleich ein Preis der Poesie und ein stolzer Hinweis des Sängers auf seinen eigenen Wert. Odysseus wird es hernach selbst bereuen, wenn er den Sänger tötet, ihn, der Göttern und Menschen singt. Selbst hat er sich seine Kunst gelehrt, ein Gott pflanzte ihm die vielgestaltigen Lieder ins Herz. Das ist nach homerischer Psychologie dasselbe. Was ein Gott ihm gab, ist nicht nur sein Eigentum, sondern auch sein Verdienst. Wenn er, so schließt er ab, vor Odysseus singe, dünke es ihn, er tue es vor einem Gott. Endlich ruft er Telemachos zum Zeugen an, daß er nur gezwungen vor den Freiern sang und kein böses Begehren ihn bewog.

Telemachos spricht für ihn und auch für den Herold Medon. Der hatte zweimal Penelope die Anschläge der Freier mitgeteilt. Jetzt vervollständigt der Dichter sein Bild durch die Sorgfalt, die er dem jungen Telemachos immer angedeihen ließ. Nur weiß dieser nicht, ob er vielleicht auch gefallen ist. Der Ärmste hatte sich unter einen Thronsessel verkrochen und in eine Rindshaut eingewickelt. Nun kommt er hervor und bittet Telemachos kniefällig um Schutz vor dem Zorn des Vaters. Odysseus muß lächeln und verheißt ihm Schonung, damit er erkenne und es auch andern sagen könne, wie viel besser Rechttun als Schlechttun sei. Auf Odysseus Weisung gehen Phemios und Medon in den Hof. Noch sind sie nicht recht beruhigt, darum setzen sie sich an den Altar des Zeus und blicken überall um sich, weil sie stets den Tod erwarten.

Odysseus aber hält im Saale Umschau. Es regt sich kein Feind mehr. Alle liegen sie in Blut und Staub gleich einem Haufen von Fischen, die im Netz ans Ufer gezogen wurden und nun, sehnsüchtig nach der Woge des Meeres, im Sonnenlicht umkommen. Das Gleichnis bildet den eigentlichen Abschluß der Mordszene. V. 330—389.

Auf Geheiß des Odysseus holt Telemachos Eurykleia aus dem Frauengemach herbei: „Dich ruft mein Vater", sagt er zu ihr. Er weiß nicht, daß sie ihn schon kennt, und macht ihr in kürzester Form Mitteilung. Sie sieht Odysseus im Saale stehen, blutbespritzt, einem Löwen vergleichbar, der vom Fraß eines Rindes kommt und schrecklich anzusehen ist. Beim Anblick der vielen Toten will sie eben einen Freudenschrei ausstoßen, aber Odysseus hält sie zurück: „Im Herzen freue dich, halte an dich und jauchze nicht. Frevel ist es, über gefallene Männer zu frohlocken. Diese aber bezwang das Geschick der Götter und ihre eigenen bösen Taten, weil sie jeden Menschen mißachteten."

Daß Odysseus im Falle der Freier ein göttliches Strafgericht sieht, ist sehr verständlich. Aber das Verbot, darüber zu frohlocken, fällt auf. Mit dem Strafgericht ist es nicht begründet, denn über ein solches dürfte man doch wohl frohlocken.

Die Worte stehen in gewaltigem Kontrast zu dem, was wir aus der Ilias wissen, in der das Frohlocken über den besiegten Feind ganz gewöhnlich ist. Ein Beweis für besonders feines Empfinden oder große Frömmigkeit des Odysseus sind sie nicht. Es steckt darin vielmehr ein gutes Stück abergläubischer Furcht, höchst wahrscheinlich der vor der Rache der Toten, ein Zug volkstümlichen Aberglaubens. V. 390—416.

An den Hauptschuldigen ist das Strafgericht vollzogen, und es kommen die geringern Frevler an die Reihe, die untreuen Hausgenossen. Odysseus fragt nach den Mägden, die ihm die Achtung als Hausherrn versagten, und nach den unsträflichen. Eurykleia bezeichnet von ihren fünfzig Mägden zwölf, die sich der Unzucht schuldig machten und weder ihr noch Penelope Respekt erwiesen. Telemachos, setzt sie hinzu, konnte nicht in Frage kommen, denn er wuchs erst heran, und die Mutter erlaubte ihm nicht, unter den Mägden zu schalten.

Das ist alles Eurykleia viel weniger wichtig, als daß Penelope die Rückkehr des Gatten erfahre, und gleich will sie zu ihr eilen, es ihr zu sagen. Aber der Dichter will die Erkennung würdiger, in gesonderter Szene gestalten und vorher mit allem andern reinen Tisch machen. Daher beharrt Odysseus darauf, daß vor allem die schuldigen Mägde hergeführt würden. Er gibt, bis sie da sind, Telemachos und den Hirten gemessene Anweisungen. Die Mägde kommen, erheben beim Anblick der Toten schreckliches Jammergeschrei und zerfließen in Tränen. Sie müssen, sich gegenseitig stützend, die Leichen in die Aulé hinaustragen und dann Stühle und Tische waschen. Telemachos und die Hirten schürfen mit Kratzeisen den Fußboden, den Kehricht müssen die Mägde hinaustragen. Dann werden diese in den Hof gebracht, aber nicht, wie Odysseus V. 443 angeordnet hatte, in ehrlichem Tode mit dem Schwerte hingerichtet, sondern ihren Vergehungen entsprechend gehängt. Wie Drosseln oder Wildtauben, die in eine vor ihrem Nest ausgespannte Schlinge fallen, hangen sie in einer Reihe und zappeln mit den Füßen; nicht gar lange, fügt der menschenfreundliche Dichter hinzu. Mit dem nämlichen Bilde malt in Goethes

Helena Phorkyas dem Chor der Königin ihr Verderben aus. Die Szene schließt die gräßliche Exekution an dem untreuen Ziegenhirten Melanthios. V. 417—477.

Wie sie sich gewaschen haben, kehren Telemachos und die Hirten zu Odysseus in den Saal zurück. Er schickt sie, Schwefel zu holen und Feuer, um den Saal auszuschwefeln. Dann soll Eurykleia Penelope und die treuen Mägde rufen. Sie wünscht ihm zuvor Mantel und Leibrock zu holen; er dürfe, um nicht Unwillen zu erregen, nicht in Lumpen gehüllt im Saale stehen. Er aber will, daß sie zuerst Schwefel und Feuer bringe, und durchschwefelt den Saal und die Aulé.

Der Schwefel heißt V. 481 ein Heilmittel gegen die Übel. Von Sühnezeremonien kennen wir bei Homer nur noch die der Achäer in der Ilias 1,313 nach dem Aufhören der Pest, wo von Schwefel nicht gesprochen ist. Mit Schwefel reinigt Achilleus seinen Becher 16,228 vor dem feierlichen Gebet. An Sühnung ist dabei nicht gedacht, sondern nur an eine allen bösen Einfluß ausschließende Reinigung. An unserer Stelle scheint aber mehr vorzuliegen, eine wirkliche Sühnung für die Bluttat, also auch hier ein Eindringen populären Aberglaubens wie oft in der Odyssee.

Eurykleia holt die treugebliebenen Mägde herbei, die den Herrn umarmen und ihm Haupt, Schultern und Hände küssen. Wilamowitz glaubt, es müsse dem ein Bad des Odysseus vorhergegangen sein, weil der Gedanke abstoßend ist, daß sie dem mit Blut Bespritzten so tun. Es fragt sich aber, ob das Bild von dem blutbefleckten Löwen dem Dichter noch gegenwärtig gewesen sei. Der ganze Schluß des Buches ist so symmetrisch aufgebaut, daß es schwer hält, an den Ausfall einer wesentlichen Szene zu glauben. V. 477—501.

Odyssee XXIII.

Daß die Telemachie eine Erkennung der Gattin enthalten haben muß, kann nicht bezweifelt werden. Wie sie aber aussah, können wir nicht mehr wissen, denn ihre Fassung ist bis auf wenige Spuren verloren. Nach der Prophezeiung des Theoklymenos hatte sich Penelope 20,387 in die Antestis gesetzt, um die Worte der Männer zu verstehen, dann war die Erzählung abgebrochen worden, und der Dichter der Odyssee hatte sich ganz der Führung bemächtigt, die Bogenprobe eingeführt und im Anschluß daran eine neue Darstellung des Freiermordes geschaffen. Jetzt hat er, um die Erkennung von allem Beiwerk rein zu erhalten, frischen Tisch gemacht, die Ungetreuen bestraft, das Haus gesühnt. Das Bettlergewand ist Odysseus gelassen, weil es noch notwendig ist. Der Held hat bereits Eurykleia befohlen, Penelope zu rufen. Das geschieht jetzt in einer prächtigen Szene.

Rasch mit vor Eile stolpernden Füßen steigt Eurykleia in das Obergemach hinauf, der Gebieterin die frohe Botschaft zu bringen. Sie findet sie in dem Schlafe, den Athene über sie gesenkt, als sie 21,356 auf des

Sohnes Weisung das Megaron verlassen hatte. Gleich einem Traumbild tritt ihr Eurykleia zu Häupten: „Erwache, Penelope, mit eigenen Augen den langgehegten Wunsch erfüllt zu sehen. Odysseus ist wieder da und hat die Freier erschlagen." Der jubelnden Botschaft gegenüber ist die Fürstin gerade so ungläubig wie vor den bestimmten Verheißungen des Odysseus in der Nacht vorher: „Mütterchen, die Götter haben dich wahnwitzig gemacht, sie, die einen Verständigen in Unverstand führen können, so gut sie einen Toren zur Vernunft zu bringen vermögen. So geht es dir, die sonst so verständig war." Es ist dieselbe Hoffnungslosigkeit, die sie Odysseus gegenüber zeigte. Und wie sie dort 19, 317 abbrach und den Fremden der Pflege der Mägde überwies, so tut sie auch jetzt. Sie schilt Eurykleia, daß sie sie höhne und mit irreführenden Reden aus einem Schlaf erwecke, wie sie ihn so süß seit des Odysseus Abfahrt noch nie genossen, und heißt sie ins Frauengemach gehen. Hätte eine andere ihr das getan, sie hätte sie übel zurückgeschickt. Ihr komme ihr Alter zustatten. V. 1—24.

Aber Eurykleia läßt nicht locker: Sie verhöhnt sie nicht. Wahrhaftig, Odysseus ist daheim. Es ist der Fremde, den alle im Hause schlecht behandelten. Telemachos wußte lange darum, aber mit klugem Bedacht hielt er die Pläne des Vaters geheim, um ihm die Rache zu ermöglichen. Eurykleia war ja nicht in das Geheimnis eingeweiht. Aber da sie selbst den Herrn erkannt hatte, mußte die Weisung des Telemachos, die Mägde im Frauenmegaron einzusperren, bei ihr volles Verständnis finden; und wie der Jüngling sie nach dem Freiermord in den Saal ruft, zeigt sie nicht die geringste Verwunderung.

Ihre Bestimmtheit verfehlt ihres Eindrucks auf Penelope nicht. Erfreut springt sie vom Bette und umarmt die Alte mit ausbrechenden Tränen. Ihre erste Frage ist, wie denn Odysseus allein an die vielen Freier habe Hand anlegen können. Das kann ihr Eurykleia nicht sagen, da sie eingeschlossen war, bis nach vollendetem Rachewerke Telemachos sie rief und sie Odysseus unter den Erschlagenen stehen sah. Was sie erzählt, stimmt mit der Erzählung des 22. Buches auf das genaueste überein. Jetzt aber wird sie dringend. Penelope soll endlich kommen, damit sie beide sich der Freude hingeben. Gelitten haben sie wahrlich genug. Und zur Bekräftigung wiederholt sie ihre Botschaft: Der langgehegte Wunsch ist jetzt erfüllt, Odysseus ist lebend an seinen Herd zurückgekehrt, hat dich und seinen Sohn im Hause gefunden und die Frevler gestraft. V. 25—57.

Nach dem Charakter, den Penelope im 19. Buche zeigt, kann es nicht auffallen, wenn sie immer noch zweifelt. Eurykleia, meint sie, jubelt zu früh. Sie weiß ja, wie hochwillkommen ihr und ihrem Sohne die Wiederkehr des Gemahls wäre. Aber es ist nicht wahr. Einer der Unsterblichen hat die Freier getötet, im Zorn über ihr gottloses Treiben. Jener aber hat seine Heimkehr verloren und ist selbst umgekommen.

In lebhafter Ungeduld schilt Eurykleia ihren Unglauben und rückt endlich mit einem Beweis heraus, der Narbe, die sie beim Bade ent-

deckte. Das kann doch nur auf die Fußwaschung des 21. Buches gehen, nur ist der Auszug aus jener Erzählung abgekürzt und auf das Notwendigste beschränkt. Was in unserem Zusammenhang die Hauptsache ist, wird stark betont. Eurykleia hat Penelope ihre Entdeckung mitteilen wollen, aber Odysseus hat ihr den Mund zugedrückt und sie in kluger Überlegung nicht sprechen lassen. Bei der Fußwaschung 19,480 drückt er ihr die Kehle zu. Aber dergleichen kleine Unebenheiten sind im homerischen Gedicht ohne Bedeutung.

Überzeugt ist Penelope freilich nicht. Es sei auch Eurykleia, der Verständigen, schwer, die Pläne der Götter zu begreifen, d. h. ein Gott hätte sie leicht durch Vorspiegelung der Narbe täuschen können. Immerhin läßt sie sich herbei, hinunterzugehen, zu ihrem Sohn, um sich die toten Freier und ihren Überwinder anzusehen. V. 58—84.

Ihre vorsichtige Zurückhaltung verläßt sie nicht. Während sie hinuntersteigt, erwägt sie zwar, ob sie aus gemessener Entfernung den Gemahl ausforsche oder zu ihm trete, ihm Haupt und Hände zu küssen. Auf einen Augenblick scheint es, als ob sie sich dem Glauben an die frohe Nachricht ganz hingeben wollte, aber nur auf einen Augenblick. In den Saal getreten, setzt sie sich an die eine Wand, Odysseus gegenüber, der an einer der den Herd einfassenden Säulen sitzt. Vergebens wartet er, den Blick zur Erde gesenkt, auf eine Anrede. In Befangenheit sitzt sie lange da. Bald glaubt sie ihn beim Ansehen zu erkennen, dann stören sie wieder die Lumpen des Bettlers, so daß sie in ihm den Gemahl nicht wiederfindet. Darüber wird Telemachos ärgerlich, und er fährt sie an. Unglücksmutter nennt er sie sogar; „böse Mutter", hat es Voß nicht übel wiedergegeben. Warum hält sie sich vom Vater fern, setzt sich nicht zu ihm und redet ihn nicht an? Keine andere Frau brächte es über sich, von dem Manne sich entfernt zu halten, der nach so langer Zeit und so vielen Leiden heimkehrte. Aber ihr Herz ist fester denn Stein.

Ihr Sinn sei befangen, erwidert Penelope, und sie vermöge kein Wort hervorzubringen, nicht zu fragen noch ihn anzusehen. Wenn der Fremde wirklich Odysseus sei, so würden sie ein besseres Mittel haben, sich zu erkennen, denn sie wüßten geheime Zeichen, die kein anderer kenne.

Damit deutet sie auf die Erkennung durch das Bett, von dessen Bau durch Odysseus nur sie beide wissen. Der Dichter hat aber dafür eine breitere und schönere Einführung in Bereitschaft als diese kurze. Odysseus freilich hat sie gar wohl verstanden. Er lächelt und erwidert mit einem Worte, das wieder nur Penelope verstehen kann. Telemachos solle die Mutter ihn nur prüfen lassen, sie werde dann schon auf bessere Einsicht kommen. Da es aber dem Dichter darum zu tun ist, für die Erkennung eine andere Situation zu schaffen, läßt er Odysseus sich den Anschein geben, als meine er, Penelope werde nur durch sein bettelhaftes Aussehen zurückgehalten, ihn anzuerkennen. Der Gedanke ist, sie würde den Widerstand aufgeben, wenn er gebadet und gut gekleidet wäre. V. 85—116.

Zwischen diesen letzten Worten und dem Bad V. 153 liegt ein Stück,

das den Zusammenhang empfindlich stört. Odysseus kommt plötzlich auf den Gedanken, sie müßten sich notwendig gegen die Gefahren sichern, die ihnen von den Angehörigen der Freier drohten. Wer auch nur einen Mann erschlagen habe, hinter dem nicht viele Helfer ständen, der müsse aus dem Lande fliehen. Sie aber hätten die edelste Jugend von Ithaka getötet. Er rät daher, alle, auch die Frauen, sollten sich schmücken, der Sänger aber zum Tanz aufspielen, damit die Leute draußen glaubten, es werde Hochzeit gefeiert. Die Kunde von ihrer Tat würde dann nicht eher in die Stadt gelangen, als bis sie ihre Landgüter erreicht und das Weitere überlegt hätten. So geschieht es. Alles macht sich fertig, der Saal erdröhnt von den Schritten der Tanzenden, und das Publikum draußen vermutet, Penelope habe nun doch einem der Freier die Hand gereicht, und spricht kräftig seinen Unwillen aus.

Mit vollem Recht hat die Kritik darauf hingewiesen, daß die Szene nicht nur störend unterbricht, sondern gar nicht in den Zusammenhang paßt. Die schöne Wiedererkennung soll also in dem Getümmel des Tanzes vor sich gegangen sein, das man bis auf die Straße hören kann, und die Lustbarkeit hört sogar erst V. 297 auf, wie die Erkennung ganz vorbei ist. Auch dort stört sie den Zusammenhang. Und doch ist die Szene anmutig belebt und findet im Gerede der Leute draußen einen gut pointierten Abschluß, hat also einen Dichter zum Verfasser. Es wäre auch schwer zu sagen, was einen Interpolator veranlaßt haben könnte, das Stück hier einzuschieben.

Das führt zu der Annahme, es stamme aus einem andern Zusammenhang. Seine Furcht vor der Rache der Verwandten hat Odysseus schon 20,42 der ihm nächtlich erscheinenden Athene ausgesprochen, und im 24. Buch ziehen diese wirklich aus, sich zu rächen. Odysseus und die Seinen sind dort in der Tat aufs Land gegangen, auf das Gut des Laertes. Da jene letzte Szene meiner Meinung nach unzweifelhaft der Schluß der Telemachie ist, so stammt auch unsere Partie aus diesem Gedicht. Der Dichter hat sie beibehalten, um die Verknüpfung mit den letzten Ereignissen nicht ganz zu unterbrechen, und wagte es, mit ihr die durch das Bad des Odysseus entstehende Pause auszufüllen. Besonders gelungen ist das nicht. Das fremde Stück hat sich in die Erzählung nicht gut eingefügt. V. 111—152.

Eurynome badet Odysseus und kleidet ihn, Athene gießt Schönheit über ihn aus, wie dereinst bei seiner Begegnung mit Nausikaa, dann kehrt er in den Saal zurück und setzt sich wieder auf den Thronsessel. Aber da Penelope auch jetzt noch keine Anstalten macht, ihn zu erkennen, schilt auch er das verstockte Herz der seltsamen Frau, zum Teil mit den gleichen Worten wie vorhin Telemachos. Dann aber greift er ihre Andeutung von den geheimen Zeichen auf, um zum Ziele zu gelangen. Scheinbar sehr schroff wendet er sich an Eurykleia, sie möge ihm ein Bett rüsten, damit er, wenn auch allein, sich legen könne, denn die Fürstin habe ein eisernes Herz im Busen.

Penelope ist überzeugt. Wenn er jetzt des Bettes erwähnen kann, so hat er ihr Wort von den geheimen Zeichen verstanden. So verwahrt sie sich zwar einleitend noch gegen den Vorwurf des Hochmuts und der Gleichgiltigkeit, bekennt dann aber, sie sei darüber, daß der Fremde Odysseus sein wolle, nicht zu sehr erstaunt. „Ich weiß gar wohl, wie du warst, als du nach Troja auszogst.“ Sie hat ihn wiedererkannt und sagt es ihm. Fast ein liebevoller Scherz ist es, wenn sie jetzt Eurykleia das Bett des Herrn aus dem Gemache tragen heißt. Eine Probe ist es nicht mehr, sondern nur das letzte Siegel auf die Erkennung. Odysseus freilich stellt sich, als hielte er ihren Befehl für Ernst. Nur so kann der Dichter den Abschluß zu voller Wirkung gestalten. Da die Bettstelle mit dem Stamm des Ölbaums, über den sie gebaut wurde, unzertrennlich verbunden ist, könnte man sie nur entfernen, wenn jemand den Strunk des Baumes abgehauen hätte. So kann Odysseus sagen, ihr Wort tue ihm in der Seele weh, und die unmutige Frage stellen, wer ihm das Bett an andere Stelle gerückt habe. Nur ein Gott hätte das vermocht, auch einem kundigen Menschen wäre es zu schwer gefallen. Und nun erzählt er ihr, die allein darum weiß, wie er einst um den Ölbaum das Schlafgemach baute und das Bett um den Stamm fügte. V. 153—204.

Der Vorgang der Erbauung des Bettes ist fast nicht zu verstehen. J. van Leeuwen denkt an die Umsetzung eines alten Mythos, in dem die heilige Hochzeit des rückkehrenden Gatten zu der Göttin Penelope unter einer heiligen Olive gefeiert worden wäre. Aber seine Erklärung, wie die Geschichte in den Thalamos des Odysseus übertragen worden sei, ist sehr künstlich, und wie Odysseus das Bett fertigte, begreift man deshalb nicht besser.

Die Erkennung ist besiegelt. Der Dichter schlägt Töne an, wie er sie bei Kalypso und Nausikaa, auch am Morgen vor dem Freiermord erreicht hat. Wie sie die Zeichen erkennt, eilt sie weinend auf ihn zu und umarmt und küßt ihn. Er, der verständigste aller Menschen, wird ihr nicht länger zürnen. Fast ihr erstes Wort redet von ihrem Leid. Die Götter haben ihnen mißgönnt, sich gemeinsam ihrer Jugend zu freuen und die Schwelle des Alters zu erreichen. Darauf wiederholt sie die Bitte, ihr nicht zu zürnen, daß sie ihn nicht beim ersten Anblick so begrüßte. Sie schauderte eben immer davor, von einem Betrüger getäuscht zu werden. Nun hat er ihren ablehnenden Sinn durch die Zeichen besiegt, von denen nur sie beide wußten, außer ihnen die alte Aktoris, die sie mit ins Haus brachte, und die ihr die Schwelle hütete. Ihre Worte rühren Odysseus zu Tränen, sie aber freut sich gleich Schiffern, die, ihrer wenige an Zahl, nach dem Schiffbruch schwimmend das Land erreichen, der Rettung froh. Sie hält ihn fest in ihren Armen und läßt ihn gar nicht mehr los. V. 205—240.

In ihrer Rede ist eine Stelle über Helene eingefügt, ohne Verbindung nach vor- und rückwärts. Helene, heißt es, hätte sich von Paris nicht verführen lassen, wenn sie gewußt hätte, daß die Achäer sie mit Waffen-

gewalt zurückbringen würden. Aber ein Gott bewog sie zu der ungehörigen Tat, und sie erwog die Verblendung nicht vorher, die dann doch der Anfang des Leides war. Man möchte gern wissen, was der Leichtsinn der Helene hier zu tun hat, der einen seltsamen Gedankengang gibt: Zürne nicht, Odysseus. Ich fürchtete betrogen zu werden. Helene hätte sich nicht verführen lassen, wenn sie alles erwogen hätte. Nun hast du mir die Zeichen unseres Lagers genannt. Daß das Unsinn ist, wird man nicht bestreiten wollen. V. 218—224.

Über ihren Klagen, heißt es weiter, wäre die Morgenröte erschienen, hätte nicht Athene die Nacht an ihrem Ende noch lange ausgedehnt und die Morgenröte mit ihrem Gespann am Okeanos festgehalten. Das ist hier ohne Sinn. Einen solchen hätten die Worte, wenn sie da ständen, wo die Gatten zur Ruhe gegangen sind, so daß Athene ihnen den Genuß des Wiedersehens verlängerte. Wirklich sendet Athene, wenn sie glaubt, Odysseus habe sich nach Herzenslust der Umarmung seines Weibes und des Schlafes erfreut, die Morgenröte vom Okeanos auf die Erde V. 344. Athene, welche die Nacht verlängert und der Morgenröte befiehlt, weist auf die Telemachie, in der die Göttin die Ereignisse lenkt. Mit der zweiten Stelle beginnt in der Tat das Schlußstück der Telemachie, und ihr gehört deshalb auch die erste Einwirkung der Athene. Es ist ein Bruchstück aus der Erkennung, wie die Telemachie sie bot. Die erste Stelle ist vielleicht durch Schuld der Überlieferung an den unrechten Ort geraten. V. 241—246.

Übergehen wir es, so fehlt im Zusammenhang nichts. Odysseus beeilt sich, Penelope mitzuteilen, er sei noch nicht am Ende der Mühsale angelangt. So habe ihm Teiresias in der Unterwelt geweissagt. Jetzt fordert er sie auf, sie wollten schlafen gehen. Es ist aber begreiflich, daß Penelope vorher noch wissen will, was das sei, und ebenso begreiflich, daß der Dichter kein anderes Mittel hat als die wörtliche Wiedergabe der Rede des Teiresias. Vor allem macht der Schluß auf Penelope Eindruck. Die Verheißung eines glücklichen Alters gibt ihr die Gewähr, daß er die vorangehenden Gefahren überwinden wird.

Man könnte die ganze Partie überflüssig finden. Aber dieser sehr alte und hochbedeutsame Teil des Odysseusmythos erschien dem Dichter so wichtig, daß er dem Ausblick noch Raum gewähren wollte. V. 247—287.

Die Erkennung schließt mit der weihevollen Wiedervereinigung der Gatten. Eurynome und Eurykleia machen das Lager zurecht, dann geht Eurykleia zu Bett, Eurynome leuchtet dem seiner Kammer zuschreitenden Paare mit der Fackel voran, „als Brautmagd“, hat Wilhelm Jordan schön übersetzt, und läßt sie allein. Sie schreiten freudig zum Brauch des alten Lagers. V. 288—296.

Aristophanes von Byzanz hat hier die Odyssee schließen lassen, in der richtigen Erkenntnis, daß alles, was auf die prachtvolle Erkennung folgt, nur Abfall vom Ton ist. Nach der bereits besprochenen Beendi-

gung des Ganges durch Telemachos wird von den Gesprächen der Gatten berichtet. Mit Recht hat schon die alte Kritik an der hölzernen Rekapitulation der Irrfahrten Anstoß genommen. Nicht daß es eine Rekapitulation, sondern daß es eine schlechte Rekapitulation ist, verrät die Fälschung. Fällt aber diese, so muß sich die Streichung auch auf das erstrecken, was Penelope zu erzählen hat, und wir sind die ganze dürftige Erfindung los. V. 300—343.

Was bis zum Ende des 24. Buches folgt, halte ich für den Schluß der alten Telemachie. Der Besuch beim Vater und die Auseinandersetzung mit den Anverwandten der Freier waren in ihr kaum zu umgehen, ebensowenig ein durch Athene vermittelter Abschluß der ganzen Geschichte. Nachdem am Morgen Athene die Morgenröte hatte aufgehen lassen, erhebt sich Odysseus. Seine ersten Worte sind eine Wiederholung der eingelegten Gespräche und daher ebenfalls interpoliert. Jetzt, sagt er, da sie zum vielerbetenen Lager gelangt seien, solle sie des Hauses walten, er aber wolle Raubzüge machen und sich von den Ithakern den Schaden zahlen lassen, bis seine Hürden wieder gefüllt seien. Heute wolle er auf dem Lande den alten Vater aufsuchen. Da er aber voraussieht, es würde am Morgen die Kunde von dem Freiermord ruchbar werden, weist er sie an, sich im Obergemach einzuschließen und niemand zu sehen. Er rüstet sich und geht mit den beiden Hirten hinaus. Die hat der Dichter der Odyssee mitgehen lassen, denn der Telemachie ist Philoitios unbekannt, und die beiden spielen im 24. Buche so gut wie gar keine Rolle. Ihren Weggang hüllt Athene in Nacht, so daß er wie eine Flucht aussieht. Vor den Verwandten der Freier hat Odysseus wiederholt Furcht geäußert. V. 344—372.

Odyssee XXIV.

Die Hadesfahrt der toten Freier zeigt viele Züge, die aus Homer sonst nicht bekannt sind. Von Hermes dem Seelenführer, der die Toten mit dem Schlummerstab leitet, hören wir sonst nichts. Den uralten Glauben an den chthonischen Gott hat die Aufklärung der Ilias gegenstandslos gemacht. Die Seelen ziehend schwirrend dahin, wie Fledermäuse schwirrend herumfliegen, wenn in der Höhle eine aus der Kette gefallen ist. Es ist das Schwirren der Seele, die nach unausrottbarem Volksglauben als Vogel gedacht wurde. Schwirrend enteilt in der Ilias 23,101 die Seele des Patroklos zum Hades, und Weicker weist darauf hin, daß die Fledermäuse als Vögel galten. Die Schar geht an der Strömung des Okeanos hin und dem Leukasfelsen entlang. Damit kann nicht die mächtige weiße Felswand gemeint sein, die der Insel Leukas den Namen gegeben hat, weil der „weiße Fels" offenbar zu den Lokalitäten des Hades gehört. Die Vermutung von Wilamowitz ist daher sehr ansprechend, der Dichter habe sich den Erdrand, die Küste des Okeanos, als weiße Felswand gedacht. Der Weg führt an den westlichen Sonnentoren und dem Traumland vorbei und mündet in die Asphodeloswiese, die auch 11,539 genannt ist, hier aber

geradezu als Behausung der Toten gilt. Von einem Überschreiten des Okeanos hören wir nichts, so daß das Totenreich diesseits des Weltstromes, auf der Oberwelt, zu liegen scheint. Aber es läßt sich damit nicht viel machen. Die ganze Schilderung ist in Unbestimmtheit getaucht, die durch die Bemerkung am Schluß V. 204, sie hätten die Gespräche unter den verborgenen Tiefen der Erde geführt, nur noch undurchdringlicher wird. V. 1 bis 14.

Die Freier finden die Seelen des Achilleus, Patroklos, Antilochos und Aias. Die drei scharen sich um Achilleus, da tritt die Seele Agamemnons heran, in Begleitung aller, die mit ihm in des Aigisthos Hause gefallen waren. Was da steht, läßt darauf schließen, die Seelen der Freier müßten das Gespräch des Atriden mit Achilleus mit angehört haben. Dem ist aber nicht so, sondern die Freier kommen erst V. 99 an. Der Dichter beabsichtigte allerdings, den Gegensatz zwischen des Agamemnon und Odysseus Geschick noch einmal hervorzuheben, wollte aber auch die schöne Bestattung des Achilleus einlegen. Das alles in dem Gespräch Agamemnons mit den Freiern unterzubringen, gelang ihm nicht, und so wurde ein Gespräch des Atriden mit Achilleus daraus, während dessen Hermes mit seinen Seelen warten muß.

Achilleus spricht zuerst. Bei dem hohen Rang, den Agamemnon vor Troja einnahm, wäre es ihm besser gewesen, in jenem Kriege zu fallen als in solchem Geschick umzukommen. Gedanke und Wendung stammen aus der Telemachie 1, 237, die sie auf Odysseus anwendet, und dienen lediglich zur Anknüpfung. An des Achilleus Geschick preist es Agamemnon besonders, daß er vor Troja fallen und eine herrliche Bestattung erhalten durfte. Der Kampf um Achilleus' Leiche und die Bestattung sind ein schönes Stück epischer Poesie, das der Dichter einem ihm vorliegenden Gedicht entnahm. Abgeschlossen wird sie durch den Gedanken, wie herrlich jetzt die Kunde von Achilleus bei den Menschen bleibe, während Agamemnon an seinen Taten keine Freude haben könne. Denn ihm sann bei der Heimkehr Zeus Verderben unter der Hand des Aigisthos und der fluchwürdigen Gemahlin. V. 15—97.

Wie nun die Freier herankommen, erkennt unter ihnen Agamemnon den 22, 284 durch Telemachos erschlagenen Amphimedon; dessen Vater Melaneus einst sein Gastfreund in Ithaka war. Daß Agamemnon ihn kennt, ist nicht ungeschickt mit der einem ältern Epos entnommenen Reise motiviert, auf der Agamemnon das Heer aufbot. Wenn er ihn, der damals ein Knabe war, wiedererkennt, so ist das weiter nicht verwunderlich. Der Dichter wollte sich eine weitläufige Motivierung ersparen. Agamemnon ist über die große Schar gleichaltriger junger Adliger erstaunt, die da herankommen. Ein Teil seiner Frage ist aus 11, 398 genommen, wo Odysseus den Agamemnon mit denselben Worten nach der Ursache seines Todes fragt.

Die Erzählung des Amphimedon scheint beim ersten Anblick eine Zusammenstoppelung aus unserer Odyssee, und Roemer glaubt, Aristarch

vom Dichter eingeführt und mit humoristischem Hohn behandelt worden. Jetzt umfaßt er die Knie des Odysseus, fleht um Rücksicht und Erbarmen und beruft sich darauf, daß er sich an dem frevelhaften Treiben nie beteiligt und die Freier nach Kräften zurückzuhalten versucht habe. Nun hätten sie ihr verdientes Geschick erfüllt. Was er für sich anführen kann, faßt er zum Schluß zusammen. Er ist Opferschauer, also gewissermaßen eine geheiligte Person, und hat nichts auf dem Gewissen. Sein Tod würde nur den Satz wahr machen, daß rechtliches Tun keinen Dank einträgt.

Aber des Odysseus Zorn besänftigt die blutlose Gerechtigkeit nicht. Wenn Leodes Opferschauer der Freier war, so hat er gewiß oft gebetet, daß Odysseus nicht zurückkehren und er seine Gemahlin heimführen möchte, d. h. er hat eben auch zu ihnen gehört. Deshalb entrinnt er dem Tode nicht. So ergreift Odysseus das Schwert, das Agelaos sterbend hatte fallen lassen, und haut ihn in den Nacken. Während er noch spricht, sinkt sein Haupt in den Staub. V. 310—329.

Phemios der Sänger hat erwogen, ob er sich an den Altar im Hofe setzen sollte, beschließt aber zuletzt, sich Odysseus zu Füßen zu werfen. Seine flehenden Worte sind zugleich ein Preis der Poesie und ein stolzer Hinweis des Sängers auf seinen eigenen Wert. Odysseus wird es hernach selbst bereuen, wenn er den Sänger tötet, ihn, der Göttern und Menschen singt. Selbst hat er sich seine Kunst gelehrt, ein Gott pflanzte ihm die vielgestaltigen Lieder ins Herz. Das ist nach homerischer Psychologie dasselbe. Was ein Gott ihm gab, ist nicht nur sein Eigentum, sondern auch sein Verdienst. Wenn er, so schließt er ab, vor Odysseus singe, dünke es ihn, er tue es vor einem Gott. Endlich ruft er Telemachos zum Zeugen an, daß er nur gezwungen vor den Freiern sang und kein böses Begehren ihn bewog.

Telemachos spricht für ihn und auch für den Herold Medon. Der hatte zweimal Penelope die Anschläge der Freier mitgeteilt. Jetzt vervollständigt der Dichter sein Bild durch die Sorgfalt, die er dem jungen Telemachos immer angedeihen ließ. Nur weiß dieser nicht, ob er vielleicht auch gefallen ist. Der Ärmste hatte sich unter einen Thronsessel verkrochen und in eine Rindshaut eingewickelt. Nun kommt er hervor und bittet Telemachos kniefällig um Schutz vor dem Zorn des Vaters. Odysseus muß lächeln und verheißt ihm Schonung, damit er erkenne und es auch andern sagen könne, wie viel besser Rechttun als Schlechttun sei. Auf Odysseus Weisung gehen Phemios und Medon in den Hof. Noch sind sie nicht recht beruhigt, darum setzen sie sich an den Altar des Zeus und blicken überall um sich, weil sie stets den Tod erwarten.

Odysseus aber hält im Saale Umschau. Es regt sich kein Feind mehr. Alle liegen sie in Blut und Staub gleich einem Haufen von Fischen, die im Netz ans Ufer gezogen wurden und nun, sehnsüchtig nach der Woge des Meeres, im Sonnenlicht umkommen. Das Gleichnis bildet den eigentlichen Abschluß der Mordszene. V. 330—389.

Auf Geheiß des Odysseus holt Telemachos Eurykleia aus dem Frauengemach herbei: „Dich ruft mein Vater", sagt er zu ihr. Er weiß nicht, daß sie ihn schon kennt, und macht ihr in kürzester Form Mitteilung. Sie sieht Odysseus im Saale stehen, blutbespritzt, einem Löwen vergleichbar, der vom Fraß eines Rindes kommt und schrecklich anzusehen ist. Beim Anblick der vielen Toten will sie eben einen Freudenschrei ausstoßen, aber Odysseus hält sie zurück: „Im Herzen freue dich, halte an dich und jauchze nicht. Frevel ist es, über gefallene Männer zu frohlocken. Diese aber bezwang das Geschick der Götter und ihre eigenen bösen Taten, weil sie jeden Menschen mißachteten."

Daß Odysseus im Falle der Freier ein göttliches Strafgericht sieht, ist sehr verständlich. Aber das Verbot, darüber zu frohlocken, fällt auf. Mit dem Strafgericht ist es nicht begründet, denn über ein solches dürfte man doch wohl frohlocken.

Die Worte stehen in gewaltigem Kontrast zu dem, was wir aus der Ilias wissen, in der das Frohlocken über den besiegten Feind ganz gewöhnlich ist. Ein Beweis für besonders feines Empfinden oder große Frömmigkeit des Odysseus sind sie nicht. Es steckt darin vielmehr ein gutes Stück abergläubischer Furcht, höchst wahrscheinlich der vor der Rache der Toten, ein Zug volkstümlichen Aberglaubens. V. 390—416.

An den Hauptschuldigen ist das Strafgericht vollzogen, und es kommen die geringern Frevler an die Reihe, die untreuen Hausgenossen. Odysseus fragt nach den Mägden, die ihm die Achtung als Hausherrn versagten, und nach den unsträflichen. Eurykleia bezeichnet von ihren fünfzig Mägden zwölf, die sich der Unzucht schuldig machten und weder ihr noch Penelope Respekt erwiesen. Telemachos, setzt sie hinzu, konnte nicht in Frage kommen, denn er wuchs erst heran, und die Mutter erlaubte ihm nicht, unter den Mägden zu schalten.

Das ist alles Eurykleia viel weniger wichtig, als daß Penelope die Rückkehr des Gatten erfahre, und gleich will sie zu ihr eilen, es ihr zu sagen. Aber der Dichter will die Erkennung würdiger, in gesonderter Szene gestalten und vorher mit allem andern reinen Tisch machen. Daher beharrt Odysseus darauf, daß vor allem die schuldigen Mägde hergeführt würden. Er gibt, bis sie da sind, Telemachos und den Hirten gemessene Anweisungen. Die Mägde kommen, erheben beim Anblick der Toten schreckliches Jammergeschrei und zerfließen in Tränen. Sie müssen, sich gegenseitig stützend, die Leichen in die Aulé hinaustragen und dann Stühle und Tische waschen. Telemachos und die Hirten schürfen mit Kratzeisen den Fußboden, den Kehricht müssen die Mägde hinaustragen. Dann werden diese in den Hof gebracht, aber nicht, wie Odysseus V. 443 angeordnet hatte, in ehrlichem Tode mit dem Schwerte hingerichtet, sondern ihren Vergehungen entsprechend gehängt. Wie Drosseln oder Wildtauben, die in eine vor ihrem Nest ausgespannte Schlinge fallen, hangen sie in einer Reihe und zappeln mit den Füßen; nicht gar lange, fügt der menschenfreundliche Dichter hinzu. Mit dem nämlichen Bilde malt in Goethes

Helena Phorkyas dem Chor der Königin ihr Verderben aus. Die Szene schließt die gräßliche Exekution an dem untreuen Ziegenhirten Melanthios. V. 417—477.

Wie sie sich gewaschen haben, kehren Telemachos und die Hirten zu Odysseus in den Saal zurück. Er schickt sie, Schwefel zu holen und Feuer, um den Saal auszuschwefeln. Dann soll Eurykleia Penelope und die treuen Mägde rufen. Sie wünscht ihm zuvor Mantel und Leibrock zu holen; er dürfe, um nicht Unwillen zu erregen, nicht in Lumpen gehüllt im Saale stehen. Er aber will, daß sie zuerst Schwefel und Feuer bringe, und durchschwefelt den Saal und die Aulé.

Der Schwefel heißt V. 481 ein Heilmittel gegen die Übel. Von Sühnezeremonien kennen wir bei Homer nur noch die der Achäer in der Ilias 1, 313 nach dem Aufhören der Pest, wo von Schwefel nicht gesprochen ist. Mit Schwefel reinigt Achilleus seinen Becher 16, 228 vor dem feierlichen Gebet. An Sühnung ist dabei nicht gedacht, sondern nur an eine allen bösen Einfluß ausschließende Reinigung. An unserer Stelle scheint aber mehr vorzuliegen, eine wirkliche Sühnung für die Bluttat, also auch hier ein Eindringen populären Aberglaubens wie oft in der Odyssee.

Eurykleia holt die treugebliebenen Mägde herbei, die den Herrn umarmen und ihm Haupt, Schultern und Hände küssen. Wilamowitz glaubt, es müsse dem ein Bad des Odysseus vorhergegangen sein, weil der Gedanke abstoßend ist, daß sie dem mit Blut Bespritzten so tun. Es fragt sich aber, ob das Bild von dem blutbefleckten Löwen dem Dichter noch gegenwärtig gewesen sei. Der ganze Schluß des Buches ist so symmetrisch aufgebaut, daß es schwer hält, an den Ausfall einer wesentlichen Szene zu glauben. V. 477—501.

Odyssee XXIII.

Daß die Telemachie eine Erkennung der Gattin enthalten haben muß, kann nicht bezweifelt werden. Wie sie aber aussah, können wir nicht mehr wissen, denn ihre Fassung ist bis auf wenige Spuren verloren. Nach der Prophezeiung des Theoklymenos hatte sich Penelope 20, 387 in die Antestis gesetzt, um die Worte der Männer zu verstehen, dann war die Erzählung abgebrochen worden, und der Dichter der Odyssee hatte sich ganz der Führung bemächtigt, die Bogenprobe eingeführt und im Anschluß daran eine neue Darstellung des Freiermordes geschaffen. Jetzt hat er, um die Erkennung von allem Beiwerk rein zu erhalten, frischen Tisch gemacht, die Ungetreuen bestraft, das Haus gesühnt. Das Bettlergewand ist Odysseus gelassen, weil es noch notwendig ist. Der Held hat bereits Eurykleia befohlen, Penelope zu rufen. Das geschieht jetzt in einer prächtigen Szene.

Rasch mit vor Eile stolpernden Füßen steigt Eurykleia in das Obergemach hinauf, der Gebieterin die frohe Botschaft zu bringen. Sie findet sie in dem Schlafe, den Athene über sie gesenkt, als sie 21, 356 auf des

Sohnes Weisung das Megaron verlassen hatte. Gleich einem Traumbild tritt ihr Eurykleia zu Häupten: „Erwache, Penelope, mit eigenen Augen den langgehegten Wunsch erfüllt zu sehen. Odysseus ist wieder da und hat die Freier erschlagen." Der jubelnden Botschaft gegenüber ist die Fürstin gerade so ungläubig wie vor den bestimmten Verheißungen des Odysseus in der Nacht vorher: „Mütterchen, die Götter haben dich wahnwitzig gemacht, sie, die einen Verständigen in Unverstand führen können, so gut sie einen Toren zur Vernunft zu bringen vermögen. So geht es dir, die sonst so verständig war." Es ist dieselbe Hoffnungslosigkeit, die sie Odysseus gegenüber zeigte. Und wie sie dort 19, 317 abbrach und den Fremden der Pflege der Mägde überwies, so tut sie auch jetzt. Sie schilt Eurykleia, daß sie sie höhne und mit irreführenden Reden aus einem Schlaf erwecke, wie sie ihn so süß seit des Odysseus Abfahrt noch nie genossen, und heißt sie ins Frauengemach gehen. Hätte eine andere ihr das getan, sie hätte sie übel zurückgeschickt. Ihr komme ihr Alter zustatten. V. 1—24.

Aber Eurykleia läßt nicht locker: Sie verhöhnt sie nicht. Wahrhaftig, Odysseus ist daheim. Es ist der Fremde, den alle im Hause schlecht behandelten. Telemachos wußte lange darum, aber mit klugem Bedacht hielt er die Pläne des Vaters geheim, um ihm die Rache zu ermöglichen. Eurykleia war ja nicht in das Geheimnis eingeweiht. Aber da sie selbst den Herrn erkannt hatte, mußte die Weisung des Telemachos, die Mägde im Frauenmegaron einzusperren, bei ihr volles Verständnis finden; und wie der Jüngling sie nach dem Freiermord in den Saal ruft, zeigt sie nicht die geringste Verwunderung.

Ihre Bestimmtheit verfehlt ihres Eindrucks auf Penelope nicht. Erfreut springt sie vom Bette und umarmt die Alte mit ausbrechenden Tränen. Ihre erste Frage ist, wie denn Odysseus allein an die vielen Freier habe Hand anlegen können. Das kann ihr Eurykleia nicht sagen, da sie eingeschlossen war, bis nach vollendetem Rachewerke Telemachos sie rief und sie Odysseus unter den Erschlagenen stehen sah. Was sie erzählt, stimmt mit der Erzählung des 22. Buches auf das genaueste überein. Jetzt aber wird sie dringend. Penelope soll endlich kommen, damit sie beide sich der Freude hingeben. Gelitten haben sie wahrlich genug. Und zur Bekräftigung wiederholt sie ihre Botschaft: Der langgehegte Wunsch ist jetzt erfüllt, Odysseus ist lebend an seinen Herd zurückgekehrt, hat dich und seinen Sohn im Hause gefunden und die Frevler gestraft. V. 25—57.

Nach dem Charakter, den Penelope im 19. Buche zeigt, kann es nicht auffallen, wenn sie immer noch zweifelt. Eurykleia, meint sie, jubelt zu früh. Sie weiß ja, wie hochwillkommen ihr und ihrem Sohne die Wiederkehr des Gemahls wäre. Aber es ist nicht wahr. Einer der Unsterblichen hat die Freier getötet, im Zorn über ihr gottloses Treiben. Jener aber hat seine Heimkehr verloren und ist selbst umgekommen.

In lebhafter Ungeduld schilt Eurykleia ihren Unglauben und rückt endlich mit einem Beweis heraus, der Narbe, die sie beim Bade ent-

deckte. Das kann doch nur auf die Fußwaschung des 21. Buches gehen, nur ist der Auszug aus jener Erzählung abgekürzt und auf das Notwendigste beschränkt. Was in unserem Zusammenhang die Hauptsache ist, wird stark betont. Eurykleia hat Penelope ihre Entdeckung mitteilen wollen, aber Odysseus hat ihr den Mund zugedrückt und sie in kluger Überlegung nicht sprechen lassen. Bei der Fußwaschung 19, 480 drückt er ihr die Kehle zu. Aber dergleichen kleine Unebenheiten sind im homerischen Gedicht ohne Bedeutung.

Überzeugt ist Penelope freilich nicht. Es sei auch Eurykleia, der Verständigen, schwer, die Pläne der Götter zu begreifen, d. h. ein Gott hätte sie leicht durch Vorspiegelung der Narbe täuschen können. Immerhin läßt sie sich herbei, hinunterzugehen, zu ihrem Sohn, um sich die toten Freier und ihren Überwinder anzusehen. V. 58—84.

Ihre vorsichtige Zurückhaltung verläßt sie nicht. Während sie hinuntersteigt, erwägt sie zwar, ob sie aus gemessener Entfernung den Gemahl ausforsche oder zu ihm trete, ihm Haupt und Hände zu küssen. Auf einen Augenblick scheint es, als ob sie sich dem Glauben an die frohe Nachricht ganz hingeben wollte, aber nur auf einen Augenblick. In den Saal getreten, setzt sie sich an die eine Wand, Odysseus gegenüber, der an einer der den Herd einfassenden Säulen sitzt. Vergebens wartet er, den Blick zur Erde gesenkt, auf eine Anrede. In Befangenheit sitzt sie lange da. Bald glaubt sie ihn beim Ansehen zu erkennen, dann stören sie wieder die Lumpen des Bettlers, so daß sie in ihm den Gemahl nicht wiederfindet. Darüber wird Telemachos ärgerlich, und er fährt sie an. Unglücksmutter nennt er sie sogar; „böse Mutter", hat es Voß nicht übel wiedergegeben. Warum hält sie sich vom Vater fern, setzt sich nicht zu ihm und redet ihn nicht an? Keine andere Frau brächte es über sich, von dem Manne sich entfernt zu halten, der nach so langer Zeit und so vielen Leiden heimkehrte. Aber ihr Herz ist fester denn Stein.

Ihr Sinn sei befangen, erwidert Penelope, und sie vermöge kein Wort hervorzubringen, nicht zu fragen noch ihn anzusehen. Wenn der Fremde wirklich Odysseus sei, so würden sie ein besseres Mittel haben, sich zu erkennen, denn sie wüßten geheime Zeichen, die kein anderer kenne.

Damit deutet sie auf die Erkennung durch das Bett, von dessen Bau durch Odysseus nur sie beide wissen. Der Dichter hat aber dafür eine breitere und schönere Einführung in Bereitschaft als diese kurze. Odysseus freilich hat sie gar wohl verstanden. Er lächelt und erwidert mit einem Worte, das wieder nur Penelope verstehen kann. Telemachos solle die Mutter ihn nur prüfen lassen, sie werde dann schon auf bessere Einsicht kommen. Da es aber dem Dichter darum zu tun ist, für die Erkennung eine andere Situation zu schaffen, läßt er Odysseus sich den Anschein geben, als meine er, Penelope werde nur durch sein bettelhaftes Aussehen zurückgehalten, ihn anzuerkennen. Der Gedanke ist, sie würde den Widerstand aufgeben, wenn er gebadet und gut gekleidet wäre. V. 85—116.

Zwischen diesen letzten Worten und dem Bad V. 153 liegt ein Stück,

das den Zusammenhang empfindlich stört. Odysseus kommt plötzlich auf den Gedanken, sie müßten sich notwendig gegen die Gefahren sichern, die ihnen von den Angehörigen der Freier drohten. Wer auch nur einen Mann erschlagen habe, hinter dem nicht viele Helfer ständen, der müsse aus dem Lande fliehen. Sie aber hätten die edelste Jugend von Ithaka getötet. Er rät daher, alle, auch die Frauen, sollten sich schmücken, der Sänger aber zum Tanz aufspielen, damit die Leute draußen glaubten, es werde Hochzeit gefeiert. Die Kunde von ihrer Tat würde dann nicht eher in die Stadt gelangen, als bis sie ihre Landgüter erreicht und das Weitere überlegt hätten. So geschieht es. Alles macht sich fertig, der Saal erdröhnt von den Schritten der Tanzenden, und das Publikum draußen vermutet, Penelope habe nun doch einem der Freier die Hand gereicht, und spricht kräftig seinen Unwillen aus.

Mit vollem Recht hat die Kritik darauf hingewiesen, daß die Szene nicht nur störend unterbricht, sondern gar nicht in den Zusammenhang paßt. Die schöne Wiedererkennung soll also in dem Getümmel des Tanzes vor sich gegangen sein, das man bis auf die Straße hören kann, und die Lustbarkeit hört sogar erst V. 297 auf, wie die Erkennung ganz vorbei ist. Auch dort stört sie den Zusammenhang. Und doch ist die Szene anmutig belebt und findet im Gerede der Leute draußen einen gut pointierten Abschluß, hat also einen Dichter zum Verfasser. Es wäre auch schwer zu sagen, was einen Interpolator veranlaßt haben könnte, das Stück hier einzuschieben.

Das führt zu der Annahme, es stamme aus einem andern Zusammenhang. Seine Furcht vor der Rache der Verwandten hat Odysseus schon 20,42 der ihm nächtlich erscheinenden Athene ausgesprochen, und im 24. Buch ziehen diese wirklich aus, sich zu rächen. Odysseus und die Seinen sind dort in der Tat aufs Land gegangen, auf das Gut des Laertes. Da jene letzte Szene meiner Meinung nach unzweifelhaft der Schluß der Telemachie ist, so stammt auch unsere Partie aus diesem Gedicht. Der Dichter hat sie beibehalten, um die Verknüpfung mit den letzten Ereignissen nicht ganz zu unterbrechen, und wagte es, mit ihr die durch das Bad des Odysseus entstehende Pause auszufüllen. Besonders gelungen ist das nicht. Das fremde Stück hat sich in die Erzählung nicht gut eingefügt. V. 111—152.

Eurynome badet Odysseus und kleidet ihn, Athene gießt Schönheit über ihn aus, wie dereinst bei seiner Begegnung mit Nausikaa, dann kehrt er in den Saal zurück und setzt sich wieder auf den Thronsessel. Aber da Penelope auch jetzt noch keine Anstalten macht, ihn zu erkennen, schilt auch er das verstockte Herz der seltsamen Frau, zum Teil mit den gleichen Worten wie vorhin Telemachos. Dann aber greift er ihre Andeutung von den geheimen Zeichen auf, um zum Ziele zu gelangen. Scheinbar sehr schroff wendet er sich an Eurykleia, sie möge ihm ein Bett rüsten, damit er, wenn auch allein, sich legen könne, denn die Fürstin habe ein eisernes Herz im Busen.

Penelope ist überzeugt. Wenn er jetzt des Bettes erwähnen kann, so hat er ihr Wort von den geheimen Zeichen verstanden. So verwahrt sie sich zwar einleitend noch gegen den Vorwurf des Hochmuts und der Gleichgiltigkeit, bekennt dann aber, sie sei darüber, daß der Fremde Odysseus sein wolle, nicht zu sehr erstaunt. „Ich weiß gar wohl, wie du warst, als du nach Troja auszogst.“ Sie hat ihn wiedererkannt und sagt es ihm. Fast ein liebevoller Scherz ist es, wenn sie jetzt Eurykleia das Bett des Herrn aus dem Gemache tragen heißt. Eine Probe ist es nicht mehr, sondern nur das letzte Siegel auf die Erkennung. Odysseus freilich stellt sich, als hielte er ihren Befehl für Ernst. Nur so kann der Dichter den Abschluß zu voller Wirkung gestalten. Da die Bettstelle mit dem Stamm des Ölbaums, über den sie gebaut wurde, unzertrennlich verbunden ist, könnte man sie nur entfernen, wenn jemand den Strunk des Baumes abgehauen hätte. So kann Odysseus sagen, ihr Wort tue ihm in der Seele weh, und die unmutige Frage stellen, wer ihm das Bett an andere Stelle gerückt habe. Nur ein Gott hätte das vermocht, auch einem kundigen Menschen wäre es zu schwer gefallen. Und nun erzählt er ihr, die allein darum weiß, wie er einst um den Ölbaum das Schlafgemach baute und das Bett um den Stamm fügte. V. 153—204.

Der Vorgang der Erbauung des Bettes ist fast nicht zu verstehen. J. van Leeuwen denkt an die Umsetzung eines alten Mythos, in dem die heilige Hochzeit des rückkehrenden Gatten zu der Göttin Penelope unter einer heiligen Olive gefeiert worden wäre. Aber seine Erklärung, wie die Geschichte in den Thalamos des Odysseus übertragen worden sei, ist sehr künstlich, und wie Odysseus das Bett fertigte, begreift man deshalb nicht besser.

Die Erkennung ist besiegelt. Der Dichter schlägt Töne an, wie er sie bei Kalypso und Nausikaa, auch am Morgen vor dem Freiermord erreicht hat. Wie sie die Zeichen erkennt, eilt sie weinend auf ihn zu und umarmt und küßt ihn. Er, der verständigste aller Menschen, wird ihr nicht länger zürnen. Fast ihr erstes Wort redet von ihrem Leid. Die Götter haben ihnen mißgönnt, sich gemeinsam ihrer Jugend zu freuen und die Schwelle des Alters zu erreichen. Darauf wiederholt sie die Bitte, ihr nicht zu zürnen, daß sie ihn nicht beim ersten Anblick so begrüßte. Sie schauderte eben immer davor, von einem Betrüger getäuscht zu werden. Nun hat er ihren ablehnenden Sinn durch die Zeichen besiegt, von denen nur sie beide wußten, außer ihnen die alte Aktoris, die sie mit ins Haus brachte, und die ihr die Schwelle hütete. Ihre Worte rühren Odysseus zu Tränen, sie aber freut sich gleich Schiffern, die, ihrer wenige an Zahl, nach dem Schiffbruch schwimmend das Land erreichen, der Rettung froh. Sie hält ihn fest in ihren Armen und läßt ihn gar nicht mehr los. V. 205—240.

In ihrer Rede ist eine Stelle über Helene eingefügt, ohne Verbindung nach vor- und rückwärts. Helene, heißt es, hätte sich von Paris nicht verführen lassen, wenn sie gewußt hätte, daß die Achäer sie mit Waffen-

gewalt zurückbringen würden. Aber ein Gott bewog sie zu der ungehörigen Tat, und sie erwog die Verblendung nicht vorher, die dann doch der Anfang des Leides war. Man möchte gern wissen, was der Leichtsinn der Helene hier zu tun hat, der einen seltsamen Gedankengang gibt: Zürne nicht, Odysseus. Ich fürchtete betrogen zu werden. Helene hätte sich nicht verführen lassen, wenn sie alles erwogen hätte. Nun hast du mir die Zeichen unseres Lagers genannt. Daß das Unsinn ist, wird man nicht bestreiten wollen. V. 218—224.

Über ihren Klagen, heißt es weiter, wäre die Morgenröte erschienen, hätte nicht Athene die Nacht an ihrem Ende noch lange ausgedehnt und die Morgenröte mit ihrem Gespann am Okeanos festgehalten. Das ist hier ohne Sinn. Einen solchen hätten die Worte, wenn sie da ständen, wo die Gatten zur Ruhe gegangen sind, so daß Athene ihnen den Genuß des Wiedersehens verlängerte. Wirklich sendet Athene, wenn sie glaubt, Odysseus habe sich nach Herzenslust der Umarmung seines Weibes und des Schlafes erfreut, die Morgenröte vom Okeanos auf die Erde V. 344. Athene, welche die Nacht verlängert und der Morgenröte befiehlt, weist auf die Telemachie, in der die Göttin die Ereignisse lenkt. Mit der zweiten Stelle beginnt in der Tat das Schlußstück der Telemachie, und ihr gehört deshalb auch die erste Einwirkung der Athene. Es ist ein Bruchstück aus der Erkennung, wie die Telemachie sie bot. Die erste Stelle ist vielleicht durch Schuld der Überlieferung an den unrechten Ort geraten. V. 241—246.

Übergehen wir es, so fehlt im Zusammenhang nichts. Odysseus beeilt sich, Penelope mitzuteilen, er sei noch nicht am Ende der Mühsale angelangt. So habe ihm Teiresias in der Unterwelt geweissagt. Jetzt fordert er sie auf, sie wollten schlafen gehen. Es ist aber begreiflich, daß Penelope vorher noch wissen will, was das sei, und ebenso begreiflich, daß der Dichter kein anderes Mittel hat als die wörtliche Wiedergabe der Rede des Teiresias. Vor allem macht der Schluß auf Penelope Eindruck. Die Verheißung eines glücklichen Alters gibt ihr die Gewähr, daß er die vorangehenden Gefahren überwinden wird.

Man könnte die ganze Partie überflüssig finden. Aber dieser sehr alte und hochbedeutsame Teil des Odysseusmythos erschien dem Dichter so wichtig, daß er dem Ausblick noch Raum gewähren wollte. V. 247—287.

Die Erkennung schließt mit der weihevollen Wiedervereinigung der Gatten. Eurynome und Eurykleia machen das Lager zurecht, dann geht Eurykleia zu Bett, Eurynome leuchtet dem seiner Kammer zuschreitenden Paare mit der Fackel voran, „als Brautmagd", hat Wilhelm Jordan schön übersetzt, und läßt sie allein. Sie schreiten freudig zum Brauch des alten Lagers. V. 288—296.

Aristophanes von Byzanz hat hier die Odyssee schließen lassen, in der richtigen Erkenntnis, daß alles, was auf die prachtvolle Erkennung folgt, nur Abfall vom Ton ist. Nach der bereits besprochenen Beendi-

gung des Tanzes durch Telemachos wird von den Gesprächen der Gatten berichtet. Mit Recht hat schon die alte Kritik an der hölzernen Rekapitulation der Irrfahrten Anstoß genommen. Nicht daß es eine Rekapitulation, sondern daß es eine schlechte Rekapitulation ist, verrät die Fälschung. Fällt aber diese, so muß sich die Streichung auch auf das erstrecken, was Penelope zu erzählen hat, und wir sind die ganze dürftige Erfindung los. V. 300—343.

Was bis zum Ende des 24. Buches folgt, halte ich für den Schluß der alten Telemachie. Der Besuch beim Vater und die Auseinandersetzung mit den Anverwandten der Freier waren in ihr kaum zu umgehen, ebensowenig ein durch Athene vermittelter Abschluß der ganzen Geschichte.

Nachdem am Morgen Athene die Morgenröte hatte aufgehen lassen, erhebt sich Odysseus. Seine ersten Worte sind eine Wiederholung der eingelegten Gespräche und daher ebenfalls interpoliert. Jetzt, sagt er, da sie zum vielerbetenen Lager gelangt seien, solle sie des Hauses walten, er aber wolle Raubzüge machen und sich von den Ithakern den Schaden zahlen lassen, bis seine Hürden wieder gefüllt seien. Heute wolle er auf dem Lande den alten Vater aufsuchen. Da er aber voraussieht, es würde am Morgen die Kunde von dem Freiermord ruchbar werden, weist er sie an, sich im Obergemach einzuschließen und niemand zu sehen. Er rüstet sich und geht mit den beiden Hirten hinaus. Die hat der Dichter der Odyssee mitgehen lassen, denn der Telemachie ist Philoitios unbekannt, und die beiden spielen im 24. Buche so gut wie gar keine Rolle. Ihren Weggang hüllt Athene in Nacht, so daß er wie eine Flucht aussieht. Vor den Verwandten der Freier hat Odysseus wiederholt Furcht geäußert. V. 344—372.

Odyssee XXIV.

Die Hadesfahrt der toten Freier zeigt viele Züge, die aus Homer sonst nicht bekannt sind. Von Hermes dem Seelenführer, der die Toten mit dem Schlummerstab leitet, hören wir sonst nichts. Den uralten Glauben an den chthonischen Gott hat die Aufklärung der Ilias gegenstandslos gemacht. Die Seelen ziehend schwirrend dahin, wie Fledermäuse schwirrend herumfliegen, wenn in der Höhle eine aus der Kette gefallen ist. Es ist das Schwirren der Seele, die nach unausrottbarem Volksglauben als Vogel gedacht wurde. Schwirrend enteilt in der Ilias 23,101 die Seele des Patroklos zum Hades, und Weicker weist darauf hin, daß die Fledermäuse als Vögel galten. Die Schar geht an der Strömung des Okeanos hin und dem Leukasfelsen entlang. Damit kann nicht die mächtige weiße Felswand gemeint sein, die der Insel Leukas den Namen gegeben hat, weil der „weiße Fels“ offenbar zu den Lokalitäten des Hades gehört. Die Vermutung von Wilamowitz ist daher sehr ansprechend, der Dichter habe sich den Erdrand, die Küste des Okeanos, als weiße Felswand gedacht. Der Weg führt an den westlichen Sonnentoren und dem Traumland vorbei und mündet in die Asphodeloswiese, die auch 11,539 genannt ist, hier aber

geradezu als Behausung der Toten gilt. Von einem Überschreiten des Okeanos hören wir nichts, so daß das Totenreich diesseits des Weltstromes, auf der Oberwelt, zu liegen scheint. Aber es läßt sich damit nicht viel machen. Die ganze Schilderung ist in Unbestimmtheit getaucht, die durch die Bemerkung am Schluß V. 204, sie hätten die Gespräche unter den verborgenen Tiefen der Erde geführt, nur noch undurchdringlicher wird. V. 1 bis 14.

Die Freier finden die Seelen des Achilleus, Patroklos, Antilochos und Aias. Die drei scharen sich um Achilleus, da tritt die Seele Agamemnons heran, in Begleitung aller, die mit ihm in des Aigisthos Hause gefallen waren. Was da steht, läßt darauf schließen, die Seelen der Freier müßten das Gespräch des Atriden mit Achilleus mit angehört haben. Dem ist aber nicht so, sondern die Freier kommen erst V. 99 an. Der Dichter beabsichtigte allerdings, den Gegensatz zwischen des Agamemnon und Odysseus Geschick noch einmal hervorzuheben, wollte aber auch die schöne Bestattung des Achilleus einlegen. Das alles in dem Gespräch Agamemnons mit den Freiern unterzubringen, gelang ihm nicht, und so wurde ein Gespräch des Atriden mit Achilleus daraus, während dessen Hermes mit seinen Seelen warten muß.

Achilleus spricht zuerst. Bei dem hohen Rang, den Agamemnon vor Troja einnahm, wäre es ihm besser gewesen, in jenem Kriege zu fallen als in solchem Geschick umzukommen. Gedanke und Wendung stammen aus der Telemachie 1, 237, die sie auf Odysseus anwendet, und dienen lediglich zur Anknüpfung. An des Achilleus Geschick preist es Agamemnon besonders, daß er vor Troja fallen und eine herrliche Bestattung erhalten durfte. Der Kampf um Achilleus' Leiche und die Bestattung sind ein schönes Stück epischer Poesie, das der Dichter einem ihm vorliegenden Gedicht entnahm. Abgeschlossen wird sie durch den Gedanken, wie herrlich jetzt die Kunde von Achilleus bei den Menschen bleibe, während Agamemnon an seinen Taten keine Freude haben könne. Denn ihm sann bei der Heimkehr Zeus Verderben unter der Hand des Aigisthos und der fluchwürdigen Gemahlin. V. 15—97.

Wie nun die Freier herankommen, erkennt unter ihnen Agamemnon den 22, 284 durch Telemachos erschlagenen Amphimedon; dessen Vater Melaneus einst sein Gastfreund in Ithaka war. Daß Agamemnon ihn kennt, ist nicht ungeschickt mit der einem ältern Epos entnommenen Reise motiviert, auf der Agamemnon das Heer aufbot. Wenn er ihn, der damals ein Knabe war, wiedererkennt, so ist das weiter nicht verwunderlich. Der Dichter wollte sich eine weitläufige Motivierung ersparen. Agamemnon ist über die große Schar gleichaltriger junger Adliger erstaunt, die da herankommen. Ein Teil seiner Frage ist aus 11, 398 genommen, wo Odysseus den Agamemnon mit denselben Worten nach der Ursache seines Todes fragt.

Die Erzählung des Amphimedon scheint beim ersten Anblick eine Zusammenstoppelung aus unserer Odyssee, und Roemer glaubt, Aristarch

habe die ganze zweite Nekyia hauptsächlich darum athetiert, weil eine Rekapitulation vorliege. Das ist indessen die Erzählung genau besehen nicht, denn sie stellt die Geschichte unter einem neuen Gesichtspunkte dar. Es liegt nur an der sprachlichen Unbeholfenheit des Verfassers, wenn das nicht deutlicher zutage tritt. Amphimedon macht für das Unglück der Freier vor allem Penelope verantwortlich. Sie habe sich nur deshalb nicht zu einer Wahl entschließen wollen, weil sie den Freiern Tod und Verderben plante. Die List mit dem Gewebe erscheint nicht wie in der alten Stelle 19, 138 als ein Mittel, der Entscheidung zu entgehen, sondern auf die Wiederkehr des Odysseus berechnet. Der Gedanke, daß es die höchste Zeit war, ist hier scharf zugespitzt. Als Penelope das Gewebe vollendet und gewaschen hatte und den Freiern vorwies, kam Odysseus nach Hause. Beide Motive werden so viel als möglich miteinander verbunden. Amphimedon behauptet sogar, Penelope habe die Bogenprobe auf Geheiß des Odysseus veranstaltet. Daß es dem Rückschauenden vorkommen mußte, es sei alles abgekartet gewesen, ist sehr begreiflich, und so hat es der Dichter dargestellt. Eine selbständige Version der Sage kann ich darin nicht erblicken. Der ganze Bericht ist im übrigen nach unserer Odyssee gefertigt, ziemlich unbekümmert darum, was Amphimedon wirklich wissen konnte.

Zur Telemachie hat die zweite Nekyia nicht gehören können, weil jene das Gewebe, die Bogenprobe und den Bogenkampf nicht kannte. Vom Dichter der Odyssee kann sie, abgesehen von der ganz abweichenden Schilderung der Unterwelt, nicht herrühren, weil das in ihr gegebene Bild der Penelope seiner ganzen Auffassung widerspricht. Es war dem Verfasser des Stückes hauptsächlich darum zu tun, den Gegensatz zwischen Penelope und Klytaimestra noch einmal hervorzuheben, und das geschieht in den ganz hübschen, wenn auch in geläufigen Wendungen gehaltenen Schlußworten Agamemnons. Gut schließt er mit dem Hinblick auf das verschiedene Bild ab, welches das Lied den Menschen der Nachwelt von den beiden Frauen zeichnen werde.

Dafür, daß die zweite Nekyia in die fertige Odyssee eingelegt ist, gibt es auch einen äußeren Beweis. „So sprechen diese miteinander unter den Tiefen der Erde" heißt es V. 203, und dann „die aber gelangten auf das Landgut des Laertes". Wer sind „die aber"? Nach so langer Unterbrechung müßte doch deutlicher angegeben werden, daß die Erzählung zu Odysseus zurückkehrt. Wir haben die durch die zweite Nekyia gewaltsam abgebrochene, unmittelbare Fortsetzung des 23. Buches vor uns. V. 98—204.

Epilogartige Schlüsse bedeutender Erzählungen verfallen leicht einem beträchtlichen Abfall vom Ton. Es bedarf, um das Interesse zu erhalten, eines neuen Anhebens mit neuen Erfindungen, und die sind meistens doch nicht imstande, in uns das warme Gefühl zu erhalten, in das uns die Geschichte selbst versetzt hat. Einem solchen Schicksal ist nicht einmal der

Schluß des Orlando Furioso ganz entgangen, viel weniger der Dichter der Telemachie. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß er den Abschluß anmutig gestaltet hat. Vor allem bemüht er sich, durch kleine neue Erfindungen unser Interesse zu erwecken.

Sorgfältig schildert er das Landgut des Laertes. Er hat ein Haus, das von Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. Da essen und wohnen seine Knechte, nach einer Andeutung erbeutete Fremde. Eine alte sikelische Magd pflegt ihn. Wir erfahren später V. 389, daß das die Frau des Dolios war.

Odysseus heißt Telemachos und die Hirten in das Haus gehen und die Mahlzeit rüsten, dann schreitet er dem Baumgarten zu. Er findet weder Dolios noch dessen Söhne und Knechte, denn die lesen unter seiner Aufsicht Dorngesträuch zur Einhegung des Gutes zusammen.

Dolios ist nach 4, 735 persönliches Eigentum der Penelope, ihr von ihrem Vater in die Ehe mitgegeben und jetzt Besorger ihres Baumgartens. Der Dichter der Odyssee gibt ihm zwei ungeratene Kinder, Melanthios und Melantho. Hier macht ihn die Telemachie zu einem Knechte des Laertes, auf dessen Gut er mit Frau und Söhnen arbeitet, eine Neuerfindung, die nicht gar so ungeschickt ist. Daß Dienstboten verheirateter Kinder im Hause der Eltern aushelfen, kommt auch sonst vor. Er wird hier für den letzten Kampf verwendet, da die Telemachie von dem bewaffneten Beistand des Eumaios und Philoitios beim Freiermord nichts wußte. V. 205—225.

Odysseus findet Laertes, wie er in schlechtem Kleide, mit ledernen Handschuhen und Gamaschen angetan, eine Mütze von Ziegenfell auf dem Kopf, Gewächs ausscharrt, d. h. wohl den Garten von Wuchergestrüpp säubert. Nach einigem Überlegen beschließt Odysseus, den Vater zuerst mit schalkhaft freundlicher Rede auszuholen, wie es mit ihm stehe. Damit beginnt die schöne Erkennungsszene.

Odysseus macht dem alten Laertes ein Kompliment über den wohlgepflegten Baumgarten, wundert sich aber, daß er selbst so aller Pflege entbehrt. Er stellt sich an, als halte er ihn für einen Knecht. Mangel an Fleiß könne nicht schuld sein, wenn ihm sein Herr keine Sorgfalt angedeihen lasse, und übrigens sehe er gar nicht wie ein Knecht aus, sondern wie ein fürstlicher alter Mann, der es sich wohl sein lassen sollte. Dann fragt er ihn, ob er wirklich in Ithaka sei. Ein Mann, den er unterwegs angetroffen, habe ihm zwar gesagt, es sei so, ihm aber keine freundliche Auskunft geben und ihn gar nicht recht anhören wollen, als er fragte, ob sein Gastfreund noch lebe. Er habe nämlich einst einen sehr lieben Mann bewirtet und reich beschenkt, der sich den Sohn des Laertes, des Sohnes des Arkeisios nannte. V. 226—279.

Mit Tränen antwortet Laertes, er sei wirklich in Ithaka, aber da schalteten jetzt frevelhafte Männer, und darum habe er jene Gastgeschenke nutzlos gegeben. Hätte er jenen jetzt in Ithaka getroffen, er wäre reicher Gegengeschenke und wohlwollender Behandlung sicher gewesen. Vor allem wünscht er aber zu wissen, wie lange es her sei, daß er jenen Gastfreund

bewirtete, seinen Sohn. Denn der ist lange tot. Ihn fressen, der Heimat fern, die Fische im Meer oder Raubtiere auf dem Land, und weder Eltern noch Gemahlin konnten ihm die letzten Ehren erweisen. Die einzelnen Züge der Klage sind, wenn auch nicht wörtlich, der um Hektor im 22. Buche der Ilias entlehnt. Endlich fragt ihn Laertes, wer und woher er sei. V. 280—301.

Odysseus antwortet, er wohne in Alybas, einer Stadt, welche die Alten im Gebiete von Metapont suchten. Sein Vater sei Apheides, der Freigebige, Sohn des Polypamon, des Reichen, er selbst heiße Eperitos, der Angefeindete. Hierher sei er von Sikanien verschlagen worden. Den Odysseus habe er vor fünf Jahren bewirtet. Der sei damals, günstiger Vogelzeichen froh, fortgezogen, und sie hätten gehofft, sich ihrer Gastfreundschaft noch oft erfreuen zu können.

Der laute Schmerz des Vaters, der sich vor Trauer Staub auf das Haupt häuft, überwältigt Odysseus. Er fühlt, wie ihm die Tränen kommen, umfängt und küßt den Vater, gibt sich zu erkennen und teilt ihm mit, daß er die Freier erschlagen. V. 302—326.

Da aber Laertes eine Beglaubigung fordert, erinnert ihn der Sohn daran, wie er ihn, den Knaben, alle Bäume kennen lehrte, ihm eine Anzahl von Bäumchen schenkte und Reihen von Reben versprach. Er weiß sich der Art und Zahl der Bäume genau zu erinnern. Die Zeichen sind von eigenartiger Anmut und genügen vollständig, und die Erwähnung der Narbe, mit der die Antwort des Odysseus beginnt, wird dadurch nicht nur überflüssig, sondern geradezu störend. Sie ist übel interpoliert. Streichen wir sie, so gewinnen wir den prächtigen Eingang: „Wohlan denn, ich will dir sogar die Bäume nennen, die du mir schenktest.“

Die Freude des Greises ist so groß, daß Odysseus den Ohnmächtigen in seinen Armen auffangen muß. Wie er sich erholt, ruft er aus: „Ihr Götter im Himmel lebt also noch, wenn die Freier wirklich büßten.“ Nur fürchtet er, die Verwandten der Freier möchten die Bevölkerung des ganzen Kephallenenreiches wider Odysseus aufreizen. V. 327—355.

Odysseus beruhigt ihn, und sie kehren ins Haus zurück, wo Telemachos und die beiden Hirten eben noch das Mahl bereiten. Den Laertes badet seine sikelische Magd, und Athene verleiht ihm herrliche Schönheit, so daß Odysseus bewundernd die Wirkung eines Gottes vermutet. Da wünscht Laertes, ganz wie Nestor in der Ilias so oft tut, er möchte mit der Kraft, in der er einst Nerikos auf der Halbinsel Leukas eroberte, gestern beim Speerkampf dabei gewesen sein. Der Sohn hätte sich freuen können, wie mancher da unter seinem Speere gefallen wäre. V. 356—382.

Wie sie sich zum Mahle setzen, kommt Dolios mit seinen Söhnen von der Arbeit, von der Mutter gerufen. Eine neue Erkennungsszene erspart sich der Dichter mit gutem Takt. Wie sie Odysseus sehen, schließen sie, er müsse es sein und stehen befangen vor der Tür. Odysseus muntert sie freundlich auf, die Befangenheit abzulegen, weil sie schon lange mit dem Essen auf sie gewartet hätten. Jetzt eilt Dolios auf seinen Herrn zu, küßt

seine Hände und freut sich, daß die Götter ihn heimgeführt. Auf seine wichtigste Frage, ob Penelope es schon wisse, erhält er nur die Antwort, sie wisse es; darum braucht er sich nicht zu sorgen. Auch des Dolios Söhne reichen ihm die Hand und setzen sich dann. V. 383—412.

Unterdessen durchfliegt die Kunde von dem Freiermorde die Stadt. Von allen Seiten kommen die Angehörigen, tragen die Toten fort und bestatten sie, die von von andern Inseln übergeben sie Fischern, sie in die Heimat zu führen. Dann begeben sie sich zur Beratung auf den Markt. Dort ergreift des Antinoos Vater Eupeithes das Wort. Daß Antinoos auch im Speerkampf der Telemachie zuerst erschlagen wurde, könnten wir uns sonst vorstellen, hören es aber hier ausdrücklich. In geschickt aufreizender Rede beschuldigt Eupeithes den Odysseus, erst durch den Zug nach Troja Schiffe und Männer ins Verderben geführt zu haben, um nun nach seiner Rückkehr die Edelsten der Kephallenen zu töten. Vor allem, meint er, handelt es sich darum, Odysseus nicht nach Pylos oder Elis entkommen zu lassen. Denn es wäre eine ewige Schande, und er möchte nicht leben, wenn sie ihre Söhne und Brüder nicht rächten. V. 413 bis 437.

Seine Tränen rühren die Zuhörer. Da kommen Medon und Phemios, die offenbar im Hause des Odysseus geschlafen hatten und eben erst erwacht waren. Ihr Erscheinen weckt allgemeines Erstaunen, denn ohne Zweifel hatte man auch sie tot geglaubt. Aus der Kürze der ganzen Erzählung muß es verstanden werden, daß Medon ungefragt das Wort ergreift. Daß er überhaupt reden darf, kann nicht auffallen, weil er ein freier Mann ist.

Medon erzählt von dem Freiermord nach dem ursprünglichen Wortlaut der Telemachie und hebt mit besonderem Nachdruck das furchtbare tätige Eingreifen der Athene hervor, das im 22. Buche vom Dichter der Odyssee unterdrückt oder doch auf ein geringeres Maß zurückgeführt worden war. Bleiche Furcht ergreift die Ithaker bei dem Bericht. Da erhebt sich der alte Halitherses und wirft ihnen vor, ihre Schlaffheit habe alles das verschuldet. Er und Mentor rieten ihnen doch, er meint die Volksgemeinde des 2. Buches, sie sollten ihre Söhne von ihrem törichten Treiben zurückhalten. Jetzt rät er, nicht gegen Odysseus auszuziehen, sonst finde mancher selbstgewolltes Unheil.

Der summarische Charakter der Erzählung zeigt sich auch hier. Es findet gar keine Gegenrede statt, sondern die Mehrzahl springt lärmend auf und entfernt sich; die übrigen, denen sein Wort nicht gefiel, sondern die sich von Eupeithes bereden ließen, bleiben beisammen, eilen sich zu rüsten und sammeln sich bewaffnet vor der Stadt. Auch hier noch macht uns der Dichter zum voraus mit dem Ausgang bekannt. Eupeithes führt sie in seines Sinnes Torheit. Er meinte den Tod des Sohnes zu rächen und sollte doch selbst nicht zurückkehren. V. 438—471.

Wie die Telemachie mit einer olympischen Szene beginnt, so schließt sie auch mit einer solchen ab. Athene fragt Zeus, ob er fernern Kampf zu

erregen oder zwischen beiden Parteien Frieden zu stiften gedenke. Da sie ja, antwortet Zeus, selbst den Plan gefaßt habe, daß Odysseus die Freier strafe, so möge sie tun, was ihr beliebe. Doch will er sagen, was er für Recht hält. Seine Erwägung bewegt sich ganz im Gedankenkreise des aristokratischen Staates. Der Held der Sage war wieder Herr zu Hause, als er die Freier erschlagen hatte. Der homerische Regent dagegen brauchte einen feierlichen, durch Eidopfer bekräftigten Vertrag mit dem beleidigten Adel. Nach diesem Vertrage soll er Regent bleiben, für den Mord der Söhne und Brüder wollen die Götter Vergessenheit eintreten lassen, und gesegnete Eintracht soll walten wie zuvor. Es muß eine Amnestie eintreten, die Odysseus im Besitze der Regentschaft läßt und weitere Rachepläne der Verwandten verbietet. V. 472—486.

Unvermittelt kann aber die Amnestie nicht eintreten, und deshalb läßt ihr der Dichter einen kurzen Kampf vorhergehen, in welchem der Hauptwidersacher Eupeithes fällt. Auf des Odysseus Geheiß späht nach dem Mahle ein Sohn des Dolios nach den kommenden Feinden und sieht sie herannahen. Sie wappnen sich, die vier um Odysseus, d. h. er selbst mit Telemachos, Laertes und Dolios; außerdem die sechs Söhne des Dolios. Daß sich dieser und Laertes trotz ihrem hohen Alter noch rüsten, wird ausdrücklich mit der Not des Augenblicks begründet. Eumaios und Philoitios kommen nicht mehr vor, und auch von einer Beteiligung des Dolios und seiner Söhne hören wir nichts weiter.

Zu des Odysseus Freude tritt Athene in Mentors Gestalt zu ihren Schützlingen. Auf des Vaters Mahnung verspricht Telemachos, sich seines Geschlechtes würdig zu erweisen, und Laertes freut sich herzlich des Tages, da sein Sohn und Enkel an Tapferkeit wetteifern. Ihn fordert Athene zum ersten Lanzenwurf auf, und er erlegt den Eupeithes. Odysseus und sein Sohn stürzen sich auf die Gegner und hätten alle umgebracht, aber Athene mahnt durch lauten Ruf die Feinde, sich ohne weiteres Blutvergießen zurückzuziehen. In bleicher Furcht lassen sie die Waffen fallen und suchen den Rückweg nach der Stadt, ihr Leben zu gewinnen. Wie ein Adler, der zum Stoß die Flügel an den Leib drückt, jagt Odysseus ihnen nach. Da wirft Zeus den schwefligen Blitzstrahl, der fällt vor Athene nieder, um sie an des Zeus Willen zu erinnern, und sie mahnt Odysseus inne zu halten, um Zeus nicht zu erzürnen.

Odysseus gehorcht freudig, und darauf veranlaßt Athene in Mentors Gestalt den feierlichen Friedensvertrag. V. 487—548.

Das Prooimion.

Ein Meisterstück ist das Prooimion der Odyssee schon deshalb nicht, weil es von der Rache an den Freiern, der Hauptsache der Odyssee, zu schweigen scheint. Das Schlimmste daran ist, daß auf die nachdenkliche Rede des Zeus über Aigisthos und Orestes gar nichts folgt, was irgendwie damit zusammenhinge. Athene sagt: „Ja, es geschah ihm recht, mir aber

zerreißt das Herz um Odysseus." Darin liegt weder eine logische noch eine poetische Folge.

Des Zeus Rede ist schön, besonders durch den tiefen Gedanken, daß die Menschen für ihr Unglück die Götter verantwortlich machen, während sie doch durch ihren Frevelmut über das Geschick hinaus Schmerzen leiden müssen. Das wird an des Aigisthos Schicksal anschaulich gemacht. Aber was wir nunmehr erwarten, die Anwendung auf die Verhältnisse in Ithaka, fehlt gänzlich, und doch konnte ein Dichter die Rede des Zeus nur erfinden, wenn er die Parallele ziehen wollte. Vollständig konnte diese nur sein, wenn dem heimkehrenden Gatten durch die Wiedervermählung der Penelope Gefahr drohte. Das hatte die Telemachie einige Male durchblicken lassen, aber die wichtigste Stelle im 13. Buch hatte der Dichter der Odyssee gestrichen und durch etwas Neues ersetzt. Etwas Ähnliches scheint hier geschehen zu sein. Das Prooimion der Telemachie begann mit einer Götterversammlung, in der Zeus nachdenkliche Worte über Aigisthos und Orestes sprach. Athene machte ihn auf die ähnliche dem Odysseus drohende Gefahr aufmerksam und erbot sich, nach Ithaka zu gehen und Telemachos Mut ins Herz zu senken. Den Vorsatz spricht sie V. 88 aus. So war die Telemachie gut eingeleitet.

Dem Dichter der Odyssee lag aber der Gedanke an eine wirkliche Gefahr durch das Verhalten der Penelope ebensowenig recht als im 13. Buche, und er ließ deshalb von der Einleitung nur die Rede des Zeus und die Reise der Athene stehen. Er selbst machte zum Inhalt seines neuen Prooimions den heimkehrenden Odysseus, mit dem es sich nun ausschließlich beschäftigt.

Der Dichter weiß, daß die Hörer die Sage im allgemeinen kennen und gleich an Odysseus denken, wenn er mit dem vielgewanderten Mann anhebt. Er gibt uns zunächst Kunde von der Zerstörung Trojas durch ihn, von den weiten Irrfahrten, dem Frevel an den Sonnenrindern, der seinen Gefährten die Heimkehr raubte. Vieler Menschen Städte und Gesinnung hat Odysseus kennen gelernt. Das geht auf die oft erhobene Frage des im neuen Lande Ankommenden, ob die Menschen hier frevelhaft, wild und ungesittet seien oder freundlich zu den Fremden und götterfürchtigen Sinnes. Auch Menelaos hat 4,267 auf seinen weiten Reisen Absicht und Gesinnung vieler Menschen kennen gelernt. Von irgendeinem Punkte dieser Geschichten aus soll die Muse erzählen, eine schöne Ankündigung, daß nicht mit der Abfahrt von Troja begonnen werden soll, sondern mit der Trennung des Odysseus von Kalypso. Auch uns soll sie berichten, was bisher nur sie weiß. Der Dichter hat Neues zu erzählen und hebt in allererster Linie die Irrfahrten hervor. Erinnern wir uns, daß er sie in der uns vorliegenden Form geschaffen hat, und wir verstehen ohne weiteres, wie wichtig es ihm war, auf seine größte Schöpfung hinzuweisen.

Die Erzählung der Irrfahrten beginnt im 9. Buche mit der Abreise von Kalypso. Deren Gestalt ist eine der herrlichsten Neuschöpfungen des Dichters, und er weist im Prooimion auf die Änderungen hin, die er an

dem alten Stoffe vorgenommen hat. Vor allem hat er ihre Insel geographisch verlegt und führt das in der Rede der Athene weiter aus V. 50. Die Schilderung geht auf die Meerenge von Gibraltar, wo auf den Säulen des Mont aux Singes die Wolken gleich einem Dache ruhen. Er macht sogar den schüchternen Versuch, die Äthiopen, zu deren Gastmahl Poseidon gegangen ist, in den westlichen Sudan zu versetzen, indem er von einer Zweiteilung der Äthiopen spricht. Im alten Kalypsogedicht wohnten sie im Osten, und daran hat dort der Dichter der Odyssee nicht gerührt. Die Umwandlung der dämonischen Verhüllerin in die liebende Nymphe wird wenigstens angedeutet. Schön ist das Heimweh des Odysseus geschildert: er sehnt sich, auch nur den Rauch seiner Heimat aufsteigen zu sehen, und wünscht sich den Tod. Der Dichter hat hier noch neue Töne gefunden. V. 50—59.

Eine wichtige Neuerung des Dichters war die Motivierung von Poseidons Zorn mit der Blendung des Kyklopen. Auch dieses Motiv wird hier breit eingeleitet. Poseidon sagt 5,286 beim Anblick des auf dem Floße fahrenden Odysseus, da hätten ja die Götter ihren Plan geändert. Daraus macht unser Dichter, daß sie Poseidons Abwesenheit bei den Äthiopen benutzen, um Odysseus heimkehren zu lassen. Dem Kyklopen gibt er die Phorkystochter Thoosa zur Mutter und weiß von deren Verbindung mit Poseidon zu berichten. Auch nennt er den Namen Polyphemos, den erst er dem Kyklopen verliehen hat.

Auf die Irrfahrten, ganz besonders auf die von ihm umgestalteten Figuren Kalypso und Polyphemos stark aufmerksam zu machen, war also bei diesem Prooimion des Dichters der Odyssee angelegentlichstes Bestreben. Wichtig ist ferner, daß er im ersten Verse Odysseus als den Helden seines Romans einführt und V. 11 auf den Hörern bekannte epische Gedichte hinweist, die die Rückkehr der übrigen Helden zum Gegenstande hatten. Von den Ereignissen nach des Odysseus Heimkehr ist mit keinem Worte die Rede. Denn wenn V. 17 sagt „als das Jahr kam, in dem ihm die Götter die Heimkehr nach Ithaka zugesponnen hatten, war er auch da nicht der Mühsal entronnen und unter seinen Lieben“, so geht das wohl auf den Sturm des 5. Buches und läßt sich nur gewaltsam auf die Freier deuten.

Der Hinweis auf die wichtigsten der Odyssee neu eingefügten Gestalten und Motive steht in den Reden der Athene und des Zeus, welche die alte Fassung der Telemachie verdrängt haben. Durch den Wunsch der Athene, Zeus möge durch Hermes der Kalypso die Entsendung des Odysseus anbefehlen lassen, hat der Dichter seine Irrfahrten eingeleitet. Es gehört ihm im Prooimion alles bis auf die erste Rede des Zeus und den Aufbruch der Athene nach Ithaka. Zwischen diese übrig gebliebenen Teile des Prooimions der Telemachie hat er seine Neuschöpfung gestellt und dadurch, das läßt sich nicht leugnen, den alten Zusammenhang gestört, ohne ihn durch etwas Vollkommenes zu ersetzen.

Register

Druckfehlerberichtigungen.

Seite 66 Zeile 27 lies: „Ilios" statt „Ilias".
„ 79 „ 24 „ „werte" statt „werten".
„ 274 „ 8 von unten lies: „Phronios" statt „Phronimos".
„ 347 „ 28 lies: „Najaden" statt „Naiaden".
„ 402 „ 10 „ „Horn" statt „Holz".

Finsler, Homer II.

